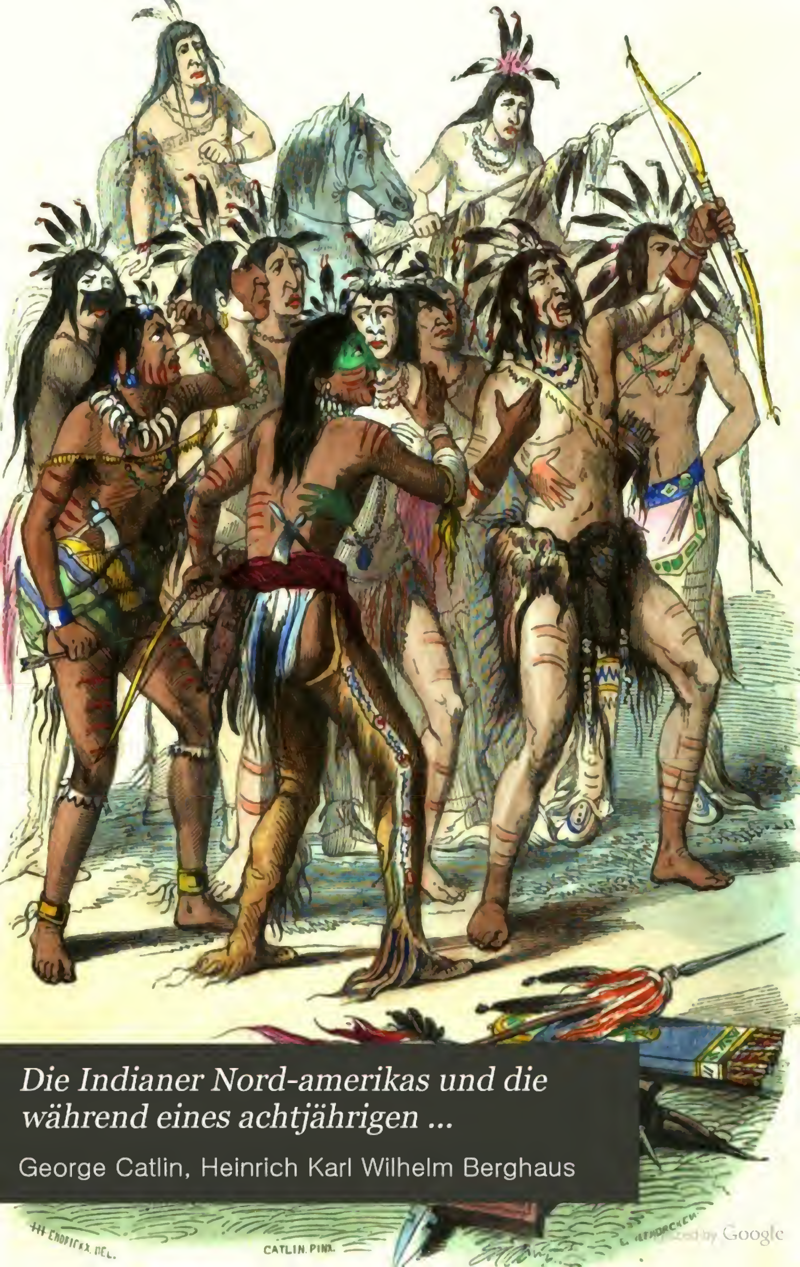


Die Indianer Nord-amerikas und die während eines achtjährigen ...

George Catlin, Heinrich Karl Wilhelm Berghaus

Digitized by Google

Hi 9240

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

9000

Digitized by Google

à la bibliothèque de l'université
de Gand
hommage
de l'éditeur.

Digitized by Google

Die Indianer Nord-Amerikas

von

G. Catlin.

Digitized by Google

Indianer Nord-Amerika's.

Digitized by Google

Die
Indianer Nord-Amerikas

und die

während eines achtjährigen Aufenthalts unter den wildeſten ihrer Stämme

erlebten Abenteuer und Schickſale

von

G. Catlin.

Nach der fünften engliſchen Ausgabe deutſch herausgegeben

von

Dr. Heinrich Berghaus,

Profeſſor in Berlin und Director der geogr. Kunſtſchule in Potsdam.

Mit 24 vom Verfaſſer nach der Natur entworfenen Gemälden.

Brüssel und Leipzig:

Carl Muquardt.

1848.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Erſtes Kapitel.

Seite

Wyóming, Geburtsort des Verfaſſers. — Seine frühere Beſchäftigung. — Erſte Veranlaſſung zu ſeinen Reiſen in das Indianerland. — Geſandtſchaft der Indianer in Philadelphia. — Erſter Ausflug in den fernen Weſten im Jahre 1832. — Abſicht eine Nationalgallerie zu gründen. — Zahl der beſuchten Stämme, der Gemälde und der übrigen geſammelten Gegenſtände. — Wahrſcheinliche Vertilgung der Indianer. — Frühere und jetzige Zahl derſelben. — Die richtige Weiſe, ſich ihnen zu nähern und ihren Charakter zu würdigen 1

Zweites Kapitel.

Mündung des gelben Steinfluſſes (Yellow Stone River). — Entfernung von St. Louis. — Schwierige Schiffahrt auf dem Miſſouri. — Herr Chouteau und der Major Sandford. — Fort der Pelzcompagnie. — Indianiſche Epicuräer. — Neue und wahre Schule für die Künſte. — Schöne Modelle 11

Drittes Kapitel.

Charakter des Miſſouri-Stroms. — Schöne Prairie-Ufer. — Maleriſche Thonhügel. — Erſtes Erſcheinen eines Dampfbootes auf dem Yellow Stone-Fluſſe und ſonderbare Vermuthungen der Indianer über daſſelbe. — Niederlaſſung der Pelz-Compagnie am Yellow Stone. — M'Kenzie, ſeine Tafel und ſeine Höflichkeit. — Indianer-Stämme in der Nachbarſchaft 13

Viertes Kapitel.

Indianer des oberen Miſſouri. — Allgemeiner Charakter derſelben. — Büffel. — Beſchreibung derſelben. — Art ſie zu tödten. — Büffel-Jagd. — Chardon's Sprung. — Verwundeter Büffel. — M'Kenzie's außerordentliche Geſchicklichkeit. — Rückkehr von der Jagd 17

Fünftes Kapitel.

Haüptlinge der Schwarzfüße. — Ihre Kleidung; Frau und Kind der Schwarzfüße. — Skalp; Zweck deſſelben. — Rothe Pfeifen und Fundort des Pfeifenthons. — Bogen, Schilde, Pfeile und Lanzen der Schwarzfüße. — Ausgezeichnete Schwarzfuß-Indianer 21

Sechſtes Kapitel.

Medizin oder Geheimniſſe. — Medizin-Beutel. — Urſprung des Wortes „Medizin." — Die Weiſe den Medizin-Beutel zu machen. — Werth des Medizin-Beutels für den Indianer und die zu ſeiner Anfertigung nöthigen Gegenſtände. — Ein Doctor oder Medizin-Mann der Schwarzfüße; ſeine Heilmethode. — Verſchiedene Ämter und Wichtigkeit des Medizin-Mannes 25

Siebentes Kapitel.

Krähen- und Schwarzfuß-Indianer. — Allgemeiner Charakter und äußere Erſcheinung. — Zelt oder Wigwam der Krähen-Indianer. — Abbrechen der Zelte und Fortſchaffung des Lagers. — Zubereitung und Raüchern der Haüte. — Schönheit der Kleidung. — Stehlen oder Einfangen der Pferde. — Grund des ſchlechten Rufes der Krähen-Indianer 29

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Seite

Weitere Bemerkungen über die Krähen-Indianer. — Außerordentliche Länge ihres Haares. — Eigenthümlichkeit ihres Kopfes. — Frauen der Krähen- und Schwarzfuß-Indianer. — Ihre Art, ſich zu kleiden und zu bemalen. — Unterſchied zwiſchen den Sprachen der Krähen-Indianer und der Schwarzfüße. — Verſchiedene Horden. — Verſchiedene Sprachen und Anzahl der Schwarzfüße. — Kniſtinaux. — Aſſinniboins und Odſchibbewä's. — Die Aſſinniboins ein Theil der Sioux. — Ihre Weiſe, Fleiſch zu kochen. — Der Pfeifentanz. — Der Haüptling Wijun-jon; ſein Beſuch in Waſhington. — Kleidung der Frauen und Kinder der Aſſinniboins. — Kniſtineaux oder Krihs; ihr Charakter und ihre Zahl. — Odſchibbewä's 34

Neuntes Kapitel.

Betrachtungen über den großen fernen Weſten und ſeine Gebräuche. — Alte Bekanntſchaft. — Gang und Wirkungen der Civiliſation. — Der Verfaſſer ſucht den „fernen Weſten." — Zuſammentreffen mit dem Frei-Träpper Baptiſte 41

Zehntes Kapitel.

Reiſe von der Mündung des Yellow-Stone den Miſſouri abwärts zu den Mandanern. — Abreiſe von M'Kenzie's Fort. — Lager der Aſſinniboins am Miſſouri. — Wi-jun-jon's Vorträge über die Gebraüche der weißen Männer. — Bergſchafe. — Kriegs-Adler. — Der wüthende Bär. — Thonhügel; „Ziegel-Ofen," vulkaniſche Reſte. — Rother Bimſtein. — Wildes Herumſtreifen. — Schlaf des Bergbewohners. — Der wüthende Bär nebſt ſeinen Jungen. — Muthiger Angriff. — Das Kanoe geraubt. — Eine Mahlzeit auf einem Haufen Treibholz. — Nachtlager. — Üppiger Pflanzenwuchs. — Abenteuer bei dem Aufſuchen eines Elenn. — Kriegs-Partei. — Schöne Landſchaft in dem „grand Détour." — Wunderbare Thonhügel. — Tafel-Land. — Antilopenjagd. — Großer Dom. — Prairie-Hunde. — Dorf derſelben. — Fruchtloſe Verſuche, ſie zu ſchießen. — Maleriſche Hügel und die drei Dome. — Ankunft in dem Dorfe der Mandaner 48

Elftes Kapitel.

Dorf der Mandaner. — Frühere Wohnſitze. — Befeſtigung ihres Dorfes. — Beſchreibung deſſelben und Bauart der Wigwams. — Beſchreibung des Innern. — Betten. — Waffen. — Familien-Gruppen. — Indianiſche Schwatzhaftigkeit. — Späße. — Erzählungen am Feuer. — Urſachen der Schweigſamkeit der Indianer in civiliſirter Geſellſchaft 59

Zwölftes Kapitel.

Anſicht des Dorfes aus der Vogel-Perſpective. — Das „große Kanoe." — Medizin-Hütte. — Beiſetzung der Verſtorbenen auf Gerüſten. — Achtung vor den Todten; Speiſung derſelben; Unterhaltung mit ihnen; ihre Gebeine 64

Dreizehntes Kapitel.

Der Wolfs-Haüptling, Oberhaupt des Stammes. — Perſönliche Erſcheinung der Mandaner. — Eigenthümlichkeiten. — Geſichtsfarbe. — Graues Haar. — Haar der Männer und der Frauen. — Baden. — Art zu ſchwimmen. — Schwitz- oder Dampf-Bäder 67

Vierzehntes Kapitel.

Trachten der Mandaner. — Hoher Werth derſelben. — Zwei Pferde für einen Kopfputz aus Adlerfedern und Hermelin-Fellen. — Kopfputz mit Hörnern. — Eine jüdiſche Tracht 73

Funfzehntes Kapitel.

Erſtaunen der Mandaner über die Malerei. — Der Verfaſſer wird zum Medizin-Mann ernannt. — Neugier ihn zu ſehen und zu berühren. — Abergläubiſche Furcht derjenigen, welche gemalt waren. — Einwürfe gegen die Malerei. — Ein Mandaniſcher Doctor oder Medizin-Mann widerſetzt ſich derſelben; wie er gewonnen wird 77

Sechzehntes Kapitel.

Ein Indianiſcher Stutzer. — Fruchtloſer Verſuch, einen derſelben zu zeichnen. — Mah-to-toh-pa (die vier Bären), der zweite Haüptling des Stammes. — Der Verfaſſer von ihm in ſeinem Wigwam bewirthet. — Die Gerichte dieſes Feſtmahls. — Pemikan und Knochenmark. — Töpfergeſchirr der Mandaner. — Geſchenk einer Büffelhaut 82

Siebenzehntes Kapitel.

Vielweiberei — Gründe und Entſchuldigungen derſelben. — Heirathen, wie ſie vollzogen werden. — Die Frauen werden gekauft und verkauft. — Ältern- und Kindesliebe. — Tugend und Be-

Digitized by Google

Seite
ſcheidenheit der Frauen. — Frühzeitige Heirathen. — Sklaviſche Beſchäftigungen der Indianiſchen Frauen. — Pomme blanche. — Getrocknetes Fleiſch. — Getreide-Gruben (Caches). — Art zu kochen und Zeit des Eſſens. — Stellungen beim Eſſen. — Trennung der Männer und Frauen beim Eſſen. — Die Indianer ſind mäßige Eſſer. — Einige Ausnahmen hiervon. — Trocknen des Fleiſches in der Sonne ohne Rauch und Salz. — Die wilden Indianer eſſen kein Salz...... 87

Achtzehntes Kapitel.

Das Tanzen der Indianer. — Der Büffeltanz. — Entdeckung von Büffeln. — Vorbereitungen zur Jagd. — Aufbruch. — Eine Taůſchung. — Todte und Skalpirte...................... 92

Neunzehntes Kapitel.

Schein-Gefecht und Schein-Skalptanz der Mandaniſchen Knaben. — Das Tſchung-kt-Spiel. — Schmanſereien. — Faſten und Opfer. — Weiße Büffelhaut; ihr Werth. — Regenmacher und Regenvertreiber. — Das Regenmachen. — Das Donnerboot. — Die große Doppelmedizin.... 96

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Bogenſchießen der Mandaner. — Das Pfeil-Spiel. — Wilde Pferde. — Pferderennen. — Eine berathende Kriegs-Parthei zu Fuß.. 104

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Mah-to-toh-pa (die vier Bären). — Sein Anzug. — Seine Büffelhaut mit den Abbildungen ſeiner Kämpfe.. 106

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Religiöſe Gebraůche der Mandaner. — Ihr Glaubensbekenntniß. — Drei Gegenſtände der Ceremonien. — Der Ort, wo dieſelben Statt finden. — Das große Kanoe. — Die Zeit und die Art des Anfangs derſelben. — Eröffnung der Medizin-Hütte. — Opfer für das Waſſer. — Faſten während vier Tagen und Nächten. — Bel-lohk-nah-pick (Stier-Tanz). — Pohk-hong (die Schneide- oder Marter-Scene). — Eh-ke-nah-ka-nah-pick (die letzte Raſſe). — Außerordentliche Beiſpiele von grauſamer Selbſtmarter. — Opfer für das Waſſer. — Folgerungen aus dieſen Grauſamkeiten. — Überlieferungen. — O-kih-hih-de (der Böſe Geiſt). — Die Mandaner können civiliſirt werden.. 115

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Wohnſitz und Zahl der Mönnitarrier. — Abſtammung. — Haupt-Dorf. — Dampf-Bäder. — Der alte Haůptling Schwarz-Schuh. — Der Grünkorn-Tanz.............. 134

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Krähen-Indianer in dem Dorfe der Mönnitarrier. — Der Krähen-Haůptling zu Pferde in vollem Staate. — Eigenthümlichkeiten der Krähen-Indianer; langes Haar; halbmondförmige Kopfbildung. — Ratten im Dorfe der Mönnitarrier. — Leder-Boote. — Schwimmen der Mädchen. — Pferderennen. — Ein Scherz. — Reiten auf nackten Pferden. — Große Büffel-Jagd. — Zerſchneiden und Heimbringen des Fleiſches................................. 139

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Das kleine Mandaner-Dorf. — Ein Indianer bietet ſich als Kopfkiſſen an. — Dorf der Rikkarrier. — Abſtammung der Mandaner. — Walliſiſche Kolonie. — Expedition des Madok........... 144

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Sioux oder Dah-co-ta. — Fort Pierre. — Miſſiſſippi- und Miſſouri-Sioux. — Der Haůptling Ha-wan-dſchi-tab. — Der Puncah-Haůptling Schu-da-gatſcha und ſeine Frau. — Vier Frauen auf einmal. — Frühzeitige Heirathen. — Urſachen derſelben.......................... 147

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Das Ausſetzen der alten Leute. — Ein langweiliger Marſch zu Fuß. — Ebene Prairien. — Luft-Spiegelung. — Sichtbarwerden der Prairien. — Einwärtskehren der Zehen. — Bijou-Berge. — Salz-Wieſen. — Ankunft in Fort Pierre. — Große Verſammlung der Sioux. — Der Haůptling wird gemalt. — Abergla̓ůbige Einwürfe dagegen von den Doctoren. — Beſeitigung derſelben. — Tod des Haůptlings Ha-wan-dſchi-tah. — Wampum. — Schöne Sioux-Frauen. — Die Tochter von Schwarzfels-Chardon und ſeine Indianiſche Frau.......................... 152

Digitized by Google

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Seite

Schwierigkeit, Indianiſche Frauen zu malen. — Indianiſche Eitelkeit. — Das Bewachen der Bildniſſe — Ankunft des erſten Dampfbootes bei den Sioux. — Hunde-Gaſtmahl. 157

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Das Sehen nach der Sonne. — Religiöſe Feierlichkeit. — Rauchen des K'nick-K'neck. — Pfeifen. — Kalumet oder Friedens-Pfeife. — Tomahak und Skalp-Meſſer. — Tanz der Haüptlinge. — Das Skalpiren. — Zweck deſſelben. 160

Dreißigſtes Kapitel.

Köcher und Schild. — Raüchern des Schildes. — Tabacks-Beutel. — Muſikaliſche Inſtrumente. — Trommeln. — Raſſeln. — Flöten. — Lauten. — Bären-Tanz. — Skalp-Tanz. 166

Einunddreißigſtes Kapitel.

Beſchreibung der Büffel. — Gewohnheiten derſelben. — Das Wälzen derſelben. — Zauberkreiſe. — Das Einholen der Büffel und Abſchießen des Pfeiles. — Büffel-Jagd. — Gebrauch des Laſſo. — Das Jagen in der Maske einer weißen Wolfshaut. — Tödtung der Pferde bei der Büffel-Jagd. — Büffel-Kälber; Fangen und Einbringen derſelben. — Die Büffel werden unnöthiger Weiſe in ungeheurer Menge getödtet. — Angriff der Büffel durch weiße Wölfe. — Betrachtungen über die wahrſcheinliche Ausrottung der Büffel und der Indianer. 170

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Kantonnement Leawenworth. — Schayennes. — Floyd's Grab. — Black Bird's Grab. — Schöne Raſen-Hügel. — Mandaniſche Überreſte. — Belle Büe. — Die viereckigen Hügel. — Mündung des Platte-Fluſſes. — Schwimmende Büffel. 181

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Zweck der Forts an der Gränze. — Unterhaltungen der Bewohner derſelben. — Jagd des Prairie-Huhns. — Brennende Prairien und Hügel. 188

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Kiowa's. — Konzas. — Das Scheeren des Kopfes. — Pahnis. — Die Blattern unter den Pahnis. — Die Meinung des Majors Dougherthy über den Pelzhandel. — Die Groß-Pahnis. — Otos. — Omahas. 192

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

St. Louis. — Verluſt des Bootes und Indianiſcher Merkwürdigkeiten. — Gouverneur Clarke. — Florida. — Die Santa Roſa-Inſel. — Penſacola. — Fahrt den Arkanſas hinauf. — Fort Gibſon. — Muſterung des erſten Dragonerregiments. — Zweck der Expedition nach dem Lande der Camantſchen. — Die Oſagen; früherer und gegenwärtiger Zuſtand derſelben. 197

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Abmarſch der Dragoner zu den Camantſchen. — Mündung des falſchen Waſchita in den rothen Fluß. — Schönes Prairie-Land. — Arkanſas-Trauben; wilde Pflaumen; wilde Roſen. — Ermordung des Richters Martin und ſeiner Familie. — Krankheit unter den Truppen am Waſchita. — Aufbruch des halben Regiments nach dem Lande der Camantſchen. — Erkrankung des Generals Leavenworth und Veranlaſſung derſelben. 203

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Großes Dorf der Camantſchen in Texas. — Blinder Lärm. — Zuſammentreffen mit einer Streifpartei der Camantſchen; ſie kehren um und begleiten die Dragoner nach ihrem Dorfe. — Große Büffel-Heerden; die Büffel durchbrechen die Reihen der Dragoner. — Wilde Pferde; ihr Scharfſinn. — Joſeph Chadwick und Catlin ſchießen ein wildes Pferd. — Das Einfangen derſelben mit dem Laſſo. — Die Kette des Felſengebirges. — Annäherung an das Dorf der Camantſchen. — Große Zahl ihrer Pferde und Preiſe derſelben. 206

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Beſchreibung und Anſicht des Dorfes der Camantſchen. — Catlin malt eine Familien-Gruppe. — Wanderung der Camantſchen. — Wunderbare Reiter-Künſte. — Bildniſſe der Camantſchen-Haüptlinge. — Schätzung ihrer Zahl. — Pahni-Picts, Keiowa's und Weicos. 213

Digitized by Google

Neunundddreißigſtes Kapitel.

Seite

Das Regiment marſchirt nach dem Pahnih-Dorfe. — Beſchreibung und Anſicht des Dorfes. — Raths-Verſammlung in dem Dorfe. — Befreiung des Sohnes vom Richter Martin. — Auslieferung der drei Pahni- und Keiowa'-Frauen an ihre Landsleute. — Rückkehr des Regiments nach dem Camantſchen-Dorfe. — Bildniſſe der Pahni-Picts, Keiowa's und Weicos. — Lager am Canadian-Fluſſe. — Ungeheure Büffel-Heerden und großes Gemetzel unter ihnen. — Ungewöhnliche Erkrankung der Soldaten. — Schlechtes Waſſer. — Der Horn-Froſch. — Tod des Generals Leavenworth und des Lieutenants Mac Clure........ 218

Vierzigſtes Kapitel.

Rückkehr nach Fort Gibſon. — Bedeutende Erkrankungen an dieſem Orte. — Tod des Lieutenants Weſt, des Preußiſchen Botanikers Beyrich und ſeines Dieners. — Indianiſche Rathsverſammlung im Fort Gibſon. — Ausrüſtung von Handels-Partieen nach dem Lande der Camantſchen. — Wahrſcheinliche Folgen derſelben. — Merkwürdige Mineralien und foſſile Muſcheln. — Bergketten mit foſſilen Muſcheln, Eiſen und Gips. — Salpeter und Salz........ 225

Einundvierzigſtes Kapitel.

Alton am Miſſiſſippi. — Capitain Wharton's Krankheit im Fort Gibſon. — Catlin reiſt allein durch die Prairie nach St. Louis, eine Strecke von hundert Meilen. Seine Ausrüſtung. — Catlin und ſein Pferd „Charley" in der Prairie. — Sonderbare Laune und Anhänglichkeit dieſes Pferdes. — Schönes Prairie-Thal. — Eines Indianers Hochſchätzung einer Zeitung. — Riqua's Oſagen-Dorf. — Zuſammentreffen mit Capitain Wharton am Kickapu-Fluſſe. — Schwieriges Überſchreiten der Flüſſe. — Catlin geht über den Oſagen-Fluß. — Boonville am Miſſouri. — Catlin kommt nach Alton und geht nach Florida........ 230

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Ausflug nach Florida und Texas und Rückkehr nach St. Louis. — Kickapuhs. — Wiahs. — Potowatomihs. — Kaskaskias. — Peorias. — Piankiſchahs. — Delawaren. — Moheconniuhs oder Mohegans. — Oneidas. — Tuskaroras. — Senecas. — Irokeſen........ 237

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Flachköpfe. Nez percés. — Geſandtſchaft der Flachköpfe über das Felſen-Gebirge nach St. Louis. — Lee und Spalding gehen als Miſſionäre über das Felſen-Gebirge hinüber. — Tſchinuhks. — Das Flachdrücken der Köpfe. — Die Wiege. — Schädel der Flachköpfe. — Ähnlicher Gebrauch bei den Tſchoktahs. — Sage der Tſchoktahs. — Merkwürdige Geräthſchaften der Tſchinuhks, Klickatacks, Tſchuhaylas und Na-as. — Charakter und Geſinnung der Indianer am Columbia-Fluſſe........ 245

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Schawano's. — Der Schahnih-Prophet und ſeine Verrichtungen. — Tſchirokihs. — Crihks. — Tſchoktahs. — Ballſpiel. — Adler-Tanz. — Sage von der großen Fluth und einem Zuſtande nach dem Tode. — Urſprung der Krebs-Bande........ 250

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Fort Snelling an den St. Anthony-Waſſerfällen. — Schilderung des oberen Miſſiſſippi. — Ausſicht am oberen Miſſiſſippi und Dubuque's Grab. — Die St. Anthony-Waſſerfälle. — Fort Snelling. — Eine Wiege der Sioux und die Weiſe, die Kinder fortzuſchaffen. — Trauer-Wiege. — Sioux-Bildniſſe. — Feier des 4. Juli bei den St. Anthony-Waſſerfällen. — Hunde-Tanz der Sioux. — Dorf der Tſchippewäer. — Die Tſchippewäer paſſiren den Trageplatz bei dem St. Anthony-Fall. — Rinden-Kanoes der Tſchippewäer. — Leder-Kanoes der Mandaner. — Kanoes der Sioux. — Schneeſchuhe der Sioux und Tſchippewäer. — Bildniſſe von Tſchippewäern. — Schneeſchuh-Tanz........ 259

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Catlin fährt in einem Rinden-Kanoe den Miſſiſſippi hinab. — Sioux-Indianer ſchießen auf ihn. — Der Pepin-See und der Liebes-Sprung. — Sonderbar geformte Hügel: Pike's Zelt, Cap au l'ail, der Geſims-Hügel. — Prairie du Chien. — Ballſpiel der Frauen. — Bildniſſe der Winne-Bagos, Menomonihs. — Dubuque. — Lockwood's Höhle. — Camp des Moines. — Beſuch in Kih-o-kuk's Dorfe........ 267

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Catlin's Boot ſchlägt um in den Stromſchnellen von Des Moines. — Die Inſel Mascotin. — Tod

Digitized by Google

Seite

Joe Chadwicks. — Der Weſten, nicht der ferne Weſten. — Der wahrſcheinliche künftige Zuſtand des großen Miſſiſſippi-Thales 273

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Coteau des Prairies. — Mackinaw und Sault de St. Marie. — Das Fangen der Weißfiſche. — Kanoe-Wettfahrt.—Reiſe in einem Rinden-Kanoe den Fox-Fluß hinanf und den Wisconſin hinab. — Der Steinbruch des rothen Pfeifenthons auf dem Coteau des Prairies. — Indianiſche Sagen in Bezug auf den rothen Pfeifenthon. — Der Sprung-Felſen. — Catlin und ſein Gefährte werden auf ihrer Reiſe von den Sioux angehalten. — Monſieur La Tromboiſe. — Lager am Pfeifenthon-Steinbruch. — Baptiſte's Erzählung von dem Medizin-Bentel. — Einleitung znr Geſchichte des Hundes. — Abreiſe von den Mandanern in einem Kanoe. — Catlin fährt in der Nacht bei den Rikkarriern vorüber.— Lager an einem Thonhügel während eines Gewitters. 280

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Die Geſchichte des Hundes. — Die Geſchichte Wei-dſchun-dſchon's (Tanbenei-Kopf). — Fernere Nachrichten über den Steinbruch des rothen Pfeifenthons. — Geſchiebe in der Prairie. — Chemiſche Analyſe des rothen Pfeifenthons 300

Funfzigſtes Kapitel.

Catlins Rückkehr vom Coteau des Prairies. — Der Schwan-See. — Fangen der Moſchus-Ratte und Einſammeln des wilden Reiſes. — Catlin ſchifft ſich bei Traverſe des Sioux auf dem St. Peters-Fluſſe ein. — Ankunft bei dem St. Anthony-Waſſerfalle. — Der Pepin-See. — Prairie du Chien. — Caßville. — Rock Island. — Sakis und Fuchs-Indianer. — Kih-o-kuck zu Pferde. — Der Sklaven-Tanz. — Das Rauchen der Pferde. — Der Bettlertanz. — Das Segeln in Kanoes. — Der Entdeckungs-Tanz. — Der Tanz für die Medizin des Tapferen. — Vertrag mit den Sakis und Fuchs-Indianern 313

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Fort Moultrie. — Seminolen. — Der Florida-Krieg. — Kriegs-Gefangene. — Osceola; die Wolke; König Philipp; Co-ih-hä-dſcho; Crihk Billy; Mickenopah. — Osceola's Tod 319

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Die Nordweſt-Gränze. — Äußere Erſcheinung und Gewohnheiten der Nordamerikaniſchen Indianer. — Jüdiſche Gebraüche und Ähnlichkeiten mit den Juden. — Wahrſcheinlicher Urſprung der Indianer. — Sprachen. — Regierungs-Weiſe. — Grauſame Strafen. — Fragen der Indianer über die Gebraüche der Weißen Männer. — Kriegs- und Friedens-Gebraüche. — Tanz der Friedens-Pfeife. — Religion. — Bilder-Schrift. — Die Politik der Verſetzung der Indianer. — Der Handel und die Blattern, die Haupturſachen des Ausſterbens der Indianer-Stämme. — Ermordung der Wurzel-Gräber und der Rikkarrier. — Schluß-Bemerkungen 321

Anhang A.

Ausſterben der Mandaner 341

Anhang B.

Wörterverzeichniß einiger Indianer-Sprachen 348

Anhang C.

Eigenſchaften der Indianer im urſprünglichen und im halbciviliſirten Zuſtande 353

Anmerkungen des deütſchen Überſetzers 354

Digitized by Google

Verzeichniss der Gemälde.

I.	Indianer Nord-Amerikas	Titel.
II.	Catlin auf der Büffeljagd	S. 20
III.	Waffen und bewaffnete Indianer	„ 24
IV.	Ein Doktor oder Krankheitbeſchwörer	„ 28
V.	Antilopenjagd	„ 56
VI.	Catlin von einem Indianerhäuptling bewirthet	„ 84
VII.	Büffeltanz	„ 92
VIII.	Kühnheit und Geiſtesgegenwart auf der Büffeljagd	„ 144
IX.	Bär-Tanz	„ 168
X.	Bärenjagd	„ 169
XI.	Indianer, einen Büffel verfolgend	„ 174
XII.	Büffeljagd auf Schneeſchuhen	„ 175
XIII.	Büffeljagd unter dem weißen Wolfsfell	„ 176
XIV.	Ein Büffel von weißen Wölfen zerfleiſcht	„ 178
XV.	Wilde Pferde im Freien	„ 209
XVI.	Das Einfangen des wilden Pferdes	„ 210
XVII.	Camantſchen	„ 214
XVIII.	Ballſpieltanz	„ 256
XIX.	Ein Ballſpieler	„ 258
XX.	Sioux-Indianerinnen	„ 262
XXI.	Schneeſchuhtanz	„ 266
XXII.	Kee — o — Kuk	„ 272
XXIII.	Indianer in Waſhington anlangend	„ 307
XXIV.	Rückkehr von Waſhington	„ 308

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Wyöming, Geburtsort des Verfaſſers. — Seine frühere Beſchäftigung. — Erſte Veranlaſſung zu ſeinen Reiſen in das Indianer-Land. — Geſandtſchaft der Indianer in Philadelphia. — Erſter Ausflug in den fernen Weſten im Jahre 1832. — Abſicht, eine National-Gallerie zu gründen. — Zahl der beſuchten Stämme, der Gemälde und der übrigen geſammelten Gegenſtände. — Wahrſcheinliche Vertilgung der Indianer. — Frühere und jetzige Zahl derſelben. — Die richtige Weiſe, ſich ihnen zu nähern und ihren Charakter zu würdigen.

Da die folgenden Blätter auf das dringende Verlangen einiger Freünde ſchnell nach einer Reihe von Briefen und Bemerkungen bearbeitet wurden, die ich während eines mehrjährigen Aufenthalts und Umherwanderns unter einigen der wildeſten und entfernteſten Indianer-Stämmen ſchrieb, ſo habe ich es für das Beſte gehalten, mein Buch gleich mit dieſer Seite zu beginnen, ohne alle weitere Vorrede und Zueignung, als die, welche ich hiermit an Alle richte, die ſich die Mühe geben, es zu leſen.

Sollte es einer Entſchuldigung bedürfen, daß ich ſo ohne alle Umſtände beginne, ſo mögen meine Leſer wiſſen, daß ich bei dieſem erſten Bande weder Raum noch Zeit übrig habe, um mich und mein Buch in die Welt einzuführen.

Nachdem ich ſo ohne Weiteres begonnen habe, will ich die Sünde auf mich nehmen, dieſes Kapitel als das erſte an die Spitze der oben erwähnten Reihe von Briefen zu ſtellen, obgleich daſſelbe mehrere Jahre ſpäter geſchrieben wurde; ich bin dadurch in den Stand geſetzt, mich bei meinen Leſern (die bis jetzt noch wenig oder nichts von mir wiſſen) mit wenigen Worten einzuführen und zugleich den in den folgenden Kapiteln beſchriebenen Gebraüchen ſolche Erlaüterungen hinzuzufügen, welche als Schlüſſel oder Commentar zu denſelben dienen und die Leſer auf den Inhalt vorbereiten können.

Bei der großen Menge von Büchern, welche in dieſer aufgeklärten Zeit die Welt überſchwemmen, halte ich es für meine Pflicht, ſo bald als möglich um Verzeihung dafür zu bitten, daß ich überhaupt ein Buch geſchrieben, und ſodann (falls etwa meine Leſer ein ſolches Gefallen an meinen Erzählungen finden ſollten, daß ſie mir die Kürze meines Werkes zum Vorwurf machen) es mir zu nicht geringem Verdienſte anrechnen, daß ich ihre Zeit und ihre Geduld nicht länger gemißbraucht habe.

Indem ich es alſo meinen Leſern überlaſſe, ſelbſt aufzufinden, was in dem Buche enthalten iſt, ohne ihnen irgend etwas zu verſprechen, beginne ich von mir ſelbſt zu berichten, daß ich vor einigen dreißig Jahren in Wyöming in

Digitized by Google

Nord-Amerika geboren bin und zwar von Aeltern, welche bald nach der Beendigung des Revolutions-Krieges und nach dem unſeligen Ereigniſſe der „Indianer-Ermordung" in jenes ſchöne und berühmte Thal kamen.

Meine Jugend wurde einiger Maßen unnütz vertändelt, indem ich ſtatt der Bücher lieber die Flinte und die Angel in die Hand nahm.

Auf das dringende Verlangen meines Vaters, eines prakticirenden Advokaten, gab ich dieſe Lieblings-Unterhaltungen, ſo wie die gelegentliche Beſchäftigung mit dem Pinſel, welche ich bereits ſehr lieb gewonnen hatte, auf, und begann unter der Leitung von Reeve und Gould die Rechte zu ſtudiren. Ich beſuchte die Vorleſungen dieſer gelehrten Advokaten zwei Jahre lang, wurde zur Advokatur zugelaſſen und praktizirte in meiner Heimath als eine Art von Nimrods-Advokat zwei oder drei Jahre lang, worauf ich vorſichtig meine juriſtiſche Bibliothek und Alles, bis auf meine Flinte und Angelruthe, verkaufte, für den Erlös mir Pinſel und Farben anſchaffte und in Philadelphia ohne Lehrer oder Rathgeber die Malerei begann.

Ich übte meine Hand mehrere Jahre in dieſer Kunſt, und während ich beſtändig den Wunſch hegte, in einem Zweige dieſer Kunſt etwas zu leiſten und dieſem mit Enthuſiasmus mein ganzes Leben zu widmen, erſchien plötzlich in Philadelphia eine Geſandtſchaft von zehn bis fünfzehn Indianern von edlem und würdevollem Aeußeren aus den Wildniſſen des „Fernen Weſten", geſchmückt und gerüſtet in ihrer ganzen klaſſiſchen Schönheit — mit Schild und Helm — Tunica und Mantel — bemalt und geſchmückt — kurz, wie geſchaffen für die Palette eines Malers.

Schweigend und mit ſtoiſcher Würde ſtolzirten dieſe Herren der Wälder, in ihre bemalten Mäntel gehüllt, die Stirn mit den Federn des Kriegsadlers geſchmückt, in der Stadt umher und erregten die Bewunderung Aller, welche ſie ſahen. Als ſie endlich nach Waſhington abgingen, hing ich lange Zeit mit tiefem Bedauern meinen Gedanken nach, bis ich endlich zu folgenden Schlüſſen kam.

Schwarze und blaue Kleider und Civiliſation dienen nicht nur dazu, die Grazie und Schönheit der Natur zu verhüllen, ſondern auch ſie zu vernichten. Der Menſch in der Einfachheit und Erhabenheit ſeiner Natur, unbeſchränkt und ungehemmt durch die Vermummungen der Kunſt, iſt gewiß das ſchönſte Modell für den Maler — und das Land, welches dieſe Modelle gewährt, iſt unſtreitig das beſte Studium oder die beſte Schule der Künſte in der Welt; ein ſolches iſt, nach den Modellen, die ich geſehen habe, jedenfalls die Wildniß von Nord-Amerika. Und die Geſchichte und die Gebraüche eines ſolchen Volkes durch maleriſche Darſtellungen aufzubewahren, ſind Aufgaben, werth, daß ein Mann ſeine Lebenszeit darauf verwendet, und nichts als der Verluſt meines Lebens ſoll mich verhindern, ihr Land zu beſuchen und ihr Geſchichtſchreiber zu werden.

Es lag etwas ungemein Angenehmes in dieſem Entſchluſſe, der mich mitten unter ſolche lebende Modelle für meinen Pinſel verſetzen und die oben genannten Lieblings-Gegenſtände, welche in der Stadt ſo lange ſchon dem Roſt und dem Verderben preisgegeben waren, ohne die mindeſte Ausſicht,

Digitized by Google

wieder zu meinem Vergnügen beizutragen, zu meinem Unterhalt und zu meinem Schutz wieder in meine Hände bringen ſollte.

Mein Entſchluß ſtand feſt — ich theilte meine Abſicht Verwandten und Freünden mit, ohne jedoch bei einem einzigen Beifall zu finden. Ich verſuchte ehrlich und redlich alles Mögliche, aber es war vergeblich, Diejenigen zu überzeügen, deren Aengſtlichkeit alle nur denkbare Schwierigkeiten und Gefahren aufſuchte, ohne im Stande zu ſein, die Größe und Wichtigkeit meiner Abſichten zu begreifen oder zu würdigen; ich riß mich daher von Allen los — von meiner Frau und meinen bejahrten Eltern — und war mein eigener Rathgeber und Beſchützer.

Indem meine Abſichten auf dieſe Weiſe feſtſtanden, begann ich, bewaffnet und gerüſtet, im Jahre 1832 meine Wanderungen, und drang in die weiten und pfadloſen Wildniſſe, welche gewöhnlich der große „Ferne Weſten" des nordamerikaniſchen Continents genannt werden, mit leichtem Herzen und mit der enthuſiaſtiſchen Hoffnung und dem feſten Vertrauen, daß ich alle Zufälle und Entbehrungen überwinden würde, die mit einem Leben verbunden ſein müſſen, welches der ſchriftlichen und geographiſchen Darſtellung der Sitten, Gebraüche und des Charakters eines intereſſanten und mit ſchnellen Schritten von der Erde verſchwindenden Menſchenſchlages gewidmet iſt; und indem ich einer dahinſterbenden Nation, welche keine eigenen Geſchichtſchreiber und Biographen hat, um getreü ihre Perſonen und ihre Geſchichte zu ſchildern, die Hand reiche, werde ich das, was zum Beſten der Nachwelt aufbewahrt werden kann, einer ſchnellen Vergeſſenheit entreißen, und als ein treües und gerechtes Denkmal der Erinnerung an einen großen und edlen Menſchenſchlag verewigen.

Mit dieſen Beſchäftigungen habe ich bereits acht Jahre verbracht, meiſtentheils mich in dem Indianerlande unter den Rothen Männern aufgehalten, und mich bei ihren Spielen und Vergnügungen ſo viel als möglich mit ihnen identificirt, um mit ihrem Aberglauben und ihren geheimen Gebraüchen, welche den Schlüſſel zu dem Leben und dem Charakter des Indianers bilden, beſſer bekannt zu werden.

In dem ſo eben erwähnten Abſchnitte meines Lebens und während ich an den Spielen und Zeitvertreiben der Indianer Theil nahm, habe ich die folgenden Blätter geſchrieben und darin nur die merkwürdigen Scenen und Ereigniſſe abgehandelt, die vor meinen Augen Statt fanden, dagegen ihre frühere Geſchichte, viele ihrer Traditionen, ihre Sprache u. ſ. w. für ein ſpäteres und umfaſſenderes Werk beſtimmt, zu dem ich die Materialien geſammelt habe und das ich vielleicht noch herausgebe.

Ich begann mein mühſames und gefahrvolles Unternehmen mit dem Vorſatze, nach und nach jeden Indianerſtamm auf dem Continent von Nordamerika zu beſuchen und von den angeſehenſten Perſonen, ſowohl Männern als Frauen eines jeden Stammes ähnliche Bildniſſe, Anſichten ihrer Dörfer, Spiele u. ſ. w., ſowie ausführliche Nachrichten über ihren Charakter und ihre Geſchichte mit nach Hauſe zu bringen. Ich wollte mir auch ihre Trachten und eine voll-

Digitized by Google

ſtändige Sammlung der von ihnen verfertigten Kunſtgegenſtände und Waffen verſchaffen und dies Alles in einer einzigen Gallerie aufſtellen zum Beſten und zur Belehrung künftiger Geſchlechter.

Alles Verdrießliche, was eine ernſte Idee dieſer Art etwa haben mag, nehme ich für mich in Anſpruch, da ich unſtreitig der erſte Künſtler war, welcher auszog, um ſeine Leinwand bis zu dem Felſengebirge (Rocky Mountains) zu tragen, und ein bedeütender Theil der folgenden Blätter wurde bereits in den Jahren 1832 und 1833 in den New-Yorker Zeitungen veröffentlicht, alſo lange zuvor, ehe Waſhington, Irving u. A., deren intereſſante Erzählungen der Welt vorliegen, ihre Reiſen unternahmen.

Ich habe noch keineswegs alle Stämme beſucht; aber ich habe einen ſehr großen Weg und mit weit vollſtändigerm Erfolge zurückgelegt, als ich erwartete.

Ich habe 48 verſchiedene Stämme beſucht, die größtentheils verſchiedene Sprachen redeten und zuſammen 400,000 Seelen zählten. Ich habe 310 Bildniſſe in Oel mitgebracht, die ſämmtlich in ihrer Nationaltracht und in ihren eigenen Wigwams gemalt wurden; ferner 200 Oelgemälde, welche Anſichten von ihren Dörfern, ihren Wigwams, ihren Spielen und religiöſen Gebräuchen, ihren Tänzen, ihren Ballſpielen, ihren Büffeljagden und andern Beluſtigungen (die zuſammen über 3000 ganze Figuren enthalten), ſowie Landſchaften ihres Gebiets darſtellen und außerdem eine ſehr große und merkwürdige Sammlung von Trachten und andern von ihnen verfertigten Gegenſtänden, von der Größe eines Wigwam bis zu der einer Feder oder einer Raſſel.

Einige der intereſſanteſten dieſer Gemälde habe ich, im verkleinerten Maßſtabe gezeichnet, dieſem Buche beigefügt; und wer von meinen Leſern Gelegenheit haben ſollte, das unter dem Namen: Catlin's nord-amerikaniſche Indianer-Gallerie bekannte Muſeum zu beſuchen, der wird ſowol die meiſten der in dieſem Werke beſchriebenen Scenen und Gebraüche, als auch manche andere, ſowie alle Waffen (und jeden Satſchem und jeden Sagamore, welchen ſie getragen) nach dem Inhalt der Erzählungen ſorgfältig und genau gezeichnet, und an den Wänden aufgehängt finden.

Dies iſt Alles, was ich für jetzt über mich und mein Werk zu ſagen wünſche.

Über die Indianer habe ich weit mehr zu ſagen, werde es aber weiter nicht zu entſchuldigen ſuchen, daß ich die Aufmerkſamkeit meines Leſers für die nachfolgende Schilderung ihres Charakters und ihrer Gebraüche in Anſpruch nehme.

Die Indianer (wie ich ſie nennen werde), die Wilden, oder die rothen Männer der Wälder und Prairieen Nordamerika's ſind gegenwärtig von beſonderem Intereſſe, durch ihre relative Stellung zu den civiliſirten Völkern und durch ihren großen Abſtand von denſelben. Wir ſehen hier ein zahlreiches Volk, deſſen Urſprung in undurchdringliches Dunkel gehüllt, deſſen frühere Geſchichte unbekannt iſt, deſſen nationale Exiſtenz ſich ihrem Ende naht, von

Digitized by Google

deſſen Gebiete in dem kurzen Zeitraum von 250 Jahren drei Viertel in den Beſitz der weißen Männer gekommen ſind, von dem zwölf Millionen dem Branntwein, den Blattern und dem Bajonett zum Opfer gefallen ſind, und von dem nur noch ein kleiner Theil übrig iſt, um noch eine kurze Zeit zu leben, in der gewiſſen Vorausſicht, bald demſelben Schickſal anheimzufallen.

Der Schriftſteller, welcher es unternehmen wollte, die Geſchichte eines ſolchen Volkes mit allem Unglück und Mißgeſchick, von dem es betroffen worden, zu ſchreiben, müßte nothwendig mehr Raum haben, als mir in dieſer kurzen Überſicht zu Gebote ſteht; auch er müßte, ebenſo wie ich, mit den Lebenden beginnen, oder er liefe Gefahr, ſich bei der Einleitung ſeines Werkes ſo lange aufzuhalten, bis die gegenwärtig noch lebenden Reſte dieſes Menſchenſchlages verſchwunden ſind, und ihre Exiſtenz und ihre Gebraüche, gleich denen vergangener Zeiten, von Denjenigen, für die ſein Buch beſtimmt wäre, in Zweifel gezogen würden. Ein ſolcher Schriftſteller muß auch, um gerecht zu ſein, mancherlei Theorien und Meinungen berichtigen, die, ſei es aus Unwiſſenheit oder aus böſem Willen, unvertilgbar in der Welt verbreitet worden ſind; er muß ferner Vieles ſammeln und ordnen, was nur unvollkommen berichtet oder zu Gunſten eines Volkes geſchrieben iſt, welches nicht die Mittel hat, dergleichen aufzuzeichnen, ſondern dies der Redlichkeit und Genauigkeit ſeiner Feinde zu überlaſſen gezwungen iſt.

Eine ſolche Geſchichte müßte auch eine genaue Darſtellung der den rothen Männern widerfahrenen Behandlung, ſowie der Urſachen enthalten, welche ihren ſchnellen Verfall herbeigeführt haben; ferner eine klare und ſyſtematiſche Prophezeihung in Bezug auf die Zeit und die Art ihrer endlichen Vertilgung, gegründet auf die Urſachen und das Verhältniß ihrer früheren und jetzigen Verminderung.

Mag mir nun eine ſo herkuliſche Arbeit künftig zufallen oder nicht, ich ſende jetzt dieſes Buch, welches die Thaten und die Gebraüche der Lebenden enthält, in die Welt hinaus, wenigſtens als eine ungekünſtelte Einleitung in den Charakter derſelben, und ich hoffe zuverſichtlich, daß ſowol diejenigen Leſer, welche ſich unterrichten und die hiſtoriſchen Fakta kennen lernen wollen, als auch diejenigen, welche blos der Unterhaltung wegen leſen, befriedigt ſein werden.

Jedermann weiß, daß die Indianer Nordamerikas kupferfarbig, daß ihre Augen und Haare ſchwarz, daß ſie höchſt unkultivirt und nicht getauft, daß ſie aber nichts deſto weniger doch menſchliche Weſen ſind, mit Geſichtszügen, Gedanken, Vernunft, Gefühlen wie wir; aber Wenige wiſſen, wie ſie leben, wie ſie ſich kleiden, wie ſie beten, welcher Art ihre Handlungen, ihre Gebraüche, ihre Religion, ihre Vergnügungen u. ſ. w. ſind, wie ſie dieſelben in den unkultivirten Gegenden ihres noch unbetretenen Landes ausüben. Dies Alles klar und beſtimmt zu ſchildern, iſt der Hauptzweck dieſes Werkes.

Es würde unmöglich ſein, in einem Buche beſchränkten Umfanges alle Sitten und Gewohnheiten dieſes Volkes zu beſchreiben; was indeß darüber erzählt worden iſt, habe ich ſelbſt an Ort und Stelle, ſo wie es vor meinen Augen

Digitized by Google

vorging, geſchildert, und wenn einige meiner Erzählungen *etwas zu ſtark gefärbt* erſcheinen ſollten, ſo hoffe ich, man wird auch mir diejenige Nachſicht angedeihen laſſen, welche man herkömmlicher Weiſe allen Künſtlern gewährt, deren Hauptfehler bei ihren Gemälden mehr in der Lebhaftigkeit der Farben, als in der Zeichnung beſtehen. Ich glaube jedoch, daß ſich ſonſt nichts darin finden wird, weshalb ich um Nachſicht zu bitten hätte, ſelbſt wenn einige derſelben die Leichtglaübigkeit ſtutzig machen und mir den Tadel derjenigen Kritiker zuziehen ſollten, die, während ſie, zu Hauſe an ihrem Pulte ſitzend, ſich des Weines und eines guten Cigarro's erfreüen, die einfachen Erzählungen eines ehrlichen Reiſenden (der ſein Leben abkürzt, indem er für die Welt einſammelt) vornehmen und ihn und ſein Werk der Vergeſſenheit, ſein Weib und ſeine Kinder zur Armuth und zum Hungertode verdammen, blos weil er Scenen beſchreibt, die ſie nicht geſehen haben, und daher nicht glauben.

Die Indianer Nordamerika's, welche bis auf weniger als zwei Millionen zuſammengeſchmolzen ſind, waren einſt die unbeſtrittenen Beſitzer des Bodens, auf dem der Große Geiſt ſie erſchaffen, ein glückliches, blühendes Volk, das ſich aller ihm bekannten Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens erfreüte und täglich Dankgebete zu dem Großen Geiſte für ſeine Güte und ſeinen Schutz emporſandte. Sie zählten damals 16 Millionen. Da kamen vor wenigen Jahrhunderten die weißen Männer in ihr Land, und 30 Millionen derſelben mühen ſich jetzt ab für die Güter und Genüſſe des Lebens, über den Gebeinen und der Aſche von 12 Millionen rother Männer, von denen ſechs Millionen durch die Blattern, und die übrigen durch das Schwert, das Bajonet und den Branntwein dahingerafft worden ſind. Alle dieſe Mittel des Todes und der Vernichtung wurden von den weißen Männern eingeführt, deren Vorfahren der arme Indianer freündlich aufnahm und „mit Aehren von grünem Korn und Pemmikan“ bewirthete. Von den noch vorhandenen zwei Millionen ſind 1,400,000 bereits lebend der Habgier des weißen Mannes als Opfer verfallen, entartet und entmuthigt durch den Genuß des Branntweins und die denſelben begleitenden Laſter. Die Übrigen, welche die Drohungen oder die Schmeicheleien des weißen Mannes und ſeine Reizmittel noch nicht verführt haben, leben in ihren wilden Schlupfwinkeln noch nach ihrer alten Weiſe.

Mit dieſen habe ich größtentheils meine Zeit verlebt und ihren Gebraüchen ſind die folgenden Blätter hauptſächlich gewidmet. Ihre Gewohnheiten, wie wir ſie bei ihnen beobachten können, ſind allein die einheimiſchen und dieſe ſind es, welche ich für künftige Zeiten aufzubewahren wünſchte.

Von den Todten und den Sterbenden, von denen, die den Tod erlitten und von denen, die ihm entgegengehen, werde ich ausführlicher am Schluſſe dieſes Buches ſprechen, oder ſpäter, wenn ich Muße dazu finde, und von dieſen Dingen ſprechen kann, ohne der Welt oder irgend Jemand in ihr Anſtoß zu geben.

Das auf den folgenden Blättern entworfene Bild, welches ich der freien und lebendigen Wirklichkeit des Lebens und nicht der unſicheren Erinnerung

Digitized by Google

oder der Häßlichkeit und Entſtellung, der Krankheit und des Todes entnommen habe, übergebe ich der Welt ſowol zur Unterhaltung als zur Belehrung, und ich hoffe, ſie wird es mir verzeihen, wenn ſie etwa der Meinung ſein ſollte, daß ich den Charakter der Indianer überſchätzt, oder daß ich zu ſehr in das Einzelne der indianiſchen Myſterien und Albernheiten eingegangen ſei.

Um mich recht zu verſtehen und aus dieſen Briefen den Nutzen zu ziehen, den ſie beabſichtigen, muß daher der Leſer ſich mit mir weit von der civiliſirten Welt entfernen; er muß die Stadt Neü-York verlaſſen, das Alleghanygebirge überſteigen und mir weit jenſeit des mächtigen Miſſouri und ſelbſt bis an den Fuß und auf die Gipfel des Felſen-Gebirgs, eine Strecke von einigen tauſend engliſchen Meilen, folgen; er muß Alles, was er in den Büchern über indianiſche Grauſamkeit, über muthwillige Metzeleien und Mordthaten geleſen, vergeſſen, und die ſeit der Kindheit gegen dieſen unglücklichen Menſchenſchlag eingeſogenen Vorurtheile ablegen. Er muß bedenken, daß, wenn er die Wilden Nordamerikas geſehen, ohne eine ſolche Reiſe gemacht zu haben, er ſeine Schlüſſe nur auf diejenigen gründen konnte, die an der Grenze leben, deren Gewohnheiten verändert, deren Stolz gebrochen, deren Land geplündert, deren Weiber und Kinder ſchändlich gemißbraucht, deren Beſitzthum ihnen entriſſen, deren Körper durch den übermäßigen Genuß des Branntweins entnervt worden, deren Freünde und Verwandte frühzeitig ins Grab geſunken, deren angeborener Stolz und Würde endlich den, durch die Civiliſation ihnen eingeimpften Laſtern gewichen, und, im Stillen durch das tiefe Gefühl der Beleidigung und des Unrechts genährt, zu grauſamer Rache bereit ſind. — Er muß bedenken, daß, wenn er ſeine angebliche genaue Kenntniß dieſes Volkes nur aus Büchern und Zeitungen geſchöpft hat, er doch wenigſtens ſein Urtheil über den Charakter eines Volkes zurückhalten ſollte, das unter der Hand ſeiner Feinde ſtirbt, ohne die Mittel zu beſitzen, ſeine eigene Geſchichte zu ſchreiben — das in ſeiner Nacktheit mit ſeinen einfachen Waffen gegen Flinten und Pulver, gegen Brantwein und Stahl und Krankheit und gepanzerte Krieger kämpft, welche es fortwährend mit Füßen treten, und endlich auf demſelben Boden, den ſie dem armen Wilden entriſſen, frohlockend die Geſchichte ſeiner Grauſamkeit und Barbarei verkündigen, während unter den Furchen, die ihr Pflug zieht, friedlich ſeine Gebeine ruhen.

Die Ungleichheit zwiſchen dem wilden und dem civiliſirten Menſchen iſt in jeder Beziehung, ſowol hinſichtlich der Waffen und der Vertheidigungsmittel, als des Unternehmungsgeiſtes, der Fertigkeiten und der Erziehung ſo groß, daß der Erſtere faſt immer, im Kriege wie im Frieden, und ſelbſt dann noch der Unterliegende iſt, wenn ſeine Pfeife und ſein Tomahawk ihm bereits in das Grab gefolgt ſind und ſein Charakter der Geſchichte anheimgefallen iſt und erwartet, daß ſeine Feinde, denen er dies hat überlaſſen müſſen, ſeinem Andenken werden Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Einige Schriftſteller, ich bedaure es ſagen zu müſſen, haben den Charakter des nordamerikaniſchen Indianers als im höchſten Grade düſter, halsſtarrig, grauſam und blutgierig geſchildert, und ſtellen denſelben kaum über das Thier,

Digitized by Google

während Andere, und unter dieſen ich ſelbſt, den rothen Männern einen hohen Rang anweiſen und ſie als höchſt intelligente Weſen darſtellen; noch Andere endlich, ſowol Freünde als Feinde der rothen Männer, von ihnen als einer „Anomalie der Natur“ ſprechen.

Ich habe weder Zeit noch Neigung, hier einer ſo unverantwortlichen Behauptung zu widerſprechen, und begnüge mich mit der Überzeugung, daß jener Ausdruck weit mehr auf denjenigen Theil der Menſchen paſſen würde, der ſich am weiteſten von der Natur entfernt hat, als auf Diejenigen, welche ſich in der Sphäre, für die der Große Geiſt ſie beſtimmte, einfach bewegen und ſie ausfüllen.

Nach dem, was ich von dieſem Volke geſehen habe, fühle ich mich ermächtigt, zu ſagen, daß ich in ihrem Charakter durchaus nichts Auffallendes oder Unerklärliches gefunden habe, derſelbe iſt vielmehr ſehr leicht zu begreifen, wenn man nur die rechten Mittel anwendet, ſich mit ihm bekannt zu machen; er hat allerdings auch ſeine Flecken, allein auch wiederum Vieles, was den Beifall und die Bewunderung der civiliſirten Welt verdient. Und wer dieſe Blätter mit Aufmerkſamkeit lieſt, wird, wie ich hoffe, mir darin beiſtimmen, daß der nordamerikaniſche Indianer in ſeinem Naturzuſtande bieder, gaſtfrei, redlich, unerſchrocken, kriegeriſch, grauſam, rachſüchtig, halsſtarrig — aber dennoch ein ehrenwerthes, denkendes und religiöſes Weſen iſt.

Iſt dies der Fall, ſo denke ich, es iſt genug, um ihn der Welt zur redlichen Prüfung zu empfehlen, und es wird wol in dieſer aufgeklärten Zeit in allen civiliſirten Ländern noch Mitleid genug vorhanden ſein, um einem untergehenden Geſchlechte die helfende Hand zu reichen, vorausgeſetzt, daß Vorurtheil und Furcht, welche bisher den civiliſirten Menſchen beſtändig von dem wilden entfernt gehalten, abgelegt werden können.

Ich habe durch eine lange Bekanntſchaft mit dieſem Volke die feſte Überzeugung gewonnen, daß dieſer Unwiſſenheit der Weißen in Bezug auf den wahren Charakter und die Neigungen der Indianer hauptſächlich alles Mißgeſchick, welches die Letzteren betroffen hat, zuzuſchreiben iſt; man hielt ſich ſtets voll Mißtrauen von ihnen entfernt und betrachtete ſie als Feinde, gegen die man nur ein Syſtem beſtändigen Krieges und Betruges in Anwendung bringen könne.

Es iſt indeß nicht ſchwierig, ſich dem Indianer in ſeinem wilden Naturzuſtande zu nähern und bekannt mit ihm zu werden, wenn man nur die oben erwähnten Vorurtheile und Beſorgniß ablegen kann und ſich die Mühe nimmt, wie ich es gethan habe, ihn in ſeinem einfachen Naturzuſtande aufzuſuchen, wie er unter ſeinem beſcheidenen Dache, umgeben von Weib und Kind, ſeine Pfeife raucht, während ſeine treüen Hunde und Pferde außerhalb ſeines Zeltes lagern. — So kann Jedermann ihn ſehen und ſeine Freündſchaftspfeife mit ihm rauchen, die unveränderlich mit einem herzlichen Willkommen dem Fremden dargereicht und ihm zugleich im nächſten Augenblicke zur Stillung des Hungers das Beſte, was der Wigwam bietet, vorgeſetzt wird.

Aber die meiſten Menſchen werden ihn höchſt wahrſcheinlich nicht ſo

Digitized by Google

ſehen, denn er iſt zu weit entfernt, und nur Denen erreichbar, welche Goldburſt und Habgier in jene fernen Regionen lockt und die durch Scham abgehalten werden, der Welt die Tugenden mitzutheilen, die ſie zu Boden geworfen und mit Füßen getreten haben.

Selbſt den Gebrauch des Wortes „Wilder" in ſeinem gewöhnlichen Sinne bin ich geneigt, als einen Mißbrauch des Wortes und als eine Schmach für das Volk, auf das es angewendet wird, zu betrachten. Das Wort bedeütet doch eigentlich nichts als wild oder wilder Menſch, und ein wilder Menſch kann von ſeinem Schöpfer mit allen menſchlichen und edlen Eigenſchaften ausgerüſtet ſein, die in dem Herzen eines geſitteten Menſchen wohnen. Unſere Furcht und Beſorgniſſe vor dieſem Volke hat daher dieſem Worte eine neüe Bedeütung gegeben und faſt die ganze civiliſirte Welt bezeichnet mit dem Worte Wilder den wüthendſten, grauſamſten und blutgierigſten Charakter, den man ſich nur denken kann.

Der greüliche Bär (Ursus ferox — Grizzly Bear) wird wild genannt, weil er blutdürſtig, raubgierierig und grauſam iſt, und ebenſo der Tiger, und beide ſind, gleich dem armen rothen Menſchen, gefürchtet worden, weil man ſich theils aus Unwiſſenheit und Vorurtheil von ihnen fern hielt, theils, wenn man in Berührung mit ihnen kam, ſie nicht zu behandeln verſtand, bis van Amburgh der Welt zeigte, daß es ſelbſt bei dieſen wilden und unvernünftigen Thieren nur der Freündſchaft und des engen Anſchließens von Seiten ihres Herrn bedarf, um Gehorſam und Liebe bei ihnen zu finden.

Auf den folgenden Blättern wird man viele auffallende Beiſpiele von der Gaſtfreündſchaft, Rechtlichkeit und dem Ehrgefühl dieſes unwiſſenden und unaufgeklärten Volkes, und als Gegenſtück dazu viele Beweiſe von den finſteren, grauſamen und widrigen, durch den heilſamen Einfluß der Geſetze und des Chriſtenthums nicht gezügelten Leidenſchaften finden.

Ich habe während ſieben oder acht Jahren nach und nach an 3—400,000 dieſes Volks unter den allerverſchiedenſten Umſtänden beſucht und nach den vielfachſten und durchaus freiwilligen Handlungen ihrer Gaſtlichkeit und Freündlichkeit fühle ich mich verpflichtet zu ſagen, daß ſie von Natur ein friedſames und gaſtliches Volk ſind. Ich war ſtets in ihrem Lande willkommen, und wurde mit dem Beſten bewirthet, was ſie hatten, ohne jemals etwas dafür zu entrichten; ſie haben mich oft mit Gefahr ihres Lebens durch das Land ihrer Feinde geleitet, und mich bei dem Transportiren meines ſchweren Gepäckes über Gebirge und Flüſſe unterſtützt, und unter allen dieſen Umſtänden, während ich ihnen doch gänzlich preis gegeben war, hat niemals ein Indianer mich verrathen, mich gemißhandelt oder mir nur das Geringſte von meinem Eigenthum entwendet.

Dies ſpricht ſehr (und iſt, wenn der Leſer mir glauben will, auch ein Beweis) für die Tugenden dieſes Volkes, wenn man ſich erinnert (und dies ſollte man thun), daß es in ihrem Lande keine Geſetze gegen den Diebſtahl gibt, daß Schlöſſer und Riegel ihnen unbekannt ſind — daß die Gebote nie bei ihnen verkündigt wurden und daß den Dieb keine andere menſchliche Strafe

Digitized by Google

treffen kann, als die Verachtung, welche in den Augen ſeines Volkes ſeinem Charakter als ein Flecken anhängt.

Und ſo ſonderbar es auch klingen mag, ich habe oft in dieſen kleinen Gemeinden, trotz dem Mangel aller Rechtsſyſteme, dennoch Ruhe und Frieden und eine Glückſeligkeit in einem Grade herrſchen ſehen, daß Könige und Kaiſer ſie darum beneiden könnten. Ich habe geſehen, daß Recht und Tugend beſchützt, Unrecht beſtraft wurde; ich habe eheliche, kindliche und älterliche Zärtlichkeit in der natürlichen Einfachheit und Genügſamkeit geſehen. Ich habe eine innige und dauernde Zuneigung zu einigen dieſer Männer gefaßt, die ich nicht zu vergeſſen wünſche — deren Herzen ich nahe ſtand, und die bei unſerer endlichen Trennung mich in ihre Arme ſchloſſen und mich und meine Angelegenheiten dem Großen Geiſte empfahlen.

Aus den obigen Gründen wird der Leſer es mir verzeihen, wenn ich ſo lange und ſo nachdrücklich bei der Gerechtigkeit der Anſprüche dieſes Volkes verweilte, und mit blutendem Herzen gelegentlich mein Bedauern ausſprach über das Schickſal, welches die Ueberreſte dieſes unglücklichen Geſchlechts erwartet, das von den Felſen und Thieren ſeines Heimathlandes lange überlebt werden wird; — angegriffen von ſeinem Mitmenſchen, deſſen Habgier, wie zu befürchten ſteht, dem irdiſchen Elende des Indianers erſt dann ein Ziel ſetzen wird, wenn derſelbe im Grabe liegt.

Ich kann nicht umhin hier noch einmal zu wiederholen, daß die Stämme der rothen Männer Nordamerika's, als eine Nation menſchlicher Weſen, ihrem Untergange nahe ſind; daß, um ihr eigenes, ſehr ſchönes Bild zu gebrauchen, „ſie ſchnell gegen Sonnenuntergang hin zu den Schatten ihrer Väter eilen;“ und daß der Reiſende, welcher dies Volk in ſeiner urſprünglichen Einfachheit und Schönheit ſehen will, ſich bald nach den Prairien und dem Felſen-Gebirge begeben muß, weil er ſie ſonſt nur ſo ſehen wird, wie man ſie jetzt an den Gränzen ſieht, wie einen Korb voll **todten Wildes**, — abgemattet, gejagt, blutend und todt, ihrer Federn und Farben beraubt; und unter denen man ſich, um ihren wahren National-Charakter zu ſchätzen, vergeblich nach irgend einem anderen Moralſyſtem oder Maßſtabe umſieht, als der iſt, wonach man ihn nur zu oft als aus Grauſamkeit und Barbarei zuſammengeſetzt geſchildert hat.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Mündung des Gelben Steinfluſſes (Yellow Stone River). — Entfernung von St. Louis. — Schwierige Schiffahrt auf dem Miſſouri. — Herr Chouteau und der Major Sandford. — Fort der Pelz-Compagnie. — Indianiſche Epikuräer. — Neüe und wahre Schule für die Künſte. — Schöne Modelle.

Ich erreichte das Fort an der Mündung des Gelben Steinfluſſes am Bord des Dampfbootes „Yellow Stone" nach einer dreimonatlichen Reiſe von St. Louis, welches über 400 deütſche Meilen von hier entfernt iſt. Der größere Theil dieſer Strecken iſt nie zuvor von Dampfbooten befahren worden bis die faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe, welche ſich fortwährend dem Reiſenden auf dieſem trüben Strom entgegenſtellen, durch den unermüdeten Eifer des Herrn Chouteau allmälig überwunden wurden. Der Major Sandford, Regierungs-Agent für die Miſſouri-Indianer, befand ſich auch auf dem Dampfboote.

Die amerikaniſche Pelz-Compagnie hat hier zum Schutz gegen die Wilden ein ſehr ſtarkes Fort errichtet, welches 300 Fuß im Quadrat und mit Kanonen beſetzte Baſtionen hat. Unſere Annäherung an das Fort, unter dem eine halbe Stunde lang währenden Donner der Kanonen und dem gellenden Geſchrei der an den Ufern verſammelten halb erſchrockenen Indianer, bot einen auffallenden und maleriſchen Anblick dar. Eine an Ereigniſſen ſo reiche Reiſe, die ſo viel neüe, maleriſche und romantiſche Scenen darbot, während das Dampfſchiff an den Dörfern der „erſtaunten Wilden" vorüberfuhr und ſie mit dem Ausſtrömen des Dampfes und dem Donner des Geſchützes grüßte, würde Stoff zu vielen Kapiteln liefern, und ich kann mir das Vergnügen nicht verſagen, zuweilen einige der Scenen, deren Zeüge ich war und noch bin, ſowie die Gefühle zu ſchildern, welche ſich des Fremden bemächtigen, der durch dies intereſſante und luxuriöſe Land reiſt, — denn Beides iſt es, ein wahres Land der Epikuräer. Wir wurden von den Wilden zu Feſteſſen von *Hundefleiſch*, als der ehrenvollſten Speiſe, welche dem Fremden vorgeſetzt werden kann, eingeladen, und mit den köſtlichern Biberſchwänzen und Büffelzungen bewirthet.

In dieſer, faſt 800 deutſche Meilen von meinem Geburtsorte entfernten Gegend, wohin mich allein der Enthuſiasmus für meine Kunſt gebracht hat, bieten mir ſowol die Landſchaften als die Menſchen die ſchönſten Modelle für meinen Pinſel dar, und ich betrachte dieſe Wildniß als die wahre Schule für die Kunſt, und ſeitdem ich mitten unter Tauſenden dieſer Ritter des Waldes lebe, bin ich überzeügt, daß ſie bei ihrem kraftvollen Gliederbau dreiſt mit jenen Modellen wetteifern können, welche die griechiſchen Bildhauer in den Stand ſetzten, ihren Marmor-Bildſaülen eine ſo unnachahmliche Schönheit und Anmuth zu geben.

Keine Einbildungskraft, ſei ſie auch von den lebendigſten Beſchreibungen unterſtützt, vermag jemals ſich ein Bild zu ſchaffen von der Schönheit und Wildheit der

Digitized by Google

Scenen, die man in dieſem romantiſchen Lande täglich erblickt. So z. B. wenn Hunderte von anmuthigen jungen Leüten, mit dem vollen Ausdruck des Vergnügens auf dem Antlitz, während ihr langes ſchwarzes Haar, im Winde flatternd, ſich mit dem Schweife des Pferdes vermiſcht, über die grüne Flur hinfliegen, um mit Spieß und Pfeil in eine Heerde wüthender Büffel Tod und Verderben zu bringen; oder wenn ſie bei dem glänzenden Kriegs-Gepränge, geſchmückt mit den prächtigſten Farben und Verzierungen, ſich mit ihrer männlichen Schönheit, mit dem größten Anſtande und mit jenem kecken Trotze von Menſchen bewegen, die Niemanden auf Erden über ſich erkennen und keinen Geſetzen verantwortlich ſind als den Geſetzen Gottes und der Ehre.

Außer der Kenntniß der menſchlichen Natur und meiner Kunſt habe ich bei dieſem mühevollen und koſtſpieligen Unternehmen noch einen andern Zweck, der, wenn er auch mir nicht von gleichem Nutzen ſein ſollte, doch für die Nachwelt nicht ohne Intereſſe und Werth ſein wird. Ich habe ſeit vielen Jahren geſehen, daß das edle Geſchlecht der rothen Männer, welche in den pfadloſen Wäldern und den gränzenloſen Wieſenfluren zerſtreüt ſind, bei der Annäherung der Civiliſation zuſammenſchmilzt. Ihre Rechte werden angetaſtet, ihre Moralität wird untergraben, ihr Gebiet ihnen entriſſen, ihre Gebräuche werden verändert und gehen verloren, bis ſie endlich ins Grab ſinken und die Pflugſchar den Raſen über ihren Gräbern umwendet, und ich bin herbeigeeilt — nicht um ihr Leben oder ihr Geſchlecht zu retten (denn ſie ſind „verurtheilt“ und müſſen ſterben), ſondern um ihr Ausſehen und ihre Trachten zu retten, auf welche die erobernde Geſittung all ihr Gift ſpritzen und ſie zu Boden werfen und zu Boden treten mag, die aber dennoch gleich einem Phönix ſich „von der Palette eines Malers“ wieder erheben und auf der Leinwand Jahrhunderte lang als Denkmäler eines edlen Geſchlechts fortleben werden. Zu dieſem Zweck beſchloß ich, jeden Indianerſtamm auf dem Continent zu beſuchen, wenn ich am Leben bliebe, um in jedem Stamme Bildniſſe ausgezeichneter Indianer beiderlei Geſchlechts in ihrer Nationaltracht, und zugleich ihre Dörfer, haüslichen Sitten, Spiele, Myſterien, religiöſen Gebräuche u. ſ. w. zu malen und Anekdoten, Überlieferungen und geſchichtliche Daten der einzelnen Nationen zu ſammeln.

Das Reſultat meiner Arbeiten wird ohne Zweifel für künftige Zeiten von Intereſſe ſein, denen außerdem nichts übrig bleibt, wonach ſie dieſen urſprünglichen einfachen Menſchenſchlag beurtheilen könnten, weil ihm in wenigen Jahren das Fortſchreiten der Civiliſation und der Tod alle ſeine nationalen Gebraüche und ſeinen nationalen Charakter geraubt haben wird.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Charakter des Miſſouri-Stroms. — Schöne Prairie-Ufer. — Maleriſche Thonhügel. — Erſtes Erſcheinen eines Dampfbootes auf dem Yellow Stone-Fluſſe und ſonderbare Vermuthungen der Indianer über daſſelbe. — Niederlaſſung der Pelz-Compagnie am Yellow Stone. — M'Kenzie, ſeine Tafel und ſeine Höflichkeit. — Indianer-Stämme in der Nachbarſchaft.

Bevor ich zu den Vergnügungen und Gebraüchen dieſes ſchönen Landes übergehe (die bis jetzt dem größten Theile der Welt noch unbekannt ſind), will ich über meine beſchwerliche Reiſe von St. Louis bis zu dem Fort an der Mündung des Yellow Stone, eine Strecke von mehr als 400 deütſchen Meilen, die man zurücklegen muß, ehe man dieſen wilden und lieblichen Ort erreicht, einige Worte ſagen.

Der Miſſouri unterſcheidet ſich in ſeinem Ausſehen und Charakter vielleicht von allen Flüſſen der Welt; man fühlt ſich beängſtigt, ſobald man aus dem Miſſiſſippi in ſein ſchlammiges Waſſer kommt. Von der Mündung des Yellow Stone bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Miſſiſſippi durchſtrömt der Miſſouri mit ſeinem brauſenden trüben Waſſer eine Strecke von mehr als 400 deütſchen Meilen, und auf dieſer ganzen Entfernung iſt kaum ein Ruheplatz für ein Boot. Durch das fortwährende Herabſtürzen der unterwaſchenen Alluvial-Ufer iſt das Waſſer ſtets trüb und undurchſichtig und hat zu allen Jahreszeiten das Anſehen von Chokolade oder Kaffee mit Milch und Zucker. Um mich von dieſer Undurchſichtigkeit noch beſſer zu überzeügen, habe ich ſowol bei dem Fort, als weiter ſtromabwärts mehrere Verſuche angeſtellt, deren Reſultate mich ungemein überraſchten. Ich legte nämlich ein Stück Silber (und ſpäter ein Stück einer Muſchel, welches noch weißer iſt) in ein mit Miſſouri-Waſſer gefülltes Glas und konnte es, wenn ich von der Seite hindurchſah, nicht durch eine Waſſerſchicht von ⅛ Zoll Dicke erkennen. Dies war jedoch im Frühjahre, zu welcher Zeit der Fluß hohen Waſſerſtand hat und daher weit trüber iſt, als in den andern Jahreszeiten, obwol er immer ſchlammig und gelb iſt und ein Fremder, wegen des brauſenden und wilden Charakters und der ungewöhnlichen Farbe dieſes Stromes ſelbſt bei dem niedrigſten Stande glauben würde, es ſei Hochwaſſer.

Bis auf mehr als 200 Meilen oberhalb St. Louis iſt der Strom an den Ufern (und an manchen Stellen das ganze Bett) mit Zweigen und Baumſtämmen von den größten Dimenſionen angefüllt, die mit dem unterwaſchenen Ufer in den Strom geſtürzt ſind und mit den Wurzeln am Boden feſtſitzen, während die Wipfel, ſtromabwärts gerichtet, auf dem Waſſer ſchwimmen und dem kühnen Reiſenden Furcht und Schrecken einflößen.

Faſt auf jeder Inſel und Sandbank liegen große Maſſen dieſer ſchwimmenden Baüme und bei hohem Waſſerſtande iſt die Oberfläche des Stromes

Digitized by Google

buchſtäblich mit ſolchem Treibholze bedeckt, wodurch es ſowol den Kiel= als den Dampfbooten unmöglich wird, den Strom hinaufzufahren.

Mit welchem Rechte man dieſe „Waſſer=Hölle" den „Styx=Fluß" nennt, wage ich nicht zu entſcheiden, aber nichts könnte paſſender oder unſchuldiger ſein, als dieſen Strom den River of Sticks (Baumſtammfluß) zu nennen.

Die Scene iſt jedoch nicht überall ſo düſter; die Ufer ſind mit ſchönem grünen Raſen bedeckt und an vielen Orten treten die Wälder von ſtattlichen Baumwollen=Bäumen bis dicht an's Ufer heran, mit dem ſie, wenn es unterwaſchen iſt, in den Strom ſtürzen und dem Ocean zugeführt werden.

Der größere Theil der Ufer dieſes Stroms iſt jedoch ohne Wald und das Auge verweilt gern auf den ſchönen Prairien, die ſich meiſtentheils ſanft gegen den Fluß hin ſenken, mit Raſen vom dunkelſten Grün bedeckt ſind und in der Ferne allmälig in einen Sammt=Teppich von den reichſten Farben übergehen, die kein Pinſel wiederzugeben vermag. Je mehr man ſich der Quelle nähert, und in der obern Hälfte ſeines Laufs, verſchwinden die Baumſtämme und Zweige, aber der Strom behält ſeinen heftigen und trüben Charakter.

Man hat, ſehr mit Unrecht, die Scenerie dieſes Fluſſes als einförmig und aller maleriſchen Schönheit entbehrend geſchildert. Dies iſt wahrſcheinlich von Leüten geſchehen, die nicht zu den beſten Richtern über Naturſchönheiten gehörten, oder doch nicht darauf achteten, indem ſie, aus Furcht vor den Wilden, welche dies ſchöne Land bewohnen, zu ſehr mit der Sorge für die Sicherheit ihres Lebens und ihres Pelzwerks beſchäftigt waren.

Eine Strecke von 1000 engl. Meilen und darüber erſchien mir wie ein Feen=Land, und während dieſes Theils meiner Reiſe war ich faſt immer auf dem Verdeck und ergötzte mich daran, die zahlloſen Berge, Hügel, Thäler und Schluchten zu betrachten, wo die Heerden von erſchreckten Büffeln, Elen, Antilopen, von ſchleichenden Wölfen und Bergziegen, jede auf ihre eigene Weiſe und in der größtmöglichſten Eile, ſich dem Anblicke und dem Geraüſch des Dampfbootes zu entziehen ſuchte, welches zum erſten Male die grünen und wilden Ufer des Miſſouri mit dem Getöſe des mächtigen Dampfes begrüßte.

Von St. Louis bis zu den Waſſerfällen des Miſſouri, eine Strecke von mehr als 550 deütſchen Meilen, iſt eine zuſammenhangende Prairie, die nur an wenigen Stellen längs der Ufer des Stromes und ſeiner Nebenflüſſe durch üppigen Wald unterbrochen wird.

Die größte Erhebung dieſer Prairien, welche ſich öſtlich und weſtlich vom Miſſouri in faſt endloſe Ferne erſtrecken, beträgt 2—300 Fuß über dem Niveau des Stromes, der ſich ein Bett oder Thal für ſeinen Lauf gebildet hat, deſſen Breite von 2—20 engl. Meilen wechſelt. Dies Bett oder Thal iſt augenſcheinlich durch die Gewalt der Strömung gebildet worden, die allmälig dieſen ungeheüren Raum ausgewaſchen und die Trümmer in den Ocean geführt hat. Durch die beſtändig wiederholten Überſchwemmungen des Stromes ſind dieſe Maſſen abgelagert worden und haben auf den Wieſen zu beiden Seiten den reichſten Alluvial=Boden mit horizontaler Oberfläche ge=

Digitized by Google

bildet, durch welche der Fluß ſich im Schlangenlaufe hindurchwindet und abwechſelnd von einem Hügelhorn (bluff) zum anderen fließt, die ſich in höchſt maleriſchen Formen und in den ſchönſten Farben zeigen; einige ſenken ſich mit ihren grünen Abhängen in den lieblichſten Gruppen allmälig bis an den Rand des Waſſers, während andere, ihres Grünes beraubt, ſich als ungeheure Thonmaſſen von verſchiedenen Farben zeigen und die wunderlichſten Anſichten darbieten.

Dieſe ſonderbaren und maleriſchen Formen ſind durch Regen und Froſt entſtanden, welche unausgeſetzt dieſe kahlen Hügel verändern, indem ſie ihre Abhänge auswaſchen und in den Fluß hinabſpülen.

Unter dieſen Gruppen ſieht man tauſend verſchiedene maleriſche Formen; an einigen Stellen glaubt man, während das Boot vorüberfährt, vor und hinter ſich meilenweit die endloſen Ruinen einer alten Stadt zu ſehen — Wälle, Terraſſen, Dome, Thürme, Citadellen und Caſtelle — Kuppeln, ſchöne Portiken, hier und da eine einzelne Saüle, zerfallene Piedeſtale und ſelbſt einzelnſtehende Spitzſaülen von Thon — und das Alles glänzt in der Ferne, wenn das Sonnenlicht von den Tauſenden von Gyps-Kryſtallen, die in dem Thon eingelagert ſind, reflectirt wird. Werden dieſe Gruppen von Domen und Mauern mit Zinnen am Morgen oder Abend von den Sonnenſtrahlen beleüchtet, ſo gewährt dies einen Anblick, den nur Der ſich vorſtellen kann, der dies ſchöne und maleriſche Land beſucht hat.

In dieſen wilden und ruhigen Schlupfwinkeln leben in Heerden das Bergſchaf und die ſchnelle Antilope ſicher vor ihren Feinden, denen die Abhänge dieſer Bluffs faſt unzugänglich ſind. Auch der greüliche Bär (Ursus ferox) hat ſich dieſe Plätze zu ſeinem Aufenthalte gewählt, wo er grämlich in den Schluchten und Abgründen herumſchleicht und den lauernden Indianer verſcheücht, während die Bergſchafe und Antilopen ſich auf den Gipfeln der Hügel herumtummeln, ſicher vor Störungen durch Menſchen und Raubthiere.

Dies iſt eine flüchtige Skizze der Scenen und Gegenden, die ſich auf einer Strecke von 500 deütſchen Meilen während einer Fahrt von 3 Monaten unſerm Auge darboten.

Nichts hat wol die Indianer jemals ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt, als das Dampfboot, wenn es rauchend, rudernd und brauſend an ihren Dörfern vorüberflog. Dieſe armen und unwiſſenden Menſchen hatten auf dieſer ganzen Strecke nie etwas von einem Dampfboote gehört und an einigen Orten ſchienen ſie durchaus nicht zu wiſſen, was ſie thun oder laſſen ſollten; ſie konnten nicht, wie ein Holländer zu Newburgh am Hudſons-Fluſſe, es für eine „ſchwimmende Sägemühle“ halten; ſie hatten keinen Namen dafür und daher war es, wie Alles, was ihnen geheimnißvoll und unerklärlich iſt, Medizin (Geheimniß). Wir hatten eine zwölfpfündige Kanone und drei oder vier achtpfündige Drehbaſſen an Bord, die für das Fort der amerikaniſchen Pelz-Compagnie an der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes beſtimmt waren, und ſowie wir uns einem Dorfe näherten, wurden dieſe ſämmtlichen Geſchütze mehrmals ſchnell hinter einander abgefeüert, welches die armen Bewohner in die

Digitized by Google

äußerſte Verwirrung und Beſtürzung verſetzte — Einige warfen ſich mit dem Geſicht auf die Erde und riefen den Großen Geiſt an — Andere ſchoſſen ihre Pferde und Hunde todt und opferten ſie, um den Großen Geiſt zu verſöhnen, den ſie beleidigt glaubten — noch Andere verließen ihre Dörfer und rannten auf die Gipfel der einige engl. Meilen entferuten Hügel, oder ſie kamen, wenn das Boot ihrem Dorfe gegenüber landete, vorſichtig an's Ufer, um zu ſehen, was aus ihren Haüptlingen werden würde, die durch ihre Stellung verpflichtet waren, zu uns an Bord zu kommen, wir mochten Freünd oder Feind ſein. Zuweilen, wenn der Kapitain zu ſeinem Vergnügen die Dampf-Pfeife ertönen ließ, ſtürzten alle, Männer, Frauen, Kinder, Hunde, Haüptlinge, Alt und Jung in einer bunten Maſſe über einander hin.

Ihre meiſten Männer ſtellten mancherlei wunderliche Vermuthungen über die Beſchaffenheit und die Kräfte des Dampfbootes auf. Unter den Mandanern nannten Einige es das „große Donner-Boot," denn als wir in einiger Entfernung von dem Dorfe waren, ſahen ſie den Blitz des Pulvers und hörten den Donner des Geſchützes; Andere nannten es das „große Medizin-Kanon mit Augen;" Medizin mußte es ſein, weil ſie es nicht verſtanden, und Augen mußte es haben, weil, wie ſie ſagten, „es ſeinen eigenen Weg ſieht und das tiefe Waſſer in der Mitte des Bettes auffucht." Sie hatten keine Idee davon, daß das Boot von dem Manne am Steuerruder gelenkt werde und mußten daher wol erſtaunen, als ſie ſahen, das es ſtets das tiefſte Waſſer wählte. Ich werde ſpäter noch einige merkwürdige Vorfälle dieſer Art mittheilen.

Das Fort an der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes iſt von Herrn M'Kenzie, welcher jetzt darin wohnt, erbaut worden. Es iſt die größte und am beſten gebaute Niederlaſſung dieſer Art am Fluſſe und bildet den Mittelpunkt und die Hauptniederlage für die Geſchäfte der Pelzcompagnie in dieſer Gegend. Es befindet ſich hier ein großer Vorrath an Waaren und zu gewiſſen Zeiten des Jahres kommen die Agenten von den zahlreichen Außenpoſten mit dem Ertrage ihres Handels hier zuſammen, um ſich von Neüem mit Waaren für den Handel mit den Indianern zu verſehen.

Das Fort hat eine ſehr gute Lage in einer ſchönen Prairie am Ufer in der Nähe der Einmündung des Yellow Stone-Fluſſes in den Miſſouri; die Bewohner und die Vorräthe ſind gegen die Angriffe der Indianer hinreichend geſchützt.

Herr M'Kenzie, ein großherziger, hochſinniger Schotte, ſcheint mit der Leitung der Geſchäfte der Pelz-Compagnie in dieſer Gegend und bis an die Felſen-Gebirge beauftragt zu ſein. Er wohnt gut und bequem innerhalb des Forts, welches etwa acht Blockhaüſer und Magazine enthält; gewöhnlich befinden ſich hier 40—50 Mann und 150 Pferde, letztere außerhalb des Forts. Seine Tafel iſt mit Allem ausgeſtattet, was das Land bietet: mit Büffelfleiſch und Zungen, mit Biber-Schwänzen und Knochenmark, nur gibt es keinen Kaffee, kein Brot und keine Butter, dafür aber guten Wein, denn täglich wird eine Flaſche Madeira und trefflicher Portwein in einen Kübel mit Eis geſtellt und beim Diner geleert.

Digitized by Google

Dieſer Handelsposten iſt der Verſammlungsort einer großen Anzahl von Indianerſtämmen der Umgegend, die des Handels wegen hier zuſammenkommen; zuweilen erſcheinen die ganzen Stämme. Gegenwärtig lagern hier um das Fort die **Knisteneaux**, **Crows** (Krähen), **Assinneboins** und **Blackfeet** (Schwarzfüße). Ich werde dieſe und noch andere in ihrer Heimat beſuchen und hoffe auf dieſe Weiſe die Odſchibbeways, Aſſinneboins, Kniſteneaux, Schwarzfüße, Krähen, Schiennes, Großbäuche, Mandaner u. A. zu ſehen und in den folgenden Blättern über ihre Gebraüche, Geſchichte, Ueberlieferungen, Trachten u. ſ. w. zu berichten.

Viertes Kapitel.

Indianer des oberen Miſſouri. — Allgemeiner Charakter derſelben. — Büffel. — Beſchreibung derſelben. — Art ſie zu tödten. — Büffel-Jagd. — Charbon's Sprung. — Verwundeter Büffel. — Stier. — M'Kenzie's außerordentliche Geſchicklichkeit. — Rückkehr von der Jagd.

Die verſchiedenen Indianer-Stämme, welche das Land am oberen Miſſouri bewohnen, haben unſtreitig von allen auf dem Kontinent das hübſcheſte Ausſehen und ſind am beſten ausgerüſtet und am prächtigſten gekleidet. Sie leben in einem Lande, welches reich iſt an Büffeln und wilden Pferden, die ihnen einen trefflichen und leicht zu erlangenden Lebensunterhalt gewähren. Die reine Atmoſphäre gibt ihnen Geſundheit und langes Leben und ſie ſind die unabhängigſten und geſundeſten von allen Indianer-Stämmen, die ich geſehen habe. Sie befinden ſich alle noch in dem Zuſtande urſprünglicher Wildheit und haben daher etwas Maleriſches und Schönes, das ſich kaum beſchreiben läßt, und nichts kann einige ihrer Spiele und Unterhaltungen, ihre Tänze und feſtlichen Aufzüge an Grazie und Schönheit übertreffen.

So weit ich in das Indianer-Gebiet vorgedrungen bin, habe ich es beſtätigt gefunden, daß diejenigen Indianer, welche noch am meiſten im Naturzuſtande leben und am wenigſten von der civiliſirten Welt wiſſen, an ihrem Körper höchſt reinlich, in ihrer Kleidung elegant und in ihrem Betragen höflich ſind. Die Krähen- und Schwarzfuß-Indianer ſtehen in dieſer Beziehung wol oben an, und wer ſie nicht in ihrer Heimat geſehen hat, kann ſich keinen Begriff davon machen, welcher Reichthum, wie viel Geſchmack ſelbſt in der Kleidung bei einigen dieſer Indianer herrſcht.

Jeder dieſer Söhne des Waldes, oder vielmehr der Prairie, iſt ein freier Mann; die Frauen ſind ſeine Sklavinnen. Das Einzige, was er ſeiner würdig hält, iſt, ſich mit Bogen, Köcher, Schild und Speer auf ſein ſchnaubendes

Digitized by Google

Roß zu ſchwingen, oder ohne allen Schmuck, nur mit Bogen und Köcher, ſich zu Pferde unter die fliehenden Büffel-Heerden zu ſtürzen, und von ſeinem ſelten fehlenden Bogen den tödtlichen Pfeil zu verſenden.

Die Büffel-Heerden, welche in zahlloſer Menge auf den ſchönen Prairieen weiden, gewähren ihnen Überfluß an Fleiſch, und ſie ziehen dies ſo ſehr allem anderen Fleiſche vor, daß die Hirſche, Elenthiere und Antilopen in großen Rudeln in der größten Sicherheit in den Prairieen herumſtreifen, denn die Indianer tödten ſie gewöhnlich nur, wenn ſie ihrer Haüte zur Kleidung bedürfen. — Der Büffel, oder richtiger Biſon, iſt ein edles Thier, welches auf den weiten Prairieen von der mexikaniſchen Grenze im Süden bis zur Hudſons-Bai im Norden herumſchweift. Er iſt etwas größer als der gemeine Stier; ſein Fleiſch, welches einen köſtlichen Geſchmack hat, einigermaßen dem von fettem Rindfleiſch ähnlich, gewährt dem Wilden eine geſunde und leicht zu erlangende Nahrung, von der er faſt ausſchließlich lebt. Die Haüte, Hörner, Hufe und Knochen verwendet er zur Anfertigung von Kleidungsſtucken, Schilden, Bogen u. ſ. w. Der Büffel-Stier iſt, wenn er zum Widerſtande gereizt wird, eines der wüthendſten und am grimmigſten ausſehenden Thiere. Die lange zottige Mähne, welche Nacken und Schultern in großer Fülle bedeckt, hängt oft bis auf die Erde hinab. Die Büffel-Kuh iſt kleiner und nicht ſo wüthend, obgleich auch ihr Anſehen nicht weniger wild und furchtbar iſt.

Die Weiſe, wie die Indianer den Büffel tödten — er wird faſt nur mit dem Pfeil und der Lanze, und zwar im vollen Jagen erlegt — bietet ein im höchſten Grade belebtes und anziehendes Schauſpiel dar. Ich begleitete faſt täglich die Indianer auf die Jagd und nahm oft ſelbſt Theil daran, noch öfter aber ritt ich nur nebenher, um die einzelnen Scenen genau zu ſtudiren und ſie dann auf die Leinwand zu übertragen.

Ich will jetzt eine Jagd beſchreiben, die Herr M'Kenzie mit einer Anzahl ſeiner Leute ohne Indianer veranſtaltete und an der ich Theil nahm. Er hat innerhalb des Forts einen geräumigen Eiskeller, worin er das Büffelfleiſch lange Zeit friſch aufbewahrt; geht der Vorrath auf die Neige, ſo beſteigt er ſein Lieblings-Büffelpferd (d. h. dasjenige Pferd, welches am beſten zur Büffel-Jagd abgerichtet iſt), nimmt eine leichte kurze Flinte, die ſich am bequemſten im vollen Jagen laden läßt, und geht mit fünf oder ſechs ſeiner Leute nicht auf die Jagd, ſondern „nach Fleiſch“. So zogen wir denn auch eines Morgens aus, nämlich die Herren M'Kenzie, Chardon, Baptiſt Defonde, Tullock, ich und noch einige Andere, deren Namen ich nicht weiß. Vier oder fünf Mann erhielten noch den Befehl, uns mit ebenſo vielen einſpännigen Wagen zu folgen, um die erlegten Büffel nach Hauſe zu ſchaffen. Wir ſetzten über den Fluß und hatten einige engliſche Meilen im Galopp zurückgelegt, als wir von einem Hügel aus eine Büffel-Heerde von 400—500 Stück erblickten, die ſich hier gewiß vollkommen ſicher glaubten und von denen einige graſten, andere lagen und ſchliefen. Wir näherten uns ihnen etwa bis auf eine engliſche Meile, machten Halt, und Herr Chardon „warf die Feder“, um zu ſehen, woher der Wind komme (ein Gebrauch, der immer beobachtet wird);

Digitized by Google

dann begann das „Auskleiden", d. h. Jeder entledigte ſich und ſein Pferd aller unnöthigen Gegenſtände, die bei der Jagd hinderlich ſein konnten: Hüte, Röcke und Kugelſäcke wurden abgelegt, die Aermel aufgeſtreift, ein Tuch um den Kopf, ein anderes um den Leib gebunden, die Patronen zurecht gemacht und in die Weſtentaſche geſteckt, oder ein halbes Dutzend Kugeln in den Mund genommen u. ſ. w. Dies währte etwa zehn bis funfzehn Minuten, und nachdem nun der Anführer den Jagdplan vorgelegt hatte, die Flinten geladen und die Ladeſtöcke in die Hand genommen waren, ritten wir alle in einer Front und im langſamen Schritt vorwärts. Die Pferde ſind hier ſämmtlich auf dieſe Jagd eingeübt und ſcheinen mit demſelben Enthuſiasmus daran Theil zu nehmen, wie ihre Reiter. Während des Auskleidens und Ladens zeigten ſie die größte Ungeduld, und als wir uns der Heerde näherten, ſchienen ſie alle von der Jagdluſt begeiſtert zu ſein, denn ſelbſt der trägſte Gaul ſtolzirte mit elaſtiſchem Schritte einher, biß auf die Stange, ſpitzte die Ohren und richtete ſeine funkelnden Augen auf das Wild, während er unter dem Sattel ſeines Reiters zitterte.

Auf dieſe Weiſe ritten wir vorſichtig und ſchweigend weiter und waren den Büffeln bis auf etwa zehn oder funfzehn Ruthen nahe gekommen, als ſie uns erblickten, Kehrt machten und in Maſſe davonliefen. Nun ging es vorwärts (und vorwärts müſſen Alle, denn Niemand würde in einem ſolchen Augenblicke ſein Pferd zurückhalten können) und dahin flogen wir über die Prairie, in eine Wolke von Staub gehüllt. M'Kenzie war der Vorderſte und verſchwand bald in dem Staube. Ich hatte einen großen Stier entdeckt, deſſen Schultern über die ganze Heerde hervorragten, und drängte mich durch, um an ſeine Seite zu kommen. Ich ging nicht nach „Fleiſch", ſondern nach einem „Siegeszeichen"; ich wollte ſeinen Kopf und ſeine Hörner. Ich jagte durch die über die Ebene hinſtürmende Heerde, von allen Seiten gedrängt, geſtoßen, ſo daß ich oft nicht wußte, ob ich auf einem Büffel oder auf meinem Pferde ſaß, bis ich endlich an die Seite meines Stiers gelangte und ihm einen Schuß beibrachte. Ich ſah den Blitz von mehreren Flinten, hörte aber keinen Knall. Chardon hatte einen ſtattlichen Stier verwundet und wollte eben zum zweiten Male ſchießen; Beide waren, ebenſo wie wir, in vollem Rennen und dicht vor mir, als der Stier ſich plötzlich umwandte und das Pferd auf die Hörner nahm, ſo daß Chardon einen Froſchſprung über den Büffel weg machte, und faſt unter den Hufen meines Pferdes zu Boden fiel. Ich ritt ſo ſchnell als möglich zu ihm zurück; er lag noch am Boden, der Büffel neben ihm, mit den Beinen nach oben, und quer über demſelben das Pferd. Ich ſtieg ſogleich ab; indeß hob ſich Chardon auf den Händen empor, Augen und Mund voll Staub, und ſuchte ſeine Flinte, die an dreißig Schritte weit von ihm lag. „Um des Himmels willen, ſeid Ihr verletzt, Chardon?" — „Nein — nein, ich glaube nicht. Oh, das bedeutet nichts, Herr Cataline, das iſt nichts Neues — aber das iſt hier ein verdammt harter Boden." Bei dieſen Worten wurde der arme Menſch ohnmächtig, erhob ſich jedoch in wenigen Augenblicken wieder, nahm ſeine Flinte und ergriff ſein Pferd beim Zügel, das mit Geſtöhn

aufſtand, den Staub abſchüttelte — und wir waren Alle wieder auf dem Platze, mit Ausnahme des Stieres, der das traurigſte Schickſal hatte.

Ich ſah mich nun nach der fliehenden Heerde und unſeren Gefährten um, allein von Beiden war nichts zu ſehen als die Staubwolke, die ſie hinter ſich gelaſſen hatten. Dagegen erblickte ich in geringer Entfernung zur Rechten meinen großen Stier, der ſich auf drei Beinen ſo ſchnell als möglich von dieſem gefährlichen Boden zu entfernen ſuchte. Ich galoppirte auf ihn los und ſogleich kehrte er ſich kampffertig gegen mich; er ſchien ſehr gut zu wiſſen, daß er mir nicht entgehen könne und wollte daher ſein Leben ſo theuer als möglich verkaufen.

Ich fand, daß mein Schuß ihn etwas zu weit nach vorn getroffen, eine Schulter zerſchmettert hatte und in der Bruſt ſtecken geblieben war; bei ſeiner großen Maſſe war es ihm daher unmöglich, auf mich loszuſpringen. Ich näherte mich ihm daher bis auf wenige Schritte, nahm mein Skizzenbuch heraus, legte meine Flinte quer über den Sattel und begann ihn zu zeichnen, indem ich es dem Scharfſinn meines Pferdes überließ, mich außer dem Bereich der Gefahr zu halten. Er ſtand ganz ſtill, während aus ſeinen Augen die größte Wuth blickte. Ich ritt rund um ihn herum und zeichnete ihn in verſchiedenen Stellungen; einmal legte er ſich nieder und ich zeichnete ihn in dieſer Lage; dann warf ich meine Mütze nach ihm, worauf er ſich wieder erhob und wieder gezeichnet wurde. Auf dieſe Weiſe erhielt ich einige unſchätzbare Skizzen dieſes wuthblickenden Unthieres, welches gewiß nicht ahnte, daß es portraitirt wurde.

Niemand kann ſich einen Begriff machen von dem Blick eines ſolchen Thieres; ich fordere die ganze Welt auf, mir ein anderes Thier zu nennen, das einen ſo entſetzlichen Blick hat, wie ein großer Büffel-Stier, der verwundet iſt und ſich, vor Wuth aufſchwellend, zum Kampfe umwendet — ſeine Augen ſind blutroth, ſeine lange zottige Mähne hängt bis auf den Boden — das Maul ſteht offen und er ſtößt Ströme von Dampf und Blut aus Maul und Naſe aus, wenn er ſich bückt, um auf ſeinen Angreifer loszuſpringen.

Während ich ruhig zeichnete, kamen M'Kenzie und ſeine Gefährten, ihre erſchöpften Roſſe am Zügel führend, von der Jagd zurück, und hinter uns vier oder fünf Wagen, um das Fleiſch nach Hauſe zu ſchaffen. Alle verſammelten ſich um mich und meinen Stier, den ich durch einen Schuß in den Kopf tödtete. Wir ſetzten uns auf die Erde, Jeder zündete ſeine Pfeiſe an und erzählte ſeine Heldenthaten. Ich ſelbſt wurde herzlich ausgelacht, weil ich, als Neuling, einen alten Stier getödtet hatte, deſſen Fleiſch ungenießbar iſt. Ich ritt mit M'Kenzie zurück, der mir fünf Kühe zeigte, die fetteſten und ſchönſten der Heerde, welche er erlegt hatte, und zwar auf einer Strecke von einer engliſchen Meile; alle wurden im geſtreckten Galopp getödtet und jeder Schuß ging gerade durchs Herz. In der kurzen Zeit, die erfoderlich iſt, um eine engliſche Meile im Galopp zurückzulegen, hatte er fünf Mal geſchoſſen, vier Mal geladen, die Thiere ausgewählt und mit jedem Schuſſe getödtet! Außerdem waren noch ſechs Thiere erlegt worden. Es wurden nunmehr die

Digitized by Google

beſten Theile derſelben abgeſchnitten, auf die Wagen und Packpferde geladen und das Übrige den Wölfen preisgegeben.

So leben die weißen Männer in dieſem Lande, auf dieſe Weiſe verſchaffen ſie ſich ihren Lebensunterhalt und dies iſt eine von ihren Vergnügungen, wobei man Gefahr läuft, ſich alle Rippen zu zerbrechen und hinterher noch wegen ſeiner Thorheit und Unklugheit verſpottet zu werden.

Fünftes Kapitel.

Haüptlinge der Schwarzfüße. — Ihre Kleidung; Frau und Kind der Schwarzfüße. — Skalp; Zweck deſſelben. — Rothe Pfeifen und Fundort des Pfeifenthons. — Bogen, Schilde, Pfeile und Lanzen der Schwarzfüße. — Ausgezeichnete Schwarzfuß-Indianer.

Es gibt vielleicht, mit Ausnahme der Krähen-Indianer, keinen Stamm in Nordamerika, der ſich bequemer und prächtiger kleidet, als die Schwarzfüße. Beide Stämme unterſcheiden ſich wenig hinſichtlich der Koſtbarkeit und Eleganz des Koſtums, ſowie der Stoffe, obgleich die Näherei und die Verzierungen mit den Stacheln des Stachelſchweines, die einen Hauptſchmuck ihrer Staatskleider bilden, bei jedem Stamme verſchieden iſt, ſo daß Jeder, der ſich mit dieſen Moden etwas vertraut gemacht hat, ſogleich danach den Stamm zu beſtimmen vermag. So beſtand z. B. die Kleidung des erwähnten Haüptlings, den ich zeichnete, in einem Hemde oder einer Tunica aus zwei Hirſchhaüten, mit dem Halstheile abwärts und ſo aneinander gefügt, daß die Hinterlaüfe zuſammengenäht waren und die Näthe längs des Armes von den Schultern bis zu den Handknöcheln hinliefen. Jede Nath war mit einer zwei Zoll breiten, ſehr ſchönen Stickerei von Stacheln des Stachelſchweins bedeckt und von dem unteren Rande derſelben, von der Schulter bis zur Hand, hingen Franſen von ſchwarzem Haar, das er den von ihm im Gefecht getödteten Feinden geraubt hatte. Die Beinkleider beſtanden aus demſelben Stoffe und von der Hüfte bis zum Fuße hinab war ein Streifen von gleicher Breite, und auf gleiche Weiſe mit Stacheln und Haarlocken verziert, angebracht. Letztere werden von den Skalpen entnommen und als Siegeszeichen getragen.

Die Frau (Squah) dieſes Haüptlings, Ih-nis-kin (Kryſtall), habe ich ebenfalls gezeichnet. Sie hat ziemlich angenehme Geſichtszüge, was bei den Schwarzfüßen eine Seltenheit iſt. Sie trug eine Kleidung aus Fellen und war die jüngſte und zuletzt gewählte von ſechs oder acht Frauen, weshalb ſie von ihrem Manne wie ſein Augapfel bewacht wurde. Der Enkel dieſes Haüptlings (Satſchem), ein Knabe von ſechs bis acht Jahren und zu jung, um ſchon einen Namen zu haben, wurde auch von mir gezeichnet und zwar in

Digitized by Google

der Tracht eines Kriegers mit Bogen und Köcher und einem Mantel von der Haut eines Waſchbären. Die Geſchichte dieſes Kindes iſt intereſſant. Sein Vater iſt todt und nach dem Ableben des oben erwähnten alten Haüptlings wird es erbliches Oberhaupt des Stammes. Die Krähen-Indianer hatten dieſen Knaben bereits zweimal geraubt, aber die Schwarzfüße ihn jedesmal mit großem Verluſte an Menſchen wieder befreit und ihn dann zu Herrn M'Kenzie in das Fort gebracht, wo er bleiben ſoll, bis er ſein Amt als Haüptling zu übernehmen im Stande iſt.

Der Skalp, von dem oben die Rede war, beſteht aus einem Theile der Kopfhaut von der Größe der Handfläche, oder auch kleiner, welcher auf dem Wirbel des Kopfes, da wo das Haar ſtrahlenförmig von einem Punkte ausgeht, herausgeſchnitten und mit großer Sorgfalt getrocknet und aufbewahrt wird, als Beweis von der Erlegung eines Feindes dient und dem Manne Anſpruch auf den Namen eines Kriegers gibt. Wenn der Skalp „umtanzt" worden iſt, d. h. nachdem die Krieger um den auf eine Stange geſteckten oder von einer alten Frau emporgehaltenen Skalp herumgetanzt haben, welches in Zwiſchenraümen zwei bis drei Wochen lang geſchieht, ſo wird derſelbe an den Stiel einer Lanze oder Kriegskeule befeſtigt, oder der Sieger theilt das Haar in kleine Locken und ſchmückt ſeine Kleidung damit. Es hält ſehr ſchwer, einen ſo verzierten Anzug von den Indianern zu erlangen, da er ihnen gewöhnlich um keinen Preis feil iſt. (Von dem Skalp, dem Skalpiren und dem Skalp-Tanze wird weiter unten mehr die Rede ſein.)

Die Mocassins (Schuhe) des Häuptlings ſind ebenfalls von Hirſchhaut gemacht und auf ähnliche Weiſe verziert. Sein Mantel iſt aus der Haut eines jungen Büffel-Stiers verfertigt, welche das Haar behält und auf der inneren, mit Stacheln des Stachelſchweins verzierten Seite die Kämpfe der Helden auf ſehr ſinnreiche, wenn auch rohe Weiſe in Zeichnungen darſtellt. Das Rohr ſeiner Pfeife iſt vier bis fünf Fuß lang und zierlich mit den Spitzen von Stachelſchwein-Stacheln von verſchiedener Farbe umwunden; der Kopf iſt aus Speckſtein geſchnitten, wie faſt alle Pfeifenköpfe der Indianer. Nach der Ausſage der Wilden findet ſich dieſer Speckſtein an einem Orte zwiſchen dem Fort und den St. Anthony-Waſſerfällen an den Quellen des Miſſiſſippi. Der Fundort iſt geheiligt und neutraler Boden, wo alle Stämme dieſer Gegenden, ſowie vom Miſſiſſippi und den großen Seen, zuſammentreffen und auf Befehl des großen Geiſtes ſelbſt die erbittertſten Feinde ſich als Freunde behandeln müſſen.

Auf ähnliche Weiſe wie dieſer Satschem (Haüptling) kleiden ſich alle oben erwähnten Haüptlinge der Schwarzfüße und ſind, wie alle dieſe nordweſtlichen Stämme, mit Bogen, Köcher und Lanze bewaffnet, und tragen am linken Arme einen Schild zum Schutz gegen die Pfeile.

Die Kleidung und Rüſtung dieſer „Lanzenritter" iſt ganz claſſiſch. Sie ſind, im wahren Sinne des Worts, faſt beſtändig zu Pferde und führen ihre Waffen auf den offenen Ebenen mit furchtbarem Erfolge, wo ſie im vollen Jagen das Wild erlegen und den Feind tödten. Es herrſcht in dieſer Bezie-

Digitized by Google

hung bei allen Stämmen, welche dieſe großen Ebenen oder Prairieen des Weſten bewohnen, derſelbe Gebrauch. Dieſe Ebenen liefern ihnen einen Überfluß an wilden und ſchnellen Pferden, auf deren Rücken ſie im vollen Jagen jedes Thier erreichen können und dann mit Leichtigkeit tödten.

Der Bogen, ſcheinbar eine unbedeütende Waffe, wird in den Händen ſeines Beſitzers, der von Jugend auf an die Handhabung deſſelben gewöhnt iſt, zu einer Waffe von faſt unglaublicher Kraft. Die Länge deſſelben beträgt gewöhnlich etwa drei, zuweilen nur zwei und einen halben Fuß. Dieſe geringen Dimenſionen haben gewiß ihren guten Grund, denn ein kleiner Bogen iſt zu Pferde allerdings beſſer zu gebrauchen als ein großer. Die meiſten dieſer Bogen ſind von Eſchenholz, (bois d'arc der Franzoſen) gemacht und auf der Außenſeite mit Lagen von Büffel- oder Hirſch-Sehnen verſehen, die unzertrennlich daran befeſtigt ſind und ihnen eine große Elaſticität geben. Viele Bogen bei den Schwarzfüßen und den Krähen-Indianern ſind auch aus Knochen oder aus den Hörnern des Berg-Schafes verfertigt. Die Bogen von Knochen ſind die beſten und werden hier nur für den Preis von einem oder zwei Pferden verkauft. Ich habe mehrere ſehr ſchöne Bogen dieſer Art erhandelt, wenn ich aber fragte, aus welchen Knochen dieſelben verfertigt worden, ſo erhielt ich ſtets die Antwort: „Das iſt Medizin", d. h. es ſei ein Geheimniß für ſie, oder ſie wünſchten nicht darüber befragt zu werden. Dieſe Knochen ſtammen offenbar von keinem der Thiere her, welche gegenwärtig auf den Prairieen oder in den Gebirgen zwiſchen dem Fort und dem Großen Ocean leben, denn einige dieſer Bogen ſind drei Fuß lang, aus einem Stück und dabei ſo dicht, hart, weiß und polirt wie Elfenbein; ſie können daher nicht, wie Manche glauben, von dem Geweihe der Elen gemacht ſein, welches dunkelfarbig und porös iſt, und eben ſo wenig von Büffel-Hörnern. Ich bin daher der Meinung, daß die Indianer an der Küſte des Großen Oceans die Kinnbackenknochen des Pottfiſches, welcher daſelbſt oft auf den Strand geworfen wird, ſammeln und im Gebirge an die Schwarzfuß- und Krähen-Indianer verkaufen, die dann ihre Bogen daraus verfertigen, ohne über ihre Herkunft mehr zu wiſſen als wir.

In den Händen eines Indianers auf ſchnellem, gut dreſſirtem Pferde, iſt dieſer Bogen in den offenen Ebenen eine höchſt wirkſame, gewaltige Waffe. Von der Kraft, womit die Pfeile abgeſchoſſen werden und von den tödtlichen durch ſie verurſachten Wunden kann Niemand ſich eine Vorſtellung machen, wenn er nicht einer Jagd der Indianer auf eine Büffel-Heerde beigewohnt hat.

Die Pfeilſpitzen ſind entweder aus Feuerſtein oder Knochen von den Indianern ſelbſt gemacht, oder es ſind Stahlſpitzen, wie ſie gegenwärtig hauptſächlich von den Pelzhändlern bis an die Rocky Mountains geliefert werden. Der Köcher, welcher ſtets auf dem Rücken getragen wird, iſt aus Panther- oder Otter-Fell gemacht und enthält gewöhnlich zweierlei Arten von Pfeilen: die eine Art iſt für den Feind beſtimmt, gewöhnlich vergiftet und mit langen Widerhaken verſehen, damit die Spitze in der Wunde zurückbleibt, wenn der Schaft, an welchem ſie nur leicht angeleimt iſt, herausgezogen wird; bei der

Digitized by Google

anderen Art, welche nur zur Jagd dient, ſind die Spitzen gut an dem Schaft befeſtigt und die Haken umgekehrt, damit ſie leicht aus der Wunde gezogen und wieder benutzt werden können.

Menſchen und Pferde ſind in dieſem Lande ſo eingeübt, daß dies Geſchäft des Tödtens für ſie ein leichtes Spiel iſt. Die Pferde ſind ſo abgerichtet, daß ſie ſich den Thieren auf der rechten Seite nähern, ſo daß der Reiter ſeinen Pfeil nach links hin abſchießen kann; ſie laufen, ohne daß der Zügel gebraucht wird, der loſe auf dem Nacken hängt, und bringen den Reiter bis auf drei bis vier Schritte von dem Thiere, worauf der Pfeil mit großer Leichtigkeit und Sicherheit ins Herz geſchoſſen wird, und zwar geſchieht dies zuweilen mit ſolcher Kraft, daß er durch den Körper des Thieres hindurchgeht.

Ein Indianer auf einem ſchnellen und gut abgerichteten Pferde, mit ſeinem Bogen in der Hand und dem Köcher auf dem Rücken, welcher an hundert Pfeile enthält, von denen er funfzehn bis zwanzig in einer Minute abſchießen kann, iſt daher ein furchtbarer und gefährlicher Feind. Manche Indianer führen auch eine Lanze von zwölf bis funfzehn Fuß Länge, mit einer Spitze von polirtem Stahl; Alle aber haben einen Schild aus der Nackenhaut des Büffels, die geraüchert und mit einem aus den Hufen dieſes Thieres gezogenen Leim gehärtet wird. Dieſe Schilde ſind undurchdringlich für die Pfeile, und ſelbſt eine Büchſenkugel prallt ab, wenn ſie den Schild ſchief halten, was ſie mit großer Geſchicklichkeit zu thun wiſſen.

Auf ſolche Weiſe ſind alle dieſe wilden, rothen Ritter der Prairie ausgerüſtet, und wie es nichts Maleriſcheres oder Ergreifenderes giebt, als einen über die grünen, endloſen Prairieen galoppirenden Trupp dieſer Krieger, eben ſo würde auch keine gleiche Anzahl berittener Männer in dieſem Lande ſo unwiderſtehlich und unbeſiegbar ſein, wie ſie, wenn man ihnen Vertrauen auf ihre Macht und ihre Ueberlegenheit einflößen könnte; allein dies iſt niemals der Fall, denn ſo weit der Name der weißen Männer gedrungen iſt, und ſelbſt lange vorher, ehe der Indianer Gelegenheit hat, ſich mit ihnen zu meſſen, zittert er vor Furcht und Angſt bei Annäherung derſelben. Er hört von den Künſten und der Geſchicklichkeit des weißen Mannes, von ſeiner Liſt und Verſchlagenheit, von ſeinen hundert Todes- und Zerſtörungs-Werkzeugen, er fürchtet ſeine Nähe, bebt mit Furcht und Zittern vor ihm zurück, und ſein Stolz und ſein Muth verlaſſen ihn bei dem Gedanken, mit einem Feinde zu ſtreiten, der, wie er glaubt, ihn mit Medizin oder geheimen Waffen bekämpft.

Ich malte hier einen Schwarzfuß-Indianer, **Pe-toh-pi-kiss** (Adler-Rippe), der zwar kein Haüptling, aber doch ein ſehr bedeutender Mann in ſeinem Stamme iſt. Er rühmt ſich hier im Fort, daß er acht Biberfängern und Pelzhändlern eigenhändig den Skalp abgezogen habe. Sein Anzug iſt prachtvoll und ganz mit Skalp-Locken von rothen und weißen Männern bedeckt, ſeine Kopfbedeckung beſteht aus Hermelin-Fellen und ſchön polirten, aufrechtſtehenden Büffel-Hörnern; letztere dürfen nur die Tapferſten tragen, und ich werde ſpäter auf die Wichtigkeit und die Bedeutung dieſes Schmuckes zurück-

Digitized by Google

kommen. Sodann malte ich noch einen alten Häuptling, der die wichtige und beneidete Würde eines „Medizin-Mannes" bekleidet, d. h. er iſt Arzt, Zauberer, Prophet, Wahrſager, Taſchenſpieler und Oberprieſter und wird natürlich als ein Orakel betrachtet. Sein Name iſt Wun-nes-tou (der weiße Büffel).

Sechſtes Kapitel.

Medizin oder Geheimniſſe. — Medizin-Beütel. — Urſprung des Wortes „Medizin". — Die Weiſe, den Medizin-Beütel zu machen. — Werth des Medizin-Beütels für den Indianer und die zu ſeiner Anfertigung nöthigen Gegenſtände. — Ein Doctor oder Medizin-Mann der Schwarzfüße; ſeine Heilmethode. — Verſchiedene Ämter und Wichtigkeit des Medizin-Mannes.

Das Wort „Medizin", welches „Geheimniß" bedeütet, ſpielt eine große Rolle bei den Indianern. Die Pelzhändler in dieſem Lande ſind faſt ſämmtlich Franzoſen und nennen natürlich einen Arzt „Medezin". Das Indianer-Land iſt aber voll von Ärzten, und da ſie ſämmtlich Zauberer und in viele Geheimniſſe eingeweiht ſind, oder dies wenigſtens behaupten, ſo iſt das Wort „Medizin" auf alle geheimnißvolle oder unerklärliche Dinge angewendet worden. Die Engländer und Amerikaner, welche dieſe Gegenden ebenfalls beſuchen und dort Handel treiben, haben das Wort mit einer kleinen Veränderung, aber in derſelben Bedeütung, angenommen; ſie nennen jene Perſonen „Medizin-Männer", welches etwas mehr umfaßt als Doctor oder Arzt. Die Ärzte aber ſind alle Medizin-Männer, da man glaubt, daß ſie ſämmtlich bei der Ausübung ihrer Kunſt ſich mehr oder weniger mit Geheimniſſen oder Zauberei befaſſen. Dennoch war es nothwendig, dem Worte eine noch umfaſſendere Bedeütung zu geben, da es ſowol unter den Indianern, als unter den jene Gegenden beſuchenden Weißen Perſonen gab, die in den Geheimniſſen bewandert waren, ohne von der Anwendung von Arzneien etwas zu verſtehen; alle dieſe werden jetzt mit dem umfaſſenden Namen „Medizin-Männer" bezeichnet. So erſchien ich dieſem aberglaübigen Volke als ein Medizin-Mann erſten Ranges, weil die Malerei ihnen etwas Unbekanntes und Unerklärliches war und daher von ihnen die „größte Medizin" genannt wurde. Meine mit Percuſſionsſchlöſſern verſehenen Flinte und Piſtolen waren große Medizin und kein Indianer konnte dazu bewogen werden, ſie abzufeüern, denn, ſagten ſie, ſie wollten nichts mit des weißen Mannes Medizin zu thun haben.

Die Indianer bedienen ſich jedoch nicht des Wortes „Medizin", ſondern jeder Stamm hat ein eigenes Wort dafür, welches gleichbedeütend iſt mit „Geheimniß" oder „Geheimniß-Mann".

Der Medizin-Beütel iſt daher der „Geheimniß-Beütel" und man

Digitized by Google

muß ſeine Bedeütung und Wichtigkeit kennen, da er gewiſſermaßen der Schlüſſel zu dem Leben und dem Charakter der Indianer iſt. Dieſe Beütel werden aus Haüten von Saügethieren, Vögeln oder Amphibien gemacht, und nach dem Geſchmack oder der Laune des Verfertigers auf die manchfaltigſte Weiſe verziert oder aufbewahrt. Sie werden gewöhnlich an einem Theile der Kleidung des Indianers befeſtigt oder in der Hand getragen und ſind oft ſo verziert, daß ſie ſeiner Perſon zum Schmuck dienen. Sie werden ſtets mit Gras, Moos oder ähnlichen Dingen ausgeſtopft und enthalten gewöhnlich gar keine Arzneien, da ſie gewiſſenhaft verſchloſſen und verſiegelt und ſelten oder nie geöffnet werden. Jeder Indianer im Naturzuſtande hat ſeinen Medizin-Beütel in irgend einer Form, dem er die größte Verehrung beweiſt und von dem er ſein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz erwartet; man möchte dies in der That eine Art Götzendienſt nennen, denn zuweilen ſcheint er ihn wirklich anzubeten. Oft werden, als Medizin für einen Mann, Feſte veranſtaltet und Hunde und Pferde geopfert; auch unterwirft der Indianer ſich Tage, ja Wochen lang ſtrengen Faſten und Bußübungen verſchiedener Art, um ſeine Medizin zu beſänftigen, wenn er glaubt, ſie beleidigt zu haben.

Längs der Gränze, wo die weißen Männer über dieſen albernen und nutzloſen Gebrauch lachen, iſt er größtentheils abgeſchafft; aber in den Gegenden am oberen Miſſouri beſteht er noch in voller Kraft, und jeder männliche Indianer trägt ſeinen übernatürlichen Zauber oder Beſchützer bei ſich, auf den er blickt, wenn er ſich im Gefecht oder in anderer Gefahr befindet; in ſolchen Fällen keinen Medizin-Beütel bei ſich zu haben, wird für eine übele Vorbedeütung gehalten.

Dieſer ſonderbare und wichtige Artikel wird auf folgende Weiſe bereitet. Wenn ein Knabe vierzehn oder fünfzehn Jahre alt iſt, ſo verläßt er auf zwei, drei, vier oder fünf Tage das Zelt ſeines Vaters, um „ſeine Medizin zu machen“. Er legt ſich dann an einem entfernten, einſamen Orte auf die Erde, ruft den großen Geiſt an und faſtet während dieſer ganzen Zeit. Schläft er in dieſer Zeit der Enthaltſamkeit und Gefahr ein, ſo wird das erſte Thier (Saügethier, Vogel oder Reptil) von dem er traümt, oder vielleicht getraümt zu haben vorgiebt, als dasjenige betrachtet, welches der große Geiſt zu ſeinem geheimnißvollen Beſchützer für das ganze Leben beſtimmt hat. Er kehrt ſodann in ſeines Vaters Zelt zurück, erzählt ſeinen Erfolg und nachdem er ſeinen Durſt und Hunger geſtillt, begiebt er ſich mit Waffen oder Fallen hinweg, bis er das ihm beſtimmte Thier erlegt hat, deſſen Haut er ganz aufbewahrt, ſie nach Gefallen verziert und als „Glück bringend“, wie er ſagt, lebenslänglich bei ſich trägt; ſie verleiht ihm Stärke im Kampfe und wird bei ſeinem Tode mit ihm beerdigt als ſein ſchützender Genius, der ihn ſicher in die ſchönen Jagd-Gefilde leitet, die in der anderen Welt ſeiner warten.

Der Medizin-Beütel iſt dem Indianer um keinen Preis feil; wer ihn verkaufte oder weggäbe, würde in ſeinem Stamme mit ewiger Schaude gebrandmarkt werden; auch läßt der Aberglaube des Indianers dies ſchon nicht zu, da er ihn als Geſchenk des Großen Geiſtes betrachtet. Verliert der In-

Digitized by Google

dianer den Medizin-Beütel im Gefecht, ſo iſt die Schande, und wenn er noch ſo tapfer für ſein Land kämpft, kaum weniger groß, als wenn er ihn verkauft oder verſchenkt hätte. Der Feind, welcher ihn erbeütet, zeigt ihn ſeinem Volke als Siegeszeichen, während der, welcher ihn verloren hat, die Achtung, welche anderen jungen Männern ſeines Stammes gezollt wird, verliert und den Beinamen „ein Mann ohne Medizin" oder „der, welcher ſeine Medizin verloren", erhält, bis es ihm gelingt, den Verluſt zu erſetzen. Dies kann jedoch nur geſchehen, wenn er im Kampfe einem von ſeiner Hand erlegten Feinde den Medizin-Beütel abnimmt. Iſt dies geſchehen, ſo hat er die Achtung ſeines Stammes wieder gewonnen, ja er ſteht ſogar noch höher in derſelben, denn ein ſolcher Beütel wird die „beſte Medizin" oder „ehrenvolle Medizin" genannt.

Es iſt ein ſonderbarer Umſtand, daß ein Indianer nur einmal im Leben ſeine Medizin ſelbſt machen, ſie aber durch die Medizin ſeines Feindes erſetzen kann. Beide Beſtimmungen ſind ein wichtiger Beweggrund für ihn, im Gefechte tapfer zu ſtreiten: die erſte, um ſeine Medizin zu ſchützen und zu bewahren, die zweite, damit er, falls er das Unglück hat, ſie zu verlieren, ſie erſetzen und ſeinen Ruf wieder erlangen möge.

Ich konnte auf meinen Wanderungen niemals, ſelbſt nicht für die höchſten Preiſe, einen Medizin-Beütel von einem Indianer kaufen, und ſelbſt an der Gränze, wo ſie dem Gebrauche deſſelben entſagt haben, kann ein weißer Mann wol den Indianer bewegen, ſeinen Medizin-Beütel abzulegen, aber nicht, ihn zu *verkaufen*. Der Indianer wird ihn, dem weißen Manne zu Gefallen, und um ihn vor unheiliger Berührung zu ſchützen, vergraben, aber er wird ſtets in der Nähe dieſes Ortes herumſtreifen und ſein ganzes Leben hindurch denſelben zu gewiſſen Zeiten beſuchen und ihm ſeine Verehrung beweiſen.

Dieſe wunderlichen Anhänge an der Kleidung eines Indianers werden aus den Haüten der verſchiedenſten Thiere gemacht, wie Otter, Biber, Biſam-Ratte, Wieſel, Waſchbär, Iltis, Fledermaus, Maulwurf, Maus, Schlange, Froſch, Kröte, Habicht, Adler, Elſter, Sperling u. ſ. w.; zuweilen wird ſogar die Haut eines Wolfes dazu genommen, während in anderen Fällen das Thier ſo klein iſt, daß er ſich unter der Kleidung verbirgt.

Alle Stämme haben ihre Ärzte, die auch Medizin-Männer, und zwar die angeſehenſten ſind. Sie werden ordentlich aufgefordert, den Kranken Arznei zu verordnen, wofür man ſie bezahlt; manche von ihnen erlangen große Geſchicklichkeit in ihrem Fache und eine bedeütende Berühmtheit unter ihrem Volke. Zuerſt verordnen ſie Wurzeln und Kraüter, von denen ſie eine Menge verſchiedener Species haben, und wenn dieſe nichts helfen, ſo ſchreiten ſie zur Anwendung ihres letzten Mittels, nämlich der „Medizin" oder des Geheimniſſes. Wenn ſie zu dieſem Zwecke dem Kranken den letzten Beſuch abſtatten, ſo ziehen ſie einen auf die wunderlichſte Weiſe zuſammengeſetzten Anzug an, tanzen über dem Kranken, ſchütteln ihre ſchrecklichen Raſſeln und ſingen Zauber-Geſänge, in der Hoffnung, den Leidenden durch Zauberei zu heilen. Es kommen allerdings Fälle vor, daß der Kranke während der Anwendung dieſer

Digitized by Google

albernen Mittel ſich wieder erholt, dann ſieht man den ſcharfſinnigen Sohn des indianiſchen Aeſkulap mehrere Tage auf dem Dache eines Wigwam ſtehen, wie er der gaffenden Menge ohne allzugroße Beſcheidenheit kund thut, welche erſtaunliche Geſchicklichkeit er in ſeiner Kunſt erworben, und wie ſeine „Medizin“ durchaus unfehlbar ſei. Stirbt dagegen der Kranke, ſo wechſelt der Arzt ſeine Kleider, vermiſcht ſeine Klagen mit denen der Leidtragenden und verſichert, es ſei der Wille des Großen Geiſtes geweſen, daß der Kranke ſterbe, weshalb ſeine ſchwachen Bemühungen, als man ihn gerufen, nicht hätten wirken können; dies genugt dem unwiſſenden und abergläubigen Volke, und der Ruf und Einfluß des Arztes bleibt ungeſchwächt.

Ich hatte Gelegenheit, einer ſolchen Anwendung der „Medizin“ beizuwohnen, als bei dem Fort ein Schwarzfuß-Haüptling von einem Kniſtenaur-Indianer erſchoſſen worden war; es geſchah dies auf folgende Weiſe: —

Es hatten ſich mehrere hundert Zuſchäuer, Indianer und Pelzhändler, um den ſterbenden Häuptling verſammelt; als es hieß, der Medizin-Mann komme, mußten die Anweſenden um den Verwundeten einen Kreis von 30—40 Fuß Durchmeſſer bilden für die wunderbaren Operationen des Doctors, und zugleich wurde ihm ſo viel Platz gemacht, daß er durch die Menge hindurchgehen konnte, ohne Jemand zu berühren. Als dies geſchehen war, erſchien der Medizin-Mann mit langſamem und vorſichtigem Schritt in dem Kreiſe, wo die tiefſte Stille herrſchte und man nur das leiſe und zufällige Tönen der Raſſeln an ſeiner Kleidung hörte. Sein Kopf und Körper waren ganz mit der Haut eines gelben Bären bedeckt, deſſen Kopf ihm als Maske diente, und deſſen Klauen ihm auf die Handgelenke und die Knöchel herabreichten; mit der einen Hand ſchüttelte er die furchtbare Raſſel und in der anderen ſchwang er ſeine Medizin-Lanze oder den Zauberſtab. Die Mißtöne der Raſſel begleitete er mit den Sprüngen und dem Geſchrei der Indianer und dem abſcheülichen und ſchreckenerregenden Grunzen, Knurren und Brummen des wüthenden Bären, während er in plötzlich herausgeſtoßenen Kehl-Tönen Zauberſprüche an die guten und böſen Geiſter richtete, und um den im Todeskampfe liegenden Mann herumtanzte, über ihn hinwegſprang, ihn mit den Füßen ſtieß und ihn nach allen Richtungen herumzerrte.

Dies währte etwa eine halbe Stunde bis der Verwundete ſtarb, worauf der Medizin-Mann ſich tanzend entfernte und Alles, was zu ſeiner Amtskleidung gehörte, ſorgfältig verpackte, um es den profanen Augen zu entziehen.

Dieſer Anzug iſt das wunderlichſte Gemiſch von Gegenſtänden des Thier- und Pflanzenreichs. An der Haut des gelben Bären, (welcher hier ſelten vorkommt, daher als eine Ausnahme von der regelmäßigen Ordnung der Natur und folglich als große Medizin betrachtet wird), ſind Haüte von mancherlei Thieren befeſtigt, die ebenfalls Anomalien oder Mißbildungen, und daher Medizin ſind; ferner Haüte von Schlangen, Fröſchen und Fledermaüſen, Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln, Hufe von Hirſchen, Ziegen und Antilopen — mit einem Worte — etwas von Allem, was in dieſem Theile der Welt ſchwimmt, fliegt oder laüft.

Digitized by Google

Dieſe Männer, welche, wie bereits geſagt, in ihrem Stamme als Würdenträger betrachtet werden, ſtehen in der höchſten Achtung, jedoch nicht ſowol wegen ihrer Kenntniſſe in ihrer Materia medica, als vielmehr wegen ihrer Geſchicklichkeit in der Zauberei und den Geheimniſſen. Sie fehlen keinem Stamme und überall ſind die Ärzte zugleich Beſchwörer, Zauberer, Wahrſager und, man möchte ſagen auch Oberprieſter, da ſie alle religiöſe Ceremonien beaufſichtigen und leiten. Man betrachtet ſie überall als Orakel, ſie nehmen an allen Berathungen über Krieg und Frieden Theil, und es wird keine öffentliche Handlung unternommen, ohne erſt ihre Meinung einzuholen, auf welche ſtets das größte Gewicht gelegt wird.

Siebentes Kapitel.

Krähen- und Schwarzfuß-Indianer. — Allgemeiner Charakter und äußere Erſcheinung. — Zelt oder Wigwam der Krähen-Indianer. — Abbrechen der Zelte und Fortſchaffung des Lagers. — Zubereitung und Raüchern der Haüte. — Schönheit der Kleidung. — Stehlen oder Einfangen der Pferde. — Grund des ſchlechten Rufes der Krähen-Indianer.

Die Schwarzfüße (Blackfeet) ſind vielleicht der zahlreichſte und kriegeriſchſte von allen Stämmen in Nordamerika. Sie bewohnen das ganze Land um die Quellen des Miſſouri, von der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes bis zu den Felſen-Gebirgen. Ihre Anzahl kann man nach den beſten Schätzungen zu 40,000—50,000 Seelen annehmen. Sie ſind (gleich allen Stämmen, deren Zahl groß genug iſt, um ihnen Kühnheit einzuflößen) kriegeriſch und grauſam, d. h. ſie ſind raüberiſch, ſchweifen furchtlos im Lande herum, ſelbſt bis tief in die Felſen-Gebirge hinein, und bekämpfen ihre Feinde, worunter natürlich Alle zu verſtehen ſind, die das umliegende Land bewohnen.

Die Krähen-Indianer (Crows), welche an den Quellen des Yellow Stone-Fluſſes leben, ſind den Schwarzfüßen in den erwähnten Beziehungen ähnlich; auch ſie ſchweifen einen großen Theil des Jahres umher und ſuchen ihre Feinde, wo ſie dieſelben finden können. Sie ſind weit geringer an Zahl als die Schwarzfüße, mit denen ſie in beſtändigem Kampfe leben und deren Übermacht im Gefecht ihnen ſo große Verluſte zugefügt, daß ſie wahrſcheinlich in wenigen Jahren ganz ausgerottet ſein werden. Sie zählen vielleicht nicht über 7000 Seelen, und darunter wol nicht mehr als 800 Krieger. Unter den mächtigeren Stämmen, wie Sioux und Blackfeet, rechnet man auf fünf Perſonen einen Krieger; bei den Crows, Minataris, Puncahs und anderen kleinen, aber kriegeriſchen Stämmen kann dies Verhältniß nicht beſtehen, da wegen des beſtändigen Verluſtes an Männern im Kriege und bei den Büffel-Jagden oft zwei bis drei Frauen auf einen Mann kommen.

Digitized by Google

Die Schwarzfüße und Krähen-Indianer errichten ihre Wigwams oder Hütten ungefähr auf dieſelbe Weiſe, wie die Sioux und Aſſiniboins. Sie werden aus zuſammengenähten Büffelhaüten gemacht und im Innern von zwanzig bis dreißig fichtenen Stangen von fünfundzwanzig Fuß Länge getragen; oben befindet ſich eine Öffnung, um den Rauch hinaus- und das Licht einzulaſſen. Wollen ſie weiter ziehen, ſo wird eine ſolche Hütte von den Frauen (Squaws) in wenigen Minuten abgebrochen und mit Leichtigkeit nach einem anderen Theile des Landes transportirt, wo ſie ihr Lager aufſchlagen wollen. Dies geſchieht ſechs bis acht Mal im Laufe des Sommers, da ſie den ungeheüren Büffel-Heerden bei ihren Wanderungen über die weiten Ebenen von Oſten nach Weſten und von Norden nach Suden folgen. Sie haben hierbei den doppelten Zweck, ſich Büffel-Haüte und Büffel-Fleiſch zu verſchaffen; erſtere bereiten ſie zu und verkaufen ſie im Herbſt und Winter an die Pelz-Compagnie, letzteres wird getrocknet, Pemmikan daraus bereitet und das Mark für den Winter aufbewahrt.

Ihr Winterlager ſchlagen ſie gewöhnlich in hochbewaldeten Gegenden auf, an den Ufern eines Fluſſes, tief verſteckt zwiſchen den umliegenden Hügeln, welche die Gewalt des Windes brechen und den langen und beſchwerlichen Winter erträglicher machen. Zuweilen wohnen ſie den ganzen Winter in ihren Hütten, gewöhnlich aber fällen ſie Baüme und errichten eine rohe Art Blockhaus, worin ſie wärmer wohnen und zugleich geſchützt ſind gegen die Angriffe ihrer Feinde, denn ein Blockhaus bietet gegen indianiſche Waffen ziemliche Sicherheit dar.

Die Krähen-Indianer haben von allen Stämmen dieſer Gegend und vielleicht in ganz Nordamerika die ſchönſten Hütten. Sie errichten dieſelben, wie bereits erwähnt, auf dieſelbe Weiſe und aus demſelben Material wie die Sioux; zuweilen bereiten ſie die Haüte, aus welchen dieſelben beſtehen, ſo zu, daß ſie weiß wie Leinwand erſcheinen, beſetzen ſie ſehr hübſch mit den Stacheln des Stachelſchweins und bemalen und verzieren ſie auf manchfaltige Weiſe, daß ſie dem Auge einen ſehr hübſchen Anblick gewähren. Ich beſitze eines dieſer Zelte, welches ſchön verziert, mit Skalp-Locken beſetzt und ſo geraümig iſt, daß vierzig Perſonen darin ſpeiſen können. Die Fichtenſtangen, welche es tragen, etwa dreißig Stück, ſtammen aus den Felſen-Gebirgen, und ſind vielleicht einige hundert Jahre im Gebrauch. Das aufgeſchlagene Zelt hat eine Höhe von fünfundzwanzig Fuß, auf der einen Seite befindet ſich das Bild des Großen oder Guten Geiſtes, auf der anderen das des Böſen Geiſtes, und das Ganze macht einen ſehr hübſchen Eindruck.

Das Abbrechen und Fortſchaffen der Zelte eines Lagers iſt ſehr merkwürdig. Als ich den Miſſouri hinauf fuhr, ſah ich ein aus 600 Zelten beſtehendes Lager in wenigen Minuten abbrechen, zuſammenpacken und den Zug ſich in Bewegung ſetzen. Will ein Haüptling den Lagerplatz verändern, ſo ſchickt er, wenige Stunden vor der beſtimmten Zeit, ſeine Laüfer oder Ausrufer (deren jeder Haüptling in ſeinem Dienſte hat) durch das Lager, um ſeine Abſicht und die Stunde des Aufbruchs zu verkünden. Es werden dann

Digitized by Google

ſogleich die nöthigen Vorbereitungen getroffen und zu der feſtgeſetzten Zeit ſieht man das Zelt des Haüptlings, nachdem einige der Zeltſtangen hinweggenommen, im Winde flattern. Dies iſt das Zeichen; in einer Minute ſieht man alle Zelte, die ſo eben noch unbeweglich auf der ſchönen, ebenen Grasflur ſtanden, im Winde hin und her flattern und in der nächſten Minute liegen alle flach am Boden, worauf die ſchon bereit ſtehenden Pferde und Hunde mit der ihnen beſtimmten Laſt beladen werden.

Zu dieſem Zweck bindet man die Zeltſtangen in zwei Bündel zuſammen und befeſtigt ſie mit den dünnen Enden zu beiden Seiten an den Schultern oder dem Widerriſt des Pferdes, während die dicken Enden zu beiden Seiten auf dem Boden nachſchleppen. Dicht hinter dem Pferde wird ein Querholz befeſtigt, welches die Zeltſtangen in gehöriger Entfernung von einander hält und auf dieſes und die Stangen legt man nun das zuſammengelegte Zelt und eine Menge Hausgeräthe, und oben auf allen dieſen Dingen ſitzen zwei, drei und zuweilen vier Frauen und Kinder! Jedes dieſer Pferde wird von einer Frau geführt, die entweder mit einem großen Pack auf dem Rücken vorausgeht, oder rittlings auf dem Pferde ſitzt, vielleicht mit einem Kinde an der Bruſt, während ein anderes hinter ihr ſitzt, mit dem einen Arm ſich an der Mutter feſthält und mit dem anderen zärtlich einen jungen Hund umſchlingt.

Auf dieſe Weiſe werden fünf- bis ſechshundert Wigwams mit allem Hausgeräth meilenweit über die Grasebenen dieſes Landes fortgeſchafft und dreimal ſo viel Männer ſieht man auf guten Pferden vorauf oder an den Seiten herumſchweifen. Bei einigen Stämmen folgen hinter dieſer ſonderbaren Karawane wenigſtens fünfmal ſo viel Hunde, von denen jeder, der groß genug und nicht etwa zu ſchlau iſt, um ſich einjochen zu laſſen, auf dieſelbe Weiſe wie die Pferde eingeſpannt wird und auf fünfzehn Fuß langen Stangen ſeine Ladung ziehen muß, die aus einem Theile der Geräthſchaften desjenigen Zeltes beſteht, zu dem er gehört.

Die Krähen-Indianer ſind gleich den Schwarzfüßen ſchön gekleidet und vielleicht mit noch etwas mehr Geſchmack und Eleganz, da die Haüte, woraus ihr Anzug gemacht wird, feiner und weißer zubereitet werden; ſie übertreffen hierin die civiliſirten Völker und verfahren dabei auf folgende Weiſe: Zuerſt legen ſie die Büffel- und andere Haüte einige Tage in eine Lauge von Aſche und Waſſer; ſodann werden ſie über einen Rahmen, oder auf der Erde zwiſchen Pflöcken oder Nägeln ausgeſpannt, mit Büffel- und Elen-Gehirn beſtrichen und bleiben ſo mehrere Tage liegen, worauf ſie von den Squaws mitteſt eines an den Rändern geſchärften Knochens auf der Fleiſchſeite geſchabt, getrocknet, weich gemacht und zur Benutzung zugerichtet werden.

Der größere Theil dieſer Häute wird jedoch noch einer anderen Behandlung unterworfen, wodurch ſie werthvoller und brauchbarer werden — ſie werden nämlich geraüchert. Zu dieſem Zwecke wird ein kleines Loch in die Erde gegraben und darin faules Holz angezündet, welches viel Rauch und wenig Flamme giebt; um das Loch herum werden mehrere Pfähle von gehöriger Länge in die Erde geſteckt, oben zuſammen gebunden und mit einer

Digitized by Google

Haut bedeckt, deren Ränder man gewöhnlich zuſammennäht, damit der Rauch nicht entweicht. In dieſe zeltartige Vorrichtung wird nun die zu raüchernde Haut eingehängt und bleibt in dem heißen Rauch einen Tag oder länger. Die auf dieſe Weiſe geraücherten Häute mögen noch ſo oft naß werden, ſobald ſie trocken geworden, erlangen ſie wieder die frühere Weichheit und Biegſamkeit. Die Kleidung des Indianers wird hundertmal auf ſeinem Körper naß und bleibt immer weich, und die dem Regen und der Strenge des Winters ausgeſetzten Zelte ſind beim Abbrechen eben ſo weich und rein, als ob ſie eben neü wären aufgeſchlagen worden.

Ein Krähen-Indianer iſt überall an ſeiner hübſchen, weißen Kleidung und ſeiner großen, ſchönen Figur zu erkennen; die meiſten ſind ſechs Fuß groß. Die Schwarzfüße ſind dagegen von mittlerer Größe, mit breiten Schultern und ſtark gewölbter Bruſt; die Haüte, aus denen ſie ihren Anzug verfertigen, ſind ſchwarz und von dieſer Farbe ihrer Beinkleider und Mokaſſins (Schuhe) haben ſie wahrſcheinlich den Namen Schwarzfüße erhalten.

Die Krähen-Indianer haben ſtets, ſo lange man ſie kennt, für ſehr höflich und freündlich gegolten. Sie haben unſtreitig zuweilen in ihrem Lande Trappers und Reiſende beraubt, weshalb man ſie Schelme, Diebe, Schurken erſter Klaſſe genannt hat; aber ſie ſelbſt betrachten dies nicht ſo. Stehlen iſt allerdings auch in ihren Augen ein großes Verbrechen und die ſchmachvollſte Handlung, deren ein Mann ſich ſchuldig machen kann; wenn ſie aber zuweilen das Pferd eines Pelzhändlers entführen, ſo nennen ſie das „Fangen“ und rühmen ſich deſſen; ſie betrachten dies als eine Art Wiedervergeltung oder ſummariſchen Verfahrens, welches ſie für recht und ehrenwerth halten. Und warum ſollten ſie dies nicht für die zügelloſen Eingriffe, welche die habſüchtigen weißen Männer von einem bis zum andern Ende des Landes ſich erlauben, indem ſie das Wild tödten und die Biber und anderen werthvollen Pelzthiere wegfangen, ohne irgend eine Entſchädigung dafür zu geben und ſelbſt auch dann noch damit fortfahren, nachdem ſie mehrmals gewarnt worden ſind vor den Gefahren, denen ſie ſich ausſetzen, wenn ſie dies Verfahren nicht einſtellen. Ich halte die Indianer für den redlichſten und ehrenwertheſten Menſchenſchlag von Allen, unter denen ich jemals gelebt habe, und ich verſichere auf meine Ehre, daß ſie im Naturzuſtande gewiß von allen Menſchen die letzten ſind, welche ſtehlen oder rauben, wenn man ſich ihrer Ehre anvertraut. Und für das unaufhörliche und maßloſe Raub- und Plünderungs-Syſtem, welches die habgierigen weißen Männer gegen die rechtmäßigen Eigenthümer des Bodens ausüben, ſowie für die Ausſchweifungen, die ſie begehen, iſt das gelegentliche Wegtreiben einiger Pferde doch wol nur eine gelinde Strafe, wol die gelindeſte, die man erwarten ſollte; und in der That kann nur ein ſehr ehrenwerthes und edeldenkendes Volk es dabei bewenden laſſen, während es doch in ſeiner Macht ſtände, die wenigen weißen Männer in ſeinem Lande einer weit ſtrengeren Beſtrafung zu unterwerfen, ohne irgend einem Geſetze dafür verantwortlich zu ſein.

In St. Louis und anderen Orten ſagte man mir, daß die Krähen-

Digitized by Google

Indianer die abgefeimteſten Schurken, Diebe und Straßenraüber ſeien, eine Anſicht, die ſich ſeitdem allgemein verbreitet hat und die ſich einzig darauf gründet, daß ſie den Agenten der Pelz-Compagnie, Crooks und Hunt, als dieſe auf ihrem Wege nach Aſtoria durch ihr Gebiet zogen, einige Pferde wegtrieben. Dieſe Herren, welche große Vorräthe von Waaren, Flinten, Munition, Meſſern, Lanzen und Pfeilſpitzen u. ſ. w. bei ſich hatten, lagerten einige Zeit lang im Gebiete der Krähen-Indianer (ich glaube, ſie überwinterten dort). Die Indianer verſammelten ſich in großer Menge um ſie, behandelten ſie freündlich und wohlwollend und erſuchten ſie (nach der eigenen Ausſage jener Herren), ihnen Flinten, deren ſie ſehr nöthig bedürften, ſo wie einige andere Gegenſtände gegen Pferde zu überlaſſen. Dies verweigerten die weißen Männer, da ſie doch von dem Wilde der Indianer lebten. Sie erzählten unſtreitig, daß ſie ihre Waaren nach Aſtoria bringen müßten; allein die Indianer wußten nichts von dieſem Orte, ihnen war es genug, daß die Waaren weiter nach Weſten gingen, um daraus zu ſchließen, daß die Waffen für ihre Todfeinde, die Schwarzfüße, beſtimmt ſeien, die dann über ſie herfallen und ſie vertilgen würden. Sie ritten daher fort, und um ihren Unwillen zu zeigen nahmen ſie einige Pferde der Compagnie mit hinweg, wofür ſie Diebe und Straßenraüber genannt worden ſind. Es iſt bei allen Wilden gebraüchlich und ein Theil ihrer Rechtspflege, ſich an dem zu rächen, der ſie beleidigt hat, und wenn dies nicht möglich iſt, an dem erſten weißen Manne, der ihnen begegnet, vorausgeſetzt, daß der Beleidiger ein Weißer war. Es ſollte mich daher gar nicht überraſchen, wenn mir oder dem geneigten Leſer, falls er in dies Land kommen ſollte, für jene (angebliche) Beleidigung das Pferd geraubt würde.

Dennoch ſprechen diejenigen, welche jahrelang des Handels wegen mit ihnen verkehrten, z. B. die Herren Mackenzie, Sublette und Campbell, ſich ſehr günſtig über ſie aus, und erklären ſie für eine der ehrenwertheſten, biederſten und hochherzigſten Nationen der Erde, mit tiefem Gefühl für Ehre, furchtlos und tapfer, aber auch ſchnell im Beſtrafen oder Wiedervergelten einer erlittenen Beleidigung.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Weitere Bemerkungen über die Krähen-Indianer. — Außerordentliche Länge ihres Haares. — Eigenthümlichkeit ihres Kopfes. — Frauen der Krähen- und Schwarzfuß-Indianer. — Ihre Art ſich zu kleiden und zu bemalen. — Unterſchied zwiſchen den Sprachen der Krähen-Indianer und der Schwarzfüße. — Verſchiedene Horden. — Verſchiedene Sprachen und Anzahl der Schwarzfüße. — Kniſtinaux. — Aſſinniboins und Odſchibbewäs. — Die Aſſinniboins ein Theil der Sioux. — Ihre Weiſe Fleiſch zu kochen. — Der Pfeifen-Tanz. — Der Haüptling Wijun-jon; ſein Beſuch in Waſhington. — Kleidung der Frauen und Kinder der Aſſinniboins. — Kniſtineaux oder Krihs; ihr Karakter und ihre Zahl. — Odſchibbewäs.

Es iſt bereits oben geſagt worden, daß die meiſten Krähen-Indianer ſechs Fuß groß ſind, und dennoch iſt bei Vielen das Haar ſo lang, daß es beim Gehen den Boden berührt und in einigen Fällen ſogar noch einen Fuß lang auf demſelben hinſchleppt; es verleiht dies ihren Bewegungen eine ungemeine Grazie und Schönheit. Sie beſtreichen ihr Haar gewöhnlich jeden Morgen reichlich mit Bärenfett und dies iſt vielleicht eine, wenn auch nicht die einzige Urſache der ungemeinen Länge deſſelben, denn die übrigen Stämme dieſer Gegend befolgen das nämliche Verfahren, ohne jedoch das nämliche Reſultat zu erlangen. Nur die Mandaner und Sioux haben ebenfalls ſehr ſtarkes Haar, welches auch bei ihnen zuweilen faſt bis auf die Erde reicht.

Dieſe ungewöhnliche Länge des Haares bei den Krähen-Indianern beſchränkt ſich jedoch nur auf die Männer; die Frauen haben zwar auch ſchönes, glänzendes und ſtarkes Haar, aber entweder verſtehen ſie nicht, es ſo zu pflegen, oder ſie dürfen es nicht ſo lang tragen, wie die Männer, die auf ihr langes Haar ſehr ſtolz ſind; in manchen Fällen müſſen die Frauen das Haar ganz abſcheeren.

Der Gebrauch der Männer, das Haar lang zu tragen, herrſcht bei allen weſtlichen und nordweſtlichen Stämmen jenſeits der Sioux und Fuchs-Indianer. Die Pahnis am Platte-Fluſſe und etwa zwei oder drei andere Stämme ſcheeren den Kopf faſt ganz kahl.

Der gegenwärtige Haüptling der Krähen-Indianer heißt „Langhaar“ und verdankt ſeinen Namen und ſeine Würde dem Umſtande, daß er von allen Männern ſeines Volkes das längſte Haar hat. Sublette und Campbell maßen es und fanden es zehn Fuß ſieben Zoll lang; auch überzeugten ſie ſich, daß es durchaus ſein eigenes Haar ſey. Er umwindet es gewöhnlich vom Kopfe an mit einem breiten Lederriemen und wickelt es dann auf zu einem zehn bis zwölf Zoll langen und einige Pfund ſchweren Knaül, den er beim Gehen unter dem Arm oder auf der Bruſt in den Falten des Kleides trägt. Bei feierlichen Aufzügen oder ähnlichen Gelegenheiten iſt es dagegen ſein Stolz, es mit Bärenfett einzureiben und aufgelöſt herabhangen zu laſſen, ſo daß es, ſchwarz und

Digitized by Google

glänzend wie ein Raben-Fittig, noch in der Länge von drei bis vier Fuß auf dem Raſen nachſchleppt.

Die meiſten oberen Stämme haben die Gewohnheit, an ihr eigenes Haar fremdes mit Leim anzukleben, wahrſcheinlich um das lange Haar der Krähen-Indianer nachzuahmen, denen allein die Natur dieſe ausgezeichnete Zierde verliehen hat.

Ich zeichnete in dem Fort mehrere angeſehene Krähen-Indianer, unter Anderen Chah-ce-chopes (die vier Wölfe), einen hübſchen Mann, deſſen natürliches Haar den Boden berührt, wenn er geht. Er hat einen ſchönen und männlichen Anſtand und trauert um ſeinen Bruder, weshalb er ſich einige Büſchel ſeines ſchönen Haares abgeſchnitten hat; es iſt dies Alles, was ein Mann von dieſer wichtigen, den größten Theil ſeines Lebens hindurch gepflegten Zierde miſſen kann. Wenn dagegen eine Frau um ihren Ehemann oder ihr Kind trauert, ſo ſchneidet ſie das Haar bis an den Kopf ab und hört allmälich auf zu trauern, ſo wie das Haar ſich der früheren Länge wieder nähert.

Außerdem malte ich einen ausgezeichneten Krieger Duhk-pits-a-ho-shee (Rother Bär), ſeine Frau Oo-je-en-a-he-ha (die Frau, welche in der Bärenhöhle lebt) und den jüngeren Pa-ris-ka-roo-pa (zwei Krähen). Der Letztere zeichnet ſich aus durch ſeinen ungemeinen Scharfſinn als Redner und Rathgeber ſchon in früher Jugend und auf etwas übermäßige Weiſe durch das karakteriſtiſche Kennzeichen der Krähen-Indianer, nämlich den halbmondförmigen Umriß des Kopfes und die niedrige, zurücktretende Stirn. Es iſt dies eine Eigenthümlichkeit dieſes Stammes, woran man ſogleich den Krähen-Indianer erkennen kann, wenn ſie auch nicht bei Allen ſo ſtark hervortritt.

Die Frauen der Krähen-Indianer (und ebenſo der Schwarzfüße) ſind nicht ſchön und, wie bei allen Stämmen, die Sklavinnen ihrer Männer; alle hauslichen und andere ſchwere Arbeiten liegen ihnen ob und ſie dürfen weder an den religiöſen Gebräuchen, noch an den Tänzen und anderen Vergnügungen Theil nehmen. Sie ſind bei allen dieſen oberen und weſtlichen Stämmen ſehr anſtändig und oft ſehr ſchön und geſchmackvoll gekleidet. Der ganze Anzug wird aus Hirſch- oder Ziegenhaut gemacht, reicht vom Kinn bis zu den Füßen herab und iſt mit Hermelin beſetzt und ſehr zierlich mit Stachelſchwein-Stacheln und Knöpfchen beſetzt. Gleich allen indianiſchen Frauen ſcheiteln ſie das Haar auf der Stirn und färben die Scheitellinie mit Zinnoberoder rother Erde. Die Männer der Schwarzfüße ſcheiteln das Haar an zwei Stellen auf der Stirn und laſſen dazwiſchen ein Büſchel von einem bis zwei Zoll Breite, welcher ſorgfältig bis auf die Naſenwurzel herunter geſtrichen und dort gerade abgeſchnitten wird.

Die Sprachen dieſer beiden Stämme ſind unter ſich und von denen aller benachbarten Stämme ganz verſchieden. Da beide ſeit undenklichen Zeiten ſich befehden, ſo verheirathen ſie ſich nicht untereinander und haben auch keine Unterredungen, wodurch ſie eine gegenſeitige Kenntniß ihrer Sprache erlangen könnten.

Es gehörte ein Menſchenleben dazu, um die Sprachen aller dieſer ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Stämme, welche ich beſuchte, zu ſammeln; ich muß dies Andern überlaſſen, die Zeit dazu haben, ſich ausſchließlich damit zu beſchäftigen. Ich habe jedoch ein kurzes Verzeichniß von Wörtern und Redensarten dieſer Stämme geſammelt, welches wenigſtens als eine Probe dienen kann und am Ende dieſes Werkes mitgetheilt werden ſoll.

Die Schwarzfüße ſind vielleicht der mächtigſte Indianerſtamm auf dem Kontinent und da ſie ſich ihrer Stärke bewußt ſind, ſo haben ſie ſich hartnäckig den Pelzhändlern widerſetzt, die allmälig mit ihnen Bekannſchaft gemacht haben und einen dauernden und einträglichen Handel anzuknüpfen ſuchen. Da ihr Gebiet reich iſt an Bibern, Büffeln und den meiſten Pelzthieren Nord-Amerikas, ſo hat die amerikaniſche Pelzcompagnie ihre Niederlaſſungen bis in jenes Land vorgeſchoben und die zahlreichen Schaaren der Träppers folgen den Flüſſen und Strömen und vertilgen die dort lebenden Biber. Die Schwarzfüße haben daher wiederholt erklärt, daß, wenn die Träppers fortführen, die Biber wegzufangen, ſie dieſelben todtſchlagen würden, wo ſie ihnen begegneten. Sie haben dieſe Drohung ſchon vielfach wahr gemacht und die Compagnie verliert jährlich fünfzehn bis zwanzig Leüte, welche von den Schwarzfüßen bei Vertheidigung ihres Eigenthums und ihrer Rechte erſchlagen werden. Geſchenke und Branntwein werden indeß auch hier, wie bei allen anderen Stämmen, ihren Zauber nicht verfehlen und die Habgier des weißen Mannes wird die Prairieen und die Flüſſe bis an die Rocky Mountains und hinüber bis an den Großen Ocean ihrer Reichthümer berauben und dem Indianer nur eine traurige, einſame Wüſte überlaſſen, um darin zu wohnen und endlich zu verhungern.

Die Schwarzfüße ſind daher weit weniger mit den Weißen in Berührung gekommen und weit weniger gekannt, als die meiſten anderen Stämme. Über ihre Zahl weiß man nichts Gewiſſes, indeß glaube ich nach den von den Pelzhändlern eingezogenen Erkundigungen annehmen zu können, daß alle unter dem Namen der Schwarzfüße begriffenen Indianer etwa 40,000 Seelen betragen. Bei der unvollkommenen Kenntniß, die man von dieſen und den anderen, um die Quellen des Miſſouri lebenden Stämmen hat, dürften indeß wol mehr Indianer zu den Schwarzfüßen gerechnet werden, als eigentlich dazu gehören, z. B. die Großbauche der Prairieen (Grosventres des Prairies) und die Cotonnés, welche nicht die Sprache der Schwarzfüße reden, aber mit ihnen jagen, eſſen und fechten und ſich mit ihnen verheirathen, alſo als Bundesgenoſſen und Freunde mit ihnen leben, aber ihre eigene Sprache und ihre eigenen Gebräuche haben.

Die eigentlichen Schwarzfüße werden in vier Horden oder Familien getheilt, nämlich die Pi-a-ganer, mit 500 Zelten; die Schwarzfuß-Horde, mit 450 Zelten; die Blut-Horde, mit 450 Zelten und die Kleinen Röcke, mit 250 Zelten. Dieſe vier Horden, welche zuſammen etwa 1650 Zelte haben, beſtehen, wenn man zehn Perſonen auf jedes Zelt rechnet, aus 16,500 Seelen.

Von den anderen, oben erwähnten Stämmen, die vielleicht mit Unrecht

Digitized by Google

zu den Schwarzfüßen gerechnet werden, haben die **Großbäuche der Prairieen** 430 Zelte und eine ganz verſchiedene Sprache, die **Circihs** (Circees) 220 Zelte und die **Cotonnés** 250 Zelte und ebenfalls ihre eigene, von der der anderen ganz abweichende Sprache*).

Es iſt in dieſen Gegenden ein reiches und intereſſantes Feld für den Sprachforſcher. Die Annahme einiger Gelehrten, daß ſämmtliche Indianerſprachen Nordamerikas ſich auf zwei oder drei Wurzeln zurückführen ließen, dürfte ſich, nach meiner Anſicht, bei genauerer Unterſuchung wol als unhaltbar erweiſen. Die Sprache der Dahcotas iſt gänzlich verſchieden von der Sprache der Mandaner, die ſich wieder völlig von der der Schwarzfüße und der Krähen-Indianer unterſcheidet. Brazeau, ein kenntnißreicher und genauer Beobachter, welcher lange unter den Schwarzfüßen und Shiennes lebte und die Sprachen dieſer und der benachbarten Stämme ſpricht, verſichert ebenfalls, daß alle dieſe Sprachen radikal verſchieden ſeien, und daß er, während ſeines langen Aufenthalts unter dieſen Stämmen, nicht die geringſte Ähnlichkeit zwiſchen den Sprachen der Circihs, Cotonnés, Schwarzfüße, Shiennes, Krähen-Indianer und Mandaner habe entdecken können. Nach dem, was ich von anderen, mit dieſen Stämmen bekannten Perſonen gehört habe, bin ich von der Richtigkeit dieſer Angaben vollkommen überzeügt.

Die **Kniſtinaux** oder **Crihs**, wie ſie gewöhnlich genannt werden, ſind von kleinem Wuchſe, aber gut gebaut, ſtark und lebhaft. Sie ſind ungemein tapfer und trotz ihrer geringen Zahl (etwa 3000 Seelen) in beſtändigem Kampfe mit den Schwarzfüßen, welche ihnen gegen Weſten wohnen. Wegen dieſer Ungleichheit in der Zahl nimmt die Menge ihrer Krieger ſchnell ab. Sie bewohnen das Land von der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes in nordweſtlicher Richtung weit in das britiſche Gebiet hinein und verkehren hauptſächlich mit den Handelspoſten der britiſchen Nordweſt-Compagnie.

Die **Aſſinniboins** (7000 Seelen) und die **Odſchibbewäs** (Djibbeways, 6000 Seelen) nehmen einen weiten Landſtrich ein von der Yellow-Stone-Mündung in nordöſtlicher Richtung bis zum Winnepeg-See und handeln vornämlich mit der britiſchen Compagnie. Dieſe drei Stämme leben als Nachbarn in Freündſchaft mit einander; doch dürfte dies gute Vernehmen, welches wahrſcheinlich nur durch die Pelzhändler zu Stande gebracht worden iſt, gleich allen indianiſchen Friedensverträgen, wol nicht allzu lange währen.

Die Odſchibbewäs ſind unſtreitig ein Theil des Stammes der Tſchippewäs, welche die Südweſtufer des Oberen (Superior) Sees bewohnen. Ihre Sprache iſt dieſelbe, obgleich ſie mehrere hundert engliſche Meilen von einander

*) Mehrere Jahre nachdem ich das Obige geſchrieben hatte ich eine Unterredung mit dem Major Pilcher, einem ehrenwerthen Manne, welcher lange als Agent unter dieſem Volke lebte und gegenwärtig Oberaufſeher der Indianerangelegenheiten in St. Louis iſt, und erfuhr von ihm zu meinem Erſtaunen, daß die Schwarzfüße, mit Einſchluß der oben erwähnten Bundesgenoſſen, wol nahe an 60,000 Seelen zählten.

Digitized by Google

entfernt ſind; ſie ſcheinen keine Nachrichten darüber zu beſitzen, wie oder wann ſie getrennt wurden.

Die Aſſinniboins gehören offenbar mit den Dahcotas oder Sioux zu einem Stamme, denn ſie gleichen ſich ſowol im äußeren Anſehen, als in der Sprache. Auch über die Trennung dieſer beiden Theile eines Stammes weiß man nichts Näheres. Es kommen ſolche Trennungen mehrfach vor. Große Streifparteien entfernen ſich auf der Jagd oder im Kriege oft ſehr weit von der Heimat und laſſen ſich, wenn ihnen die Rückkehr durch Feinde abgeſchnitten iſt, in entfernten Gegenden nieder.

Ihren Namen haben die Aſſinniboins von der ſonderbaren Weiſe das Fleiſch zu kochen erhalten. Wenn ſie ſonſt ein Thier erlegt hatten, ſo gruben ſie ein Loch von der Größe eines gewöhnlichen Topfes in die Erde, legten ein Stück von der rohen Rückenhaut des Thieres darüber, preßten es mit der Hand hinein, daß es eng an die Seiten anſchloß, füllten es mit Waſſer und legten das Fleiſch hinein, während in einem nahe bei befindlichen Feüer große Steine glühend gemacht und dann in das Waſſer hineingehalten wurden, bis das Fleiſch gekocht war. Wegen dieſes eigenthümlichen Gebrauchs haben die Odſchibbewäs ihnen den Namen „Aſſinniboins“ oder „Steinkocher“ gegeben. Jetzt iſt dieſer Gebrauch längſt abgeſchafft und kommt nur noch bei Feſtlichkeiten vor; denn lange zuvor, ehe die Pelzhändler ihnen Töpfe lieferten, hatten die Mandaner ſie in der Anfertigung von guten und brauchbaren irdenen Töpfen unterrichtet.

Sie ſind ein ſchöner Menſchenſchlag; die Männer haben viel Anſtand in ihren Bewegungen und wiſſen ihre bemalten Mantel von Büffelhaut auf ſehr gefällige Weiſe zu tragen. Sie ſind tüchtige Jäger und ziemlich mit Pferden verſehen, und da ihr Land reich an Büffeln iſt, ſo beſitzen ſie Alles, was zu einem behaglichen Indianerleben gehört. Ihre Spiele und Unterhaltungen ſind manchfach; das beliebteſte iſt das Ballſpiel, ferner das Mokaſſinſpiel, Pferderennen und Tänze. Die letzteren ſind genau dieſelben wie bei den Sioux, von denen ſpäter die Rede ſein wird; dagegen ſcheint der **Pfeifentanz** ihnen eigenthümlich zu ſeyn, weshalb ich ihn hier näher beſchreiben will.

Auf einem feſtgeſtampften Platze vor dem Dorfe, der zu allen öffentlichen Verſammlungen und auch zu vielen Vergnügungen diente, ſaßen die jungen Leüte, welche den Tanz aufführen wollten, auf Büffelhaüten um ein kleines Feüer; in der Mitte, dicht bei dem Feüer, ſaß ein Würdenträger, der ein Haüptling (vielleicht ein Arzt oder Medizin-Mann) zu ſein ſchien, mit einer langen Pfeife, die er am Feüer anzündete und unaufhörlich rauchte, indem er in halberſtickten Kehltönen eine Art Geſang ausſtieß. Während dies vorging, fing ein anderer, grimmig ausſehender Burſche an, eine Trommel oder Tambourin zu ſchlagen und mit ſeiner Stimme zu begleiten, worauf einer von den ſitzenden jungen Leüten ſich erhob, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße herumſprang und nach dem Tacte der Trommel dazu ſang. Nachdem er mehrmals auf dieſe Weiſe die Runde gemacht und jedem der Sitzenden ſeine Faüſte vor das Geſicht gehalten hatte, ergriff er einen derſelben bei der Hand, riß ihn empor, tanzte eine Weile mit ihm und ließ ihn dann los, um ſeinen Tanz

Digitized by Google

in der Mitte des Kreiſes fortzuſetzen; Jener tanzte nun ſeinerſeits weiter, riß einen Andern empor und ſchloß ſich dann ſeinem Gefährten in der Mitte des Kreiſes an. So ging es fort, bis Alle auf den Füßen waren und mit Geſticulationen und Geſchrei einen ſolchen Lärm machten, daß die Erde unter unſern Füßen zu zittern ſchien. Dies währte etwa eine halbe Stunde zur großen Beluſtigung der Zuſchauer und endigte mit einem höchſt durchdringenden Geſchrei und Gebell, wie von erſchreckten Hunden.

Die Aſſinniboins haben auch, gleich den Krähen-Indianern, ſehr langes Haar, das zuweilen faſt bis auf die Erde reicht. Dieſe große Länge wird jedoch, wie ich mich überzeügte, in den meiſten Fällen dadurch hervorgebracht, daß man anderes Haar in verſchiedenen Abſtänden an das eigene anleimt und dieſe Stellen mit einer Art Teig von rother Erde und Leim bedeckt, welches ſich überdies in Zwiſchenraümen von zwei bis drei Zoll wiederholt. Das Haar wird in Büſchel von etwa Zollbreite getheilt und hangt über den Rücken bis auf die Ferſen hinab.

Ich malte den Sohn des Haüptlings, einen ausgezeichneten jungen Mann Namens Wi-jun-jon (Taubenei-Kopf) und ſeine Frau Chin-cha-pee (der kriechende Feüerwurm), eine hübſche Squaw, die einen ſchönen Anzug von dem Felle des Bergſchafes trug und den mit ſonderbarem Schnitzwerke verzierten Stab in der Hand hatte, mit welchem in dieſem Lande jede Frau verſehen iſt und der dazu dient, die Prairie-Rübe, „Pomme blanche“, auszugraben, welche in dieſen nördlichen Prairieen in großer Menge vorkommt und den Indianern eine reichliche und nahrhafte Speiſe darbietet. Die Frauen ſammeln dieſe Rüben, indem ſie den Stab in die Erde ſtecken und ſie dann herausheben; ſie werden getrocknet aufbewahrt.

Ich war zugegen als Wi-jun-jon, nach einer Abweſenheit von einem Jahre oder länger, zu ſeinem Stamme, ſeiner Frau und ſeinen kleinen Kindern zurückkehrte. Er hatte Waſhington beſucht, wo er den Winter über unter den Faſhionables der feinen Welt zugebracht hatte, und ich kann verſichern, daß ſein Erſcheinen unter ſeinem eigenen Volke als ein civiliſirter Stutzer ein außerordentliches Ereigniß war und unter den rothen Aſſinniboins ungewöhnliches Aufſehen erregte. Ich reiſte mit ihm von St. Louis auf dem Dampfbote „Yellow Stone“ zuſammen und war dabei, als er ans Land ging, wo auf einer ſchönen Prairie mehrere Tauſende ſeiner Landsleüte verſammelt waren. Er trug die blaue Uniform eines Oberſten, die ihm der Präſident der Vereinigten Staaten geſchenkt hatte, mit goldenen Epauletten, Schärpen und breitem Säbel, ſowie Stiefel mit hohen Abſätzen und unter dem Arm ein Fäßchen mit Branntwein und einen blauen Schirm in der Hand. In dieſer Metamorphoſe ſetzte er ſich auf das Ufer unter ſeine Freünde, ſein Weib und ſeine andern Verwandten, die nicht das mindeſte Zeichen der Erkennung gaben, obgleich ſie ſehr gut wußten, wer vor ihnen ſaß; auch er blickte auf Alle — ſein Weib, ſeine Ältern und Kinder, als ob es Fremde ſeien. Nachdem dies wechſelſeitige Anſchauen eine volle halbe Stunde gewährt hatte, begann ein allmäliges, aber aüßerſt kaltes und höchſt förmliches Erkennen und Bekanntwerden, ohne die

Digitized by Google

geringſte Bewegung, und der frühere Umgang wurde ſo fortgeſetzt, als ob derſelbe gar nicht wäre unterbrochen geweſen.

Es iſt dies ein Beiſpiel von dem Stoicismus, welcher allen nordamerikaniſchen Indianern eigen iſt und einen der auffallendſten Züge in ihrem Charakter bildet, von ihnen, gleich manchen andern Sonderbarkeiten, hoch geſchätzt, gepflegt und ausgeübt wird, ohne daß wir die Gründe dafür einzuſehen vermöchten und auch vielleicht nie einſehen werden

Dieſer Mann erregt wunderbares Aufſehen unter ſeinem Stamme, der ſich Tag und Nacht ſtaunend und lautlos in Maſſe um ihn verſammelt, wenn er erzählt, was er in der feinen Welt geſehen und was ihnen natürlich Alles unverſtändlich und unbegreiflich iſt, weshalb ſie bereits anfangen, ihn als Lügner und Aufſchneider zu betrachten. Welche Folgen ſeine Reiſen und ſeine Bekanntſchaft mit der civiliſirten Welt für ihn haben werden, muß die Zeit lehren. Jetzt wird er von den angeſehenen Männern des Stammes verachtet und er iſt wegen der Vortheile, die man aus ſeiner faſhionablen Reiſe für ihn hätte erwarten ſollen, eher zu bemitleiden, als zu beneiden.

Die Frauen dieſes Stammes ſind anmuthig und zuweilen hübſch; ihr Anzug, ſowie der der Kinder, wird gewöhnlich aus den Fellen der Bergziege gemacht und mit den Stacheln des Stachelſchweines und Reihen von Elenzähnen beſetzt.

Die Kniſtineaux oder Crihs, wie ſie gewöhnlich in dieſem Lande genannt werden, ſind ein ſehr zahlreicher Stamm, der ſich von dem Fort nordwärts bis zu den Ufern des Winnepeg-Sees und in nordweſtlicher Richtung ſelbſt bis über die Rocky Mountains hinaus erſtreckt.

Ich ſagte oben, daß ſie 3000 Seelen zählten; damit iſt jedoch nur der kleine Theil des großen Stammes gemeint, welcher das Fort der amerikaniſchen Pelz-Compagnie an der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes des Handels wegen zu beſuchen pflegt, und kaum ſelbſt die große Ausdehnung des Gebietes kennt, über welches dieſer zahlreiche und zerſtreute Stamm verbreitet iſt. Ihre Gebraüche ſind noch als die urſprünglichen anzuſehen, da die Gewöhnheiten der civiliſirten Welt bis jetzt noch nicht bei ihnen Eingang gefunden haben. Sie kleiden ſich, gleich den andern Stämmen dieſer Gegenden, in Felle, auch iſt ihre Jagd und Kriegführung eine ganz ähnliche. Sie ſind ein kühner, unternehmender Stamm, der weit über die Prairieen herumſchweift und den Feind in ſeinem eigenen Lande bekämpft. Mit dem zahlreichen Stamme der Schwarzfüße führen ſie einen unverſöhnlichen Krieg, und obgleich ſie geringer an Zahl und kleiner von Figur ſind, ſo haben ſie ſich doch eben ſo kräftig und nicht weniger glücklich in den Kämpfen bewieſen.

Digitized by Google

Neüntes Kapitel.

Betrachtungen über den großen fernen Weſten und ſeine Gebraüche. — Alte Bekanntſchaft. — Gang und Wirkungen der Civiliſation. — Der Verfaſſer ſucht den „Fernen Weſten". — Zuſammentreffen mit dem Frei-Träpper Baptiſte.

Wer in einem ſolchen Lande iſt, wie ich gegenwärtig, der hat keine Muße zum Schreiben und kaum Zeit genug zum Moraliſiren. Alles, was er thun kann, iſt, ſeinen Skalp zu bewachen und ſich nach Lebensmitteln umzuſehen. Aber die flüchtigen Vorfälle des wilden Lebens geben ſchnelle und unauslöſchliche Eindrücke der lebhafteſten Art, und wer ſie ſich wieder zu vergegenwärtigen vermag, dem bieten ſie ein reiches Material für ſeine Feder dar. Wer für ſolche Eindrücke empfänglich iſt, kann eine Menge von Vorfällen ſammeln, die ſich leicht beſchreiben laſſen — er braucht nur das Gemälde einer Welt zu entwerfen, die von Allem, was man bisher geſehen und geſchildert, gänzlich verſchieden iſt; mit ihren Tauſenden von (engliſchen) Meilen, mit ihren Tauſend und aber Tauſenden von raſenbewachſenen Hügeln und Thälern, wo das tiefſte Schweigen herrſcht und wo der zu Betrachtungen geneigte Geiſt ſeinem Schöpfer näher zu ſein glaubt. Hat wol irgend Jemand einen der grünen Hügel des Miſſouri erſtiegen, von deſſen Gipfel der Blick über die endloſen grasbedeckten Hügel und Thäler ſchweift, wo das Schweigen des Todes herrſcht und nicht einmal die Stimme eines Vogels oder eines Heimchens gehört wird — ohne von dem Gefühl einer ſanften Melancholie befallen zu werden, die ſeine Gedanken von allem, was unter und neben ihm war, abzog!

Man hat nur ein weites Land voll grüner Felder zu ſchildern, wo die Menſchen alle roth ſind — wo Fleiſch das Hauptnahrungsmittel bildet — wo es keine Geſetze gibt, als die der Ehre — wo an die Stelle der Eichen und Nadelhölzer der Baumwollenbaum und der Peccan treten — wo der Büffel, das Elenn, das Bergſchaaf und die windſchnelle Antilope herumſchweifen — wo Elſtern und plaudernde Papageien ſtatt des Rothkehlchens und der Bachſtelze erſcheinen — wo die Wölfe weiß und die Bären grau — wo Faſanen die Hühner der Prairieen ſind und die Fröſche Hörner haben — wo die Flüſſe gelb ſind und civiliſirte Menſchen das Ausſehen von Wilden erhalten. In dieſem ganzen wunderbaren Lande ſind alle Hunde Wölfe — alle Frauen Sklavinnen — alle Männer Gebieter. Von alten Bekannten erkennt man in dieſem Lande der wunderlichſten Metamorphoſen nur die Sonne und die Ratten wieder; jene ſendet überall ihre wohlbekannten Strahlen herab und Monſieur Ratapon wurde als ein alter Bekannter begrüßt, den ich mit Freüden wiederſah, obgleich auch er etwas wilder ausſah.

Wenn man dieſe unermeßlichen Regionen des klaſſiſchen Weſten durchreiſt, ſo wird der Menſchenfreünd zur Bewunderung hingeriſſen; aber um dorthin zu gelangen, iſt man genöthigt, aus dem Licht und Glanz der civiliſirten

Digitized by Google

Atmoſphäre hinabzuſteigen zu den verſchiedenen Graden der Civiliſation, die allmälig in den beklagenswertheſten Zuſtand längs der äußerſten Gränze übergehen und den höchſten Grad des Elends und der Verworfenheit unter den herabgewürdigten Wilden erreichen, wo der Genius der natürlichen Freiheit und Unabhangigkeit durch die Laſter und Ausſchweifungen, die der unmoraliſche Theil der civiliſirten Geſellſchaft dort eingeführt hat, vernichtet worden iſt. Durch dieſes dunkle Thal der Verworfenheit eilt man ſchnell wie durch eine Peſtatmoſphäre hindurch, bis man endlich die ſtolze und ritterliche Geſellſchaft der Wilden in ihrem urſprünglichen Naturzuſtande erreicht, außerhalb des Bereichs der civiliſirten Verdorbenheit. Hier findet man Vieles, was Enthuſiasmus und Bewunderung erregt. Zwar findet man auch hier haüfig die vorherrſchenden Leidenſchaften in des Wilden Bruſt: Rohheit und Grauſamkeit, aber gezügelt und zuweilen unterdrückt durch die edelſten Züge von Ehrgefühl und Hochherzigkeit. Es iſt dies ein Menſchenſchlag, der ſich des Lebens und ſeiner Genüſſe erfreüt und die Tugenden übt, welche die Welt, die nur nach den elenden, herabgewürdigten Individuen an der Gränze urtheilt, nicht zu würdigen vermag. Von der erſten Anſiedlung an der atlantiſchen Küſte bis auf den heütigen Tag iſt das Gift dieſer verpeſteten Gränze von dem nördlichen bis zum ſüdlichen Ende unſeres Landes unter ſie eingedrungen und hat, gleich dem Feüer der Prairie, welches Alles auf ſeinem Wege zerſtört, Alle hinweggrafft und bis auf die Namen der Vergeſſenheit übergeben. Auf dieſe verderbte Klaſſe allein läßt ſich die Bezeichnung „arme, nackte, betrunkene Wilde“ mit Recht anwenden; denn alle Stämme, welche ich beſuchte und die noch unbekannt ſind mit den Laſtern der civiliſirten Welt, ſind gut und in vielen Fällen ſauber gekleidet und erfreüen ſich des Lebens und ſeiner Genüſſe. Für den Charakter und die Erhaltung dieſer edlen Menſchen bin ich voll Enthuſiasmus und dieſem unverdorbenen Volke widme ich gern alle meine Kräfte. Es iſt betrübend, daß alle die zahlreichen Stämme, welche unſere atlantiſchen Staaten bewohnten, nicht nach „Weſten“ geflohen ſind — daß man ſie hier nicht findet — daß ſie von dem Feüer, welches über ſie hinfuhr, vernichtet worden, daß ſie ins Grab geſunken ſind und nichts als ihr Name übrig geblieben iſt.

Der unterſcheidende Charakter aller weſtlichen Indianer, ſowie ihre Überlieferungen in Bezug auf ihre ehemaligen Wohnſitze ſetzen es außer allem Zweifel, daß ſie ſeit ſehr langer Zeit den Boden bewohnen, welchen ſie jetzt inne haben, und ſie unterſcheiden ſich in den meiſten Beziehungen von den Nationen, welche früher die atlantiſche Küſte bewohnten und die, nach der irrthümlichen Meinung Vieler, nach Weſten geflohen ſind.

Für dies gutmüthige und harmloſe, von den Laſtern der civiliſirten Geſellſchaft noch unberührte Volk erkläre ich hier laut, daß die Ehre unſeres Landes — die Ehre jedes Bürgers der Republik — die Sache der Humanität es erfordern, daß unſere Regierung endlich kräftig einſchreite, damit der Überreſt deſſelben vor der Peſt bewahrt bleibe, die ſchnell auf ſie eindringt. Wir haben genug von ihrem Gebiete erhalten und das Land, welches ſie jetzt

Digitized by Google

bewohnen, iſt meiſtentheils zu ſehr von Holz entblößt, als daß es dem civiliſirten Menſchen von Nutzen ſein könnte; ihnen bietet es dagegen die Mittel und Genüſſe des wilden Lebens dar und es ſteht zu hoffen, daß unſere Regierung nicht länger die abſichtliche Ausrottung dieſes glücklichen Volkes dulden wird.

Das Herz wollte mir oft zerſpringen, wenn ich Zeüge ihrer unſchuldigen Vergnügungen war und dabei an das Verderben dachte, welches ſich mit ſchnellen Schritten ihnen naht, wenn nicht die Regierung, die allein ſie vor dem Untergange zu retten vermag, den ſchützenden Arm erhebt.

Welchen Grad von Glückſeligkeit dieſe Naturmenſchen auf ihre eigene Weiſe erlangen können, oder in welchem Verhältniſſe ſie, im Vergleich zu der Summe der Glückſeligkeit der civiliſirten Geſellſchaft, die Genüſſe des Lebens genießen mögen, iſt lange ein Gegenſtand vieler Zweifel geweſen und ich will es nicht unternehmen, dieſelben jetzt zu entſcheiden. Wenn indeß der Durſt nach Kenntniſſen ſeit Erſchaffung der Welt ewigdauerndes Elend über die Menſchen gebracht hat; wenn mit der Vermehrung unſerer geiſtigen Genüſſe auch die Sorgen und Mühen in demſelben Verhältniſſe zugenommen haben, ſo ſehe ich nicht ein, was wir in dieſer Beziehung vor ihnen voraus haben. Und wenn ich nach dem vollen Ausdrucke der Freüde auf ihren glücklichen Geſichtern urtheilen darf, ſo bin ich der Meinung, daß ihr Leben weit glücklicher iſt, als das unſrige, wenn nämlich das Wort „Glück“ ſich auf diejenigen anwenden läßt, denen das Licht der chriſtlichen Religion noch nicht geleüchtet hat. Ich habe lange mit kritiſchem Auge die Geſichter dieſer Söhne des Waldes betrachtet, die nie von Sorgen gefurcht wurden, auf die das Elend nie ſeinen Stempel gedrückt hat. Ich habe den kühnen, unerſchrockenen Gang, das ſtolze, aber würdevolle Benehmen dieſer Naturmenſchen beobachtet, die in ihrer ungebundenen Freiheit, noch unberührt durch feile Vergnügungen, ſich nur den Geſetzen und der Macht Gottes unterwerfen. Da ſie alle gemeinſchaftliche Beſitzer des Bodens ſind, ſo ſind ſie alle reich und keines von den Hinderniſſen einer verhältnißmäßigen Armuth kann ihre gerechten Anſprüche auf Ruhm unterdrücken. Wer kann, frage ich, ohne Bewunderung eine Geſellſchaft betrachten, wo Friede und Einigkeit herrſcht — wo die Tugend gepflegt — das Recht geſchützt, das Unrecht beſtraft wird — und zwar ohne andere Geſetze, als die der Ehre, welche die höchſten Geſetze ihres Landes ſind.

Da dies Volk keine Geſetze hat, ſo liegt das ſouveräne Recht der ſummariſchen Vergeltung in der Bruſt des Beleidigten oder ſeiner Freünde, und die Gewißheit einer grauſamen Rache von der Hand eines dazu berechtigten Wilden iſt unendlich mehr zu fürchten, als die langſame und ungewiſſe Vergeltung des Geſetzes.

Man wird mich einen *Enthuſiaſten* nennen; das mag ſein, denn ich leügne es nicht. Es iſt von jeher meine vorherrſchende Leidenſchaft geweſen, die wildeſten Gegenden in der Natur aufzuſuchen und meine Hand dem Naturmenſchen zu reichen. Die Erzählungen von dieſen und das Aufſuchen jener füllten die erſten Seiten meiner jugendlichen Eindrücke.

Digitized by Google

Die traurige Geſchichte meines heimathlichen „Thales“ (Wyöming) iſt ſchön beſungen worden und bei dem Entfliehen von Gertruden's Seele folgte meine jugendliche Einbildungskraft dem Wilden in ſeine entfernten Schlupfwinkel und ich betrachtete ihn mit großer Furcht, die allmälig in Mitleid und endlich in Bewunderung überging.

Eine Reiſe von 800—900 deütſchen Meilen von der atlantiſchen Küſte, wobei man allmälig von dem Mittelpunkt der civiliſirten Geſellſchaft bis zu der aüßerſten Wildheit der urſprünglichen Werke der Natur gelangt, und wieder zurück, bietet Stoff zu mancher intereſſanten Erzählung; und wer ſich nur an den Werken der Natur erfreüt, hat auf einer ſolchen Reiſe einen weit höheren Genuß, als der iſt, welcher aus den ſelbſtſüchtigen Erwartungen pekuniärer Vortheile entſpringt.

Trotz Allem, was bis jetzt geſchrieben und erzählt worden iſt, gibt es kaum irgend einen Gegenſtand, der den gelehrten Leüten im Oſten weniger bekannt iſt, als der Charakter und die Vergnügungen des Weſten, d. h. ich meine den „Fernen Weſten“ (the Far West) — das Land, deſſen Bezauberung einen für die civiliſirte Welt ſo gefährlichen Reiz hat. Nur wenige Perſonen kennen die wahre Bedeütung des Wortes „Weſten“; und wo iſt er zu finden? — Gleich einem Phantom flieht er vor uns, je weiter wir reiſen und je weiter wir uns dem Sonnenuntergange nähern.

Zu Anfang meiner Reiſe glaubten mehrere meiner Reiſegefährten aus New-York, ſchon eine ungeheüre Strecke im Weſten vorgedrungen zu ſein, als wir uns bei den Niagara-Fällen befanden und eilten wieder nach Hauſe, um ihre Freünde mit einer Schilderung der Scenen des Weſtens zu unterhalten. In Buffalo landete ein Dampfboot mit 400 Reiſenden, welches zwölf Tage unterwegs geweſen war — „Woher?“ „Vom Weſten“. In dem reichen Staate Ohio haben Hunderte ihre Beſitzungen verkauft und gehen — „nach dem Weſten“. In der ſchönen Stadt Cincinnati ſagte man mir: „Die Tage des ſchnellen Aufblühens für unſere Stadt ſind vorüber, ſie liegt nicht weit genug gegen Weſten“. In St. Louis, 300 deütſche Meilen weſtlich von New-York, verſicherte meine Wirthin, ich würde mit ihren Tiſchgenoſſen zufrieden ſein, denn ſie wären faſt ſämmtlich Kaufleüte aus dem „Weſten“. Ich fragte: „Woher kommen die mit Schweinefleiſch, Honig, Haüten ꝛc. beladenen Dampfboote?“

Aus dem Weſten.

Und die ſchweren Silberbarren, welche dieſe Leüte ſeit mehreren Stunden an Bord dieſes Bootes bringen?

Sie kommen von Santa Fe, aus dem Weſten.

Wohin geht dies ſo reich mit trockenen Waaren, Dampfmaſchinen ꝛc. beladene Dampfſchiff?

Nach Jefferſon City.

Jefferſon City? wo iſt das?

Weit im Weſten.

Und wohin geht jenes ſchwerbeladene Dampfboot, der „Yellow-Stone“?

Digitized by Google

Es geht noch weiter weſtlich. — „Dann,“ ſagte ich, „will ich nach dem Weſten gehen“. Und ich ging an Bord des „Yellow-Stone“.

. . . . Nachdem wir über 400 deütſche Meilen zurückgelegt hatten, waren wir an der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes — im Weſten. Wie? Facturen, Frachtbriefe ꝛc., eine ganze Niederlaſſung weit im Weſten! Und dieſe ſonderbar ausſehenden, langhaarigen Leüte, die eben angekommen ſind und die Ereigniſſe ihrer langen und mühſeligen Reiſe erzählen, wer ſind ſie?

O, das ſind einige unſerer Kaufleüte, die ſo eben aus dem Weſten kommen.

Und jenes Kielboot, jenes Makinah-Boot,*) und jene anſehnliche Karawane, ſämmtlich reich mit Waaren beladen?

Die, mein Herr, ſind ausgerüſtet, um nach dem Weſten zu gehen.

Nach Weſten, wie? Dann will ich es noch einmal verſuchen und ſehen, ob ich nach Weſten gehen kann. . . . .

. . . . Wie, auch hier ein Fort?

„**Oui, Monsieur, — Oui, Monsieur,**“ rief ein verwegen und halbwild ausſehender Burſche, der auf ſeinem wilden Pferde ſeinen Gefährten voraus und zu mir heranſprengte.

Wie weit ſeid Ihr hier weſtlich vom Yellow-Stone-Fluſſe, mein guter Freünd?

Comment?

Wie weit? — (Pauſe) — **quel distance?**

Pardon, Monsieur, je ne sais pas, Monsieur.

Ne parlez vous l'Anglais?

Non, Monsieur, ich ſprechen Franzöſiſch und Amerikaniſch; **mais je ne parle pas l'Anglais.**

Gut, mein Lieber, ich werde Engliſch ſprechen und Ihr Amerikaniſch.

Pardon, pardon, Monsieur.

Gut, dann wollen wir Beide Amerikaniſch ſprechen.

Sehr gut, Herr, **je suis content, pour** denn ich ſehen, daß Ihr ſprechen ziemlich gut **Americain.**

Wie heißt Ihr?

Baptiste, Monsieur.

Wer ſind die ſo prächtig gekleideten Indianer mit ſo ſchönen Pferden, welche dort drüben auf der Ebene lagern?

---

*) Kielboote ſind bedeckte Schaluppen, wie die ehemaligen Rhein-Diligencen von Mainz nach Köln; ſie faſſen funfzig bis ſechzig Mann und führen Maſt und Segel. Am Hintertheile befindet ſich eine Kajüte, in der Mitte iſt der lange Raum für die Waaren und vorn für die Leüte. Mit ſolchen Fahrzeügen betrieb man allein das Pelzgeſchäft auf dem Miſſouri, bevor man Dampfſchiffe gebrauchte. Kleinere Fahrten macht man noch jetzt mit unbedeckten oder ſogenannten Mackinah-Booten, beſonders auf den ſeichteren Nebenflüſſen des Miſſouri und in deſſen oberen Gegenden. Hat man für die Kielboote nicht zufällig Segelwind, ſo werden ſie von einem Theile der Mannſchaft an einer langen Leine aufwärts gezogen. — Prinz von Neü-Wied, Reiſe durch Amerika. Theil I. Seite 270. Anm.

Digitized by Google

Ils sont Corbeaux.

Krähen-Indianer, wie?

Ja, mein Herr, Monsieur.

Wir ſind alſo im Lande der Krähen-Indianer?

Non, Monsieur, non ganz genau; wir ſein in die Land der verdammten Pieds noirs.

Schwarzfüße, wie?

Oui.

Was für blaue Berge ſind das, die wir da drüben ſehen?

Ha, quel Montaigne? Cela est la Montaigne du . . pardon.

Des Rochers, nicht wahr?

Oui, Monsieur, die Rock Montaigne.

Ihr lebt wohl hier?

Non, Monsieur, ich kommen weit aus die Weſten.

Wie, aus dem Weſten? Wo, beim Himmel, iſt das?

Wie, zum Teüfel, die Weſten? Nun, Ihr werdet ſehen, Monsieur, er ſein ſehr weit weg, ich glaube. Monsieur Pierre Chouteau kann Euch geben die histoire de ma vie — il bien sait, que je prends les castors ſehr weit in die Weſten.

Gut, Baptiſte, ich will für jetzt wieder umkehren und es ſpäter verſuchen, nach dem „Weſten“ zu gehen. Aber Ihr ſagt, ihr handelt mit den Indianern und fangt Biber; Ihr ſeid wohl im Dienſt der amerikaniſchen Pelzcompagnie.

Non, Monsieur, non ganz; ich bin ein Freiträpper, Monsieur, frei.

Freiträpper, was iſt das? Ich verſtehe Eüch nicht, Baptiſte.

Nun, Monsieur, ich glauben, das ſein leicht pour verſtehen — Ihr ſollen Alles wiſſen. Zuerſt, ich bin auf drei Jahre bei die Pelzcompagnie in St. Louis eingeſchrieben — für Prämie, achtzig Dollars, verſteht Ihr mich? Dann ich gehen für Lohn und ich bin gekommen den Miſſouri herauf, und ich fangen Biber viel für ſechs Jahre, ſeht Ihr, bis ich gelernt habe ſehr viel; und dann, ſeht Ihr, Monsieur M'Kenzie gibt mir drei Pferde — eins pour reiten und zwei pour packen (mais, er nicht kaufen, er nicht geben, er leihen) und er leihen mir zwölf Fallen, und ich habe gemacht Reiſen in die Rock Montaigne und ich leben ganz allein an die Flüſſe, pour prendre les castors, zuweilen ſechs Monate, zuweilen fünf Monate, und ich kommen zurück nach Yel-Stone und Monsieur M'Kenzie geben mir kute Preiſe pour Alles.

Herr M'Kenzie rüſtet Eüch alſo aus und kauft Eüch die Biber für einen gewiſſen Preis ab?

Oui, Monsieur, oui.

Wie viel gibt er Eüch für Eüre Biber, Baptiſte?

Ha! einen Dollar pour einen Biber.

Einen Dollar für das Fell, wie?

Oui.

Nun, Ihr müßt ein mühſeliges und gefährliches Leben führen. Könnt Ihr etwas dabei verdienen?

Digitized by Google

O ja, Monsieur, ziemlich fut, mais wenn nicht wären die Schurken von Riccari und die verdammten Pieds noirs, die Schwarzfuß-Indianer, ich würden verdienen ſehr viel Geld, mais, sacré, ich bin beraubt — beraubt zu viel!

Wie, rauben Eüch die Schwarzfüße Eüer Pelzwerk?

Oui, Monsieur, geraubt fünf Mal! Ich bin Freiträpper ſieben Jahre und bin fünf Mal beraubt — ich haben nichts behalten — er haben genommen Alles — er haben genommen alle Pferde — er nehmen meine Flinte — alle meine Kleider — meine Biber — und ich kommen zurück zu Fuß. In die Fort die Kleider koſten viel Geld und Branntwein ſechszehn Dollar die Gallon; ſo, ſeht Ihr, bin ich ſchuldig die Pelzcompagnie 600 Dollars!

Und das nennt Ihr ein Freiträpper ſein, Baptiſte?

Oui, Monsieur, Freitrapper, frei!

Ihr geht wol nach dem Yellow Stone und habt wahrſcheinlich eine Träpper-Excurſion gemacht?

Oui, Monsieur, c'est vrai.

Seid Ihr diesmal beraubt worden, Baptiſte?

Oui, Monsieur, von die verdammten Pieds noirs — ich haben viel verloren, Alles — ſehr Alles. — Eh bien — pour le dernier — c'est la dernier fois, Monsieur. Ich gehen nach die Yel-Stone — ich gehen den Miſſouri hinunter, ich gehen nach St. Louis.

Nun, Baptiſte, ich werde mich in dieſem Theile der Welt noch einige Wochen länger aufhalten und dann von der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes den Miſſouri hinunter nach St. Louis gehen. Ich wünſchte ſehr einen Menſchen wie Ihr ſeid auf der Reiſe mitzunehmen; ich will Eüch gut beſolden und alle Eüre Ausgaben bezahlen, was ſagt Ihr dazu?

Avec tout mon coeur, Monsieur, remercie, remercie.

Das iſt alſo abgemacht, ich ſehe Eüch an der Mündung des Yellow-Stone.

Oui, Monsieur, an die Yel Stone, bon soir, bon soir, Monsieur.

Aber, wartet doch, Baptiſte! Ihr ſagtet, es wären Krähen-Indianer, die dort lagern?

Oui, Monsieur, oui, des Corbeaux.

Ihr ſeid wol ihr Dollmetſcher?

Non, Monsieur.

Aber Ihr ſprecht ihre Sprache?

Oui, Monsieur.

Nun, ſo kehrt um, ich will ſie beſuchen und Ihr könnt mir einen Dienſt leiſten.

Bien, Monsieur, allons!

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Reiſe von der Mündung des Yellow-Stone den Miſſouri abwärts zu den Mandanern. — Abreiſe von M'Kenzie's Fort. — Lager der Aſſinniboins am Miſſouri. — Wi-jun-jon's Vorträge über die Gebraüche der weißen Männer. — Bergſchafe. — Kriegs-Adler. — Der wüthende Bär. — Thonhügel; „Ziegel-Oefen", vulkaniſche Reſte. — Rother Bimſtein. — Wildes Herumſtreifen. — Schlaf des Bergbewohners. — Der wüthende Bär nebſt ſeinen Jungen. — Muthiger Angriff. — Das Kanoe geraubt. — Eine Mahlzeit auf einem Haufen Treibholz. — Nachtlager. — Üppiger Pflanzenwuchs. — Abenteüer bei dem Aufſuchen eines Elenn. — Kriegs-Partei. — Schöne Landſchaft in dem „grand Détour". — Wunderbare Thonhügel. — Tafel-Land. — Antilopen-Jagd. — Großer Dom. — Prairie-Hunde. — Dorf derſelben. — Fruchtloſe Verſuche, ſie zu ſchießen. — Maleriſche Hügel und die drei Dome. — Ankunft in dem Dorfe der Mandaner.

Nachdem ich meine Ausflüge und meine Skizzen in der Umgegend des Forts beendigt und Herr M'Kenzie mir ein gut gebautes kleines Boot, welches uns den mächtigen Strom hinabtragen ſollte, verſchafft hatte, ſchifften wir uns eines Morgens ein und nahmen Abſchied von dem Fort, von unſeren Freünden in demſelben, ſowie für immer von den ſchönen grünen Feldern, Hügeln, Thälern und Prairie-Bluffs, welche die reizenden Ufer des Yellow-Stone-Fluſſes umgeben.

Unſer aus grünem Holze gebautes Boot war ſchwer und plump; da wir aber mit dem Strome fuhren, ſo verſprachen wir uns eine ſchöne und glückliche Reiſe. Wir hatten Munition im Ueberfluß — einen guten Vorrath von getrockneten Büffelzungen — einige Pfund friſches Büffelfleiſch — mehr als ein Dutzend Biberſchwänze — und einen großen Vorrath von Pemikan. Bogard und Baptiſte ſaßen mit ihren Rudern in der Mitte und am Bug und ich nahm meinem Platz im Hintertheil des Bootes am Steüerruder ein.

Außer unſeren Vorräthen und uns ſelbſt befanden ſich in unſerem kleinen Fahrzeüge mehrere Packete, welche Anzüge und andere Gegenſtände enthielten, die ich von den Indianern gekauft hatte; ferner meine Leinwand und Staffelei und unſere wenigen und einfachen Kochgeräthe, nämlich drei zinnerne Näpfe, ein Kaffeetopf, eine Schüſſel, eine Bratpfanne und ein zinnerner Keſſel.

So ausgerüſtet fuhren wir unter dem Zuruf der Wilden und unſerer Freünde, die am Ufer ſtanden, ſchnell dahin; wir verloren ſie allmälig aus dem Geſicht und richteten unſere Augen nach St. Louis, welches 400 deütſche Meilen weiter ſtromabwärts liegt. Dieſe ganze Strecke iſt nur eine ungeheüre, von dem herumſchweifenden Indianer bewohnte Wildniß.

Nach Beendigung unſerer erſten Tagereiſe fanden wir ein bequemes Nachtlager bei mehreren tauſend Aſſinniboins, die ihre Zelte am Ufer aufgeſchlagen hatten und uns mit allen Zeichen der Achtung und Freündſchaft empfingen.

Hier fand ich auch meinen Freünd Wi-jun-jon (Taubenei-Kopf), der noch immer über die Sitten und Gebraüche der „bleichen Geſichter" Vorträge

Digitized by Google

hielt und die wunderbaren Scenen, deren Zeüge er auf ſeiner Reiſe nach Waſhington geweſen, erzählte. Es hatte ſich eine große Anzahl Zuhörer um ihn verſammelt, und ſein ſchöner militairiſcher Anzug war ſo zerriſſen und verändert, daß ſein Ausſehen wirklich lächerlich war. Seine Frau, welche den Nutzen der Schöße an dem Fracke nicht begriffen, hatte dieſelben abgeſchnitten und ſich daraus ein Paar Beinkleider und aus der ſilbernen Huttreſſe prächtige Strumpfbänder gemacht. Den Schirm hielt der arme Teüfel indeß noch immer aufgeſpannt in der Hand. Sein Thema ſchien unerſchöpflich und er galt bei ſeinem Stamme für einen beiſpielloſen Lügner.

Am folgenden Morgen verließen wir das Dorf der Aſſinniboins und ſetzten unſere Reiſe ſchnell ſtromabwärts fort. Der Miſſouri fließt hier mit einer Geſchwindigkeit von ungefähr einer deütſchen Meile in der Stunde durch eine ununterbrochene Reihe maleriſcher, mit Gras bedeckter Bluffs und Hügel, die überall das Anſehen eines alten hochkultivirten Landes haben, deſſen Haüſer und Umzaünungen verſchwunden ſind.

Auf große Strecken ſieht man auf der einen oder der andern Seite ſchroff aufſteigende Abhänge von 300—400 Fuß Höhe, die einen maleriſchen Anblick gewähren und ſich von dem Ufer des Fluſſes erheben, während oben, von dem Rande des Abſturzes an, die Prairie ſich faſt ganz horizontal in unbekannte Fernen ausdehnt.

Längs der zerriſſenen Seiten dieſer Klippen, die gewöhnlich aus hartem Thon beſtehen, lebt das Bergſchaf und man ſieht es daſelbſt oft in großer Anzahl. Es gleicht dies Thier in ſeinen Gewohnheiten und in ſeiner Geſtalt ſehr der Ziege, die Hörner ſind jedoch denen des Widders ähnlich, haben oft zwei Windungen und an der Wurzel eine Dicke von fünf bis ſechs Zoll.

Am zweiten Tage unſerer Reiſe entdeckten wir mehrere dieſer Thiere, die an dem Abhange herumkletterten und ſich ſtets in ungefähr gleicher Entfernung zwiſchen dem Fuße und dem Gipfel hielten. Sie ſprangen von einer Spitze auf die andere und ſchienen an dem Abhange zu kleben, wohin ihnen weder Menſch noch Thier folgen konnte.

Wir landeten und ſuchten eines dieſer klugen Thiere zu ſchießen; nachdem wir aber eines derſelben lange Zeit zwiſchen den Klippen verfolgt hatten und endlich glaubten, ihm auf Schußweite nahe gekommen zu ſein, verließ es plötzlich ſeinen ſchmalen Standpunkt und ſtürzte ſich mehrere hundert Fuß hinab zwiſchen die Bruchſtücke von Felſen und Thon, und während ich nun mit Sicherheit glaubte, ſeinen Körper zerſchmettert zu finden und mich ohne Mühe ſeiner bemächtigen zu können, ſah ich, wie es wieder davon ſprang und bald uns aus dem Geſichte verſchwunden war.

Bogard, ein alter Jäger und wohl bekannt mit dieſen Thieren, nahm ſeine Flinte auf die Schulter und ſagte: „Das Wild iſt fort; Sie ſehen nun den Nutzen dieſer ſtarken Hörner; wenn die Thiere durch Zufall herabſtürzen oder abſichtlich ihren Stand verlaſſen, ſo fallen ſie ſtets auf den Kopf, ohne den geringſten Schaden zu nehmen und wäre es auch feſtes Geſtein.“

Da wir einmal am Lande waren und unſer Boot in Sicherheit lag, ſo

Digitized by Google

verweilten wir faſt den ganzen Tag zwiſchen den wilden, zerriſſenen Klippen und machten vergebens Jagd auf einen Kriegs-Adler. Dieſer edle Vogel wird von den Indianern dieſer Gegenden wegen ſeiner Schwanzfedern ſehr hoch geſchätzt, deren ſich die Krieger zum Kopfputz und zur Verzierung ihres Anzuges bedienen. Er iſt ein ſchöner Vogel und beſiegt, wie die Indianer ſagen, alle anderen Adler dieſes Landes, weshalb er und ſeine Federn ſo hoch geſchätzt werden. Ich kann ihn nicht näher beſtimmen, glaube aber verſichern zu können, daß er ſich in keiner Sammlung befindet; auch findet er ſich wol in Amerika erſt, wenn man ſich den Rocky Mountains nähert. Er wird auch der Calumet-Adler genannt, weil die Indianer ihre Calumets oder Friedens-Pfeifen mit ſeinen Federn verzieren.

Wir fanden bei unſerem Herumſtreifen manche wilde Landſchaft, ſahen zuweilen die Fährte eines Bären und erblickten eine Heerde Büffel, mußten uns aber, da ſie die Witterung von uns erhalten hatten, mit dem Anblicke begnügen. Als wir gegen Abend zu unſerem Boote zurückkehrten und ganz nahe am Fluſſe waren, hörte ich einen Schuß fallen, und bald darauf erſchien Bogard mit einer Antilope auf der Schulter. Wir ſchifften uns nun ein, fuhren bis zum Einbruche der Nacht und lagerten uns auf einer ſchönen kleinen Prairie am Fuße einer Reihe mit Gras bewachſener Bluffs. Am nächſten Tage fuhren wir bis ſpät Nachmittags und machten Halt am Fuße eines mächtigen Thonhügels, der einen höchſt ſonderbaren Anblick darbot. Der Strom iſt hier ſo breit, daß er einem ſchönen See gleicht und in der Mitte deſſelben, ſowie an und auf ſeinen Sandbänken ſchwammen und ſtanden Tauſende von weißen Schwänen und Pelikanen.

Wenn die Landſchaft vor unſerem Lager mit dem ſtrömenden Waſſer, dem wilden Geflügel und der unendlichen Manchfaltigkeit der ſanft ſich abdachenden Hügel und der Prairieen ein ſchönes und gefälliges Bild darbot, ſo waren dagegen hinter uns die zerriſſenen und verſchieden gefärbten Hügel auf höchſt wilde und phantaſtiſche Weiſe gruppirt.

Das ganze Land hinter uns ſchien umgegraben und zu hohen Haufen aufgethürmt worden zu ſein; es hatte das Anſehen, als ob irgend ein rieſenhafter Maurer dort ſeinen Mörtel und ſeine Farben bereitet und ſeine rohen Modelle zum Bau einer koloſſalen Stadt mit ihren Mauern, ihren Domen, ihren Wällen, ihren hohen Portalen und Gallerien, ihren Kaſtellen und ihren Gräben gefertigt und mitten in ſeiner Arbeit aufgehört und ſein Werk der zerſtörenden Hand der Zeit überlaſſen habe, die bereits Vieles gethan, um es zu vernichten und das Ganze mit ſeinen edlen Umriſſen in einen wüſten, unentwirrbaren Haufen von Ruinen zu verwandlen.

Dieſer Gruppe von Thonhügeln, welche den Strom mehrere Meilen weit in einiger Entfernung begleiten, haben die Reiſenden wegen ihres rothen Ausſehens, welches man bei klarem Wetter ſchon in der Entfernung von einigen Meilen wahrnehmen kann, den ſehr paſſenden Namen der „Ziegel-Öfen“ gegeben.

Durch die Thätigkeit des Waſſers oder einer anderen Kraft ſcheint das

Digitized by Google

Land hinweggeſpült worden und nur hier und da ein einzelner Hügel oder Bluff übrig geblieben zu ſein, der ſich in Kegelform 200—300 Fuß erhebt und am Gipfel ſpitz oder abgerundet iſt; zuweilen ſtehen mehrere derſelben in einer Gruppe beiſammen und einige ſind auf dem Gipfel tafelförmig und mit ſchönem Raſen bedeckt. Dieſe horizontale Oberfläche, welche mit den entfernten Prairieen in gleichem Niveau liegt, beweiſt deütlich, daß ihre gegenwärtige iſolirte und abgerundete Geſtalt durch die Einwirkung des Waſſers hervorgebracht worden iſt, welches die zwiſchenliegende Erde hinwegſpülte und ſie in ihren jetzigen maleriſchen Formen zurückließ.

Ähnliche Bildungen (oder Umbildungen) ſieht man an unzähligen Stellen an den Ufern des Miſſouri; aber der hier beſchriebene Punkt hat das Eigenthümliche, was (ſo viel ich weiß) ſonſt nirgends vorkommt, daß der obere Theil derjenigen Hügel, die hoch genug ſind, um noch etwas von der urſprünglichen Oberfläche zu tragen, aus einer funfzehn Fuß mächtigen Schicht von rothem Bimſtein beſteht, die auf einer mehrere Fuß mächtigen, aus dem Waſſer abgeſetzten Schicht ruht, die in ein Konglomerat von Bruchſtücken von Baſalt-Saülen eingeſenkt iſt.

Dieſe auffallende Bildung feſſelt das Auge des Reiſenden plötzlich und bringt ihn zu dem Schluſſe, daß er ſich mitten unter den Ruinen eines erloſchenen Vulkans befindet.

Die Abhänge dieſer kegelförmigen Hügel, welche aus Schichten von verſchieden gefärbtem Thon beſtehen, werden durch den Regen und den ſchmelzenden Schnee beſtändig herabgeſpült und die oben aufgelagerten Maſſen von Bimſtein und Baſalt zerbröckeln und ſtürzen herunter an den Fuß der Hügel, von wo ſie durch die wilden Waſſer, die ſich oft ihr Bett durch ſie hindurch wühlen, in den nahen Strom geſchwemmt, und von dieſem, auf deſſen Oberfläche ſie leicht wie Kork ſchwimmen und ſich in jedem Haufen Treibholz feſtſetzen, mehrere hundert Meilen weit bis in den Ocean geführt werden.

Der obere Theil dieſer Bimſtein-Lager iſt glänzend roth, porös und von geringer ſpecifiſchen Schwere. Man muß indeß dieſe ſonderbaren Hügel in der Natur ſehen oder wenigſtens in Abbildungen, welche ihre Farben getreü wiedergeben, weil ſie ſonſt ihre maleriſche Schönheit verlieren, die eben in der Manchfaltigkeit ihrer lebhaften Färbung beſteht. Die Thonſchichten ſind roth, gelb, weiß, braun und dunkelblau, und ſo ſonderbar geordnet, daß ſie einen höchſt angenehmen und eigenthümlichen Eindruck hervorbringen.

Ich verließ meine Leüte, welche in der Nähe des Bootes im Graſe lagen, nahm meine Flinte und mein Skizzenbuch, wanderte durch die rauhen Schluchten zwiſchen den Hügeln herum und kletterte über die großen Bimſtein-Blöcke, welche von oben herabgeſtürzt waren, um, wo möglich, den Krater oder den Ort zu finden, aus dem dieſe ſonderbaren Gegenſtände herſtammten. Nachdem ich jedoch eine Zeit lang umhergeſtiegen war, traf ich unglücklicherweiſe auf die Spuren eines großen Bären, der anſcheinend kurz zuvor in derſelben Richtung gewandert war, wenn auch höchſt wahrſcheinlich in ganz anderer Abſicht; mein Entdeckungseifer war dadurch augenblicklich ſo bedeütend abgekühlt, daß ich

Digitized by Google

eilig umkehrte und mich mit meinen Zeichnungen und dem Einſammeln von Lava und anderen Mineralien in der Nähe begnügte.

Nachdem ich den Tag über herumgeſtrichen war und von den Gipfeln der Hügel die Schönheit dieſer Gegenden betrachtet hatte, begab ich mich zu meinen Gefährten, die gewöhnlich während dieſer Zeit „Bergbewohner-Schläfchen“ machten; wir tranken unſeren Kaffee, aßen getrocknete Büffel-Zungen, breiteten unſere Büffelhaüte aus und genoſſen in der Nacht eines erquickenden Schlafes, der dem ermüdeten Reiſenden in der reinen Luft und bei der tiefen Stille dieſer Gegenden ſo eigenthümlich iſt.

Am Morgen vor Sonnenaufgang erhob ſich Bogard (ein Yankee und ein wachſamer Burſche, der eben von den Rocky Mountains zurückkehrte, wo er zehn Jahre als Jäger und Träpper gelebt hatte) unter ſeiner Büffelhaut, rieb ſich die Augen und rief, indem er nach ſeiner Flinte griff: „Seht da den alten Kaleb! Wollt Ihr!“ Baptiſte, der den Schlaf mehr liebte, ſchnarchte weiter und murmelte etwas vor ſich hin, was ich nicht verſtand, aber Bogard faßte ihn ſo haſtig an, daß er augenblicklich erwachte. Ich ſprang ebenfalls auf und alle Augen richteten ſich zugleich auf Kaleb (oder Kale, wie der wüthende Bär von den Träppers in den Rocky Mountains vertraulich genannt wird), eine Bärin, welche nebſt zwei Jungen mit der ganzen Würde und Wuth ihres Geſchlechts wenige Ruthen von uns ſaß und uns angaffte. Es war dies ein Gegenſtand für den Maler, aber ich hatte nichts zum Malen — ich wandte meine Augen nach dem Boote, welches wenige Schritte von uns am Strande befeſtigt war und ſah, daß Alles, was darin geweſen, herausgeworfen und alles Eßbare ohne Umſtände verzehrt worden war. Meine Packete mit indianiſchen Kleidungsſtücken und Merkwürdigkeiten waren ans Ufer geworfen, geöffnet und unterſucht, ſelbſt der Strick von rohem Leder, womit wir das Boot an einen Pfahl gebunden hatten, war verſchwunden und alſo wahrſcheinlich auch aufgefreſſen worden. Auch war dieſer Blick in unſer Gepäck nicht genug geweſen für ihre unerſättliche Neugier — wir ſahen an den Spuren ihrer großen Tatzen im Boden, daß ſie um uns herumgegangen, unſere Zehen und Naſen berochen hatte, ohne uns zu beläſtigen. Es beſtätigt dies das alte Sprüchwort in dieſem Lande: „Ein am Boden liegender Mann iſt „Medizin“ für den wüthenden Bären“; während es allgemein bekannt iſt, daß ſowohl Menſchen als Thiere unfehlbar angegriffen werden, wenn ſie dieſem wüthenden und grimmigen Thiere begegnen, welches der Schrecken des ganzen Landes iſt und oft ein Gewicht von 800—1000 Pfund erreicht.

Während wir uns in dem ſo eben erwähnten Dilemma befanden, und jeder ſchnell ſeine Waffen zur Vertheidigung in Stand ſetzte, gab ich an, auf welche Weiſe wir die Bärin tödten, die Jungen fangen und das Fell als Siegeszeichen mit nach Hauſe bringen könnten. Mein Plan wurde indeß, obgleich wir gut bewaffnet waren, gänzlich verworfen, denn Bogard und Baptiſte widerſetzten ſich demſelben mit großer Heftigkeit und ſagten, es ſei ſtehende Regel im Gebirge, „niemals Kaleb anzugreifen, außer zur Selbſtvertheidigung.“ Ich war indeß faſt entſchloſſen, die Bärin allein anzugreifen, da ich eine Büchſe in

der Hand, ein Paar groſse Piſtolen, einen Tomahawk und ein Skalpir-Meſſer im Gürtel hatte, als Baptiſte plötzlich ſeinen Arm über meine Schulter ſtreckte und, nach einer anderen Richtung hinzeigend, ausrief: „Da iſt ein Reſervecorps, Herr Cataline — da iſt ihr Ehemann! Fort, ſchnell nach dem Fluſſe, ſchnell!“ Und Bogard fügte hinzu: „Dieſe verdammten Thiere ſind zu ſtark für uns, es iſt beſſer, wir machen uns davon.“ Dies kühlte meinen Muth etwas ab, wir packten ein und fuhren ſo ſchnell wie möglich davon, während noch Jeder von uns ſeine Flinte abſchoß, worauf die Bärin voll Wuth auf die Stelle hinſtürzte, wo wir wenige Augenblicke zuvor unſeren heilſamen Entſchluß gefaßt hatten.

Während des noch übrigen Theiles des Tages fuhren wir raſch weiter, indem wir die ſchönen Ufer bewunderten, die bald aus hohen, zerriſſenen Klippen, bald aus lieblichen grünen Prairie-Hügeln oder aus weit erſtrekten Wieſen mit ihrem vom Winde bewegten hohen Graſe und Myriaden wilder Blumen beſtanden. Die Ausſicht war auf dem ganzen Wege bezaubernd.

Unſere Unterhaltung drehte ſich hauptſächlich um den wüthenden Bären und die Gefahr, in der wir uns befunden, und meine Gefährten hatten eine Menge ähnlicher Geſchichten im Vorrath. Wir verzehrten unſer Frühſtück ſehr ſpät, nämlich um 5 Uhr Nachmittags, und um dieſe Zeit wurden unſere zerſtörten Vorräthe glücklicherweiſe durch die nie fehlende Büchſe Bogard's wieder ergänzt, indem er eine ſchöne Antilope ſchoß, die vom Ufer uns arglos anblickte. Wir landeten und bemächtigten uns unſerer Beüte, fuhren jedoch weiter, da es hier an Holz fehlte. Wir erreichten indeß bald eine Inſel, die mit ungeheüren Maſſen von Treibholz bedeckt war, wo wir ſchnell eine großes Feüer machten und unſer köſtliches Mahl verzehrten, indem wir uns rittlings auf einen abgeſchälten Baumſtamm ſetzten und denſelben zugleich als Stuhl und als Tiſch gebrauchten. Nach Beendigung unſeres Mahles ließen wir unſer Feüer brennen und fuhren noch einige engl. Meilen weiter, wo wir an einem wilden und unbekannten Ort unſer Kanoe auf den Strand zogen und unſere Büffelhaüte zum Schlafen ausbreiteten, denn es iſt nicht rathſam, dies bei dem Feüer zu thun, weil dies leicht eine Kriegspartei herbeilockt.

Die Gegend, welche wir heüt ſahen, war, wie geſagt, außerordentlich ſchön und oft ruderten wir ans Ufer, um die unendliche Manchfaltigkeit der Blumen und den Reichthum an köſtlichen Früchten um uns her zu bewundern. Während wir durch das hohe Gras wanderten, ſtießen wir beſtändig an wilde Sonnen-Blumen und üppige Lilien, indeſſen nach allen Richtungen hin Gruppen von Pflaumen-Baümen, Stachel- und Johannisbeer-Straüchern ſich unter der Laſt ihrer Früchte zur Erde bogen, und zwiſchen dieſen wilde Roſenbüſche, wie in Hecken und Beeten gepflanzt, ganz mit Blumen in den ſchönſten Farben bedeckt waren und jeden ſie berührendeh Luftzug mit Wohlgerüchen erfüllten.

Außerdem wachſen hier die amerikaniſche Ebereſche (Sorbus americana, Service-tree) in Überfluß, und der Büffel-Buſch *), welche dieſen nördlichen

*) Dieſer Büffel-Buſch iſt Shepherdia Nutt. und gehört zu der kleinen Familie der Elaeagnéen *Juss.*

Gegenden eigenthümlich ſind, ſchmückten oft die Ufer des Fluſſes und die Schluchten der Hügel meilenweit, wo ſie faſt undurchdringliche Hecken bildeten und ſo mit Früchten beladen waren, daß ihre Zweige ſich bis auf die Erde bogen.

Dieſer letztere Strauch, den man die ſchönſte Zierde der Prairieen nennen kann, bildet gegen das übrige Laubwerk einen auffallenden Contraſt durch die blaüliche Färbung ſeiner Blätter, wodurch man ihn ſchon in großer Entfernung erkennen kann. Er trägt eine unglaubliche Menge Früchte, die in Trauben von jedem Zweige herabhangen und etwa die Größe gewöhnlicher Johannis-Beeren haben, denen ſie an Farbe und Geſchmack nicht unähnlich, jedoch ihrer Saüre wegen faſt ungenießbar ſind; erſt wenn ſie im Herbſt vom Froſt getroffen worden, erhalten ſie einen ſüßen, köſtlichen Geſchmack, den Weintrauben ähnlich, und ich bin geneigt zu glauben, daß man einen trefflichen Wein daraus bereiten kann.

Der Strauch gleicht einigen Varietäten des Dornſtrauches, von denen er ſich nur durch die ſchon erwähnte Farbe ſeiner Blätter unterſcheidet. Gewöhnlich wird er ſechs bis ſieben, zuweilen zehn bis zwölf Fuß hoch, und bildet meilenweit kleine Wälder oder Hecken. Während wir die Früchte einſammelten und ich daran dachte, ob ſich nicht daraus Wein bereiten ließe, richtete ich folgende Frage an meine Gefährten: „Angenommen wir wären im Frühjahr bis hierher den Fluß heraufgefahnen und hätten unſer kleines Lager in einem Walde aufgeſchlagen, der Eine von Eüch wäre ein Schiffbauer, der Andere ein Böttcher, Jener machte die Weinfäſſer, Dieſer baute ein Mackinah-Boot, welches funſzig bis hundert Fäſſer tragen könnte, während ich, als guter Jäger, das kleine Lager mit Fleiſch verſorgte; wenn wir nun um dieſe Zeit den Fluß hinabruderten, überall anhielten, wo der Büffel-Buſch wächſt, die Beeren einſammelten und den Saft auspreßten und in unſere Fäſſer göſſen, damit er während unſerer Schifffahrt von 500 deütſchen Meilen gähre — wie viel Buſhel (à 1½ berliner Scheffel) Beeren würdet Ihr Beide wohl in einem Tage einſammeln können, wenn ich das Boot bewachte und die Mahlzeit bereitete? Wie viel Barrels (à 2 Eimer) guten Wein würden wir bei unſerer Ankunft in St. Louis wohl zum Verkauf vorräthig haben können?"

Dieſe Idee ergriff meine beiden Gefährten ungemein. Baptiſte ſchwatzte ſo viel Franzöſiſch durcheinander, daß ich es nicht verſtehen konnte, und ich glaube, daß ich es nur dem Mangel der nöthigen Geräthſchaften verdanke, daß ich nicht meine beiden Gefährten verlor. Endlich kamen Beide darin überein, daß ſie wohl 30 Buſhel (45 berliner Scheffel) dieſer Beeren täglich ſammeln könnten und nach meiner Erfahrung glaube ich, daß dies nicht übertrieben iſt; wir breiteten mehrmals eine große Mackinah-Decke am Boden unter den Straüchern aus, welche die meiſten Früchte trugen, und wenn wir mit einem Stocke gegen den Stamm ſchlugen, ſo fielen ſämmtliche Beeren augenblicklich auf die Decke, worauf die von ihrer Laſt befreiten Zweige ſich ſchnell wieder aufrichteten; auf dieſe Weiſe erhielten wir oft durch einen einzigen Schlag einen Achtel Buſhel.

Ich hatte von dieſem ſchönen Strauch, der gewiß eine große Zierde un-

Digitized by Google

ſerer Parke und Gärten bilden würde, mehrere Wurzeln mitgenommen, verlor dieſelben aber, ſowie mehrere andere Merkwürdigkeiten, welche ich auf unſerer Fahrt ſtromabwärts geſammelt hatte.

Am nächſten Morgen, nachdem wir unſer Frühſtück eingenommen und unſer Boot längs des Ufers einer ſchönen Prairie langſam dahin glitt, ſah ich in dem Graſe am Ufer über mir etwas, das ich für den Rücken eines weidenden Elenns hielt. Ich theilte dies meinen Gefährten mit, ſprang mit meiner Flinte ans Ufer, nahm zwei Kugeln in den Mund und kroch vorſichtig in einer kleinen Schlucht hinauf, während ich meines Wildes ganz ſicher zu ſein glaubte, als ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß das angebliche Elenn nichts weiter war, als ein Indianer-Pferd, welches hier ruhig ſein Frühſtück einnahm. Weiterhin bemerkte ich noch mehrere und näher bei mir zur Linken eine um das Feüer gelagerte Kriegs-Partei, und noch näher, etwa zwanzig Schritte von mir entfernt, ſaß ein Indianer, der ſeine Flinte zu reinigen ſchien. Ich eilte daher ſo ſchnell und vorſichtig als möglich nach dem Boote; allein Bogard und Baptiſte, die aus meinem eiligen Rückzuge wol Alles errathen mochten, ſtießen zu früh ab und wurden von der ſtarken Strömung um einen großen Haufen Treibholz herumgetrieben, ſo daß ich mir ſelbſt überlaſſen blieb; ſie kamen indeß bald wieder an's Ufer und nachdem ich eingeſtiegen war, ruderten wir ſchnell und ſchweigend weiter, bis wir außer dem Bereich der Gefahr waren, denn ſchon ſeit mehreren Tagen hatten wir gefürchtet, einer Kriegs-Partei der raubgierigen Riccarihs zu begegnen, die, wie wir erfahren, an dem Fluſſe ſein ſollten und die Mandaner aufſuchten.

Am fünften Tage (einem Sonntage) ſeit unſerer Abreiſe von der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes landete unſer Boot um 11 Uhr in der „großen Krümmung" (grand Détour — Big Bend) am Fuße eines ſtattlichen Thonhügels, deſſen Gipfel wir erſtiegen, um des maleriſchen und großartigen Anblickes zu genießen. Den Reſt des Tages brachte ich damit zu, eine Anſicht dieſer großartigen Landſchaft zu zeichnen, zu welchem Zwecke Bogard und Baptiſte meine Staffelei und Leinwand auf den Gipfel des Hügels brachten; während ich malte erlegten ſie mehrere Antilopen.

Es gibt wol kaum etwas Maleriſcheres, als die Ausſicht von dieſem Punkte. Man ſieht hier, wie der Strom ſich auf wunderbare Weiſe ſein tiefes Bett durch 200—300 Fuß hohe Thonwände gegraben hat, während man in der Entfernung die impoſante Bildung des hohen Tafel-Landes erblickt. Es iſt dies eine Anomalie der Natur, die den unwiderleglichen, wenn auch überraſchenden Beweis liefert, daß hier in einer früheren Zeit das Land eine höhere Oberfläche hatte, die mit der Höhe dieſer tafelförmigen Hügel übereinſtimmte, deren mit Gras bewachſene Oberfläche auf eine halbe engliſche Meile und weiter vollkommen horizontal iſt, und ſich 150—200 Fuß hoch über die gegenwärtige höchſte Oberfläche dieſes Landes erhebt, welche auf mehrere hundert engliſche Meilen außer jenen Hügeln nicht einen Gegenſtand darbietet, der ſich auch nur einen Fuß über ihr Niveau erhebt.

Die Thatſache, daß dort einſt die Oberfläche dieſes großen Thales war,

Digitized by Google

ſteht feſt, wie ſchwierig es auch ſein mag, ſie mit vernünftigen Urſachen und Reſultaten zu vereinigen; und der Geiſt des ſchwachen Menſchen wird faſt gelähmt, wenn er ſich deütlich zu machen ſucht, auf welche Weiſe das anliegende Land, ſowol von hier bis an den Fuß der Rocky Mountains, als auch nach anderen Richtungen hin, hinweggeſchwemmt werden konnte, und ebenſo, wenn er den Ort aufzufinden bemüht iſt, wohin dieſe mächtigen Ablagerungen geführt wurden.

Ich erinnere mich, auf meiner Reiſe den Strom hinauf, etwa 600—800 engliſche Meilen weiter ſtromabwärts, zwei merkwürdige Gegenden, die „viereckigen Hügel" und die „Bijou-Hügel" geſehen zu haben, welche die einzigen Bildungen an dem Fluſſe ſind, die den eben beſchriebenen Überreſten ähnlich zu ſein ſcheinen; ich werde ſie ſpäter beſuchen. Während meine Leüte mit der Jagd beſchäftigt waren, verließ ich meine Staffelei und wanderte nach jenen tafelförmigen Hügeln, deren Gipfel ich erſtieg, und die zu meinem großen Erſtaunen mehrere engliſche Meilen von dem Fluſſe entfernt waren, ſo daß ich einen tüchtigen Marſch zu machen hatte, um bei Anbruch der Nacht unſer Lager zu erreichen. Ich fand, daß dieſe Hügel offenbar aus dem Waſſer abgeſetzt waren; ſie beſtanden aus einer großen Anzahl horizontaler Thonſchichten von verſchiedenen Farben, aus Granit-Sand und Geſchieben, unter welchen letzteren ich ſchöne Stücke Agat, Jaspis und Karneole fand, ſowie hin und wieder große Stücke Bimſtein und Rapilli, die, gleich den oben erwähnten Beiſpielen, das Vorkommen vulkaniſcher Überreſte beweiſen.

Die Weiſe, wie Bogard und Baptiſte die furchtſame und kluge Antilope überliſteten, wird in dieſem Lande häufig und mit Erfolg angewendet.

Die Antilope dieſes Landes iſt, wie ich glaube, von allen anderen Varietäten verſchieden und eine der ſchönſten Zierden der weſtlichen Welt. Man ſieht ſie oft in großer Menge auf den Hügeln und in den Thälern herumhüpfen und ſtundenlang in Rudeln von 50—100 Stück dem vorüberfahrenden Boote oder der Karavane folgen, wobei ſie ſich in ſicherer Entfernung halten, die Hügel hinauf und hinunter laufen, mit den Naſen ſchnuppern und mit den Füßen ſtampfen, als ob ſie den Reiſenden erinnern wollten, daß er ſich frevelhafte Eingriffe in ihr Gebiet erlaube.

Dies kleine Thier ſcheint mit einem übermäßigen Theil Neügier begabt zu ſein, die es oft ins Verderben führt und dem Jäger, der es zu erlegen wünſcht, die Mühe erſpart, ihm nachzulaufen. Wenn er entdeckt worden iſt, ſo hat er nur nöthig, ſeinen Ladeſtock in die Erde zu ſtecken und ſein rothes oder gelbes Taſchentuch darauf zu hängen und er kann verſichert ſein, daß die Antilopen, wenn auch vorſichtig und zögernd, näher kommen, während er dicht dabei mit der Flinte in der Hand am Boden liegt; es iſt dann leicht, zwei oder drei auf einen Schuß mit einer Kugel zu erlegen.

Nachdem wir unſer Lager in der „großen Krümmung" verlaſſen hatten und mehrere engliſche Meilen weit an einer Reihe von Hügeln und wunderlichen Ruinen, gleich den ſchon beſchriebenen, vorübergeſchifft waren, wurde

Digitized by Google

unſere Aufmerkſamkeit mehr als gewöhnlich durch den ſogenannten „Großen Dom“ gefeſſelt, der dicht vor uns lag.

Wir verweilten einen ganzen Tag unter dieſen Thon-Ruinen, deren Gipfel wir erſtiegen, und konnten hier den Lauf des Miſſouri viele Meilen weit verfolgen, wie er ſich durch zahlloſe mit Gras bewachſene Thonhügel hindurchwindet. Eine Büffel-Heerde, die wir auf der Ebene entdeckten, verfolgten wir eine Strecke, konnten ſie aber nicht erreichen; wurden aber einigermaßen dadurch entſchädigt, daß wir ein großes Dorf der Prairie-Hunde auffanden, über die ich hier einige Worte ſagen will.

Der Wieſen-Hund (Arctomys Ludoviciana *Ord.*) der amerikaniſchen Prairieen iſt keine Canis-, ſondern eine Murmelthier-Species, nicht ungleich derjenigen, welche die weiten Steppen Aſiens bewohnt, und hat mit einem Hunde weiter gar keine Ähnlichkeit, als in dem Laut, den er bei Annäherung einer Gefahr von ſich gibt und der etwa dem Bellen eines ſehr kleinen Hundes, oder noch mehr dem des bellenden Eichhorns gleicht.

Das merkwürdige kleine Thier hat ungefähr die Größe einer ſehr großen Ratte, der es auch im Äußeren nicht unähnlich iſt. Sie graben ſich ihre Wohnungen in einſamen Gegenden, fern von Wald und Waſſer. Jedes Individuum oder jede Familie gräbt eine Höhle in der Prairie, 8—10 Fuß tief, und wirft die Erde zu einem kleinen kegelförmigen Haufen auf; es ſind dies die einzigen Höhen, die ſie erſteigen und auf die ſie ſich ſetzen, um zu bellen und mit den Zähnen zu klappern, wenn ein Feind ſich ihrem Dorfe nähert. Dieſe Dörfer erſtrecken ſich zuweilen mehrere engliſche Meilen weit und enthalten, ich möchte faſt ſagen, Myriaden von Höhlen und kleinen Erdhaufen; das Getöſe ihres Bellens iſt zu eigenthümlich, um es zu beſchreiben.

Wir machten mehrmals Verſuche, eines dieſer Thiere zu ſchießen, allein immer vergebens. Wenn wir uns ihnen bis auf eine gewiſſe Entfernung genähert hatten, ſo ſetzten ſie ſich auf den Erdhaufen auf die Hinterfüße, und machten bei dem Bellen eine eigenthümliche Bewegung mit dem Schwanze, als ob ſie uns das Recht der Annäherung ſtreitig machen wollten. Ich ſuchte mehrmals zu ſchießen, aber (als ob ſie genau die Gränzen ihrer Sicherheit gekannt hätten) in dem Augenblick, wenn ich losdrücken wollte, ſprangen ſie in ihre Höhlen, wendeten ſchnell ihren Körper um und ließen blos ihre Ohren und die Naſenſpitze ſehen, als ob ſie ſich nach mir umſähen. Dieſe Stellung behielten ſie bei, bis ich mich noch mehr näherte, worauf ſie plötzlich verſchwanden, und als ich zwiſchen ihren Wohnungen herumwandelte, war Alles ſtill. Sowie ich mich wieder entfernte, kamen zuerſt wieder die Ohren zum Vorſchein, und endlich ſprangen ſie wieder auf die Erdhaufen, ſetzten ſich auf die Hinterfüße und drohten uns wie zuvor.

Die Löcher, welche zu ihrem Bau führen, ſind 4—5 Zoll weit und faſt ſenkrecht; ſie ſtehen unſtreitig alle mit einer Art unterirdiſcher Stadt in Verbindung (wie ich nach fruchtloſen Verſuchen, ſie auszugraben, glauben muß), ſodaß ſie eine große Strecke, ohne Gefahr verfolgt zu werden, unter der Erde laufen können.

Digitized by Google

Ihre Nahrung iſt das Gras in der Nähe ihrer Baue, welches ſie mit ihren Schneidezähnen dicht am Boden abbeißen. Da ſie oft an fünf deütſche Meilen vom Waſſer entfernt leben, ſo muß man annehmen, daß, da ſie hauptſächlich nur des Nachts ihrer Nahrung nachgehen, der am Graſe befindliche Thau ihnen hinreichende Feüchtigkeit darbietet; wenn ſie nicht, wie man gewöhnlich glaubt, von ihren unterirdiſchen Wohnungen ſo tief graben, daß ſie Waſſer erreichen. Im Winter ſind ſie mehrere Monate lang unſichtbar und liegen während dieſer Zeit wahrſcheinlich in einem erſtarrten Zuſtande, da ſie keine Vorräthe einſammeln können. Man findet dieſe Thierchen in den weiten Prairieen Nord-Amerikas faſt unter jeder Breite und ihre Dörfer, deren ich mehrere auf meinen Reiſen antraf, nöthigten uns oft einen Umweg von mehreren Meilen zu machen, denn die nur wenige Fuß voneinander entfernten Löcher konnten gefährlich für unſere Pferde werden.

Die unter dem Namen der „Große Dom“ erwähnten Hügel ſind wol eine der großartigſten und ſchönſten Scenen dieſer Art. Die wunderbaren Formen von Domen und Thürmen entſtehen durch das beſtändige Abſpülen der Abhänge dieſer Thonhügel und obgleich ſie an einigen Stellen ſehr erhärtet ſind, ſo erleiden ſie doch fortwährend Veränderungen, bis ſich endlich ihre Abhänge mit Raſen überziehen, der ſie vor weiterer Zerſtörung ſchützt, ſo daß ihr grüner mit Blumen geſchmückter Teppich vielleicht noch nach Jahrhunderten von dem kühnen Reiſenden mit Bewunderung betrachtet wird.

Am ſiebenten Tage nach unſerer Abreiſe von der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes verließen wir dieſe Gegend, blickten aber immer wieder darauf zurück und bewunderten die ſonderbaren und endloſen Veränderungen, welche jede Biegung des Stroms hervorbrachte, und als wir ſie endlich aus dem Geſichte verloren, nahmen wir traurig Abſchied von ihnen; aber bei jeder Krümmung und Wendung des Stroms traten immer andere und wieder andere, faſt ebenſo ſonderbare Bildungen hervor. Am Fuße eines dieſer Hügel landete ich, um den Gipfel zu erſteigen, wozu ich indeß mehrere Stunden gebrauchte, da ich auf einem großen Theil des Abhanges mit dem Beile Löcher einhauen mußte, um die Füße ſetzen zu können. Dieſer ganz iſolirt ſtehende Hügel war 250 Fuß hoch und ſeine Abhänge waren auf die manchfaltigſte Weiſe ausgewaſchen, während große Blöcke von erhärtetem Thon auf Fußgeſtellen oder Saülen ruhten und das Ganze ſo verſchiedene Färbungen zeigte, daß es wie ein ſchönes Gemälde erſchien und ich an zwei Stunden darauf verwendete, es auf meine Leinwand zu übertragen.

Nachmittags kamen wir bei der Hügel-Gruppe, „die drei Domen“ genannt, vorüber, die den bereits beſchriebenen ähnlich ſind.

Kurz vor Einbruch der Nacht landete unſer kleines Boot vor dem Dorfe der Mandaner, und unter den Hunderten und Tauſenden, die an den Fluß kamen, um uns zu begrüßen, befand ſich auch Herr Kipp, welcher die Aufſicht über die hier befindliche Niederlaſſung hat.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Dorf der Mandaner. — Frühere Wohnſitze. — Befeſtigung ihres Dorfes. — Beſchreibung deſſelben und Bauart der Wigwams. — Beſchreibung des Innern. — Betten. — Waffen. — Familien-Gruppen. — Indianiſche Schwatzhaftigkeit. — Späße. — Erzählungen am Feüer. — Urſachen der Schweigſamkeit der Indianer in civiliſirter Geſellſchaft.

Die Mandaner oder Si-pohs-kah-nu-mah-kah-ki, d. h. Faſanen-Volk, wie ſie ſelbſt ſich nennen [1]), ſind vielleicht der älteſte Indianer-Stamm in dieſem Lande. Ihr Urſprung iſt natürlich, gleich dem aller anderen Stämme, in Dunkelheit gehüllt. Auf ihre Überlieferungen und Eigenthümlichkeiten werde ich ſpäter zurückkommen. Sie ſetzen einen großen Stolz darin, ihre Sagen über ihren Urſprung zu erzählen und behaupten, ſie ſeien das erſte Volk, welches auf der Erde erſchaffen wurde. Ihre Anweſenheit in dieſer Gegend ſchreibt ſich aus keiner ſehr frühen Zeit her und ſo viel ich aus ihren Überlieferungen erſehen habe, waren ſie früher eine ſehr zahlreiche und mächtige Nation, die aber durch die beſtändigen Kriege mit ihren Nachbarn bis auf ihre gegenwärtige Zahl — etwa 2000 Seelen — zuſammengeſchmolzen iſt.

Die Mandaner leben gegenwärtig am weſtlichen Ufer des Miſſouri, etwa 400 deütſche Meilen oberhalb St. Louis und 40 Meilen unterhalb der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes. Sie haben nur zwei Dörfer [2]), die etwa zwei engliſche Meilen von einander entfernt ſind und eine ſehr ſchöne und zur Vertheidigung ſehr zweckmäßige Lage haben. Namentlich liegt das untere Dorf, oder der Hauptort, überaus reizend in der Mitte eines weiten Thales, das von anmuthigen, im ſchönſten Grün prangenden Hügeln umgeben iſt. Auf einer ausgedehnten Ebene, die, gleich den Hügeln und Thalgründen, mit grünem Raſen bedeckt iſt, aber ſo weit das Auge reicht nicht einen Baum oder Strauch zeigt, erheben ſich die Kuppeln (nicht von Gold, ſondern von Erde) und unzählige Skalp-Pfähle u. ſ. w. des halb unterirdiſchen Dorfes der gaſtlichen und wohlgeſitteten Mandaner.

Dies Volk lebte früher, wie viele der älteſten Leüte ſich noch erinnern können, drei bis vier Meilen weiter ſtromabwärts in zehn nahe beiſammenligenden Dörfern, deren Überreſte noch deutlich zu ſehen ſind. Damals waren ſie, wie ſich ſowol aus der Zahl der Hütten, welche ihre Dörfer enthielten, als aus ihren Sagen ergibt, weit zahlreicher als gegenwärtig. Andere und intereſſante Sagen und hiſtoriſche Thatſachen deüten auf einen noch früheren Wohnſitz und Zuſtand dieſes Volkes hin, worauf ich ſpäter ausführlich zurückkommen werde; es geht daraus hervor, daß ſie früher am unteren Miſſouri und ſelbſt am Ohio und Muſkingam wohnten und allmälig den Miſſouri hinauf bis zu ihrem gegenwärtigen Wohnſitz wanderten.

Unterhalb ihres Dorfes und faſt bis nach St. Louis hinab, finden ſich viele Ruinen, welche deütlich die eigenthümliche Bauart der Mandaner-Hütten zeigen und daher ein ſtarker Beweis für die obige Annahme ſind.

Digitized by Google

Die Lage des Dorfes iſt bewundernswürdig für die Vertheidigung ausgewählt. Der Fluß, deſſen Ufer hier 40—50 Fuß hoch ſind und größtentheils aus feſtem Geſtein beſtehen, wendet ſich plötzlich unter einem rechten Winkel und deckt auf dieſe Weiſe zwei Seiten des Dorfes, welches auf dieſem vorſpringenden Winkel oder Vorgebirge erbaut iſt; es blieb daher nur eine Seite zu beſchützen und dies wird durch eine ſtarke Verpalliſadirung und einen innerhalb derſelben befindlichen, 3—4 Fuß tiefen Graben bewirkt. Die Pfähle ſind einen Fuß und darüber dick und 18 Fuß hoch, feſt in dem Boden eingegraben und weit genug von einander entfernt, um Flinten und andere Geſchoſſe zwiſchen ſie hindurch abſchießen zu können. In dem Graben, welcher (gegen die bei civiliſirten Völkern übliche Befeſtigungsweiſe) ſich innerhalb der Palliſaden befindet, verbergen ſich die Krieger, um ſich dem Anblicke und den Waffen ihrer Feinde zu entziehen, während ſie ſelbſt ihre Geſchoſſe laden und zwiſchen den Pfählen hindurch abſchießen.

Die Mandaner ſind in ihren Dörfern völlig geſichert gegen die Angriffe von Indianern und haben dieſelben nur zu fürchten, wenn ſie ihnen auf der Prairie begegnen. Ihr Dorf erſcheint dem Fremden ſehr ſonderbar. Die Hütten ſind dicht an einander gebaut und laſſen nur ſo viel Raum, daß man zwiſchen ihnen gehen und reiten kann. Von außen ſcheinen ſie ganz aus Erde erbaut zu ſein, tritt man aber hinein, ſo iſt man erſtaunt über die Nettigkeit, Bequemlichkeit und Geraümigkeit dieſer Wohnungen. Sie haben alle eine Kreisform und 40—60 Fuß im Durchmeſſer. Zuerſt wird für das Fundament die Erde etwa zwei Fuß tief kreisförmig ausgegraben und der Fußboden geebnet; die Größe deſſelben richtet ſich nach der Zahl oder dem Range der Bewohner. Sodann werden Pfähle von 8—9 Zoll Durchmeſſer und etwa 6 Fuß Höhe innerhalb der kreisförmigen Ausgrabung dicht neben einander in den Boden befeſtigt und auf der Außenſeite eine ſtarke Erdwand gegen ſie aufgeſchüttet. Auf dieſe Pfähle werden andere von 20—25 Fuß Länge befeſtigt, die ſich mit ihrem oberen oder ſchmaleren Ende unter einem Winkel von 45° gegen die in der Mitte des Daches der Hütte befindliche Öffnung neigen, welche 3—4 Fuß im Durchmeſſer hat und zugleich als Rauchfang und als Fenſter dient. Das Dach wird durch Querbalken geſtützt, die etwa in der Mitte der ſchrägen Pfähle rings um das Innere der Hütte herumlaufen und von vier bis fünf großen, in dem Fußboden befeſtigten Balken getragen werden. Auf die das Dach bildenden Pfähle werden Weidenzweige etwa einen halben Fuß hoch gelegt, um ſie gegen die Feüchtigkeit der Erde zu ſchützen, mit welcher die ganze Hütte bis zur Dicke von 2—3 Fuß bedeckt wird; dieſe Erdſchicht belegt man endlich noch mit hartem oder zähen Thon, der das Waſſer nicht durchläßt und zuletzt ſo hart wird, daß das Dach der Hütte bei ſchönem Wetter der ganzen Familie zum Verſammlungsorte dient, um die friſche Luft zu genießen oder ſich zu unterhalten, und dorthin begibt ſich der ernſte Krieger, um ungeſtört ſeinen Betrachtungen nachzuhängen über alle die Fröhlichkeit und das Glück, welche ihn umgeben, eine Folge der harten Kämpfe, die er mit den kühnen rothen Männern durchgefochten hat.

Digitized by Google

Der Fußboden dieſer Hütte iſt von Erde, aber durch die Länge der Zeit ſo feſt und rein geworden, daß er wie polirt erſcheint und das weißeſte Leinen nicht beſchmuzen würde. In der Mitte und gerade unter der Öffnung im Dache befindet ſich der Feüerplatz, ein kreisförmiges, etwa einen Fuß tiefes Loch von 4—5 Fuß Durchmeſſer und rundherum mit Steinen ausgelegt. Über demſelben hangt an ſchräggeſtellten Stangen der Topf oder Keſſel mit Büffel-Fleiſch und um denſelben lagert ſich die Familie in maleriſchen Stellungen und Gruppen auf Büffel-Haüten oder zierlich geflochtenen Binſen-Matten. Dieſe Hütten ſind ſo geraümig, daß ſie 20—40 Perſonen — eine Familie mit allen ihren Verwandten aufnehmen können. Alle Mandaner ſchlafen in Bettſtellen, die den unſrigen ähnlich, aber nicht ganz ſo hoch und aus runden Pfählen gemacht ſind, die mit Stricken zuſammengebunden werden. Über die etwa zwei Fuß über dem Boden befindlichen unteren Pfähle wird eine friſch abgezogene Büffelhaut mit der Haarſeite nach oben geſpannt, die, wenn ſie getrocknet iſt und ſich zuſammengezogen hat, ein vollkommenes Unterbett bildet, worauf es ſich ganz bequem liegt; eine zweite Büffelhaut dient als Kopfkiſſen und eine dritte als Decke. Dieſe Betten, ſo viel ich deren geſehen — und ich habe faſt alle Hütten beſucht — ſind ſämmtlich mit einem Vorhange von Büffel- oder Elenn-Haut verſehen, der vorn ſo viel Raum läßt, daß man in das Bett gelangen kann. Einige dieſer Vorhänge waren geſchmackvoll mit Franzen und Stachelſchwein-Stacheln verziert und mit Hieroglyphen bemalt.

Wegen der großen Anzahl von Bewohnern in jeder Hütte befinden ſich auch viele Betten darin. Man ſieht deren oft zehn bis zwölf, die ſtets 4—5 Fuß von einander entfernt ſind; in dieſem Zwiſchenraume ſteht ein 6—7 Fuß hoher Pfahl mit großen hölzernen Nägeln oder Pflöcken, woran die Waffen und Rüſtungen der Krieger aufgehängt werden, nämlich der weiße, mit der Abbildung ſeiner ſchützenden „Medizin" verzierte Schild, der Bogen und Köcher, die Kriegskeüle oder Streitaxt, der Wurfſpieß, der Tabacksbeütel und die Pfeife, der Medizinbeütel und der Kopfputz von Adler- oder Rabenfedern, oder von Hermelin, und über allen dieſen Dingen, auf der Spitze des Pfahles, prangt ein vollſtändiger Büffelkopf mit den Hörnern, der bei dem Büffeltanze, wovon ſpäter die Rede ſein wird, als Maske dient.

Dieſe ganze Zuſammenſtellung von Betten, Waffen, Pelzwerk und Geheimniſſen, Keſſeln, Töpfen, Löffeln und anderen Küchengeräthen eigener Fabrik, die düſteren, vom Rauche geſchwärzten Wände und Decke der Hütte, in Verbindung mit den anmuthigen, ſchwatzenden, Geſchichten erzählenden, glücklichen, wenn auch ungebildeten und ungelehrten Gruppen, die, um ihr friedliches Feüer gelagert, ihre Pfeifen rauchen, mit ihren Geliebten tändeln und ihre Kinder umarmen — dies Alles bietet dem Fremden eine der maleriſcheſten und wildeſten Scenen dar, wie keine Einbildungskraft ſie darzuſtellen vermag.

Ich ſagte von dieſem Volke, daß es gern ſchwatze, Mährchen erzähle und glücklich ſei; dies iſt buchſtäblich wahr, und es iſt meine Aufgabe, dies darzuthun und den in dieſer Beziehung herrſchenden Irrthum zu widerlegen.

Digitized by Google

Es gibt in dieſer aufgeklärten Zeit in dem ganzen Bereich des menſchlichen Wiſſens wol kaum irgend einen Gegenſtand, über den die civiliſirte Welt ſo ſchlecht unterrichtet iſt, als über die Sitten und Gebraüche, den moraliſchen Zuſtand, die Rechte und die Mißbraüche der nordamerikaniſchen Indianer. Die Haupturſache hiervon iſt die Schwierigkeit für uns, offen und ehrlich Bekanntſchaft mit ihnen anzuknüpfen und, wie es die Gerechtigkeit gegen ſie und unſere eigene Ehre erfordern, ihren Charakter unparteiiſch zu beurtheilen. Die gegenwärtige Zeit des Klügelns und Unterſuchens hat alles Andere in den Bereich des Verſtandes und der Wiſſenſchaft gezogen, während der wilde und ſchüchterne Indianer mit ſeinen intereſſanten Gebraüchen und Moden verſchwunden iſt, oder ſeinen Charakter bei der Annäherung des civiliſirten Menſchen verändert, der ihm, gleich einem Phantom, eine Zeit lang folgt und endlich, ohne ſeinen wahren Charakter erkannt zu haben, zu den gewöhnlichen Geſchäften des ſocialen Lebens zurückkehrt.

Unter den Irrthümern, in die man in Folge jener Schwierigkeiten hinſichtlich der Wilden verfallen, iſt wol keiner allgemeiner verbreitet und falſcher und zugleich keiner ſo leicht zu widerlegen, als der, daß der Indianer ein mürriſches, verdrießliches, verſchloſſenes und ſchweigſames Weſen ſei. Dies iſt keineswegs allgemein der Fall.

Ich habe auf allen meinen Wanderungen unter den Indianern, und namentlich unter den anſpruchsloſen Mandanern bemerkt, daß ſie weit ſchwatzhafter und geſprächiger ſind, als die civiliſirten Völker. Man wird dieſe Behauptung vielleicht auffallend finden, aber ſie iſt dennoch wahr. Wer jemals einen Blick in die Wigwams dieſes Volkes gethan oder eine Gruppe deſſelben beobachtet hat, der wird die Überzeügung gewinnen, daß Schwatzen, Plaudern und Erzählen ihre Hauptleidenſchaften ſind.

Man gehe oder reite an einem ſchönen Tage nur einige Stunden um dies kleine Dorf herum und betrachte ihre zahlloſen Spiele und Unterhaltungen, die von unaufhörlichem Freüdengeſchrei begleitet ſind, oder man gehe in ihre Wigwams und beobachte die um das Feüer verſammelten Gruppen, wo Scherze und Anekdoten erzählt werden und fröhliches Gelächter erſchallt — und man wird ſich überzeügen, daß Lachen und Fröhlichkeit ihnen natürlich ſind. Es wäre auch in der That auffallend, wenn ein Volk wie dieſes, welches ſonſt wenig vom Leben genießt, gerade in dieſer Quelle des Vergnügens und der Unterhaltung beſchränkt ſein ſollte. Wenn auch der unentwickelte Zuſtand ihres Geiſtes die Zahl ihrer Vergnügungen beſchränkt, ſo ſind ſie doch auch frei von tauſend Sorgen und Plagen, welche aus gewinnſüchtigen Beweggründen in der civiliſirten Welt hervorgehen, und ſie ſtehen, nach meiner Anſicht, in dem wirklichen und ununterbrochenen Genuſſe ihrer natürlichen Fähigkeiten weit über uns.

Sie leben in einem Lande und in Gemeinden, wo es nicht gebraüchlich iſt, mit Sorgen in die Zukunft zu blicken, und ſie wiſſen nichts von dem Aufwande, den das Leben in der civiliſirten Welt nöthig und unerläßlich macht; ihre Neigungen und Fähigkeiten ſind daher allein darauf gerichtet, den gegen-

Digitized by Google

wärtigen Tag zu genießen, ohne ſich düſtern Betrachtungen über die Vergangenheit oder Beſorgniſſen für die Zukunft zu überlaſſen.

Da ſie von den manchfachen Leidenſchaften und Begierden des civiliſirten Lebens noch unberührt geblieben ſind, ſo iſt es leicht und natürlich für ſie, ihre Gedanken und Unterhaltungen auf die kleinen und unbedeütenden Begegniſſe ihres Lebens zu richten. Sie lieben Scherz und Heiterkeit und die kleinen Späße, wozu ihre eigenthümliche Lebensweiſe ihnen unerſchöpflichen Stoff darbietet, werden in ihren kleinen Verſammlungen um das Wigwam-Feüer mit herzlichem Gelächter und Fröhlichkeit aufgenommen.

Man wird vielleicht meinen, ich verweilte zu lange bei dieſem Punkte; allein da es ſich um einen Irrthum handelt, der allgemein verbreitet iſt und der, wenn einmal gehoben, eine weſentliche Schwierigkeit beſeitigt, die bisher einer richtigen Würdigung des indianiſchen Charakters im Wege ſtand, und da ich der Welt den Indianer in ſeinem wahren Lichte zu zeigen wünſche, ſo muß ich, bevor ich weiter gehe, dieſe Punkte abmachen. Nur muß man meinen Worten Glauben ſchenken oder ſelbſt in dies Land kommen und in dieſen wunderlichen Verſammlungen Zeüge der unerſchöpflichen Scherze und des unauslöſchlichen Gelächters ſein, ſtatt in Waſhington den armen verlegenen Indianer anzugaffen, der von ſeinem „großen Vater" dorthin berufen iſt, um mit der Sophiſtik der civiliſirten Welt um ſein Land zu feilſchen, welches die Gräber und die Jagdgebiete ſeiner Vorfahren enthält. Dort iſt nicht der geeignete Ort, den Charakter des Indianers zu ſtudiren und ſeine Geſchichte zu ſchreiben. Weil er dort nicht ſpricht und den köſtlichen Trank, welchen die Hand der weißen Menſchen ihm reicht, trinkt, iſt er „ein ſprachloſes Thier und ein Trunkenbold." Der Indianer iſt ein Bettler in Waſhington und der weiße Mann iſt nicht viel beſſer im Dorfe der Mandauer; der Indianer in Waſhington iſt ſtumm und verlegen und ebenſo der weiße Mann in dem Dorfe der Indianer und zwar aus demſelben Grunde — weil er Niemanden hat, mit dem er ſprechen könnte.

Ein wilder Indianer muß, um die civiliſirte Welt zu erreichen, mehrere hundert Meilen auf ungewohnte Weiſe reiſen, durch Gegenden, die ihm neü ſind, Nahrungsmittel genießen, an die er nicht gewöhnt iſt, von Tauſenden ſich angaffen laſſen, mit denen er nicht ſprechen kann, und ſein Herz bricht ihm, wenn er ſieht, wie in dem Lande und über den Gebeinen ſeiner Vorfahren der weiße Mann ſeinen Reichthum und Luxus genießt. Und hat er endlich das Ziel ſeiner Reiſe erreicht, ſo wird er wie ein Thier im Käfig angeſtaunt, bekrittelt, bemitleidet und der Welt als ſtumm, vernunftlos und als Bettler geſchildert.

Ein Weißer muß, um in das Dorf zu gelangen, auf Dampfbooten, auf Kanoes, zu Pferde, zu Fuß reiſen, Flüſſe durchſchwimmen, Sümpfe durchwaten mit den Moskitos kämpfen, ſeine Mokaſſins und ſeine Beinkleider immer wieder ausbeſſern, nur von Fleiſch leben, den ganzen Weg auf der Erde ſchlafen und von ſeinen Freünden traümen, die er verlaſſen hat; und wenn er halb verhungert, halb nackt und mehr als halb krank hier ankommt, ſo muß er

Digitized by Google

um einen Platz zum Schlafen und um etwas Speiſe betteln; er iſt ſtumm unter Tauſenden, die ſich um ihn verſammeln, um ihn zu betrachten, zu bekritteln, über ſein elendes Ausſehen zu lachen und ihn, wie alle Weißen ohne Unterſchied, für einen Lügner zu erklären. Da dies Volk in ſeinem Lande keine andere weiße Männer als Pelzhändler ſieht und von keinen anderen etwas weiß, ſo beurtheilt es uns Alle auf gleiche Weiſe, glaubt, daß wir Alle nur kommen, um zu handeln oder zu tauſchen, und nennt uns Alle ohne Unterſchied Lügner oder Pelzhändler.

Man ſieht hieraus, daß durch die unglückliche Unwiſſenheit, worin die Entfernung uns erhält, wechſelſeitig Einer in des Anderen Achtung leidet, und daß der Geſchichtſchreiber, welcher den Charakter und die Gebraüche eines Volkes richtig ſchildern will, zu demſelben hingehen und unter ihm leben muß.

Zwölftes Kapitel.

Anſicht des Dorfes aus der Vogel-Perſpective. — Das „Große Kanoe.“ — Medizin-Hütte. — Beiſetzung der Verſtorbenen auf Gerüſten. — Achtung vor den Todten; Speiſung derſelben; Unterhaltung mit ihnen; ihre Gebeine.

Es iſt bereits oben geſagt worden, daß die Hütten oder Wigwams mit Erde bedeckt ſind, daß ſie 40—60 Fuß im Durchmeſſer haben, mit einer Thür und oben im Dache mit einer Öffnung für das Licht und den Rauch verſehen ſind, daß ſie ſo nahe beiſammen liegen, daß man nur eben zwiſchen ihnen gehen und reiten kann, daß die Bewohner ſich zuweilen auf dem Dache verſammeln, um ſich zu unterhalten oder zu beluſtigen u. ſ. w., und dennoch weiß der Leſer nicht genau, wie ſie ausſehen, noch wie die ſonderbare Welt, welche mich umgibt, eigentlich beſchaffen iſt. Es iſt in der That Alles neü und wild um mich her. Die Hunderte von Wohnungen ſind einzig in ihrer Art, ſie ſind ſämmtlich mit Erde bedeckt, alle Bewohner ſind roth und doch verſchieden von allen rothen Menſchen, die ich geſehen; die Pferde ſind wild, jeder Hund iſt ein Wolf, Alles iſt mir fremd, alles Lebende hat den Charakter unzähmbarer Wildheit, und die Todten werden nicht beerdigt, ſondern auf Gerüſten getrocknet.

Die Hütten gleichen am meiſten umgekehrten Pottaſche-Keſſeln. Auf denſelben ſieht man Gruppen ſtehen und liegen, deren wilde und maleriſche Erſcheinung ſchwer zu beſchreiben iſt. Ernſte Krieger ſtehen hier, gleich Bildſäulen, in ihre bemalten Büffelhaüte gehüllt, das Haupt mit den Federn des Kriegs-Adlers geſchmückt, und deüten mit der Hand nach Oſten oder Weſten, wo ſie die ruhmvollen Kämpfe beſtanden, welche ſie einander erzählen. Dort

Digitized by Google

ſieht man, wie der Geliebte das Herz ſeiner Taih-nah-tai-a durch die Töne ſeiner einfachen Laute zu rühren ſucht. Auf anderen Hütten beſchäftigen ſich Gruppen mit dem Mokaſſin- oder dem Schüſſel-Spiel; Andere verfertigen Kleidungsſtücke, während noch Andere, der Arbeit oder des Vergnügens müde, ſich im Sonnenſchein dem Schlafe überlaſſen und mitten unter dieſem wilden und manchfaltigen Treiben ſieht man die Hunde, die dem Indianer ſo nahe ſtehen, daß ſie weſentlich zu ſeiner Exiſtenz zu gehören ſcheinen.

In der Mitte des Dorfes iſt ein offener kreisförmiger Raum von 150 Fuß Durchmeſſer, der zu allen öffentlichen Spielen und Feſten, ſowie zur Abhaltung ihrer jährlichen Religionsgebraüche dient, über die ich in einem der folgenden Kapitel Einiges mittheilen werde. Die Hütten um dieſen Platz haben ſämmtlich ihre Thüren nach dieſem hin und in der Mitte deſſelben ſteht ein Gegenſtand, der wegen ſeiner Wichtigkeit bei den religiöſen Gebraüchen, in groſer Verehrung ſteht. Es iſt dies ein groſes, 8 — 10 Fuß hohes Faß, welches einige ihrer beſten Medizin enthält und als ein Symbol des „Groſen Kanoes" gewiſſenhaft erhalten wird.

Eine der an dieſem Platze liegenden Hütten iſt die „Medizin-Hütte" oder das Verſammlungs-Haus, worin die wunderbaren Gebraüche zur Erinnerung an die Fluth Statt finden; es iſt eigens zu dieſem Zwecke erbaut und jetzt verſchloſſen. Pelzhändler haben mir erzählt, daß bei dieſer Gelegenheit die abſcheülichſten Grauſamkeiten verübt würden.

Außer den lebenden Weſen ſieht man auf den Dächern der Hütten noch Büffel-Schädel, Kanoes von Fellen, Töpfe und Küchengeräth, Wagen und Schlitten, und an ſchönen Tagen über der Thür der Wigwams, auf 20 Fuß hohen Stangen, die als Siegeszeichen aufbewahrten Skalpe der Krieger. An anderen Punkten erblickt man ebenfalls auf Stangen die reinen weißen Schilde und die Köcher der Krieger nebſt den Medizin-Beüteln und hier und da ein Stück rothes Zeüg oder einen anderen koſtbaren Stoff über der Thür eines wohlthätigen Haüptlings, als ein aus Dankbarkeit dem großen Geiſte dargebrachtes Opfer aufgehängt. Dies iſt ein Theil des wunderlichen Gemiſches von Gegenſtänden, welches mich umgibt, und zwiſchen all dieſen Dingen und den blauen Rauchſaülen hindurch erblickt man die grüne unabſehbare, baum- und gebüſchloſe Prairie, und auf derſelben, dicht an den das Dorf umgebenden Palliſaden, an hundert Gerüſte, auf denen, wie ſie ſagen, „ihre Todten leben."

Sie begraben ihre Todten nicht, ſondern legen ſie auf leichte Gerüſte (Maſchóttä), die ſo hoch ſind, daß weder Menſchen, noch Wölfe oder Hunde die Körper erreichen können, und dort werden ſie der Verweſung überlaſſen. Dieſe Ruheſtätte liegt dicht hinter dem Dorfe und iſt einer der ſonderbarſten und intereſſanteſten Gegenſtände bei dieſem eigenthümlichen Menſchenſchlage.

Sobald in dem Dorfe der Mandaner Jemand ſtirbt und die Ehren- und Beileids-Bezeugungen bei den Hinterbliebenen vorüber ſind, ſo wird der Verſtorbene mit ſeinem beſten Anzuge bekleidet, bemalt und mit Öl beſtrichen, und man gibt ihm Bogen, Köcher, Schild, Pfeife, nebſt Taback, Meſſer, Feüerſtein und Stahl mit und ſo viel Lebensmittel, als er für die, einige Tage dauernde

Digitized by Google

Reiſe, welche er zu machen hat, bedarf. Sodann wird die Leiche in eine friſch abgezogene Büffelhaut gehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Riemen von roher Büffelhaut feſt umwickelt und dann das Ganze noch in mehrere, im Waſſer erweichte Haüte eingehüllt und mit Riemen ſo ſorgfältig und feſt zuſammengeſchnürt, daß die Luft zu keinem Theile des Körpers Zutritt erhalten kann.

Es wird ſodann ein eigenes Gerüſt errichtet, welches aus vier aufrechtſtehenden Pfählen beſteht, die etwas höher, als ein Menſch mit der Hand reichen kann und durch ſchwächere Pfähle verbunden ſind. Quer über die letzteren werden Weidenruthen befeſtigt, die eben ſtark genug ſind, um die Leiche zu tragen, die mit dem Rücken darauf gelegt wird, die Füße gegen Sonnen-Aufgang gekehrt.

Alle Leichen, deren einige Hundert ſich hier befinden, ſind genau auf dieſelbe Weiſe aufgeſtellt und nur bei einem Haüptling oder Medizin-Mann iſt zuweilen ein Stück rothes oder blaues Tuch als Zeichen der öffentlichen Achtung und Verehrung über die Leiche gebreitet. Die Indianer nennen dieſen Ort das Todten-Dorf und den Reiſenden überraſcht nicht nur die Neüheit des Anblicks, ſondern die Verehrung, welche dieſem geheiligten Orte erwieſen wird, muß ihn überzeügen, daß kindliche, eheliche und Ältern-Liebe nicht nothwendig die Folgen der Civiliſation ſind, ſondern daß der große Geiſt ſie auch dem Menſchen in ſeinem Naturzuſtande verliehen hat.

Es vergeht kein Tag im Jahre, an dem er nicht Beweiſe hiervon ſehen könnte, die ihn zu Thränen rühren und Achtung und Mitgefühl für den armen Wilden in ſeiner Bruſt erwecken werden. Väter, Mütter, Frauen und Kinder ſieht man unter den Gerüſten mit dem Geſicht zur Erde gewendet liegen, wie ſie auf die rührendſte Weiſe das Unglück ihrer Verwandten beklagen; ſie raufen ſich das Haar, zerfleiſchen ſich mit Meſſern und unterwerfen ſich noch anderen Büßungen, um die Geiſter der Abgeſchiedenen zu verſöhnen, deren Tod ſie durch irgend eine Sünde oder Unterlaſſung verſchuldet zu haben glauben.

Wenn die Gerüſte, auf denen die Todten liegen, verfallen und umſtürzen, ſo werden die Gebeine durch die nächſten Verwandten beerdigt, die Schädel dagegen, nachdem ſie vollkommen gereinigt, auf der Prairie in Kreiſen von 20 — 30 Fuß Durchmeſſer zu mehreren Hunderten, 8 — 9 Zoll von einander entfert und mit dem Geſicht nach der Mitte des Kreiſes gerichtet, aufgeſtellt. Hier werden ſie als Gegenſtände religiöſer und inniger Verehrung auf das Gewiſſenhafteſte in ihrer Stellung erhalten und beſchützt.

Es gibt mehrere dieſer Schädelſtätten, in deren Mitte ſich eine Erhöhung von etwa drei Fuß befindet, auf welcher ſtets zwei Büffel-Schädel (einer vom Stier und einer von der Kuh) liegen und in der Mitte der Erhöhung ſteht eine 20 Fuß hohe Medizin-Stange, an welcher mehrere ſonderbare geheimnißvolle Gegenſtände aufgehängt ſind, von denen ſie glauben, daß ſie die Schädel beſchützen. Auch dieſe Plätze werden von den Hinterbliebenen beſucht, um ihre Liebe zu den Abgeſchiedenen an den Tag zu legen, doch geſchieht dies nicht mehr durch Thränen und Klagen, denn die Zeit hat den Schmerz gemildert,

Digitized by Google

ſondern Liebe und Anhänglichkeit werden hier erneüert und man führt Geſpräche mit den Todten.

Jeder dieſer Schädel liegt auf einem Büſchel von wilder Salbei (Artemisia Columbiensis). Die Frau erkennt an irgend einem Zeichen den Schädel ihres Gatten oder Kindes und ſelten vergeht ein Tag, an dem ſie ihn nicht beſucht und eine Schüſſel der beſten Speiſen, welche ihr Wigwam bietet, am Abend vor den Schädel hinſtellt; am Morgen kehrt ſie dann zurück, um die Schüſſel zu holen. Sobald die Salbei, auf welcher der Schädel ruht, anfängt zu verderben, wird ein friſches Büſchel geſchnitten und ſorgfältig dem Schädel untergelegt.

Außer den genannten Pflichten, welche die Frauen nach dieſen Plätzen rufen, beſuchen ſie dieſelben auch aus Neigung, um mit den Todten zu plaudern und ihnen Geſellſchaft zu leiſten. An ſchönen Tagen ſieht man ſtets mehrere Frauen neben dem Schädel ihres Gatten oder ihres Kindes ſitzen und ſich mit demſelben, wie ſie es früher gewohnt waren, auf die anmuthigſte und zärtlichſte Weiſe unterhalten. Nicht ſelten kommen die Frauen mit ihrer Arbeit und verbringen den größten Theil des Tages neben dem Schädel ihres Kindes, mit dem ſie unaufhörlich plaudern, während ſie ein Paar Mokaſſins anfertigen; zuweilen ſieht man ſie vor Ermüdung einſchlafen, während ſie den Schädel mit ihren Armen umſchlungen halten.

Es liegt etwas ungemein Intereſſantes und Ergreifendes in dieſen Scenen, die ſo ſehr verſchieden und doch nur wenige Schritte von einander entfernt ſind; an dem einen Orte überlaſſen ſie ſich den heftigſten Ausbrüchen ihres Schmerzes — den anderen beſuchen ſie, um mit den Todten zu ſcherzen und zu plaudern.

Die große Manchfaltigkeit in der Bildung dieſer Schädel würde ſie zu einem intereſſanten Studium für den Kraniologen machen, allein es würde ſehr ſchwierig, wenn nicht unmöglich ſein, ſich jetzt zum Beſten der wiſſenſchaftlichen Welt dergleichen zu verſchaffen.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wolfs-Haüptling, Oberhaupt des Stammes. — Perſönliche Erſcheinung der Mandaner. — Eigenthümlichkeiten. — Geſichtsfarbe. — Graues Haar. — Haar der Männer und der Frauen. — Baden. — Art zu Schwimmen. — Schwitz- oder Dampf-Bäder.

Das Oberhaupt des Stammes iſt Ha-na-tah-nu-mauh, Wolfs-Haüptling (bekannt unter dem Namen Chef de Loup, welchen die franzöſiſchen Pelzhändler ihm gegeben haben). Er iſt ein ſtrenger, ſtolzer, trotziger Mann, der

Digitized by Google

von ſeinem Volke mehr gefürchtet als geliebt wird und ſeine Stellung, wie dies bei den meiſten Stämmen der Fall iſt, durch Erblichkeit inne hat. Die Würde des Haüptlings geht bei den nordamerikaniſchen Indianern faſt immer auf den älteſten Sohn über, wenn er ſich nämlich derſelben eben ſo würdig zeigt, wie jeder Andere ſeines Stammes; es hangt dies jedoch von einer eigenthümlichen Bedingung ab; fehlt dieſe oder eine andere, ſo findet eine Wahl Statt.

Die Kleidung dieſes Häuptlings, zwar ſehr auffallend, aber doch ſchön, war aus Fellen und ſein Kopfputz aus Rabenfedern gemacht.

Der nächſte nach ihm und der zweite Häuptling des Stammes, Mah-to-toh-pa (die vier Bären), iſt jedenfalls der beliebteſte unter ſeinem Volke; er iſt ungezwungen, edelmüthig, fein, wohlgeſittet in ſeinem Benehmen, ſchön, brav und tapfer, und gewiß der außerordentlichſte Mann unter allen jetzt lebenden Indianer-Haüptlingen. Sein Büffelmantel war mit der Geſchichte ſeiner Kämpfe bemalt, die ein Buch füllen würden, wenn man ſie ausführlich beſchreiben wollte; ich werde ſpäter mehr von ihm ſagen.

Die Mandaner ſind, ſowol in ihrer perſönlichen Erſcheinung als in ihren Sitten, ein höchſt interreſſantes und anziehendes Volk, das ſich in ſeinem Ausſehen, wie in ſeinen Gebraüchen von allen Stämmen, die ich geſehen habe, unterſcheidet. Sie ſind kein kriegeriſches Volk, denn ſelten oder nie machen ſie Einfälle in ein feindliches Land; werden ſie aber angegriffen, ſo ſtehen ſie an Muth und Tapferkeit keinem Volke der Erde nach. Da ihr Stamm nur ſchwach und nicht im Stande iſt, mit den Sioux und anderen herumſchwärmenden Stämmen, die um das Zehnfache ſtärker ſind, auf der offenen Prairie zu kämpfen, ſo haben ſie ſehr ſcharfſinnig ein bleibendes Dorf erbaut, welches ſtark befeſtigt iſt und ihnen Sicherheit gewährt. Dadurch ſind ſie in den Künſten und Handwerken weiter fortgeſchritten und haben ihre Hütten mehr mit den Bequemlichkeiten und ſelbſt Luxus-Gegenſtänden des Lebens verſehen, als irgend ein mir bekannter Indianer-Stamm. Eine Folge hiervon iſt, daß dieſer Stamm den übrigen in den Sitten der Verfeinerung (wenn ſich dies Wort auf das Leben der Indianer anwenden läßt) weit voraus ſind; ſie werden daher von den Pelzhändlern und Anderen, die ſie beſucht haben, mit Recht „die höflichen und freündlichen Mandaner“ genannt.

So auffallend iſt die eigenthümliche Leichtigkeit und Eleganz dieſes Volkes, ſowie die Verſchiedenheit der Farbe des Geſichts, des Haares und der Augen, die Eigenthümlichkeit ihrer Sprache und ihre ſonderbaren und unerklärlichen Gebraüche, daß ich vollkommen überzeügt bin, ſie ſind anderen Urſprungs, als die übrigen nordamerikaniſchen Indianer, oder ſie ſind eine Vermiſchung von Eingeborenen mit irgend einem civiliſirten Menſchenſchlage. Es knüpft ſich hieran eine ſehr intereſſante und wichtige Frage, auf die ich ſpäter ausführlicher zurückkommen werde. Für jetzt möge es genügen, daß ihre perſönliche Erſcheinung, ganz abgeſehen von ihren Moden und Gebraüchen, ſogleich zeigt, daß ſie mehr oder weniger ſind, als Wilde.

Einem Fremden fallen in einem Mandaner-Dorfe ſogleich die verſchiedenen

Digitized by Google

Schattirungen der Geſichtsfarbe, ſowie die verſchiedene Färbung des Haares auf, die er in der ihn umgebenden Menge bemerkt, und er iſt faſt geneigt auszurufen: „Das ſind keine Indianer!“

Sehr Viele von dieſem Volke haben eine ſo helle Geſichtsfarbe, wie Leüte von gemiſchter Abkunft (half-breed) und namentlich unter den Frauen ſieht man mehrere, die eine faſt weiße Haut, die größte Regelmäßigkeit in den Geſichtszügen, hellbraune, graue und blaue Augen mit ſanftem und mildem Ausdruck haben, und in ihrem Benehmen die höchſte Beſcheidenheit zeigen, wodurch ſie ungemein anmuthig und ſchön erſcheinen.

Woher dieſe Verſchiedenheit der Geſichtsfarbe entſtanden iſt, wiſſen ſie ſelbſt nicht. Ihre Sagen, ſoweit ich dieſelben kennen gelernt habe, enthalten nichts darüber, daß ſie vor dem Beſuche, welchen Lewis und Clarke vor mehr als dreißig Jahren ihrem Dorfe abſtatteten, jemals mit Weißen in Berührung gekommen ſeien. Seit jener Zeit ſind nur wenige weiße Männer zu ihnen gekommen und gewiß nicht genug, um die Geſichtsfarbe und die Gebraüche einer ganzen Nation zu verändern. Auch erinnere ich mich ſehr wohl, daß der Gouverneur Clarke mir vor meiner Abreiſe ſagte, ich würde finden, daß die Mandaner ein ſonderbares Volk und halb weiß ſeien [1]).

Die Farbe des Haares iſt eben ſo verſchieden, wie die des Geſichts; denn in einer zahlreichen Gruppe dieſes Volkes (und namentlich unter den Frauen, die ſich nicht die Mühe geben, wie die Männer es oft thun, die natürliche Farbe des Haares zu verändern) kann man jede Schattirung und Färbung des Haares ſehen, wie unter den Weißen, nur roth und kaſtanienbraun kommen niemals vor [2]).

Eine andere auffallende und unerklärliche Eigenthümlichkeit, die wahrſcheinlich nirgends weiter auf der Erde vorkommt, und für die ſich auch kein vernünftiger Grund angeben läßt, iſt, daß ſehr Viele von jedem Geſchlecht und Alter, Kinder, Erwachſene und Greiſe, glänzend ſilbergraues und zuweilen faſt ganz weißes Haar haben. Man ſieht dieſe eigenthümliche Erſcheinung haüfiger bei den Frauen, als bei den Männern, denn die Letzteren ſcheinen ſich ſolchen Haars zu ſchämen und ihm durch eine Vermiſchung von Leim mit ſchwarzer und rother Erde eine andere Farbe zu geben; die Frauen dagegen ſcheinen ſtolz darauf zu ſein, und laſſen es oft in unglaublicher Fülle über die Schultern bis ans Knie hinabfallen. Den ſorgfältigſten Erkundigungen zufolge hat unter 10 oder 12 etwa Einer graues Haar, und es iſt dieſe auffallende und unerklärliche Erſcheinung nicht etwa die Folge von Krankheit oder körperlichem Zuſtande, ſondern ſie iſt offenbar erblich in gewiſſen Familien, und deütet weder auf körperliche noch auf geiſtige Schwäche. Ich habe dies Haar oft berührt und ſtets gefunden, daß es grob und rauh war, wie Pferdehaar, während das anders gefärbte Haar der Mandaner gewöhnlich ſo fein und weich wie Seide iſt.

Die Mandaner ſind etwas unter der gewöhnlichen Mannesgröße, aber von ſchönem Ebenmaß in den Formen und beſitzen eine wunderbare Gelenkigkeit; ſie haben eine ſchöne gerade Haltung und einen feſten Gang. Das Haar der

Digitized by Google

Männer, welches gewöhnlich über den Rücken herabfällt und bis auf die Kniekehlen und zuweilen bis auf die Erde reicht, wird in Streifen von 2 Zoll Breite getheilt und in Zwiſchenraümen von 1 oder 2 Zoll mit einer Miſchung von Leim und rother Erde beſtrichen, die ſehr hart und nicht daraus entfernt wird. Dieſe Art, das Haar zu tragen, giebt den Mandanern ein eigenthümliches Anſehen.

Die Frauen tragen das Haar ebenfalls ſo lang als möglich, und reiben es häufig mit Oel ein, wodurch es ſeinen Glanz und ſeine natürliche Farbe behält. Sie theilen es oft in zwei breite Streifen, die zu beiden Seiten des Kopfes dicht hinter dem Ohre herabfallen; wollen ſie ſich dagegen in vollem Staate zeigen, ſo breiten ſie das Haar über ihre Schultern aus. Die Frauen der Mandaner haben genau denſelben Gebrauch, den ich bei den Frauen der Krähen- und Schwarzfuß-Indianer, wie überhaupt bei Allen ohne Ausnahme gefunden habe, daß ſie das Haar auf der Stirne ſcheiteln und die Theilungslinie mit rother Farbe beſtreichen. Dies iſt einer von den wenigen Gebraüchen der Indianer, von dem ich keinen anderen Grund anzugeben weiß, als daß es eine Indianiſche Mode iſt.

Bei der Trauer ſcheeren die Frauen (wie bei den Krähen-Indianern und den meiſten anderen Stämmen) das Haar ganz ab, und die Trauer hört auf, ſobald es ſeine frühere Länge wieder erlangt hat. Wenn dagegen der Mann den Tod eines nahen Verwandten betrauert, ſo ſchneidet er höchſtens einen oder zwei Büſchel ab, denn dies iſt Alles, was er von ſeinem Haarſchmucke entbehren kann, und reicht hin, um ſeine Achtung vor dem Verſtorbenen zu beweiſen.

Die Mandaner ſind, wie bereits erwähnt, ein ſchöner Menſchenſchlag, nicht groß, aber lebhaft und annuthig, ungezwungen und höflich im Umgange, reinlich an ihrem Körper und ſchön gekleidet. Ich will damit keineswegs ſagen, daß Alle reinlich ſind und ſich ſchön kleiden; denn wie unter den civiliſirten Völkern, ſo finden ſich auch hier verſchiedene Abſtufungen, und während Einige ihr Äußeres ganz vernachläſſigen, verwenden Andere die größte Sorgfalt darauf. Zu den Letzteren gehören die Haüptlinge und die ausgezeichneten Krieger nebſt ihren Familien, und dieſe möchten in Bezug auf Anſtand, Reinlichkeit und Eleganz wohl kaum von anderen Völkern übertroffen werden.

Eine halbe engliſche Meile oberhalb des Dorfes iſt die Badeſtelle der Frauen. Dorthin begeben ſie ſich zu Hunderten währead der Sommermonate an jedem Morgen bei Sonnenaufgang, und überlaſſen ſich daſelbſt ihren unſchuldigen Spielen und Scherzen. Sie ſchwimmen alle ſehr gut und ſtürzen ſich furchtlos in den brauſenden und wirbelnden Strom, den ſie mit Leichtigkeit durchſchwimmen. Etwa eine engliſche Viertelmeile landeinwärts von dem Fluſſe erhebt ſich eine Terraſſe oder erhöhte Prairie, die nördlich vom Dorfe einen Halbkreis um den Badeplatz bildet, und ſich 20—30 Fuß über die am Fluſſe liegende Wieſe erhebt. Auf dieſer Terraſſe ſtehen jeden Morgen mehrere Schildwachen mit Bogen und Pfeil in der Hand, um jede unberufene Annäherung an dieſen geheiligten Ort zu verhindern.

Digitized by Google

In geringer Entfernung unterhalb des Dorfes iſt der Ort, wo die Männer ſich baden und die Knaben ſchwimmen lernen. Nach dieſem Morgenbade kehren ſie ins Dorf zurück, trocknen ſich ab und ſalben das Haar und den Körper mit Bärenfett.

Alle Indianer Nordamerika's können ſchwimmen und vielleicht giebt es kein Volk auf der Erde, welches dieſe Kunſt beſſer zu ſeinem Vortheil zu benutzen verſteht und durch ſeine Lebensweiſe öfter gezwungen wird, zur Anwendung derſelben ſeine Zuflucht zu nehmen. Denn viele Stämme leben an den großen Seen und Flüſſen, welche ſie von Kindheit an mit ihren zerbrechlichen Rinden-Canoes befahren, die fortwährend Unfällen ausgeſetzt ſind und den Indianer oft nöthigen, zur Rettung ſeines Lebens ſich auf ſeine Schwimmkunſt zu verlaſſen. Auch ſind ſie auf ihren Kriegszügen oft gezwungen, die wildeſten Flüſſe und Ströme zu durchſchwimmen. Ich habe bis jetzt noch keinen Stamm geſehen, der dieſe Kunſt vernachläſſigt hätte, die von beiden Geſchlechtern ſchon ſehr früh erlernt wird und die muskelkräftigen Frauen in den Stand ſetzt, mit ihrem Kinde auf dem Rücken jeden Fluß, der ihnen in den Weg kommt, zu durchſchwimmen.

Die Art zu ſchwimmen bei den Mandanern iſt von der bei den civiliſirten Völkern gebräuchlichen ganz verſchieden. Statt nämlich mit beiden Händen gleichzeitig vom Kinn aus in horizontaler Richtung und nach auswärts das Waſſer zu theilen, wodurch die Bruſt ſehr angeſtrengt wird, wirft der Indianer den Körper abwechſelnd auf die linke und auf die rechte Seite, erhebt einen Arm ganz über das Waſſer und greift mit demſelben ſo weit nach vorn aus, als er reichen kann, während die ganze Laſt des Körpers auf dem unter Waſſer befindlichen Arm ruht, der ihn wie ein Ruder vorwärts treibt. Indem nun dieſer Arm einen Halbkreis beſchreibt und nach hinten zu aus dem Waſſer gehoben wird, beſchreibt der andere Arm in der Luft über dem Kopfe einen ähnlichen Bogen und wird, ſo weit nach vorn als möglich, mit der Hand nach unten in das Waſſer getaucht.

Durch dieſe kühne und kräftige Art zu ſchwimmen wird, wie ich aus Erfahrung weiß, die Anſtrengung der Bruſt und des Rückgrats ſehr vermindert, auch werden durch dieſe abwechſelnde und rollende Bewegung die Kräfte und der Athem länger erhalten, als bei der gewöhnlichen Weiſe zu ſchwimmen.

Außer den oben erwähnten Flußbädern haben die Mandaner noch eine Art zu baden, die oft von den Kranken, weit häufiger aber noch von den Geſunden als eine Art Luxus angewendet wird, vielleicht aber auch, um ſich für die vielfachen Wechſelfälle, die ihr Leben darbietet, abzuhärten; ich meine die Dampf- oder Schwitzbäder, deren jedes Dorf mehrere beſitzt, die eine Art öffentlichen Eigenthums zu ſein ſcheinen und von Allen, Männern und Frauen, Alt und Jung, Kranken und Geſunden benutzt werden.

In jeder Mandaniſchen Hütte ſieht man einen von Weidenzweigen geflochtenen Korb, etwa wie eine Badewanne und groß genug, um einen Menſchen in zuſammengekauerter Stellung aufzunehmen. Will ein Mitglied der Familie ein Dampfbad nehmen, ſo trägt die Frau den Korb nach dem Dampfbade hin und bringt ihn wieder zurück.

Digitized by Google

Dieſe Schwitzbäder liegen ſtets in der Nähe des Dorfes am Ufer des Fluſſes; ſie ſind von dicht zuſammengenähten Büffelhaüten gemacht, und haben die Form wie die Zelte der Krähen-Indianer oder der Sioux. In der Mitte befinden ſich zwei Wände von Steinen, etwa 6 Fuß lang, 3 Fuß hoch und 2½ Fuß von einander entfernt; quer über dieſelben werden runde Stäbe gelegt und auf dieſe ſtellt man den Badekorb. In der Nähe des Zeltes befindet ſich eine Art Ofen, in welchem die Frau eine Anzahl großer Steine, welche zu dieſem Zwecke ſtets vorräthig gehalten werden, rothglühend macht. Iſt dies geſchehen, ſo ſetzt ſich der, welcher das Bad nehmen will, ganz nackt in den Korb (die ſitzende Stellung wird immer vorgezogen) mit dem Rücken nach dem Eingange des Zeltes; ſodann bringt die Frau mittelſt zweier Stäbe, welche mit unſeren Zangen Aehnlichkeit haben, einen großen, rothglühenden Stein, legt ihn unter den Korb und begießt ihn mit kaltem Waſſer, worauf der Badende ſogleich in eine Wolke von Dampf gehüllt wird. Während nun die Frau einen zweiten Stein herbeiholt, wird das Begießen von einer anderen oder von einem Kinde fortgeſetzt.

Während dieſer ganzen Zeit iſt das Zelt dicht verſchloſſen und der Badende zieht die heißen Dämpfe durch die Naſe ein, bis er in den ſtärkſten Schweiß geräth; dann giebt er ein Zeichen, das Zelt wird geöffnet, er eilt mit der Schnelligkeit des gejagten Hirſches davon, ſtürzt ſich kopfüber in den Fluß, aus dem er ſogleich wieder auftaucht, hängt ſeine Büffelhaut um und geht ſo ſchnell als möglich nach Hauſe, wo er ſich trocknet, ſich feſt in ſeine Büffelhaut hüllt und, mit den Füßen gegen das Feüer gekehrt, ein Schläfchen macht. Nach Beendigung deſſelben beſtreicht er ſeinen Körper mit Oel und ſein Haar mit Bärenfett, kleidet ſich an und ſchmückt ſich, um einen Beſuch zu machen, oder einem Feſte, einem Aufzuge, oder einer Raths-Verſammlung beizuwohnen, oder er reibt ſeine geölten Glieder mit einem Stück weichen Bocksleder, bis ſie wie polirt erſcheinen, um an einem Tſchung-ki oder Ballſpiel Theil zu nehmen.

Dieſe Schwitzbäder werden als ein Mittel gegen faſt alle Krankheiten betrachtet. Fieber ſind ſehr ſelten und in der That beinahe unbekannt unter dieſem Volke; in den wenigen Fällen, die vorgekommen ſind, hat man jedoch dies Mittel angewendet, und zwar ohne die nachtheiligen Folgen, welche wir natürlich davon erwartet haben würden. Die meiſten Krankheiten ſind entzündliche Rheümatismen und andere chroniſche Uebel, und für dieſe iſt, bei ihrer Lebensweiſe, die obige Heilungsweiſe vortrefflich. Derſelbe Gebrauch findet ſich bei den meiſten Miſſouri-Indianern, und bei den Pahnihs, Omahas, Puntſchas und anderen Stämmen wurde dies Mittel gegen die Blattern, die furchtbaren Zerſtörer der Indianer, angewendet und Hunderte ſtürzten ſich in der Fieberhitze in den Strom und ſtarben, noch ehe ſie denſelben wieder verlaſſen konnten.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Trachten der Mandaner. — Hoher Werth derſelben. — Zwei Pferde für einen Kopfputz aus Adlerfedern und Hermelin-Fellen. — Kopfputz mit Hörnern. — Eine jüdiſche Tracht.

Die Mandaner kleiden ſich zum größten Theile ſehr zierlich und Einige ſogar glänzend. Da ſie noch im Naturzuſtande leben, ſo verfertigen ſie alle ihre Kleidungsſtücke ſelbſt und zwar aus den Haüten der verſchiedenen Thiere, welche jene Gegenden bewohnen. Es herrſcht eine auffallende Aehnlichkeit der Tracht unter den meiſten nordweſtlichen Stämmen und ich kann nicht ſagen, daß die Kleidung der Mandaner von derjenigen der Krähen-Indianer, Schwarzfüße, Aſſinneboins oder Sioux beſtimmt verſchieden ſei; allein es giebt in jedem Stamme gewiſſe Arten der Näherei oder Stickerei, woran der Reiſende, welcher mit den Moden dieſer Völker bekannt iſt, ſogleich die Tracht jedes Stammes zu erkennen vermag. Dieſe Unterſchiede beſtehen gewöhnlich in der Anfertigung des Kopfputzes, oder in dem Beſetzen der Kleider mit den Stacheln des Stachelſchweins, die ſie in großer Menge verbrauchen.

Da die Indianer Nord-Amerika's aus ſo vielen verſchiedenen Nationen beſtehen, die einander beſtändig bekämpfen und gegenſeitig von ihren Sprachen nichts verſtehen, und da ferner ihre Moden ſelten, wenn überhaupt jemals, wechſeln, ſo mag es auffallend erſcheinen, daß dieſe Völker einander in den Formen und Moden ihrer Kleidung und ihres Kopfputzes ſo genau nachahmen ſollten. Dies iſt jedoch wirklich der Fall und läßt ſich auch, wie mich dünkt, erklären, ohne ein einziges Argument zu Gunſten der Theorie einer gemeinſamen Abſtammung von einer Familie oder einem Stamme aufzuſtellen. Denn wenn in dem fortwährenden Kampfe Haüptlinge oder Krieger fallen, ſo kommen die Kleidungsſtücke und Waffen derſelben in den Beſitz der Sieger, welche ſie nunmehr tragen, und der übrige Stamm wird dieſelben natürlich mehr oder weniger nachahmen; auch iſt es gebraüchlich, bei ihren Raths-Verſammlungen oder Friedensſchlüſſen Kleidungsſtücke und andere Gegenſtände auszutauſchen, die dann von dem anderen Stamme angenommen werden, und ſo entſteht allmälig die Aehnlichkeit der Tracht u. ſ. w. bei den verſchiedenen Stämmen.

Die Tunica oder der Rock der Mandaner iſt dem der Schwarzfüße in der Form ſehr ähnlich, aus zwei Haüten vom Hirſch oder Bergſchafe gemacht und mit Skalp-Locken, Glasperlen und Hermelin beſetzt. Die Beinkleider ſind, gleich denen der anderen ſchon erwähnten Stämme, aus Hirſchhaut gemacht, ſchließen genau an und werden mit Stachelſchwein-Stacheln und Skalp-Locken verziert. Die Mokaſſins ſind von Bocksleder und zierlich mit Stachelſchwein-Stacheln beſetzt. Ueber den Schultern (oder vielmehr über der einen Schulter und unter dem anderen Arm hindurch) tragen ſie mit großem Anſtande die Haut von dem Rücken eines jungen Büffels, die zuweilen bis zur Hälfte weg-

geſchnitten wird, um ſie bequemer für den Gebrauch zu machen. Viele dieſer Mäntel ſind auch auf der einen Seite mit Skalp-Locken beſetzt und auf der Fleiſchſeite mit gemalten Darſtellungen der ehrenvollen Kämpfe und Ereigniſſe aus dem Leben des Beſitzers geſchmückt.

Der Kopfputz iſt verſchieden, und zuweilen außerordentlich maleriſch und ſchön; er wird aus den Federn des Kriegs-Adlers (Aquila chrysaëtos), oder des Raben und aus Hermelin-Fellen gemacht. Dies iſt der koſtbarſte Theil der Kleidung eines Indianers in dieſem ganzen Lande, da die Federn und das Pelzwerk ſo ſchwierig zu erlangen ſind; denn der Kriegs-Adler iſt ein ſeltener Vogel und das Hermelin das ſeltenſte Thier in dieſen Gegenden. Der Schwanz eines Kriegs-Adlers, der ſechs bis acht ausgezeichnet ſchöne Federn enthält, die ſich zu einem Kopfputze eignen, wird hier mit einem ziemlich guten Pferde bezahlt (die Pferde ſind jedoch hier wohlfeiler, als in den meiſten anderen Ländern). Da ich viele Kleidungs- und Putz-Gegenſtände kaufte, ſo hatte ich haüfig Gelegenheit zu erfahren, welch' hohen Werth die Indianer auf dergleichen Dinge ſetzen. Die von ihnen geforderten Preiſe haben mich häufig überraſcht, und ich will nur ein Beiſpiel hiervon anführen. Ein Haüptling, den ich in ſeiner ſchönen Tracht mit einem bis auf die Erde reichenden Kopfputze aus Adlerfedern und Hermelin in ganzer Figur gemalt hatte, war bereit, mir auf meinen Wunſch den ganzen Anzug zu verkaufen, nur nicht den Kopfputz, denn „er werde niemals im Stande ſein, ſich Adlerfedern und Hermelin von ſolcher Schönheit wieder zu verſchaffen, um ſich einen neüen Kopfputz zu machen." Auf mein inſtändiges Bitten willigte er jedoch endlich ein, mir dieſen koſtbaren Gegenſtand für zwei Pferde zu verkaufen, die ich denn auch ſofort von den Pelzhändlern für 25 Dollars das Stück erſtand, und ſomit den Kopfputz zu meiner Sammlung hinzufügte.

Zuweilen hat ein Haüptling oder Krieger einen ſo außerordentlichen Ruf, daß es ihm geſtattet iſt, Hörner an ſeinem Kopfputze zu tragen, welches ihm ein ſonderbares und majeſtätiſches Anſehen gibt. Dieſe Hörner werden aus dem Horn des Büffel-Stiers gemacht, indem man daſſelbe der Länge nach ſpaltet, ein Drittel deſſelben ganz dünn ſchabt, polirt und dann zu beiden Seiten an dem oberen Theile des Kopfputzes in derſelben Stellung, wie am Büffelkopfe, befeſtigt; die Hermelin-Felle und Schwänze, welche vom Kopfe herabhangen, ſind eine Nachahmung der den Büffelkopf bedeckenden Mähne.

Denſelben Gebrauch fand ich bei den Sioux, den Krähen-Indianern, den Schwarzfüßen und Aſſinneboinern, und es iſt derſelbe ſo auffallend, daß ich noch einige Worte darüber ſagen muß. Dieſe und viele andere ſonderbare und unerklärliche Erſcheinungen in den Gewohnheiten der Indianer haben eine eigenthümliche Bedeütung oder Wichtigkeit, während man ſie gewöhnlich als abgeſchmackt und lächerlich betrachtet, weil man ſie nicht begreift, oder ſich nicht die Zeit nimmt, ihren Nutzen oder ihre Bedeütung kennen zu lernen.

Die Haupturſache, weshalb wir den Wilden geringſchätzen und verachten, liegt darin, daß wir ihn nicht verſtehen, und wir ſind hauptſächlich deshalb ſo unbekannt mit ihm und ſeinen Moden, weil wir uns nicht die Zeit nehmen,

Digitized by Google

ſie zu erforſchen — man iſt zu ſehr daran gewöhnt, ihn als ein untergeordnetes, thieriſches und unvernünftiges Weſen zu betrachten, das nicht werth ſei, ſich genauer mit ihm zu beſchäftigen. Und wenn man einmal länger bei ihm verweilt, ſo geſchieht es nur, um aus ſeiner Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit Vortheil zu ziehen — ihn des Reichthums und der Hülfsquellen ſeines Landes zu berauben — ihn mit Branntwein betrunken zu machen und Mißbraüche bei ihm einzuführen, an die er in ſeiner Unwiſſenheit nie gedacht hat. Auf dieſe Weiſe wird die Bedeütung der vielen intereſſanten und charakteriſtiſchen Gebraüche von den erſten Beſuchern gänzlich überſehen und niemals verſtanden, und indem ſie zugleich ſeine urſprüngliche Lebensweiſe verändern, werden dieſelben für immer dem Forſcher entzogen.

Aus der Beobachtung von tauſend kleinen und ſcheinbar unbedeütenden Zügen und Gewohnheiten des Indianiſchen Lebens muß man den Charakter des Indianers kennen lernen. Der civiliſirte Menſch betrachtet eine Indianer-Gruppe in ihrer klaſſiſchen Tracht mit ihren wenigen und einfachen Zierrathen, deren jede ihre Bedeütung hat, und lacht darüber, weil ſie anders ſind als bei uns; „warum,“ fragt man, „tragen dieſe einfältigen Geſchöpfe ſo große Federbüſchel auf dem Kopfe? ſolche Maſſen und Streifen von Farbe und Bärenfett auf dem Körper? Abſcheülich!“ — Und unzählige andere ebenſo einfältige Fragen werden aufgeworfen, ohne jemals daran zu denken, daß die Natur es ſie ſo gelehrt hat, daß jedes dieſer Dinge ſeine beſtimmte Wichtigkeit oder Bedeütung hat, die ein Indianer uns leicht erklären könnte, wenn man ihn danach fragte und er geneigt wäre, zu antworten — daß jede Feder auf ſeinem Kopfe in den Augen ſeines Stammes ein Zeichen eines von ſeiner Hand getödteten Feindes iſt — daß jeder rothe Streifen eine Wunde bedeckt, die er im ehrenvollen Kampfe erhielt — und daß das Bärenfett, womit er ſich an jedem Morgen vom Kopf bis zu den Füßen beſtreicht, den Körper reinigt, die Haut vor den Stichen der Moskitos ſchützt und zugleich ihn vor Erkältung und Huſten bewahrt.

Ein Indianer unter civiliſirten Menſchen betrachtet unſere, ſowol ſcheinbar als wirklich lächerlichen Gebraüche und Moden gewiß mit gleichem, wenn nicht größerem Erſtaunen; aber er lacht und ſpottet nicht darüber, auch fragt er nicht, denn ſein natürlicher Verſtand und ſeine guten Sitten verbieten ihm dies. Erſt wenn er heimgekehrt und mit den Seinigen um das Feüer des Wigwams gelagert iſt, läßt er ſeinem Spotte über die civiliſirte Welt, die ihm ſo reichen Stoff darbietet, freien Lauf.

Ein Indianer wird den weißen Mann niemals fragen, warum er ſeinen Körper nicht bemalt oder mit Bärenfett beſtreicht, oder warum er einen Hut auf dem Kopfe und Knöpfe auf der Rückſeite des Kleides hat, wo ſie niemals gebraucht werden können; warum er einen Backenbart trägt und einen Hemdkragen bis zu den Augen; oder warum er mit dem Kopfe und nicht mit den Füßen nach dem Feüer gewendet ſchläft; warum er auswärts ſtatt einwärts geht; oder warum ſich die weißen Männer zu Hunderten verſammeln, um einen Indianer eſſen zu ſehen — aber daheim in ſeinem Wigwam macht er

Digitized by Google

„die Wolken erzittern“ mit ſeinen Scherzen und Witzen über die Unwiſſenheit und Thorheit der weißen Männer.

Ein wilder Indianer wird in der civiliſirten Welt bald einen Mann ſehen, der einen aufgekrempten Hut, und einen anderen, der einen mit Treſſen beſetzten Hut und goldene oder ſilberne Epauletten auf der Schulter trägt, ohne daß er die Bedeütung und den Zweck derſelben kennt oder danach fragt. Ebenſo wird der weiße Mann, welcher unter den unciviliſirten Indianern reiſt, einen von dieſen außerhalb des Dorfes herumſtolziren ſehen mit einem Kopfputze von Adlerfedern und Hermelin und zwei ſchön polirten Büffelhörnern, und er wird in Bezug auf die Bedeütung und die Wichtigkeit deſſelben ebenſo unwiſſend ſein, und zwar um ſo mehr, da der Indianer glauben wird, daß Epauletten und aufgekrempte Hüte bei den civiliſirten Völkern irgend eine wichtige Bedeütung haben — aber der weiße Mann ſetzt voraus, daß die Hörner auf dem Kopfe eines Indianers nichts weiter ſind und nach ſeiner Meinung ſein können, als Indianiſcher Unſinn und Dummheit.

Der Gebrauch, Hörner zu tragen, welcher ſich bei allen nordweſtlichen Stämmen findet, iſt unſtreitig ſehr alten Urſprungs, und nur demjenigen geſtattet, deſſen Tapferkeit und Anſehen von dem ganzen Stamme anerkannt ſind, und deſſen Stimme im Rathe ebenſo großes Gewicht hat, wie die eines Haüptlings erſten Ranges; dieſe Auszeichnung beſchränkt ſich daher nicht auf die Haüptlinge allein. Unter den Mandanern war Mah-to-toh-pa, der zweite Haüptling, der einzige Mann, dem es ſeiner außerordentlichen Heldenthaten wegen geſtattet war, Hörner zu tragen, auch führte er ſtets die Krieger in den Kampf.

Dieſer Kopfputz mit Hörnern wird nur bei gewiſſen ſeltenen Gelegenheiten getragen, z. B. wenn fremde Haüptlinge, Indianer-Agenten oder andere bedeütende Perſonen einen Stamm beſuchen; oder bei Kriegs-Aufzügen, bei der Feier eines Sieges, bei öffentlichen Feſten u. ſ. w. Zuweilen, wenn ein Haüptling ſeine Krieger zum Kampfe führt, ſchmückt er ſich mit dieſem Symbol der Macht, um ſeine Krieger zu ermuthigen, an deren Spitze er kämpft und die Feinde herausfordert, ihre Geſchoſſe auf ihn zu richten.

Die Hörner ſind an dem Hauptſchmucke nur looſe befeſtigt, ſo daß ſie leicht vor- oder rückwärts fallen, je nachdem der Kopf vor- oder rückwärts bewegt wird, und durch eine eigenthümliche, kaum bemerkbare Bewegung des Kopfes neigt ſich oft das eine Horn nach hinten und das andere nach vorn, wie die Ohren eines Pferdes, welches dem Träger dieſes Schmuckes ein eigenthümliches Anſehen gibt. Es hat dies eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Jüdiſchen Koſtum, nämlich mit den Hörnern, welche die Abyſſiniſchen Haüptlinge und die Hebräer als ein Zeichen der Macht und der Gewalt bei großen Aufzügen und Siegesfeſten trugen.

„Und Zedekia, der Sohn Cnaena, hatte ihm eiſerne Hörner gemacht.“ (Erſtes Buch der Könige, 22. Kapitel, Vers 11 nach Luthers Überſetzung.) „Hebt Eure Hörner nicht ſo hoch; ſprecht nicht mit einem ſteifen Nacken.“ (Pſalm 72, Vers 5 nach der Engliſchen Überſetzung.) — Nach Luthers Über-

Digitized by Google

ſetzung, wo es Vers 6 iſt, lautet dieſe Stelle: „Pochet nicht ſo hoch auf Eüre Gewalt, redet nicht halsſtarrig,“ — die man unmaßgeblich auch ſo wiedergeben könnte: „Traget die Naſe nicht ſo hoch, ſchwatzet nicht übermüthig.“

Die letzte Stelle*) ſcheint mir das oben erwähnte Bewegen der Hörner durch eine Bewegung des Kopfes ſo beſtimmt anzudeüten, daß ich glaube, dieſer Gebrauch iſt jetzt unter dieſen Stämmen faſt genau derſelbe, wie früher bei den Juden, und daß er, gleich vielen anderen, von denen ich ſpäter ſprechen werde, von jenem alten Volke überkommen und mit ſehr geringen Änderungen beibehalten iſt.

Funfzehntes Kapitel.

Erſtaunen der Mandaner über die Malerei. — Der Verfaſſer wird zum Medizin-Mann ernannt. — Neügier ihn zu ſehen und zu berühren. — Abergläubige Furcht derjenigen, welche gemalt waren. — Einwürfe gegen die Malerei. — Ein Mandaniſcher Doktor oder Medizin-Mann widerſetzt ſich derſelben; wie er gewonnen wird.

Nichts hat wol die Mandaner jemals ſo ſehr in Erſtaunen verſetzt, als die Arbeiten meines Pinſels. Die Portrait-Malerei war etwas ganz Neües für ſie und mit meinem Erſcheinen begann hier eine neüe Aera in den Geheimniſſen der Medizin. Bald nach meiner Ankunft begann und vollendete ich die Bildniſſe von zwei angeſehenen Haüptlingen. Dies geſchah ohne die Neügier der Bewohner zu erregen, da ſie nichts davon erfahren hatten und ſelbſt die beiden Haüptlinge ſchienen mit meiner Abſicht unbekannt zu ſein, bis die Bildniſſe vollendet waren. Niemand außer ihnen wurde während des Malens in mein Zelt zugelaſſen und als ich meine Arbeit beendigt hatte, war es höchſt beluſtigend zu ſehen, wie ſie wechſelſeitig einer des andern Ähnlichkeit erkannten und ſich dies gegenſeitig verſicherten. Beide hielten eine zeitlang ſchweigend die Hand vor den Mund (wie ſie immer zu thun pflegen, wenn etwas ſie ſehr überraſcht), und blickten aufmerkſam auf die Bildniſſe, auf mich und auf die Palette und die Farben, mit denen dieſe unerklärlichen Dinge waren hervorgebracht worden.

Sodann kamen ſie mit dem edelſten Anſtande auf mich zu, ergriffen mich einer nach dem anderen bei der Hand und indem ſie den Kopf niederbeügten und die Augen niederſchlugen, ſagten ſie mit leiſer Stimme: „Te-ho-pe-ni Waſh-i!“ und gingen fort.

Ich erhielt in dieſem Augenblicke einen neüen Namen, mit dem man mich in dieſem Dorfe bezeichnete und wahrſcheinlich bezeichnen wird, ſo lange die

*) Nach der Lutherſchen Überſetzung paßt dieſe Stelle gar nicht hierher.

Digitized by Google

Überlieferungen in dieſer wunderlichen Gemeinde währen. Es wurde mir nämlich ein Grad verliehen, nicht als Doktor der Rechte oder als Magiſter der freien Künſte, ſondern als Meiſter der Künſte — der Myſterien — der Magie — des Hokuspokus. Ich wurde durch jene wenigen Worte als ein „großer Medizin-Mann“ anerkannt. Es iſt dies die höchſte Ehre, welche mir hier wiederfahren konnte, und ich gehörte jetzt zu den angeſehenſten und beneidetſten Perſonen, den Doktoren und Conjüraten dieſer Körperſchaft.

Te-ho-pe-ni Waſh-i oder weißer Medizin-Mann iſt der Name, den ich jetzt führte, und der, wie nicht zu bezweifeln, von größerem Werthe für mich ſein mußte, als Gold, denn ich ward von den Ärzten, welche ſämmtlich Medizin-Männer ſind, eingeladen und feſtlich bewirthet, und jener Name verſchaffte mir zu manchem ſonderbaren und geheimnißvollen Orte Zutritt und gab mir Gelegenheit, Nachrichten einzuziehen, die ich ſonſt gewiß nicht erlangt hätte. Ich ſtieg täglich in der Achtung der Medizin-Männer und der Haüptlinge, und indem ich den Ernſt und die Vorſicht annahm, wie ſie einem ſo bedeütenden Manne geziemten (und vielleicht noch beträchtlich mehr) und gelegentlich irgend ein unergründliches Kunſtſtück ausführte, hatte ich Hoffnung, meine Stellung zu behaupten, bis der große Tag des Religions-Feſtes herankam, bei welcher Gelegenheit mir dann von den Dkotoren wol ein Sitz in der Medizin-Hütte geſtattet werden mußte.

Als die Bildniſſe der beiden Haüptlinge fertig waren, kehrten Beide in ihre Wigwams zurück, ſetzten ſich ans Feüer und nachdem ſie ſchweigend eine oder zwei Pfeifen (wie es allgemein gebräuchlich iſt) geraucht hatten, fingen ſie allmälig an, das Vorgefallene zu erzählen und bald waren ihre Hütten mit aufmerkſamen Zuhörern angefüllt, die ihren Erzählungen mit offenem Munde lauſchten. Auch um meine Hütte drängte ſich bald eine große Menge von Frauen und Mädchen, und durch jede Spalte konnte ich die glänzenden Augen erblicken, die zu ergründen ſuchten, was innerhalb vorging. Dies währte einige Stunden, bis endlich die Menge zu einigen Hunderten anwuchs, die wie ein Bienenſchwarm um meinen Wigwam herumſtanden.

Während dieſer Zeit war nicht ein einziger Mann bei meiner Hütte zu ſehen; nach einer Weile ſah man ſie jedoch, in ihre Büffelmäntel gehüllt, langſam herankommen und man konnte es deütlich auf ihren Geſichtern leſen, wie die Neügier mit ihrem Stolze kämpfte, indem jene ſie unwiderſtehlich vorwärts trieb, während dieſer es ihnen verbot. Bald jedoch wurde der Zudrang allgemein und die Ärzte und Haüptlinge kamen in meine Hütte, ſtellten aber Soldaten (Tapfere mit Spießen in der Hand) an die Thür, welche nur diejenigen einließen, denen die Haüptlinge dies geſtatteten.

Herr Kipp, Agent der Pelz-Compagnie, welcher ſeit acht Jahren hier lebte, ſetzte ſich zu den Haüptlingen und erklärte ihnen, da er ihre Sprache gelaüfig ſprach, den Zweck, weshalb ich dieſe Bildniſſe malte, ſowie die Weiſe, wie dies geſchehe, womit ſie Alle zufrieden zu ſein ſchienen. Es ſchien jedoch nunmehr dringend nöthig, auch der Menge die Bildniſſe zu zeigen, weshalb dieſelben über der Thür aufgehängt wurden, ſo daß das ganze Dorf ſie ſehen

Digitized by Google

konnte. Der Eindruck auf eine ſo gemiſchte Menge, die noch nichts über dieſe Bildniſſe gehört hatte, war in der That lächerlich. Die Ähnlichkeit wurde ſogleich erkannt; Viele ſchrien laut auf, Einige ſtampften tanzend mit den Füßen, noch Andere ſangen, Hunderte bedeckten ſchweigend den Mund mit der Hand, Andere ſchwangen unwillig ihre Spieße und Einige ſchoſſen einen rothen Pfeil gegen die Sonne und gingen nach Hauſe.

Nachdem ſie die Gemälde angeſtaunt, wollten ſie auch den Mann ſehen, der ſie gemacht hatte, und ich wurde herausgerufen. Aber die Scene, welche jetzt folgte, vermag ich unmöglich zu ſchildern. Kaum war ich herausgetreten, ſo wurde ich von der Menge dicht umringt. Die Frauen gafften mich an, die Krieger reichten mir die Hand, während kleine Knaben und Mädchen ſich durch die Menge drängten, um mich mit den Fingerſpitzen zu berühren. Die Neügier und das Erſtaunen, womit Alle mich anblickten, bewies, daß ſie mich für ein ſonderbares und unerklärliches Weſen hielten. Sie nannten mich den größten Medizin=Mann der Welt, denn, ſagten ſie, ich hätte lebende Weſen geſchaffen, ſie könnten ihre Haüptlinge jetzt an zwei Orten lebend ſehen, die, welche ich gemacht hätte, wären etwas lebend, man könne ſehen, wie ſie ihre Augen bewegten, wie ſie lachten, und wenn ſie lachen könnten, würden ſie gewiß auch ſprechen können, ſobald ſie es nur verſuchten, und es müßte daher etwas Leben in ihnen ſein.

Die Frauen kamen darin überein, ſie hätten ſo viel Leben darin entdeckt, daß meine Medizin zu groß für die Mandaner ſei; ſo etwas könne aber nicht hervorgebracht werden, ohne dem Original etwas von ſeiner Exiſtenz zu rauben und es in das Bild zu übertragen, und ſie könnten ſehen, daß es ſich bewege.

Dieſe Verkürzung des natürlichen Daſeins, um einem zweiten Weſen Leben einzuflößen, erklärten ſie für ein unnützes und zerſtörendes Werk, das ihrer glücklichen Gemeinde großen Nachtheil bringen könne. Sie erhoben ein gewaltiges Geſchrei gegen mich, liefen weinend durch das Dorf und erklärten mich für einen „gefährlichen Menſchen, der lebende Weſen machen könne, indem er ſie anblicke und der daher auch, wenn er wolle, auf dieſelbe Weiſe das Leben vernichten könne. Meine Medizin ſei gefährlich für ihr Leben und ich müſſe daher ſogleich das Dorf verlaſſen. Jener böſe Blick würde diejenigen treffen, die ich malte, denn ich raubte denſelben einen Theil ihres Lebens, um es mit nach Hauſe unter die weißen Leüte zu nehmen, und wenn ſie ſtürben, ſo würden ſie keine Ruhe im Grabe haben."

Auf dieſe Weiſe war es den Frauen und einigen alten Quackſalbern gelungen, eine Oppoſition gegen mich hervorzurufen, und die Gründe, welche ſie vorbrachten, waren ſo glaubwürdig und ihrem Aberglauben ſo angemeſſen, daß ſogar mehrere Haüptlinge, die ſich wollten malen laſſen, in Furcht geriethen, ſo daß meine Arbeiten für mehrere Tage unterbrochen wurden. Man berieth ſich Tag für Tag über dieſen Gegenſtand, aber es ſchien ihnen ſehr ſchwer zu werden, ſich zu entſcheiden, was mit mir und meiner gefährlichen Kunſt anzufangen ſei, die ſich ganz anders geſtaltet hatte, als ſie urſprünglich erwarteten. Endlich gelang es mir, zu ihren Berathungen Zutritt zu erhalten; ich verſicherte,

Digitized by Google

daß ich nur ein Menſch ſei, wie ſie, daß meine Kunſt keine Medizin oder Geheimniß ſei, daß jeder von ihnen ſie lernen könne, wenn er ſie ſo lange übe, wie ich, daß ich die freündlichſten Geſinnungen gegen ſie hegte und daß in dem Lande, worin ich lebte, tapfere Männer ſich nicht durch Weibergeſchwätz in Furcht ſetzen ließen. Dieſe Äußerung hob ſogleich alle Schwierigkeiten; Alle ſtanden auf, ſchüttelten mir die Hand und kleideten ſich an, denn Alle wollten gemalt ſein, die Frauen ſchwiegen und meine Hütte wurde beſtändig von Haüptlingen, tapferen Kriegern und Medizin-Männern beſucht, die mit Ungeduld warteten, bis ein Bildniß fertig war, um über die Ähnlichkeit entſcheiden zu können, und für die Geſundheit und das Glück desjenigen, der ſo eben den Händen und der Operation der „weißen Medizin" glücklich entgangen war, lachen, ein neües Lied anſtimmen und eine friſche Pfeife rauchen zu können.

Ich bemerkte, das jedesmal eine oder zwei Pfeifen geſtopft wurden, und ſobald ich zu malen begann, die Haüptlinge und Krieger, welche an den Wänden der Hütte herümſaßen, anfingen zu rauchen, wie ſie ſagten für das Gelingen des Bildes, wahrſcheinlich aber wol mehr, um den, welcher zu ſeinem Bilde ſaß, vor aller Fährlichkeit zu ſchützen; die Pfeife wanderte auf dieſe Weiſe von einem zum anderen, bis das Bild vollendet war.

Indem ich auf dieſe Weiſe malte, hielt ich oft plötzlich ein, als ob etwas falſch ſei, machte einige tüchtige Züge aus der Pfeife, wobei ich den Rauch durch die Naſenlöcher von mir blies und mir das Anſehen gab, als ob mir dies Erleichterung verſchafft hätte und ich nunmehr mit größerer Leichtigkeit und beſſerem Erfolge arbeiten könne. Ich ſagte Jedem, der gemalt war, etwas Schmeichelhaftes über ſein gutes Ausſehen und malte ſie nach ihrem Range oder Stande, indem ich es zu einer Ehrenſache für ſie machte, was ihnen außerordentlich gefiel und meiner Kunſt den Stempel der Achtungswürdigkeit aufdrückte.

Die Haüptlinge nahmen mich dann beim Arm und führten mich in ihre Hütten, wo ein Gaſtmahl im eleganten Stil, d. h. in der beſten Weiſe, welche dies Land zu bieten vermag, meiner wartete. Auch die Medizin-Männer luden mich in gehöriger Form zu einem Feſtmahl ein und ſchenkten mir eine Doktors-Raſſel (Schi-ſchi-quoi), ſowie einen Zauber- oder Doktor-Stab, der mit den Klauen des greülichen Bären, mit den Hufen der Antilope, mit Hermelin-Fellen, wilder Salbei und Fledermaus-Flügeln geſchmückt und mit dem Duft des Iltis parfümirt war; auch wurde ein Hund geſchlachtet und bei den Füßen über meinem Wigwam aufgehängt. Ich war hierdurch in die Geheimniſſe der Medizin eingeweiht und wurde als Mitglied der Geſellſchaft der Conjuraten betrachtet.

Seit dieſem glücklichen Erfolge meiner Arbeiten ging Alles ganz vortrefflich und ich habe viel Unterhaltung gehabt. Nur einmal fand unter den Haüptlingen und tapferen Kriegern ein Streit über den Rang ſtatt, worauf ſie ſehr eiferſüchtig ſind; es wurde jedoch Alles gütlich beigelegt und es hat mir ſeitdem nicht an Beſchäftigung für meinen Pinſel gefehlt, obgleich Einige ihren

Digitized by Google

Entſchluß, ſich malen zu laſſen, wieder aufgaben, aus Furcht, wie man ſagt, ſie würden frühzeitig ſterben oder nach dem Tode nicht ruhig im Grabe ſchlafen können.

Es ſind einige merkwürdige Fälle dieſer Art in meinem Maler-Atelier vorgekommen und ich habe mir dadurch hier einige Todfeinde gemacht, doch hat das in den Geſinnungen der Haüptlinge und Doktoren gegen mich nichts geändert. Es kamen drei oder vier Mal einige ſtolze junge Leute in meine Hütte, die, nachdem ſie die Bildniſſe der Haüptlinge angeſtaunt, mit der Hand vor dem Geſicht an die Seite der Hütte gingen, von wo aus ſie die Haüptlinge von der Seite anblickten, ſtatt ihnen gerade in das Geſicht zu ſehen (welches bei allen Indianer-Stämmen eine faſt unverzeihliche Beleidigung iſt), und nachdem ſie das Gemälde noch eine Weile angeſehen, welches ſie natürlich noch immer gerade anblickte, nahmen ſie ihre Büffelmäntel zuſammen und verließen voll Erſtaunen und Unwillen die Hütte, indem ſie erklärten, daß ſie „die Augen ſich hätten bewegen geſehen“, — daß, während ſie in der Hütte ümhergegangen, „die Augen ihnen überall hin gefolgt ſeien.“ Pelzhändler, Haüplinge und Doktoren, welche dieſe Taüſchung kannten, gaben ſich viele Mühe, jene jungen Leute von ihrem Irrthum zu überzeügen, indem ſie ihnen das Geheimniß erklärten; aber ſie wollten nichts davon hören, indem ſie ſagten, „was ſie mit ihren eigenen Augen geſehen, ſei ihnen Beweis genug und ſie würden ſtets ihren eigenen Augen mehr glauben, als hundert Zungen.“ Alle Verſuche, ſie zu bewegen, meine Hütte wieder zu betreten, oder mit mir in Geſellſchaft zu ſein, waren gänzlich fruchtlos.

Auch von einer anderen Seite her wurden mir Unannehmlichkeiten bereitet. Ein Medizin-Mann, Mah-to-he-hah (der alte Bär), ſuchte nämlich die bei meiner Hütte verſammelte Menge zu überreden, daß Alle, welche ſich in derſelben befänden und ſich malen ließen, Narren ſeien und bald ſterben würden, wodurch er meiner Popularität ſehr ſchadete. Ich ließ ihn jedoch am nächſten Morgen, als ich mit dem Dolmetſcher allein war, auffordern, zu mir zu kommen. Ich ſagte ihm, daß ich bereits ſeit mehreren Tagen meine Augen auf ihn geworfen und daß mir ſein Ausſehen ſo gut gefallen hätte, daß ich mir alle Mühe gegeben, ſeine Geſchichte zu erfahren, die, wie man mir von allen Seiten geſagt, ganz außerordentlich, ſowie auch ſein Charakter und ſein Rang meiner ganzen Aufmerkſamkeit würdig ſeien. Ich hätte ſeit mehreren Tagen beſchloſſen, daß, ſobald durch das Malen der Übrigen die von dem langen Rudern meines Canoes erzeügte Steifheit meiner Hand verſchwunden ſein würde, ich ſein Bildniß anfangen wollte, was ſogleich geſchehen könne. Hierauf ſchüttelte er mir die Hand, winkte mir, mich zu ſetzen und nachdem wir eine Pfeife mit einander geraucht, ſagte er, daß er durchaus keine feindſeligen Geſinnungen gegen mich hege und ſich vor meiner Kunſt nicht fürchte. „Ich weiß“, fügte er hinzu, „du biſt ein guter Mann, du wirſt Keinem ein Leids zufügen, deine Medizin iſt groß und du biſt ein großer Medizin-Mann. Ich möchte mich gern ſelbſt ſehen und daſſelbe wünſchen alle Haüptlinge; aber Alle ſind viele Tage in meiner Medizin-Hütte geweſen und haben mich nicht aufgefordert,

Digitized by Google

hierher zu kommen und mit Farben „lebend gemacht zu werden“ — mein Freünd, ich freüe mich, daß mein Volk dir geſagt hat, wer ich bin — mein Herz iſt froh — ich will in meinen Wigwam gehen und eſſen und in kurzer Zeit werde ich kommen, und dann kannſt du ans Werk gehen.“ Nachdem hierauf noch eine Pfeife geraucht war, ging er fort. Ich bereitete nun Alles vor, mußte aber bis zwölf Uhr auf ihn warten, da er den ganzen Vormittag zu ſeiner Toilette gebraucht hatte.

Endlich erſchien er, mit verſchiedenen Farben, mit Bärenfett und Holzkohle bemalt, mit Medizin-Pfeifen in den Händen und Fuchsſchwänzen an den Hacken, begleitet von mehreren ſeiner Kollegen und einigen Knaben, die er bei ſich zu behalten wünſchte und die, wie ich vermuthe, ſeine Zöglinge waren, welche er in der Materia medica und im Hokuspokus unterrichtete. Er ſetzte ſich mitten in der Hütte nieder, bewegte ſeine Adlerpfeifen hin und her und ſtimmte den Medizin-Geſang an, welchen er über den Todten zu ſingen pflegt, wobei er mir feſt ins Geſicht blickte, bis das Gemälde fertig war. Seine Eitelkeit war vollkommen befriedigt; er kam nun täglich in meine Hütte, betrachtete ſein Bildniß ſtundenlang, zündete meine Pfeife an, wenn ich malte, ſchüttelte mir ein Dutzend Mal täglich die Hand und rühmte überall meine Medizin-Tugenden und meine Geſchicklichkeit, ſo daß dieſe Schwierigkeit glücklich gehoben und er aus meinem Gegner einer meiner eifrigſten Freünde geworden war.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Indianiſcher Stutzer. — Fruchtloſer Verſuch, einen derſelben zu zeichnen. — Mah-to-toh-pa (die vier Bären), der zweite Haüptling des Stammes. — Der Verfaſſer von ihm in ſeinem Wigwam bewirthet. — Die Gerichte dieſes Feſtmahls. — Pemikan und Knochenmark. — Töpfergeſchirr der Mandaner. — Geſchenk einer Büffelhaut.

Außer den Haüptlingen, Kriegern und Doktoren gibt es hier noch andere Perſonen, über die ich noch einige Worte ſagen muß, ehe ich zu anderen Gegenſtänden übergehe. Ich meine die im vorigen Kapitel bereits erwähnten Indianiſchen Stutzer, die an ſchönen Tagen um das Dorf herum ſtolziren, auf das Prächtigſte herausgeputzt, jedoch ohne die ehrenvollen Siegeszeichen der Skalp-Locken und der Klauen vom greülichen Bären, denn ſie ſind nicht ſehr begierig, wegen der erſteren ihr Leben in ehrenvollem Kampfe aufs Spiel zu ſetzen, oder dem Letzteren zu begegnen. Sie bleiben vielmehr gewöhnlich bei dem Dorfe und kleiden ſich in die Felle ſolcher Thiere, die ſie leicht erlegen können, ohne die rauhen Felſen nach dem Kriegs-Adler zu durchſtreifen, oder

den greülichen Bären in ſeinen Schlupfwinkeln aufzuſuchen. Sie ſchmücken ſich mit Schwan-Dunen und Enten-Federn, mit Geflechten von wohlriechendem Graſe und anderen harmloſen und unbedeütenden Dingen, die, gleich ihnen ſelbſt, kein anderes Verdienſt haben, als daß ſie hübſch und zierlich ausſehen.

Dieſe zierlichen und eleganten Herren, deren es in jedem Stamme nur wenige gibt, werden von den Haüptlingen und Kriegern verachtet, da Alle ſehr wohl wiſſen, welchen gewaltigen Abſcheü ſie vor Waffen haben, weshalb man ſie „Feiglinge“ oder „alte Weiber“ nennt. Sie ſcheinen ſich jedoch hieraus wenig zu machen und mit der Berühmtheit, die ſie wegen der Schönheit und Eleganz ihrer perſönlichen Erſcheinung bei den Frauen und Kindern erlangt haben, zufrieden zu ſein und ſich des Lebens zu freüen, obgleich ſie als die Müſſiggänger des Stammes betrachtet werden.

An ſchönen Tagen ſieht man ſie in ihrem ganzen Staate mit einem Fächer von dem Schwanze eines Truthahns in der Rechten, einer Peitſche und einem Fliegenwedel an derſelben Handwurzel auf ihrem kleinen ſcheckigen Pferde mit einem weißen, mit Büffel-Haaren gepolſterten und mit Stachelſchwein-Stacheln und Hermelin beſetzten Sattel von Hirſchhaut durch das Dorf und um daſſelbe einige Stunden herum reiten, worauf ſie ſich vorſichtig dem Orte nähern, wo die Krieger und jungen Leüte ſich mit männlichen und athletiſchen Spielen unterhalten. Wenn ſie hier eine oder zwei Stunden zugeſehen haben, begeben ſie ſich nach Hauſe, ſatteln ihre Pferde ab, treiben ſie auf die Weide, nehmen einige Erfriſchungen zu ſich, rauchen eine Pfeife, fächeln ſich in den Schlaf und verbringen den übrigen Theil des Tages mit Nichtsthun.

Während ich malte kamen täglich zwei oder drei dieſer Gecken in ihrem Putze an meine Thür, ohne daß ſie weiter etwas erfuhren, als was ſie durch die Spalten meiner Hütte ſehen konnten. Die Haüptlinge gingen an ihnen vorüber, ohne ſie zu beachten und natürlich auch, ohne ſie zum Eintreten aufzufordern, während ſie ſelbſt offenbar nur deshalb täglich vor meiner Hütte erſchienen, damit ich ſie malen möchte. Ich beſchloß auch dies zu thun, denn ihr Anzug war ſchöner, als irgend ein anderer im ganzen Dorfe; als ich daher die Bildniſſe aller angeſehenen Männer, die ſich wollten malen laſſen, vollendet hatte und ſich nur zwei oder drei Haüptlinge in meiner Hütte befanden, ging ich an die Thür, berührte einen jener jungen Leute an der Schulter, der auch ſogleich den Wink verſtand und mir folgte, hoch erfreüt über die ehrenvolle Auszeichnung, die ich endlich ihm und ſeinem ſchönen Anzuge zu Theil werden ließ. Es iſt unmöglich, den Ausdruck der Dankbarkeit in dem Geſichte dieſes armen Burſchen zu ſchildern, deſſen Herz vor Freüde und Stolz bei dem Gedanken ſchlug, daß ich ihn ausgewählt habe, um ihn neben den Haüptlingen und Angeſehenen, deren Bildniſſe er in der Hutte ſah, unſterblich zu machen, und er hielt ſich durch dieſe Ehre gewiß hinreichend dafür belohnt, daß er drei Wochen lang täglich auf das Schönſte bemalt und geputzt und bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuße vor meiner Hütte geſtanden hatte.

Ich fing nun an, ihn in ganzer Figur zu zeichnen, und er war in der That ein hübſcher Burſche; ſein Anzug war vom Kopf bis zu den Füßen aus

Digitized by Google

den Fellen der Bergziege gemacht, die an Weiche und Weiße faſt dem Chineſiſchen Kreppe gleichkamen, und mit Hermelin und ſchön gefärbten Stachelſchwein-Stacheln beſetzt waren. Sein langes Haar, welches über Rücken und Schultern herabhing, reichte faſt bis auf die Erde und war, gleich dem der Frauen, auf der Stirn geſcheitelt. Er hatte eine große und ſchöne Figur, und eine Anmuth und Leichtigkeit in den Bewegungen, die einer beſſeren Kaſte würdig waren. In der linken Hand hielt er eine prächtige Pfeife, in der rechten den Fächer, und an derſelben Hand hingen noch die Peitſche von Elenshorn und der aus einem Büffelſchwanze gemachte Fliegenwedel. Es war nichts Furchtbares an ihm und nichts, was den feinſten, keüſcheſten Sinn hätte beleidigen können.

Soweit war ich gekommen, als die Haüptlinge, die in meiner Hütte ſaßen und deren Bildniſſe ich früher gemalt hatte, plötzlich aufſtanden, ſich dicht in in ihre Büffelhaüte wickelten und ſchnell auf ungewöhnliche Weiſe meine Hütte verließen. Ich bemerkte wol ihre Unzufriedenheit, fuhr jedoch fort zu malen, als einige Augenblicke ſpäter der Dolmetſch in meine Hütte ſtürzte und ausrief: „Mein Gott, Herr, das geht nimmer gut; Ihr habt die Haüptlinge ſehr beleidigt — ſie haben ſich gegen mich über Euer Benehmen beklagt — ſie ſagen, dies ſei ein unwürdiger, unbedeütender Menſch, und wenn Ihr ſein Bildniß maltet, ſo müßtet Ihr augenblicklich die ihrigen vernichten — es bleibt Euch keine Wahl, lieber Herr, und je ſchneller Ihr dieſen Burſchen aus Eurer Hütte fortſchickt, um ſo beſſer.“ Daſſelbe wurde dem jungen Manne durch den Dolmetſch geſagt, worauf er ſeine Büffelhaut umhing, den Fächer dicht vors Geſicht hielt und ſchweigend, aber mit einem erzwungenen Lächeln meine Hütte verließ, eine kurze Zeit ſeine frühere Stellung an der Thür wieder einnahm und dann ruhig nach Hauſe ging. So hoch ſchätzten die Tapferen und Würdigen unter den Mandanern die Ehre gemalt zu werden und ſo ſehr verachten ſie jeden, wie reich auch die Natur ihn mag ausgeſtattet haben, der nicht den Stolz und das edle Weſen eines Kriegers hat.

Es iſt bereits im 13. Kapitel des zweiten Haüptlings Mah-to-toh-pa (die vier Bären) mit wenigen Worten gedacht worden. Er iſt der beliebteſte Mann unter den Mandanern, und ſowol ein hochherziger, tapferer Krieger, als auch ein höflicher und feiner Weltmann. Seitdem ich ſein Bildniß gemalt, hat er mir mancherlei Aufmerkſamkeiten erwieſen, von denen ich einige hier näher beſchreiben muß, da ſie zur genaueren Kenntniß des Indianer-Lebens beitragen.

Eines Tages kam er um zwölf Uhr Mittags, prächtig gekleidet, in meine Hütte, legte ſeinen Arm in den meinigen und führte mich auf die höflichſte Weiſe durch das Dorf in ſeine Hütte, wo ein ſorgfältig bereitetes Mahl meiner wartete. Seine Hütte war ſehr geraümig, denn ſie hatte 40—50 Fuß im Durchmeſſer und etwa 20 Fuß Höhe. In der Mitte befand ſich ein mit Steinen ausgeſetztes Loch von 5—6 Fuß Durchmeſſer und einen Fuß tief, worin das Feüer brannte, über welchem der Keſſel hing. Ich mußte mich nahe am Feüer auf eine ſehr ſinnreich mit Hieroglyphen bemalte Büffelhaut ſetzen;

Digitized by Google

er ſelbſt ſaß auf einer anderen in einiger Entfernung von mir und die Schüſſeln ſtanden auf einer hübſchen Binſen-Matte zwiſchen uns.

Das einfache Mahl beſtand nur aus drei Schüſſeln; eine derſelben, eine irdene, von der eigenen Fabrik der Mandaner, etwa von der Form eines Backtroges, enthielt Pem-i-can und Knochenmark; die beiden anderen waren von Holz. In der einen befanden ſich köſtlich geröſtete Büffelrippen, in der anderen eine Art Pudding aus dem Mehl der Pomme blanche (Psoralia esculenta), einer Art Rübe der Prairie, mit Büffelbeeren gewürzt, die hier in großer Menge eingeſammelt und zu verſchiedenen Speiſen verwendet werden.

Neben den Schüſſeln lag eine hübſche Pfeife und ein aus Otternfell gemachter Tabacksbeütel mit K'nick-k'neck oder Indianer-Taback (Rinde der rothen Weide, Cornus sericea) gefüllt [6]). Als wir uns geſetzt hatten, nahm mein Wirth dieſe Pfeife, ſtopfte ſie bedächtlich und ſtatt ſie am Feüer anzuzünden, zog er Stahl und Stein aus der Taſche hervor, und nachdem er ſie in Brand geſetzt und zwei ſtarke Züge gethan hatte, reichte er mir die Spitze hin, worauf ich ebenfalls einige Züge that, während er das Rohr in der Hand hielt. Sodann legte er die Pfeife weg, zog ſein Meſſer aus dem Gürtel, ſchnitt ein kleines Stück Fleiſch ab und warf es mit den Worten: „Ho-pi-ni-ſchih wa-pa-ſchïh" (d. h. Medizin-Opfer) ins Feüer.

Nunmehr forderte er mich durch Zeichen auf, zu eſſen, und ich leiſtete dieſer Einladung Folge, nachdem ich mein Meſſer hervorgezogen hatte, denn hier führt Jeder ſein Meſſer bei ſich, da bei Indianiſchen Gaſtmählern niemals dem Gaſte ein Meſſer gereicht wird. Es darf auch nicht auffallen, daß ich allein aß, denn bei allen Stämmen dieſer weſtlichen Gegenden iſt es unveränderliche Regel, daß ein Haüptling niemals mit ſeinen Gäſten zugleich ißt; während ſie es ſich wohlſchmecken laſſen, ſitzt er neben ihnen, um ſie zu bedienen und ſtopft die Pfeife, die nach beendigter Mahlzeit die Runde machen ſoll. So war es auch jetzt; während ich ſpeiſte, ſaß Mah-to-toh-pa mit gekreüzten Beinen neben mir und reinigte die Pfeife, um ſie zum Rauchen zuzubereiten, wenn ich geſättigt ſein würde. Ich bemerkte, daß er ungewöhnliche Sorgfalt darauf verwendete. Nachdem er eine hinreichende Menge K'nick-k'neck aus dem Tabacksbeütel herausgenommen, langte er ein Stück Biberfett hervor, welches dieſe Indianer ſtets unter dem Taback mit ſich führen, um ihm einen angenehmen Geruch zu geben, ſchabte etwas davon ab und miſchte es unter die Rinde, womit er die Pfeife ſtopfte, worauf er zuletzt noch etwas getrockneten und gepulverten Büffelmiſt auf den Taback ſtreüte, um die Pfeife leichter anzünden zu können. Als ich geſättigt war, ſtand ich auf und nachdem die Pfeife in Brand geſetzt worden, blieben wir noch eine Viertelſtunde beiſammen und unterhielten uns, in Rauchwolken gehüllt, durch Zeichen.

Über das erwähnte, aus Pemikan und Knochenmark beſtehende Gericht will ich noch einige Worte ſagen. Der Pemikan iſt ein Nahrungsmittel, welches in dieſem Lande eben ſo allgemein genoſſen wird, wie in der civiliſirten Welt das Brot [7]). Es wird aus hart getrocknetem Büffelfleiſch gemacht,

welches man in hölzernen Mörſern ſo lange ſtößt, bis es ſo fein wie Sägeſpäne geworden iſt, worauf man es in Blaſen oder Säcke von Leder packt und in dieſem Zuſtande durch die ganze Welt verſenden kann. Das Knochenmark ſammeln die Indianer aus den Büffelknochen, die ſie zerſchlagen und auskochen; dieſe Knochen geben eine ungeheüre Menge Mark, welches in Büffelblaſen gegoſſen wird und, nachdem es abgekühlt iſt, ſo feſt iſt wie Talg und das Ausſehen und auch ungefähr den Geſchmack wie die beſte gelbe Butter hat. Bei der Mahlzeit werden Stücke dieſes Markes in dieſelbe Schüſſel mit dem Pemikan gelegt und zuſammen gegeſſen; für uns Weiße iſt dies ein ſehr gutes Erſatzmittel für Brot und Butter und wir nennen es auch gewöhnlich ſo. In dieſer Schüſſel lag ein Löffel aus Büffelhorn, der ſchwarz wie Ebenholz und ſehr ſchön polirt war. In einer der anderen Schüſſeln befand ſich ein noch kunſtvoller gearbeiteter Löffel von dem Horn des Bergſchafes (**Ovis montana Desmarest.**), der faſt ganz durchſichtig und ſo groß war, daß er gewiß ein bis anderthalb Quart hielt.

Die oben erwähnten Schüſſeln oder Schalen, worin ſich die Speiſen befanden, ſind ein gewöhnliches Küchengeräth in jeder Mandaniſchen Hütte; ſie werden von den Frauen in großer Menge und in den verſchiedenſten Formen aus einem zähen, ſchwarzen Thon mit der Hand verfertigt, in eigends dazu erbauten Öfen gebrannt und ſind, obgleich nicht glaſirt, faſt eben ſo hart, wie unſer Töpfergeſchirr und ſo ſtark, daß man ſie über das Feüer hängt und Fleiſch darin kocht. Ich ſah früher mehrere Stücke dieſer Art, die man in den ſüdlichen und mittleren Staaten in der Damm-Erde und in Gräbern gefunden und in den öſtlichen Muſeen aufgeſtellt hat; dieſe Gegenſtände wurden als etwas ſehr Wunderbares angeſtaunt, allein hier, wo man ſie zu Hunderten im Gebrauch und im Sommer täglich anfertigen ſieht, iſt das Räthſel gelöſt*).

Während ich in dem Wigwam ſpeiſte, herrſchte daſelbſt eine Todtenſtille, obgleich wir nicht allein waren, denn dieſer Haüptling hat, gleich den meiſten anderen, mehrere Frauen, und Alle (ſechs oder ſieben) ſaßen an den Wänden der Hütte auf Büffelhaüten oder Matten, durften aber nicht ſprechen; dagegen waren ſie ſtets aufmerkſam auf die Befehle ihres Gebieters, die durch Zeichen mit der Hand gegeben und von ihnen ſehr gewandt und ſchweigend vollzogen wurden.

Als ich weggehen wollte, ſchenkte mir der Haüptling die Pfeife, aus der wir geraucht und die Büffelhaut, auf der ich geſeſſen hatte; letztere nahm er von der Erde auf und erklärte mir durch Zeichen, daß die Malerei auf derſelben die Gefechte darſtelle, in welchen er gekämpft und vierzehn Feinde mit eigener Hand getödtet habe; zwei Wochen habe er dazu gebraucht, dies für mich zu zeichnen und mich nun eingeladen, um mir dieſe Büffelhaut zu ſchenken. Ich hing dieſelbe über die Schultern, und er führte mich am Arm zurück in meine Hütte.

Digitized by Google

Siebenzehntes Kapitel.

Vielweiberei. — Gründe und Entſchuldigung derſelben. — Heirathen, wie ſie vollzogen werden. — Die Frauen werden gekauft und verkauft. — Ältern- und Kindesliebe. — Tugend und Beſcheidenheit der Frauen. — Frühzeitige Heirathen. — Sklaviſche Beſchäftigungen der Indianiſchen Frauen. — Pomme blanche. — Getrocknetes Fleiſch. — Getreide-Gruben (Caches). — Art zu kochen und Zeit des Eſſens. — Stellungen beim Eſſen. — Trennung der Männer und Frauen beim Eſſen. — Die Indianer ſind mäßige Eſſer. — Einige Ausnahmen hiervon. — Trocknen des Fleiſches in der Sonne ohne Rauch und Salz. — Die wilden Indianer eſſen kein Salz.

Die Vielweiberei findet ſich bei allen nordamerikaniſchen Indianern, ſoweit ich ſie beſucht habe, und es iſt nichts Ungewöhnliches, daß ein Haüptling ſechs, acht oder zehn und zuweilen ſogar zwölf bis vierzehn Frauen in ſeiner Hütte hat. Es iſt dies ein alter Gebrauch und nach ihrer Anſicht ebenſo ſchicklich als nothwendig. Unter den Wilden werden die Frauen ſtets für geringer gehalten als die Männer, zu welchen ſie in mancher Hinſicht mehr in dem Verhältniſſe von Geſinde und Sklaven ſtehen, und da ſie „Holzhauer und Waſſerträger“ ſind, ſo iſt es für den Haüptling (der, um ſeine Beliebtheit zu bewahren, offene Tafel halten muß) nothwendig, in ſeinem Wigwam eine hinreichende Anzahl ſolcher Hausmädchen oder Dienſtboten zu haben, welche die zahlreichen, in einem ſo großen und koſtſpieligen Haushalte vorkommenden Arbeiten verrichten.

Es gibt für dieſen Gebrauch noch zwei andere Gründe, die von ebenſo großem, wenn nicht noch größerem Gewicht ſind, als der oben angegebene. Zuerſt beſitzt dies Volk, obgleich es den civiliſirten Nationen an Gewinnſucht nachſteht, dennoch mehr oder weniger eine Leidenſchaft für die Anhaüfung von Reichthümern, oder, mit anderen Worten, für die Genüſſe des Lebens; und ein Haüptling, der dies Verlangen und zugleich den Wunſch hegt, ſeine Hütte etwas mehr als gewöhnlich für die Bewirthung ſeines Volkes und der Fremden, die ſeine Gaſtlichkeit in Anſpruch nehmen, einzurichten, hält es für angemeſſen, mehrere Frauen zu nehmen, die den größten Theil des Jahres hindurch ſchwere Arbeiten verrichten müſſen, wodurch er in den Stand geſetzt wird, ſich jene Genüſſe zu verſchaffen und ſeiner Hütte ein nicht gewöhnliches Anſehen zu geben. Unter den Stämmen, die mit den Pelz-Compagnien Handel treiben, wird dies Syſtem ſehr weit getrieben und die Frauen müſſen die meiſte Zeit darauf verwenden, Büffel- und andere Haüte für den Verkauf zuzubereiten. Derjenige Krieger oder Haüptling, welcher die meiſten Frauen hat, gilt daher für den reichſten Mann und wird von dem ganzen Stamme beneidet, denn ſeine Tafel iſt am reichlichſten beſetzt, ſeine Hütte am meiſten mit den Luxus-Gegenſtänden der civiliſirten Welt verſehen und am Schluſſe des Jahres hat er die meiſten Haüte an die Pelz-Compagnie zu verkaufen.

Alle Handarbeit wird bei den Wilden von den Frauen verrichtet, und da Niemand für Tagelohn arbeitet, ſo iſt derjenige, welcher zur Beſorgung ſeines Haushalts mehr als einer Frau bedarf, genöthigt, ſeine Arbeiter durch die Gebraüche der Heirath zu vermehren; denn nur auf dieſe Weiſe kann er ſie zu ſeinen Sklaven machen und ihre Arbeit zu ſeinem Nutzen verwenden.

Ein anderer Grund, und wahrſcheinlich der mächtigſte von allen, iſt, daß ein Mann, der bei ſeinem Volke in hohem Anſehen ſteht und die Macht in Händen hat, Verſuchungen ausgeſetzt iſt, die zu unterdrücken er für unnatürlich hält, da keine Geſetze und geſellſchaftliche Verordnungen ihm im Wege ſtehen.

Es gibt auch noch andere und ſehr vernünftige Gründe für die Zweckmäßigkeit eines ſolchen Gebrauchs; einer derſelben iſt folgender: Da alle Indianer-Nationen in ihrem Naturzuſtande theils wegen alter, nie endender Fehden, theils aus Liebe zum Ruhm, den zu erlangen für den Indianer das Schlachtfeld faſt der einzige Weg iſt, mit den ſie umgebenden Stämmen faſt in beſtändigem Kampfe leben, ſo werden oft ſo viele ihrer Krieger getödtet, daß in einem Stamme zuweilen zwei und ſogar drei Frauen auf einen Mann kommen. In ſolchen Fällen iſt die Vielweiberei von weſentlichem Nutzen.

Die angeführten Beiſpiele von Vielweiberei ſind im Allgemeinen auf die Haüptlinge und Medizin-Männer beſchränkt, obgleich keine Verordnung einem armen oder unberühmten Manne verbietet, mehrere Weiber zu nehmen und nur perſönliche Schwierigkeiten, wie Unberühmtheit, oder, was noch haüfiger der Fall iſt, Mangel an weltlichen Gütern, ihn verhindern können, auf die herkömmliche Weiſe mit den Vätern der Mädchen, die er in ſeinen Haushalt aufzunehmen wünſcht, zu unterhandeln.

Ein armer oder gewöhnlicher Indianer hat daher in dieſen Gegenden ſelten mehr als eine Frau; dagegen haben die Haüptlinge, die tapferſten Krieger und die Doktoren gewöhnlich ſechs oder acht Frauen, die alle unter einem Dache leben und ſich dem Anſchein nach ganz gut vertragen und ſich in ihr Schickſal fügen.

Man unterhandelt hier wegen der Frauen meiſtens mit dem Vater, da ſie ſtets gekauft und verkauft werden. In vielen Fällen wird auf die Neigung des Mädchens gar keine Rückſicht genommen, ſondern der Handel mit dem Vater allein abgeſchloſſen, der dieſe Angelegenheit als ein Geldgeſchäft behandelt, wobei er einen möglichſt hohen Preis zu erlangen ſucht. Es kommen jedoch auch Fälle wechſelſeitiger Neigung vor und die Verſprechungen und Gelübde werden eben ſo heilig und unverletzlich gehalten, wie in der civiliſirten Welt. Aber auch in dieſem Falle erhält der Vater des Mädchens die üblichen Geſchenke.

Für die Pelzhändler dieſer Gegenden iſt es nothwendig, ſich auf dieſe Weiſe mit einer oder mehreren der einflußreichſten Familien des Stammes, unter dem ſie leben, zu verbinden, weil dies gewiſſermaßen ihr Intereſſe mit dem der Nation verſchmilzt und ſie in den Stand ſetzt, durch den Einfluß ihrer neüen Verwandtſchaft ihr Geſchäft vortheilhafter zu betreiben. Es können indeß nur die Mädchen der angeſehenſten Familien auf eine ſolche Standes-Erhöhung

Digitized by Google

Anſpruch machen und ſie ſind gewöhnlich ſehr begierig danach, weil ſie dadurch von den Sklaven-Arbeiten, die bei einer Verheirathung mit Indianern ihrer warten, befreit werden, ein bequemes und müßiges Leben führen, ſich mit Mänteln von blauem und rothem Tuch bekleiden, mit Bändern und anderem Flitterſtaat ſchmücken können und von dem weiblichen Theile des ganzen Stammes beneidet werden.

Verbindungen dieſer Art kann man indeß wol kaum Heirathen nennen, da ſie ohne alle Förmlichkeit geſchloſſen und auch ebenſo wieder aufgelöſt werden, wenn der Weiße ſich zu einem anderen Stamme zu begeben wünſcht. Die verlaſſene Frau iſt dann eine gute Partie und der Vater gibt ſie ohne weiteres dem Erſten, der ſich meldet, wenn er ihm nur ein Pferd, eine Flinte u. ſ. w. als Geſchenk bringt.

Aus dieſem herabgewürdigten Zuſtande, in welchem die Frauen unter den Indianern leben, wird man vielleicht ſchließen, daß in dieſem Lande von gegenſeitiger Liebe und Anhänglichkeit nicht die Rede ſein könne; allein dies wäre eine falſche Schlußfolge und eine Ungerechtigkeit gegen die Indianer, die in ehelicher, kindlicher und älterlicher Liebe uns in keiner Weiſe nachſtehen. Ich werde ſpäter, wenn ich von der Ehe, der Eheſcheidung, der Vielweiberei und den haüslichen Verhältniſſen der Indianer ſpreche, mehr über dieſen Gegenſtand ſagen.

Die Frauen der Mandaner ſind ſchön und beſcheiden, und in den ehrenwerthen Familien wird die Tugend eben ſo hoch geſchätzt, wie irgendwo in der Welt; dennoch gibt man für das ſchönſte und beſcheidenſte Mädchen des Stammes vielleicht nur zwei Pferde, eine Flinte nebſt einem Vorrath von Kugeln und Pulver für ein Jahr, fünf bis ſechs Pfund Glasperlen, einige Quart Branntwein und eine Anzahl Pfriemen.

Bei den Mandanern, wie bei den meiſten nordweſtlichen Stämmen, heirathen die Mädchen in dem Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, zuweilen ſelbſt ſchon im elften Jahre. Aus dieſem Grunde und wegen ihrer beſchwerlichen Lebensweiſe verſchwindet ihre Schönheit bald nach der Verheirathung. Sie ſind faſt immer beſchäftigt und unterziehen ſich allen Arbeiten ohne Murren.

Die Hauptbeſchäftigungen der Frauen in dieſem Dorfe beſtehen darin, Holz und Waſſer herbeizuſchaffen, Buffel- und andere Haüte zu gerben, Fleiſch und wilde Früchte zu kochen und Mais zu bauen. Die Mandaner treiben etwas Ackerbau und gewinnen viel Mais und Kürbiſſe. Das Feld wird ausſchließlich von den Frauen bearbeitet, die ſich ſtatt des Pfluges der Hacken aus dem Schulterblatte des Büffels oder Elk-Hirſches bedienen, und es iſt dies natürlich eine ſehr ſchwere Arbeit. Der Mais, den ſie bauen, hat ſehr kleine Ähren, denn ſie ſind nicht länger als der Daumen eines Mannes; es iſt dies die einzige Art, die hier gedeiht, denn die anderen Varietäten reifen nicht in einem ſo kalten Klima. Die Jahreszeit des grünen Korns iſt ein großes und wichtiges Feſt für ſie. Der größte Theil ihrer Ärnte wird während dieſer Feſte verzehrt; den Reſt trocknet man in den Ähren, ehe ſie reif geworden und bewahrt ſie in Gruben in der Erde (Mochä — Caches der

Digitized by Google

Franzoſen) auf, die 6—7 Fuß tief ſind und an der Öffnung dicht verſchloſſen werden. In dieſen Gruben wird auch ſelbſt in der ſtrengſten Jahreszeit getrocknetes Fleiſch und Pemikan aufbewahrt, indem man es, ebenſo wie das Getreide, dicht mit Prairie-Gras aufeinander packt [9]).

Mais und getrocknetes Fleiſch werden im Herbſt in hinreichender Menge für den Winter eingeſammelt, denn ſie bilden die Haupt-Nahrungsmittel während dieſer langen und rauhen Jahreszeit; außerdem haben ſie auch oft noch große Vorräthe von getrockneten Kürbiſſen und Pommes blanches (Psoralea esculenta), einer Art Rübe, welche ſehr häufig in der Prairie wächſt. Letztere werden in großer Menge getrocknet, zu Mehl zerſtoßen und mit getrocknetem Fleiſch und Mais gekocht. Auch wilde Früchte, wie Büffel-Beeren, Serrice-Beeren (Amelanchior sanguinea), Erdbeeren und wilde Pflaumen werden in Menge für den Winter getrocknet.

Das wichtigſte Nahrungsmittel iſt jedoch das Büffel-Fleiſch. Es ſind in dieſen weſtlichen Gegenden, nach einer mäßigen Schätzung, etwa 250,000 Indianer, die das ganze Jahr hindurch ausſchließlich von dem Fleiſche der Büffel leben. In den Sommer- und Herbſt-Monaten eſſen ſie friſches Fleiſch, welches ſie röſten, braten, kochen, ſchmoren, räuchern u. ſ. w.; auch kochen ſie die Rippen und die Schenkelknochen mit dem Mark, welches eine wohlſchmeckende Suppe gibt, die allgemein und in großer Menge gegeſſen wird [10]). Die Mandaner haben keine beſtimmte Zeit für ihre Mahlzeiten, doch eſſen ſie gewöhnlich zwei Mal in 24 Stunden. Der Keſſel hängt ſtets kochend über dem Feüer und wer hungrig iſt, er mag zum Hauſe gehören oder nicht, hat das Recht, in jede Hütte, ſelbſt in die des Haüptlings, zu treten, den Keſſel abnehmen zu laſſen und ſoviel zu eſſen, als ihm beliebt, ſobald Unglück oder Noth ihn dazu zwingt. Dieſer Gebrauch iſt allgemein bei den Indianern Nordamerika's und ſelbſt der ärmſte und unwürdigſte Müſſiggänger der Nation, welcher zu träge iſt, um auf die Jagd zu gehen und ſelbſt für ſich zu ſorgen, kann in jede Hütte eintreten und man wird redlich mit ihm theilen, ſo lange noch etwas zu eſſen da iſt. Wer jedoch im Stande iſt, auf die Jagd zu gehen, und dennoch auf dieſe Weiſe bettelt, muß ſein Mahl theüer bezahlen, denn er erhält den entehrenden Beinamen „Memme" und „Bettler".

Die Mandaner ſitzen bei ihren Mahlzeiten, gleich allen anderen Stämmen, mit gekreüzten Beinen, oder vielmehr mit gekreüzten Knöcheln, wobei ſie die Füße dicht an den Leib heranziehen; haüfig eſſen ſie jedoch auch in liegender Stellung, indem die Beine ausgeſtreckt ſind und der Körper auf dem einen Ellnbogen und Vorderarm ruht. Die Schüſſeln ſtehen immer auf dem Fußboden der Hütte und die Eſſenden lagern ſich um dieſelben herum auf Büffelhaüten oder Matten.

Die Frauen nehmen beim Eſſen und bei anderen Gelegenheiten eine andere Stellung ein, als die Männer; ſie biegen nämlich beide Knien zuſammen, neigen den Körper zuruck, Kopf und Schultern dagegen vorwärts und hocken ganz auf den Boden nieder, indem ſie beide Füße nach der rechten oder linken Seite hinſtrecken. In dieſer ebenſo anſtändigen, als anmuthigen Stellung

Digitized by Google

nehmen ſie ihre Mahlzeiten ein, und ſie laſſen ſich auf dieſe Weiſe nieder und ſtehen auf, ohne ſich dabei der Hände als Stützen zu bedienen.

Dieſe Frauen mögen indeß noch ſo ſchön und noch ſo hungrig ſein, ſie dürfen niemals an der Mahlzeit der Männer Theil nehmen. So weit ich in dem Indianer-Lande herumgekommen bin, habe ich niemals geſehen, daß eine Frau mit ihrem Manne zuſammen gegeſſen hätte. Zuerſt halten die Männer ihre Mahlzeit und dann erſt kommen die Frauen, Kinder und Hunde an die Reihe, und dieſe eſſen gewöhnlich ungeheüer viel, was bei den Männern ſehr ſelten der Fall iſt.

Es dürfte wol Zeit ſein, endlich einmal einen allgemein verbreiteten Irrthum in Bezug auf dieſen Gegenſtand zu berichtigen. Es wird überall behauptet und auch faſt überall geglaubt, daß die Indianer „ungeheüre Eſſer" ſind; ich kann indeß verſichern, daß dies ein Irrthum iſt. Nirgends wird ſo viel Vorſicht und Selbſtverleügnung bewieſen, als von den Männern unter den wilden Indianern, welche ihr Leben im Kriege, auf der Jagd oder mit körperlichen Übungen hinbringen und ſo hohe Begriffe von Stolz und Ehre haben, daß ſie ſorgfältig jeden Exceß vermeiden. Auch wird ihnen einen großen Theil ihres Lebens die größte Enthaltſamkeit auferlegt, um ihren Körper gegen die Beſchwerden abzuhärten, die ihrer warten. Mancher, der ſich einige Wochen an der Gränze unter den betrunkenen, nackten, bettelnden Indianern aufgehalten hat, und bei ſeiner Rückkehr ein Buch über die Indianer ſchreibt, hat ſie ohne Zweifel auch unmäßig eſſen und ſo viel Branntwein trinken ſehen, daß ſie ſich nicht rühren konnten; denn dergleichen Fälle kommen zu Tauſenden vor, wo die Indianer durch die Weißen zu Bettlern gemacht worden ſind. Aber unter den wilden Indianern in dieſer Gegend gibt es keine Bettler, keine Trunkenbolde, und jeder Mann iſt eifrig bemüht, ſeinen Körper, wie ſeinen Geiſt in ſo geſundem Zuſtande zu erhalten, daß er ſich ſeiner Waffen zur Vertheidigung bedienen, oder bei ihren mannhaften Spielen um den Preis kämpfen kann.

Es wurde bereits oben erwähnt, daß die Indianer gewöhnlich nur zweimal, zuweilen ſogar nur einmal des Tages eſſen und daß ihre Mahlzeiten im Vergleich mit denen der Weißen leicht und einfach ſind. Wenn ſie dagegen, wie es zu gewiſſen Zeiten geſchieht, mehrere Tage hinter einander gefaſtet, oder wenn ſie ſich keine Lebensmittel haben verſchaffen können, dann beginnen ſie, dem Gebrauche gemäß, allerdings mit einer tüchtigen Mahlzeit; aber man iſt doch keineswegès berechtigt, ſie deshalb überhaupt für Freſſer zu halten. Ich habe viele Indianer geſehen, habe lange unter ihnen gelebt und habe oft geglaubt, bei ihren geringen Mahlzeiten verhungern zu müſſen, und kann es daher mit voller Überzeügung ausſprechen, daß die nordamerikaniſchen Indianer, ſelbſt wenn ſie Lebensmittel im Überfluſſe haben, weniger eſſen als die civiliſirten Völker.

Die Art, wie ſie das Büffelfleiſch zur Aufbewahrung zubereiten, iſt merkwürdig und in der That faſt unglaublich, denn ſie trocknen es nur in der Sonne, ohne Beihülfe von Salz oder Rauch! Man verfährt dabei auf folgende Weiſe: Nachdem die Frauen die beſten Theile von dem Fleiſche des Büffels

ausgewäht und ſie, quer gegen die Faſern, in einen halben Zoll dicke Streifen, und zwar ſo zerſchnitten haben, daß die Lagen von magerem Fleiſche und Fett abwechſeln, werden dieſelben in großer Menge an Querſtangen aufgehängt, die außer dem Bereich der Wölfe und Hunde auf Gabelhölzern ruhen. Hier bleibt das Fleiſch mehrere Tage der Einwirkung der Sonne ausgeſetzt, wodurch es ſo vollkommen trocken wird, daß man es ohne Nachtheil überall hin verführen kann. Dieſe bei allen Indianer-Stämmen bis Mexiko gebräuchliche Art des Trocknens geſchieht in den heißeſten Monaten und läßt ſich wol nur durch die große Dünne und Reinheit der Atmoſphäre in dieſem weiten Landſtriche erklären, den man ſehr paſſend die großen Büffel-Ebenen nennt, die aus einer Reihe hoher Steppen- oder Prairie-Plateaus beſtehen, welche ſich bis an den Fuß der Felſen-Gebirge hinziehen.

So überraſchend es den meiſten Menſchen ſein mag, daß man Fleiſch ohne Rauch und Salz in der Sonne trocknen kann, ebenſo auffallend dürfte wol die Thatſache ſein, daß dieſe Indianer-Stämme ſich niemals des Salzes bedienen, obgleich ihr Land reich an Salzquellen iſt und in manchen Gegenden, die häufig von den Indianern beſucht werden, die Prairie mehrere engliſche Meilen weit ſo mit einem Salz-Anfluge bedeckt iſt, daß ſie wie beſchneit erſcheint. Auf meinen Reiſen mit den Indianern lagerten wir uns oft an ſolchen Stellen, allein niemals konnte ich ſie bewegen, beim Kochen oder Eſſen ſich des Salzes zu bedienen. Sie kochen indeß ihr Fleiſch länger, als die civiliſirten Völker und ich habe mich überzeugt, daß man Fleiſch, welches auf dieſe Weiſe gekocht worden, ſehr gut ohne Salz und anderes Gewürz genießen kann *).

Dies gilt jedoch nur von den Indianern, die noch im Urzuſtande leben und ſich ganz von Fleiſch nähren; längs der Gränze dagegen, wo das Wild ſchon längſt ausgerottet iſt und die halb civiliſirten Indianer ſich, gleich uns, von verſchiedenen Pflanzen nähren, bedienen ſie ſich ebenfalls des Salzes und zuweilen ſogar im Übermaße.

Achtzehntes Kapitel.

Das Tanzen der Indianer. — Der Büffel-Tanz. — Entdeckung von Büffeln. — Vorbereitungen zur Jagd. — Aufbruch. — Eine Täuſchung. — Todte und Skalpirte.

Die Mandaner führen, gleich allen anderen Stämmen, ein müßiges Leben und verbringen daher den größten Theil ihrer Zeit mit Beluſtigungen und Vergnügungen, woran ſie ſehr reich ſind. Unter dieſen Zeitvertreiben nehmen die Tänze die erſte Stelle ein; es gibt ſehr viele, wie der Büffel-Tanz (boasting dance), der Bettler-Tanz, der Skalp-Tanz und ein Dutzend an-

Digitized by Google

derer Tänze, deren jeder ſeinen eigenthümlichen Charakter, ſeine Bedeütung und ſeinen Zweck hat.

Dieſe Beluſtigungen haben etwas ungemein Groteskes und erſcheinen dem Reiſenden, der weder ihre Bedeütung, noch ihre Wichtigkeit kennt, als ein rohes Gemiſch von Hüpfen, Sprüngen, Jauchzen und mißtönenden Kehllauten; aber wenn man ſie aufmerkſam betrachtet, und wenn man ſo glücklich geweſen iſt, in ihre geheime Bedeütung eingeweiht zu werden, ſo gewinnen ſie ein hohes Intereſſe. Jeder Tanz hat ſeine eigenthümliche Fußbewegung und jede derſelben ihre eigene Bedeütung; jeder Tanz hat auch ſeinen eigenen Geſang, der oft ſo verwickelt und geheimnißvoll iſt, daß unter zehn jungen Leüten, welche an dem Tanze und Geſange theilnehmen, haüfig nicht Einer die Bedeütung des letzteren kennt. Nur den Medizin-Männern iſt es geſtattet, den Geſang zu verſtehen; aber auch ſie werden gewöhnlich nur gegen einen guten Ehrenſold in dieſe Geheimniſſe eingeweiht, welche großen Fleiß und Studium erfordern. Es gibt unleügbar einen beſtimmten Geſang und Ausdruck für jeden Tanz, denn die Geſänge ſind vollkommen abgemeſſen und werden in genauem Takte mit dem Trommelſchlage, und zwar immer mit einer gleichförmigen und unveränderlichen Reihe von Tönen und Ausdrücken, abgeſungen, die deütlich gewiſſe Gefühle andeüten, welche durch die Stimme ausgedrückt werden, wenn auch zuweilen in keiner bekannten Sprache.

Sie haben noch andere Tänze und Geſänge, die nicht ſo geheimnißvoll ſind und von Jedermann geſungen und verſtanden werden, da man ſie in der National-Sprache ſingt; es iſt viel Poeſie in ihnen und ſie ſind vollkommen metriſch, aber nicht gereimt.

Einer dieſer Tänze iſt der Büffel-Tanz, deſſen Lärm mich mehrere Tage hindurch betaübt hat und den ich jetzt beſchreiben will.

Die Büffel ſind bekanntlich eine Art herumſchweifender Thiere, die ſich zuweilen in großer Menge verſammeln und von Oſten nach Weſten oder von Norden nach Süden wandern, ſo daß es den Mandanern oft plötzlich an Nahrungsmitteln fehlt, und da ſie ein ſchwacher Stamm ſind und ſich nicht gern weit von Hauſe entfernen, um nicht mit ihren mächtigeren Feinden zuſammenzutreffen, ſo ſind ſie zuweilen faſt dem Hungertode nahe. Bei einer ſolchen Gelegenheit bringt ein Jeder ſeine Maske — eine Büffelhaut mit den Hörnern — die er für ſolche Fälle in Bereitſchaft halten muß, aus ſeiner Hütte hervor und der Büffel-Tanz beginnt, damit, wie ſie ſagen, „die Büffel kommen“. Dieſer Tanz hat nämlich den Zweck, die Büffel zu bewegen, die Richtung ihrer Wanderung zu ändern und ſich nach dem Dorfe der Mandaner zu wenden und auf den ſchönen Hügeln in der Nähe zu graſen, damit ſie dieſelben ſchießen und zur Befriedigung ihres Hungers kochen können.

Den größten Theil des Jahres hindurch können die jungen Krieger und Jäger, wenn ſie ſich eine oder zwei engliſche Meilen von dem Dorfe entfernen, Büffel in Menge erlegen, und man ſieht zuweilen große Heerden dieſer Thiere im Angeſicht des Dorfes graſen. Zu anderen Zeiten dagegen ſtreifen die jungen Männer ſo weit umher, als es ſich mit Sicherheit thun läßt, ohne daß ſie

Digitized by Google

Wild antreffen. Dieſe traurige Nachricht wird den Haüptlingen und Doktoren mitgetheilt, die dann in feierlicher Verſammlung über die zweckmäßigſten Maßregeln berathen, bis ſie endlich übereinkommen, das alte und einzig wirkſame Mittel, welches „niemals fehlgeſchlagen hat", anzuwenden.

Der Haüptling läßt dies ſodann durch ſeine Boten oder Ausrufer im Dorfe bekannt machen — und in wenigen Minuten beginnt der Tanz auf dem öffentlichen Platze in der Mitte des Dorfes vor der großen Medizin-Hütte. Etwa zehn oder funfzehn Mandaner tanzen zu gleicher Zeit, wobei jeder die Kopfhaut eines Büffels mit den Hörnern auf dem Kopfe und ſeinen Lieblings-Bogen oder Lanze, womit er den Büffel zu tödten pflegt, in der Hand trägt.

Ich ſagte oben, daß dieſer Tanz ſtets den gewünſchten Erfolg habe; allein dies kann auch nicht anders ſein, denn er wird Tag und Nacht ununterbrochen fortgeſetzt, bis „die Büffel kommen", und hat zuweilen ſchon drei Wochen gewährt. Der Lärm der Trommeln und Raſſeln, der Geſang und das Jauchzen erſchallen unaufhörlich und die Zuſchauer mit Masken und Waffen ſtehen bereit, um diejenigen zu erſetzen, welche vor Ermüdung aus dem Kreiſe treten.

Während dieſer allgemeinen Aufregung ſtehen Wachen auf den benachbarten Hügeln, die, ſobald ſie Büffel erblicken, ihre Büffel-Mäntel in die Luft werfen, ein Zeichen, das ſogleich von dem ganzen Stamme verſtanden wird. Bei dieſer erfreülichen Kunde wird dem Großen Geiſte, ganz beſonders aber dem Medizin-Manne und den Tänzern, welche die unmittelbare Urſache dieſes glücklichen Ereigniſſes ſind, lauter Dank dargebracht. Es werden ſodann ſchnell die Anſtalten zur Jagd getroffen, und nach der Rückkehr von derſelben die beſten Stücke der erlegten Thiere dem Großen Geiſte geopfert, worauf ein tüchtiges Mahl gehalten wird.

Ich habe bereits erwähnt, daß jeder Mann im Dorfe der Mandaner verpflichtet iſt, eine Büffel-Maske zu beſitzen, die an dem Pfoſten am Kopfende ſeines Bettes hangt und ſogleich aufgeſetzt wird, wenn der Haüptling den Büffel-Tanz befiehlt. Die Maske wird auf den Kopf geſetzt und es befindet ſich gewöhnlich daran ein Hautſtreifen von der ganzen Länge des Thieres mit dem Schwanze, welcher über den Rücken des Tanzenden herabhangt und auf der Erde nachſchleppt. Iſt ein Tänzer ermüdet, ſo neigt er den Körper vorwärts gegen den Boden, ein Anderer ſchießt mit einem ſtumpfen Pfeil nach ihm, worauf er zu Boden fällt wie ein Büffel, die Umſtehenden ſpringen ſogleich hinzu, ſchleppen ihn bei den Füßen aus dem Kreiſe, ziehen ihre Meſſer, und nachdem ſie alle Bewegungen wie beim Abziehen und Zerſchneiden des erlegten Büffels vorgenommen haben, laſſen ſie ihn liegen und ſeine Stelle wird ſofort von einem Anderen eingenommen. Auf dieſe Weiſe kann der Tanz mit Leichtigkeit Tag und Nacht fortgeſetzt werden, bis er den gewünſchten Erfolg hat und „die Büffel kommen".

Der Tag, an welchem früh Morgens der mehrtägige Tanz, dem ich beiwohnte, endlich durch das erwähnte Zeichen geſchloſſen wurde und daher mit Freüde und Dank gegen den Großen Geiſt begann, endigte mit einem Un-

Digitized by Google

glücksfall, der das ganze Dorf in Trauer verſetzte und zwar in einer Zeit des Mangels und der Noth. Nachdem nämlich der Tanz drei bis vier Tage gewährt hatte, wurde von einem benachbarten Hügel das Zeichen gegeben, daß man eine Büffelheerde, jedoch in ziemlicher Entfernung, ſehe; ſogleich hörte der Tanz auf, und ſtatt des unangenehmen Schlagens der Trommel und des Geſchreies der Tänzer hörte man überall das Stampfen der Roſſe — die jungen Männer warfen ihre Kleider ab, ergriffen eine handvoll Pfeile aus ihrem Köcher, warfen noch einen Blick auf ihre Geliebten und ſchwangen ſich auf ihre Pferde. In wenigen Minuten war alles voll Leben und Bewegung — die Bogenſehnen ſchwirrten, die Lanzen wurden in die Erde geſtoßen, um ſie zu poliren — jedes Geſicht und jedes Auge ſtrahlte von Freüde und Heiterkeit — die Pferde ſtampften wiehernd vor Ungeduld den Boden, und als der Dollmetſcher der Pelz-Compagnie, Louis Frénié, mit ſeiner Flinte in der Hand und dem Pulverhorn an der Seite, Kopf und Leib mit einem Tuche umwunden, die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgeſtreift, durch das Dorf galoppirte, und das Jagdgeſchrei ausſtieß, welches ſogleich durch das ganze Dorf wiederholt wurde, da folgte ihm die jagdluſtige Jugend und in geſtrecktem Galopp ging es auf die benachbarten Hügel zu.

In dem Dorfe, wo man noch ſo eben den Hungertod befürchtet hatte, herrſchte nunmehr Freüde und Fröhlichkeit. Die Haüptlinge und Doktoren, welche ſeit mehreren Tagen ſehr kleine Rationen aus dem öffentlichen Vorrath an die Gemeinde vertheilt hatten, gaben nun ihre Privat-Vorräthe preis, damit man ſich ſättige und dem Großen Geiſte dafür danke, daß er ihnen Büffelfleiſch geſendet habe. Es begann nun ein allgemeines Schmauſen, und Vorräthe, die im Nothfalle noch auf mehrere Wochen ausgereicht hätten, wurden faſt ganz verzehrt, und die halbabgenagten Knochen und die halbgeleerten Schüſſeln überließ man den Hunden. Bei dieſer allgemeinen Fröhlichkeit hatte man auch meiner nicht vergeſſen — man ſandte mir mehrere große Schüſſeln mit Pemikan und anderen Lebensmitteln, die ich in dieſer Zeit der Noth mit Dank annahm.

Nachdem die Mahlzeiten voruber waren und die Hunde die Schüſſeln ausgeleckt hatten, begannen die üblichen Spiele und Beluſtigungen und überall im Dorfe herrſchte Fröhlichkeit und Freüde, als man plötzlich Geſchrei hörte — Weiber und Kinder erſtiegen ſogleich die Dächer der Wigwams, und richteten ihre Augen und Hände nach der Prairie, während die Krieger wüthend durch das Dorf rannten, ihr Rachegeſchrei ausſtießen und ihre tödtlichen Waffen aus den Hütten holten. Zwei von den Jägern bogen um den Hügel herum nach dem Dorfe zu, ein dritter kam plötzlich aus einer tiefen Schlucht hervor, ein vierter kam über die grünen Hügel herab und Alle eilten in vollem Jagen auf das Dorf zu; bald kamen noch mehrere und die Bewohner umringten ſie unter Geſchrei und Weinen. Ihr Ausſehen erklärte Alles, denn der eine blutete an der nackten Bruſt und ſein milchweißes Pferd war ganz blutroth gefärbt, ein zweiter hielt einen vom Blute rauchenden Skalp in der einen und ſeine Peitſche in der anderen Hand, während ein dritter Bogen und Pfeile weggeworfen

Digitized by Google

hatte und ſich auf die Schnelligkeit ſeines Pferdes verließ. Das ganze Ereigniß wurde jedoch in abgebrochenen Sätzen erzählt, die Namen der Todten nach der Reihe genannt und Weinen, Wehklagen und Murren hörte man überall in dieſer glücklichen kleinen Gemeinde, die plötzlich in tiefe Trauer verſetzt war.

Die muthigen Jäger, welche am Morgen voll Luſt und Freüde auszogen, waren von den Sioux umringt worden, die acht von ihnen tödteten. Die Sioux, welche wahrſcheinlich in der Nacht das Dorf rekognoscirt und wahrgenommen hatten, daß man mit dem Büffel-Tanz beſchäftigt ſei, benutzten dieſen Umſtand zu folgender Kriegsliſt: Am Morgen erſchienen ſechs oder acht von ihnen in Büffelhaüte gehüllt, auf den benachbarten Hügeln, wo ſie die Bewegungen der graſenden Büffel genau nachahmten, und von der Wache der Mandaner als die erſehnten Büffel in dem Dorfe angemeldet wurden. Als nun die Jäger, wie es oben beſchrieben worden, auszogen und den vermeintlichen Büffeln bis auf etwa eine halbe engliſche Meile nahe gekommen waren, verſchwanden dieſe plötzlich hinter dem Hügel. Louis Frénié, welcher der Vorderſte war, ſchöpfte Verdacht und machte Halt. „Sieh!" rief ein Mandaner und deütete auf eine Schlucht zur Rechten, aus welcher plötzlich 40 bis 50 wüthende Sioux auf ſchnellen Pferden hervorbrachen und auf die Jäger losſtürzten, die nun ſchnell Kehrt machten, aber vor ſich wieder einen Haufen Sioux erblickten, die von der anderen Seite des Hügels ihnen entgegenkamen! Die armen Jäger eilten nun mit der größten Anſtrengung nach dem Dorfe, aber die Sioux waren zu ſchnell, und Pfeile und Lanzen erreichten die nackten Körper und warfen ſie von ihren Pferden. Frénié und mehrere Mandaner kamen endlich im Dorfe an, aber acht Jäger wurden getödtet und ſkalpirt.

So endigte dieſer Tag und die Jagd und noch lange währte die Trauer derjenigen, deren Herzen durch dies unglückliche Ereigniß gebrochen wurden. Dennoch brachte auch dieſer Tag den Mandanern noch Glück; denn der Große Geiſt, unwillig über eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit, ſandte ihnen Büffel in Menge und alle Herzen vereinigten ſich in dem Danke gegen ihn für ſeine Güte und Gerechtigkeit.

Neünzehntes Kapitel.

Schein-Gefecht und Schein-Skalptanz der Mandaniſchen Knaben. — Das Tſchung-ki-Spiel. — Schmauſereien. — Faſten und Opfer. — Weiße Büffel-Haut; ihr Werth. — Regenmacher und Regenvertreiber. — Das Regenmachen. — Das Donner-Boot. — Die große Doppel-Medizin.

In dem vorhergehenden Kapitel habe ich den Büffel-Tanz beſchrieben und ich werde in der Folge noch einige andere Tänze ſchildern, welche die Mandaner

Digitized by Google

mit anderen Stämmen gemein haben; für jetzt will ich nur einige merkwürdige Gebraüche erwähnen, die den Mandanern eigenthümlich ſind.

Einer der intereſſanteſten dieſer Gebraüche iſt das Schein-Gefecht und der Schein-Skalptanz der Mandaniſchen Knaben, welche beide einen Theil ihrer Erziehung bilden. An einem ſchönen Sommer-Morgen bei Sonnen-Aufgang werden die Knaben von ſieben bis fünfzehn Jahren, etwa 700 an der Zahl, in zwei Parteien getheilt, deren jede unter der Leitung eines erfahrenen Kriegers ſteht, welcher ſie hinaus in die Prairie führt. Die Knaben ſind nackt und jeder hat einen kleinen Bogen und mehrere Pfeile von ſtarken Grashalmen, die keinen Schaden thun. Außerdem hat jeder einen Gürtel um den Leib, worin ein hölzernes Meſſer ſteckt, welches ebenſo unſchädlich iſt, und auf dem Kopfe iſt ein Buſchel Gras leicht befeſtigt, welches den Skalp vorſtellt. So ausgerüſtet folgen ſie den Anweiſungen ihrer erfahrenen Führer, die ſie alle Evolutionen des Indianer-Krieges — Scheinangriff, Rückzug, Angriff und endlich allgemeinen Kampf — durchmachen laſſen. Zuletzt werden ſie auf 15—20 Fuß Entfernung einander gegenüber geſtellt, worauf ſie, während die Führer ſie aufmuntern, ihre Pfeile gegen einander abſchießen und denſelben auszuweichen ſuchen.

Wird ein Knabe von einem Pfeil an einem Theile des Körpers getroffen, wo eine wirkliche Verwundung tödtlich ſein würde, ſo muß er zu Boden fallen, worauf ſein Gegner ihm den Fuß auf den Leib ſetzt, ſein Meſſer aus dem Gürtel zieht, die Gras-Skalplocken ergreift, einen Scheinſchnitt um den Kopf macht, den Skalp losreißt, in ſeinen Gürtel ſteckt und wieder in den Kampf zurückkehrt.

Dieſe Übungen, welche etwa eine Stunde währen, werden mit leerem Magen vorgenommen, und die Knaben durchlaufen bei den verſchiedenen Manövern etwa fünf bis ſechs engliſche Meilen.

Nach Beendigung der Übungen kehren Alle ins Dorf zurück, wo die Hauptlinge und die Tapferen ihren Erzählungen mit großer Aufmerkſamkeit zuhören und ſie wegen ihrer Geſchicklichkeit und Tapferkeit beloben. Diejenigen, welche einen Skalp erbeütet haben, treten dann vor, ſchwingen denſelben in der Hand und beginnen den Skalp-Tanz, worin ſie ebenfalls von ihren Führern oder Lehrern unterrichtet werden, und erzählen ihre „blutigen Thaten" zum großen Erſtaunen ihrer jugendlichen Geliebten, die ihnen mit Verwunderung zuhören.

Die Spiele und Beluſtigungen dieſes Volkes ſind größtentheils denen der anderen Stämme ähnlich und beſtehen in Ballſpiel, Mokaſſin-Spiel, Schüſſel-Spiel, Bogenſchießen, Pferde-Rennen u. ſ. w. Es findet ſich jedoch bei ihnen ein Spiel, welches ihre Lieblings-Unterhaltung und den umwohnenden Stämmen unbekannt zu ſein ſcheint. Es iſt dies das Spiel Tſchung-kih, mit dem ſie ſich gewöhnlich beſchäftigen, wenn ſchönes Wetter iſt und ſonſt nichts ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Der Platz zu dieſem Spiele liegt in der Nähe des Dorfes und beſteht aus Thonboden, der durch den haüfigen Gebrauch ganz glatt und hart geworden iſt. Zwei Kämpfer wählen ſich abwech-

ſelnd die berühmteſten Spieler, bis die erforderliche Zahl voll iſt. Dann werden die Einſätze gemacht und von den anweſenden Häuptlingen oder anderen Perſonen entgegengenommen. Das Spiel beginnt damit, daß zwei Männer (einer von jeder Partei) neben einander im Trabe laufen, während der eine derſelben einen ſteinernen Ring von zwei bis drei Zoll im Durchmeſſer vor ſich hin rollt, worauf jeder ſeinen Tſchung-kih (einen Stab von ſechs Fuß Länge, der an den Seiten mit abſtehenden, etwa einen Zoll oder darüber langen Lederſtückchen beſetzt iſt) ſo nach dem Ringe hinwirft, daß er auf dem Boden hingleitet, wobei man nun den Wurf ſo einzurichten ſucht, daß, wenn der Stock ſtille ſteht, der Ring auf eines der Lederſtückchen fällt. Dies zählt dann, je nach der Stellung des Lederſtückchens, ein, zwei, drei oder vier. Der letzte Gewinner läßt ſtets den Ring rollen, aber beide Spieler laufen und werfen ihre Stäbe gleichzeitig. Wenn einer der Spielenden den Stab ſo wirft, daß der Ring nicht an den Lederſtückchen haften bleibt, oder wenn er nicht in einer gewiſſen Richtung liegt, ſo verwirkt der Spieler den Betrag der Nummer, welcher die nächſte war, verliert ſeinen Wurf und es tritt ein Anderer an ſeine Stelle. Es iſt ſchwer, durch die Beſchreibung einen richtigen Begriff von dieſem Spiele zu geben, welches die Mandaner ſo leidenſchaftlich lieben, daß ſie oft Alles verſpielen was ſie haben und zuletzt ihre Freiheit einſetzen [12]).

Schmauſereien und Faſten ſind wichtige Gebraüche, die von den Mandanern, wie von den meiſten anderen Stämmen, zu gewiſſen Zeiten und zu beſonderen Zwecken ſtreng und gewiſſenhaft beobachtet werden. Einige dieſer Gebraüche ſind ſehr intereſſant und zugleich von Wichtigkeit für die richtige Würdigung des Charakters der Indianer; ich werde daher ſpäter auf einige derſelben zurückkommen.

Das Opfern iſt ebenfalls ein religiöſer Gebrauch der Mandaner, welches auf verſchiedene Weiſe und bei vielen Gelegenheiten Statt findet. Da ich ſpäter ausführlicher hierüber zu ſprechen denke, ſo will ich für jetzt nur einige von den hundert verſchiedenen Weiſen, wie die Opfer dem Guten und dem Böſen Geiſte dargebracht werden, anführen. Menſchen-Opfer ſind niemals bei den Mandanern und, ſoviel ich erfahren konnte, auch bei keinem anderen der nordweſtlichen Stämme gebraüchlich geweſen; nur die Pahnihs (Pawnees) am Platte-Fluſſe haben früher dergleichen Opfer gebracht, dieſem Gebrauche jedoch in neüerer Zeit entſagt. Die Mandaner opfern dem Großen Geiſte ihre Finger und das Beſte und Koſtbarſte von ihren irdiſchen Gütern. Beſteht das Opfer in einem Pferde oder Hunde, ſo muß es das Lieblings-Thier ſein; opfern ſie einen Pfeil, ſo nehmen ſie den vollkommenſten; opfern ſie Fleiſch, ſo wählen ſie das wohlſchmeckendſte Stück, und wollen ſie etwas von den aus den Vorräthen der Pelzhändler eingetauſchten Waaren zum Opfer bringen, ſo iſt es ein Stück blaues oder rothes Tuch, welches ſie übermäßig theüer bezahlen müſſen und das ſie hauptſächlich dazu gebrauchen, es über ihren Wigwams aufzuhängen oder die Todtengerüſte ihrer Verwandten damit zu bedecken.

Von dieſen Opfern waren beſonders drei intereſſant, die über der großen Medizin-Hütte in der Mitte des Dorfes aufgerichtet waren; ſie beſtanden aus zehn

Digitized by Google

bis funfzehn Ellen blauen und ſchwarzen Tuches (welches die Pelz-Compagnie ihnen die Elle zu 15—20 Dollars verkauft hatte), die ſo zuſammengelegt waren, daß ſie menſchlichen Geſtalten ähnlich ſahen, mit Federn auf dem Kopfe und Masken vor dem Geſicht. Dieſe wunderlich ausſehenden Figuren waren gleich Vogelſcheuchen auf 30 Fuß hohen Stangen über der Medizin-Hütte aufgerichtet, wo ſie bleiben werden, bis ſie ganz zerfallen. Während meiner Anweſenheit fügte man noch eine vierte Figur von der Haut eines weißen Büffels hinzu.

Die Geſchichte dieſer ſchönen und koſtbaren Haut gibt einen deütlichen Beweis von der Wichtigkeit, welche die Mandaner dieſen Sühn-Opfern beilegen. Wenige Wochen vor meiner Ankunft kehrten mehrere Mandaner von der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes mit der Nachricht zurück, daß die wegen des Handels mit der Amerikaniſchen Pelz-Compagnie dort anweſenden Schwarzfuß-Indianer eine weiße Büffelhaut zu verkaufen hätten. Dies ſchien den Haüptlingen ſehr wichtig und der öffentlichen Berückſichtigung werth. Denn eine weiße Büffelhaut iſt ſelbſt in dem Lande der Büffel eine große Merkwürdigkeit, die ihrer großen Seltenheit wegen ſehr theüer bezahlt und deshalb, als der koſtbarſte Gegenſtand des Handels in dieſen Gegenden, gewöhnlich dem Großen Geiſte als Opfer dargebracht wird. Unter den zahlloſen Büffel-Heerden, welche auf den weiten Prairien graſen, iſt vielleicht unter hunderttauſenden nicht ein einziges weißes Thier, und findet ſich ein ſolches, ſo wird es als große Medizin betrachtet.

Als die Haüptlinge die oben erwähnte Nachricht erhielten, verſammelten ſie ſich ſogleich, um darüber zu berathen, ob es angemeſſen ſei, die weiße Büffelhaut von den Schwarzfuß-Indianern zu kaufen. Nach Beendigung ihrer Berathungen wurden acht Mann mit acht der beſten Pferde und verſchiedenen Waaren, welche an Werth die Pferde noch überſtiegen, und auf den Credit der Haüptlinge aus dem Magazin der Pelz-Compagnie entnommen wurden, nach der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes abgeſandt, wo ſie noch zur rechten Zeit ankamen, die Haut gegen die acht Pferde und die Waaren eintauſchten und zu Fuß nach ihrem Dorfe zurückkehrten. Die Haut, welche nach dem Ausdrucke der Mandaner etwas vom Großen Geiſte in ſich enthält, lag in der Hütte des Haüptlings mehrere Tage zur Anſicht für Jedermann, und nachdem die allgemeine Neügier befriedigt war, wurde ſie durch die Doktoren oder Hohenprieſter mit vielen Förmlichkeiten geweiht und an einer langen Stange über der Medizin-Hütte aufgerichtet, wo ſie mit den übrigen als ein dem Großen Geiſte dargebrachtes Opfer hangen bleibt, bis ſie zerfällt [15]).

Da dies Kapitel von den Gebraüchen handelt, die den Mandanern eigenthümlich ſind, ſo will ich hier noch eines ſolchen erwähnen, dem ich beiwohnte, als ich auf meiner Reiſe ſtromaufwärts einige Tage in dieſem Dorfe verweilte; ich meine die Manipulationen der Regenmacher und der Regen-Vertreiber.

Es iſt bereits erwähnt worden, daß die Mandaner viel Mais bauen, deſſen Ärnte jedoch zuweilen durch große Dürre vereitelt wird. Dies war der Fall, als ich am Bord des Dampfbootes „Yellow-Stone“ bei ihnen ankam, denn es

hatte ſeit vielen Tagen nicht geregnet und die kleinen Mädchen und die alten Frauen weinten und baten ihre Gebieter, ſie möchten ſich doch verwenden, daß es regne, damit ihre kleinen Felder, welche ſchon gelb würden, nicht verdorrten und ſie nicht der Feſtlichkeiten der „geröſteten Ähren“ und des „Grünkorn-Tanzes“ beraubt würden.

Die Haüptlinge und Doktoren theilten die Beſorgniſſe der Frauen und empfahlen Geduld; ſie ſagten, es ſei in ſolchen Fällen große Überlegung nöthig und obgleich ſie beſchloſſen, den Verſuch zu machen, dem Getreide Regen zu verſchaffen, ſo waren ſie doch klug genug, einzuſehen, daß, wenn ſie zu ſchnell darauf eingingen, das Ganze leicht mißlingen könne, während ſie um ſo ſicherer auf Erfolg rechnen könnten, je länger ſie zögerten. Als indeß nach einigen Tagen der Ungeſtüm der Frauen faſt unerträglich wurde, verſammelten ſich die Medizin-Männer in der Berathungs-Hütte mit ihrem ganzen geheimnißvollen Apparat, mit einer Menge wilder Salbei und anderen wohlriechenden Kraütern und einem Feüer, um dieſelben zu verbrennen, damit ihr Wohlgeruch zu dem Großen Geiſt aufſteige. Die Hütte war allen Dorfbewohnern verſchloſſen und nur zehn oder fünfzehn junge Männer, die ſich zu der gefährlichen Alternative entſchloſſen hatten, entweder Regen zu verſchaffen oder ſich der ewigen Schmach auszuſetzen, einen vergeblichen Verſuch gemacht zu haben, durften dem Hokuspokus der Doktoren in der Hütte beiwohnen. Es wurde ſodann durchs Loos beſtimmt, wer zuerſt einen Tag auf dem Dache der Hütte zubringen ſollte, um die Kraft ſeiner Medizin zu beweiſen, oder, mit anderen Worten, zu ſehen, ob ſeine Stimme in den Wolken des Himmels gehört werde und Gehorſam finde, während die Doktoren in der Hütte unter ihm Weihrauch verbrannten und Geſänge und Gebete zu dem Großen Geiſte emporſandten, der „in der Sonne lebt und den Wolken des Himmels gebietet.“

Wah-kih (der Schild) beſtieg zuerſt die Hütte bei Sonnen-Aufgang. Alle Bewohner des Dorfs waren um ihn verſammelt und beteten für den glücklichen Erfolg. So ſtand er den ganzen Tag; aber nicht eine Wolke erſchien, der Tag war ruhig und heiß und bei Sonnen-Untergang ſtieg er herab und ging nach Hauſe; „ſeine Medizin war nicht gut“ und er kann niemals ein Medizin-Mann werden.

Ihm folgte am nächſten Morgen bei Sonnen-Aufgang Om-pah (das Elen); ſein Körper war ganz nackt und mit gelbem Thon bedeckt, am linken Arm trug er einen ſchönen Schild, in der rechten Hand eine Lanze und auf dem Kopfe die Haut eines Raben. Er ſchwang ſeinen Schild und ſeine Lanze und erhob ſeine Stimme, aber vergebens, denn bei dem Untergange der Sonne war der Boden trocken und der Himmel heiter.

Ebenſo erfolglos waren die Bemühungen War-rah-pa's (Biber), dem Wak-a-dah-ha-hih (des weißen Büffels Haar) folgte, ein kleiner, aber ſchön gewachſener junger Mann. Er trug einen Rock und Beinkleider von dem Felle des Bergſchafes, beides reich verziert mit Stachelſchwein-Stacheln und Skalp-Locken, welche letztere er ſelbſt ſeinen Feinden geraubt hatte. Am Arm trug er einen Schild von Büffelhaut, deſſen Buckel der Kopf des Kriegsadlers

Digitized by Google

bildete und deſſen Vorderſeite mit „rothen Ketten des Blitzes“ geſchmückt war; in der linken Hand hielt er ſeinen Bogen und einen Pfeil. Er warf eine Feder in die Höhe, um die Richtung des Windes zu erfahren und ſprach dann zu den um ihn verſammelten Dorfbewohnern:

„Meine Freünde! Volk der Faſanen! Ihr ſeht mich hier ein Opfer bringen. Ich werde Eüch heüt von Eürer Noth befreien und Freude unter Eüch bringen, oder bei Sonnen-Untergang von dieſer Hütte herabſteigen und alle meine Tage unter Hunden und alten Weibern verbringen. Meine Freünde! Ihr ſahet, wohin die Feder flog und ich halte meinen Schild an dieſem Tage in der Richtung, woher der Wind kommt — der Blitz auf meinem Schilde wird eine große Wolke herbeiziehen und dieſer Pfeil, den ich aus meinem Köcher ausgewählt und mit den Federn des weißen Schwanes beſetzt habe, wird ein Loch in dieſelbe machen. Meine Freünde! Dieſe Öffnung in der Hütte zu meinen Füßen zeigt mir die Medizin-Männer, welche in der Hütte unter mir ſitzen und den Großen Geiſt anrufen, der auf den Wolken thront und den Winden gebietet! Drei Tage haben ſie hier geſeſſen, meine Freünde, und es iſt nichts geſchehen, um Eürer Noth abzuhelfen. Am erſten Tage kam Wah-kih, er konnte nichts thun; er zählte ſeine Perlen und ſtieg herab — ſeine Medizin war nicht gut — ſein Name war ſchlecht und hielt den Regen zurück. Ihm folgte Om-pah; auf ſeinem Kopfe ſah man den Raben, der *über* dem Sturm fliegt und er bewirkte nichts. Sodann, meine Freünde, kam War-rah-pa (der Biber); der Biber liegt *unter dem Waſſer* und bedarf nicht des Regens. Meine Freünde! Ich ſehe, Ihr ſeid in großer Noth und noch iſt nichts geſchehen; dieſer Schild gehörte meinem Vater, dem weißen Büffel, und der Blitz auf demſelben iſt roth, wie Ihr ſeht; er wurde aus einer ſchwarzen Wolke entnommen und dieſe Wolke wird heüt über uns kommen. Ich bin des weißen Büffels Haar — und ich bin der Sohn meines Vaters.“

Auf dieſe Weiſe fuhr Wak-a-dah-ha-hih fort, abwechſelnd ſeine Zuhörer und den Himmel anzureden — ſich mit den Winden und den Dſchi-bi (Geiſtern) in denſelben zu unterhalten und mit den Füßen über den Köpfen der Zauberer zu ſtampfen, die unter ihm mit ihren Myſterien beſchäftigt waren und die Geiſter der Finſterniß und des Lichts anriefen, ſie möchten Regen ſenden und die Herzen der Mandaner erfreüen.

An dieſem merkwürdigen Tage landete das Dampfboot „Yellow-Stone“ auf ſeiner erſten Fahrt den Miſſouri hinauf bei dem Dorfe der Mandaner, wie bereits in einem früheren Kapitel geſagt worden iſt. Ich war als Reiſender auf dem Boote, als daſſelbe in der Entfernung von 3—4 engliſchen Meilen von dem Dorfe 20 Schüſſe aus einer zwölfpfündigen Kanone abfeüerte. Die Mandaner hielten dieſe Kanonenſchüſſe anfangs für Donner, und der junge Mann auf der Hütte empfing von allen Seiten Beifallsruf, der ſich durch das ganze Dorf fortſetzte — die Haüptlinge beneideten ihn — die Herzen der Mütter klopften höher, als ſie ihre ſchönen Töchter ſchmückten, um ſie ihm zum Heirathen anzubieten. Der Medizin-Mann kam aus der Hütte hervor, um ihm den wohlverdienten Titel als *Medizin-Mann* oder *Doktor* zu

Digitized by Google

verleihen — es wurden Kränze gewunden, um ſeine Stirn zu ſchmücken und Adlerfedern und Pfeifen für ihn bereit gehalten — ſeine Freünde waren fröhlich — ſeine Feinde ſtanden ſchweigend und auf ihren Geſichtern drückte ſich Mißmuth und Haß aus, und ſeine ehemaligen Geliebten, die ihn früher abgewieſen, blickten ihn jetzt zärtlich an und ſchienen ihr Benehmen tief zu bereüen.

Während dieſer allgemeinen Aufregung blieb Wak-a-dah-ha-hih auf der Hütte, wo er die drohendſten Stellungen annahm und ſeinen Schild in der Richtung des Donners ſchwang, obgleich nicht eine Wolke zu ſehen war, bis er endlich, da er höher ſtand, als die Übrigen, zu ſeinem unausſprechlichen Erſtaunen das Dampfboot entdeckte, welches die Windungen des Fluſſes hinauffuhr, während der Dampf ſtoßweiſe ausſtrömte und von dem Verdeck der Kanonen-Donner erſchallte! Des weißen Büffels Haar ſtand regungslos und bleich, er ſtarrte eine Weile hin, wendete ſich dann zu den Haüptlingen und den Umſtehenden und ſagte mit bebenden Lippen: „Meine Freünde, wir werden keinen Regen erhalten! Ihr ſehet, es ſind keine Wolken da; aber meine Medizin iſt groß — ich habe ein Donner-Boot gebracht! Sehet, dort iſt es! Der Donner, den Ihr hört, kommt aus ſeinem Munde und der Blitz, den Ihr ſehet, iſt auf den Waſſern!“

Auf dieſe Nachricht eilten Alle auf die Dächer ihrer Wigwams oder an das Ufer, von wo aus ſie das Dampfboot zu ihrem großen Schrecken hinauffahren ſahen. Unter dies verwirrte Gedränge von Haüptlingen, Doktoren, Frauen, Kindern und Hunden miſchte ſich auch Wak-a-dah-ha-hih, der von ſeinem hohen Standpunkte herabgeſtiegen war.

Erſchreckt durch die Ankunft eines ſo auffallenden und unerklärlichen Gegenſtandes, hielten die Mandaner nur wenige Augenblicke Stand, denn auf Befehl der Haüptlinge mußten ſich Alle innerhalb der Verſchanzung des Dorfes begeben und die Krieger ſich zur Vertheidigung rüſten. In wenigen Augenblicken war das Dampfboot bei dem Dorfe angekommen, wo Alles wie ausgeſtorben war; nicht ein einziger Mandaner ließ ſich am Ufer ſehen. Als das Boot vor Anker gegangen war, kamen bald darauf drei oder vier Haüptlinge mit der Lanze in der einen und der Friedenspfeife in der anderen Hand auf das Verdeck, wo ſie zu ihrer großen Überraſchung und Freüde ihren alten Freünd und Agenten, den Major Sanford erkannten, wodurch ihrer Furcht auf einmal ein Ende gemacht wurde. Die Bewohner des Dorfes, welche ſogleich hiervon in Kenntniß geſetzt wurden, kamen nun ſämmtlich ans Ufer, wo das Dampfboot vor Anker lag.

Der „Regenmacher“, welcher durch ſeine außerordentliche Medizin ein großes Unglück über die Nation heraufbeſchworen zu haben fürchtete und ſich deshalb verborgen hatte, um der Rache zu entgehen, war der Letzte, welcher ans Ufer kam, wo er ſich überzeügte, daß dieſer Beſuch der weißen Männer ein friedlicher ſei und daß ſeine Medizin nichts dazu beigetragen habe. Dies beruhigte ihn zwar in Bezug auf die Gefahr und die Rache, welche er wenige Augenblicke zuvor noch gefürchtet hatte, allein es blieb ihm doch noch der

Digitized by Google

Kummer und die Schmach, daß ſeine geheimnißvollen Operationen erfolglos geweſen waren. Er behauptete jedoch überall und gegen Jedermann, daß er die Ankunft der weißen Männer vorhergewußt und ihr Erſcheinen durch ſeine Medizin bewirkt habe; er fand indeß wenig Gehör, denn Alle waren zu ſehr mit den Geheimniſſen des Donner-Bootes beſchäftigt. So verging der Tag, bis kurz vor Sonnen-Untergang „des weißen Büffels Haar" (welcher natürlich mehr als die Übrigen auf dergleichen Dinge achtete) eine ſchwarze Wolke bemerkte, die am Horizont heraufgezogen war und faſt gerade über dem Dorfe ſtand! Augenblicklich ergriff er Schild und Bogen, ſtieg wieder auf die Hütte, richtete das Geſicht und den Schild gegen die Wolke, ſpannte den Bogen und befahl der Wolke, näher zu kommen, damit er ihren Inhalt auf die Köpfe und die Mais-Felder der Mandaner herabziehen könne. So ſtand er, bewegte den Schild über ſeinem Kopfe, ſtampfte mit dem Fuße und indem er den Pfeil gegen die Wolke ſchoß, rief er aus: „Meine Freünde, es iſt geſchehen! Wak-a-dah-ha-hih's Pfeil iſt in dieſe ſchwarze Wolke eingedrungen und die Mandaner werden mit dem Waſſer des Himmels befeüchtet werden!" Seine Vorherſagung traf ein; in wenigen Minuten war die Wolke über dem Dorfe und der Regen fiel in Strömen. Er ſtand nun noch einige Zeit, bewegte ſeine Waffen und ſeinen Schild gegen den Himmel und rühmte ſeine Macht und die Wirkſamkeit ſeiner Medizin gegen die Umſtehenden, die indeß bald in den Wigwams Schutz ſuchten, worauf er ſeine Prahlereien beendigte und ganz durchnäßt von der Hütte herabſtieg, bereit, die Ehren und Huldigungen, welche einem in den Geheimniſſen ſo mächtigen Manne gebührten, ſo wie den Titel eines Medizin-Mannes entgegenzunehmen. Dies iſt eine von den vielfachen Weiſen, wie Jemand unter den Indianern dieſen ehrenvollen Titel erlangen kann.

Dieſer Mann hatte „Regen gemacht" und mußte daher ungewöhnliche Ehrenbezeigungen erfahren, da er mehr gethan, als ein gewöhnlicher Menſch vermochte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet und Alle kamen darin überein, daß er in der Zauberei erfahren, mit dem Großen oder Böſen Geiſte in naher Verbindung ſtehen und daher großen und mächtigen Einfluß beſitzen müſſe, weshalb er auf den Titel eines Doktors oder Medizin-Mannes gegründete Anſprüche habe.

Es iſt hierbei zweierlei zu bemerken; erſtlich, daß die Mandaner, wenn ſie es unternehmen Regen zu machen, ſtets ihren Zweck erreichen, weil ſie ihre Ceremonien ſo lange fortſetzen, bis es regnet; zweitens, daß derjenige, welcher einmal „Regen gemacht hat", dies niemals zum zweiten Male verſucht; ſeine Medizin iſt unzweifelhaft, denn er hat ſein Meiſterſtück in Gegenwart des ganzen Dorfes abgelegt und bei ähnlichen Gelegenheiten überläßt er das Feld anderen jungen Leüten, die ſich auf dieſelbe Weiſe auszuzeichnen wünſchen.

Während in dieſer merkwürdigen Nacht der Regen bis Mitternacht in Strömen herabfiel, der Donner rollte und die Blitze ſo ſchnell auf einander folgten, daß der ganze Himmel in Feüer zu ſtehen ſchien, ſchlug ein Blitzſtrahl in eine Hütte der Mandaner und tödtete ein hübſches Mädchen. Dies gab

Digitized by Google

dem Aberglauben reichliche Nahrung und es entſtand große Aufregung. Die Traüme des neüen Medizin-Mannes wurden geſtört, und er ſah mit Beſorgniß dem kommenden Tage entgegen, denn er wußte, daß er ſich dem unwiderruflichen Ausſpruche der Haüptlinge und Doktoren unterwerfen müſſe, die jedes auffallende und unerklärliche Ereigniß mit ſtrenger und abergläubiger Genauigkeit unterſuchen und ihre Rache ohne Gnade auf denjenigen fallen laſſen, der die unmittelbare Veranlaſſung deſſelben iſt.

Er betrachtete ſeinen wohl erworbenen Ruhm als verloren und furchtete, daß man vielleicht gar ſein Leben als Suhne für das vom Blitz erſchlagene Mädchen fordern werde, indem man wahrſcheinlich deren Tod ihm zur Laſt legen würde. Er hielt ſich ſelbſt für ſchuldig und glaubte das Unglück dadurch veranlaßt zu haben, daß er bei der Ankunft des Dampfboots ſeinen Poſten verließ. Der Morgen kam und er erfuhr bald durch ſeine Freünde die Meinung der weiſen Männer; er ließ daher ſeine drei Pferde aus der Prairie holen, beſtieg die Medizin-Hütte und redete die ſich um ihn verſammelnden Bewohner folgendermaßen an: „Meine Freünde! Ich ſehe Eüch Alle um mich und ich ſtehe vor Eüch; meine Medizin iſt groß, wie Ihr ſehet — ſie iſt zu groß — ich bin jung und ich war zu eifrig — ich wußte nicht, wann ich aufhören ſollte. Der Wigwam von Mah-ſiſch iſt zerſtört und viele Augen weinen um Ko-ka (die Antilope). Wak-a-dah-ha-hih gibt drei Pferde, um die Herzen derjenigen zu erfreüen, die um Koka weinen; ſeine Medizin war groß — ſein Pfeil durchbohrte die ſchwarze Wolke und der Blitz kam und das Donner-Boot auch! Wer ſagt, daß die Medizin von Wak-a-dah-ha-hih nicht ſtark iſt?

Am Schluſſe dieſer Rede erſcholl ein allgemeiner Beifallsruf und „das Haar des weißen Büffels“ ſtieg herab unter die Menge, wo man ihn mit dem Handſchlage begrüßte. Er führt nunmehr den ehrenvollen Namen Große Doppel-Medizin.

Zwanzigſtes Kapitel.

Das Bogenſchießen der Mandaner. — Das Pfeil-Spiel. — Wilde Pferde. — Pferderennen. — Eine berathende Kriegs-Partei zu Fuß.

Eine Lieblings-Unterhaltung der Mandaner iſt das Pfeil-Spiel. Die jungen Leüte, welche die geſchickteſten in dieſer Übung ſind, verſammeln ſich auf der Prairie in geringer Entfernung von dem Dorfe und nachdem ein Jeder ſeine Eintritts-Gebühr mit einem Schilde, einer Büffelhaut, einer Pfeife u. dgl. erlegt hat, ſchießen ſie nach der Reihe ihre Pfeile in die Luft, wobei es darauf ankommt, dieſelben ſo ſchnell hintereinander abzuſchießen, daß die möglich größte

Digitized by Google

Anzahl von Pfeilen gleichzeitig in der Luft ſchwebt. Zu dieſem Zwecke nimmt Jeder acht bis zehn Pfeile mit dem Bogen in die linke Hand und ſchießt den erſten Pfeil ſo hoch, daß er möglichſt lange in der Luft bleibt, während die anderen ſo ſchnell als möglich abgeſchoſſen werden; wer die meiſten Pfeile auf dieſe Weiſe gleichzeitig in der Luft ſchwebend hat, iſt der „Beſte“ und gewinnt den Einſatz.

Die Schnelligkeit, mit der die einzelnen Pfeile nacheinander auf den Bogen gelegt und abgeſchoſſen werden, iſt in der That erſtaunlich und erfordert große Übung. Die Geſchickteſten ſind im Stande, acht Pfeile abzuſchießen, bevor der zuerſt abgeſchoſſene den Boden wieder erreicht.

Da das Wild in dieſem Lande zu Pferde und im ſtärkſten Galopp erlegt und der Feind auf dieſelbe Weiſe angegriffen wird, die Pferde aber die ſchnellſten Thiere der Prairie ſind und den Reiter ſtets bis auf wenige Schritte an die Seite ſeines Opfers bringen, ſo kommt es natürlich nur darauf an, den Bogen plötzlich und mit augenblicklicher Wirkung zu benutzen, und das Abſchießen ſo ſchnell als möglich zu wiederholen. Der Indianer hat daher ſeinen Pfeil immer nur auf eine Entfernung von wenigen Schritten abzuſchießen, aber dies geſchieht mit einer ſolchen Kraft, daß Büffel oder andere Thiere oft augenblicklich todt niederſtürzen. Die Bogen, deren man ſich in dieſen Gegenden gewöhnlich bedient, ſind bereits im 5ten Kapitel beſchrieben worden; ſie haben ſelten über drei Fuß, zuweilen nur 2½ Fuß Länge. Im Schießen auf weite Entfernungen möchten die Indianer wol von anderen Völkern übertroffen werden, aber wenn es darauf ankommt, auf einem wilden Pferde im vollen Jagen und ohne ſich der Zügel zu bedienen den Bogen plötzlich zu gebrauchen und augenblicklich durch den Pfeil zu tödten, ſo finden ſie ſicherlich nicht ihres Gleichen.

Die Pferde, deren ſich die Indianer dieſer Gegenden bedienen, ſind ſtets wilde Pferde, die ſich in großer Anzahl in den Prairien finden. Sie ſtammen ohne Zweifel von denjenigen ab, welche die ſpaniſchen Eroberer in Mejico einführten und die ſich jetzt über die weiten Prairien von der mejicaniſchen Gränze bis zum Winnipeg-See im Norden, eine Strecke von etwa 600 Meilen, verbreitet haben. Dieſe Pferde ſind ſämmtlich klein, von der Art der Ponies, aber ſtark und kräftig und ganz für die Lebensweiſe der Indianer geeignet. Man fängt ſie mit dem Laſſo, einem aus roher Büffelhaut gemachten Riemen von 15—20 Ellen Länge, der an dem einen Ende mit einer Schlinge verſehen iſt, die der Indianer dem in vollem Laufe befindlichen Thiere, welches er zu fangen wünſcht, mit großer Geſchicklichkeit über den Kopf wirft, ſodann vom Pferde ſpringt, das gefangene Thier mit dem Laſſo niederzieht und es ſpäter zähmt und zu ſeinem Dienſt verwendet.

Es gibt in dieſem Lande kaum einen Indianer, der nicht eines oder mehrere dieſer Pferde beſitzt; manche haben deren acht, zehn und ſelbſt zwanzig Stück.

Die Indianer lieben auch die Pferde-Rennen ſehr, welche zu ihren ausſchweifendſten Spielen gehören. Ich war Zeuge eines ſolchen Rennens, das ſich von den in der civiliſirten Welt dabei üblichen Gebraüchen, namentlich beim Abreiten, etwas unterſcheidet.

Digitized by Google

Außer dem Pfeil-Spiel und dem Pferde-Rennen fanden an demſelben Tage noch andere Beluſtigungen Statt. Die Urſache dieſer ungewöhnlichen Fröhlichkeit war die glückliche Rückkehr einer kleinen Kriegs-Partei, die ſchon verloren gegeben wurde, da man ſo lange nichts mehr von ihr gehört hatte. Dieſe aus den angeſehenſten und kühnſten jungen Männern des Stammes beſtehende Partei war gegen die Riccarihs ausgezogen und hatte ſich durch einen feierlichen Eid verpflichtet, nicht eher zurückzukehren, als bis ſie einen Sieg würden erfochten haben. Sie waren, ihrem Eide getreü, lange im Lande herumgezogen, indem ſie der Spur ihrer Feinde folgten, als ſie von einer zahlreichen Partei angegriffen wurden, wobei ſie mehrere Menſchen und alle Pferde verloren. Um in dieſem Zuſtande ihren Feinden nicht zu begegnen, welche den geraden Weg nach dem Dorfe beſetzt hielten, machten ſie einen großen Umweg.

So traf ich ſie, als ich den Miſſouri von der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes hinabfuhr; ſie ſaßen rauchend um ein Feüer und ſchienen ſich zu berathen, was zu thun ſei. Da ich damals noch nichts von ihrer Sprache verſtand, ſo konnten ſie mir nichts über ihre Lage mittheilen, und es iſt wahrſcheinlich, daß ſie dies auch überhaupt nicht würden gethan haben, aus Furcht, ich könnte ihren Feinden Nachricht geben. Ich blieb mit meinen Gefährten etwa eine Stunde bei ihnen, während welcher Zeit ſie uns höflich, aber mit großer Zurückhaltung behandelten. Sie bildeten eine der hübſcheſten Gruppen, die ich jemals geſehen habe, und beſonders war der Haüptling mit ſeinem Hauptſchmucke von Adlerfedern und Hermelin-Fellen, wie er nachdenkend auf der Büffelhaut ſaß, ein ſchönes Bild eines Natur-Helden. Dieſe tapferen Männer erreichten, wie geſagt, glücklich ihr Dorf wieder und die erwähnten Beluſtigungen wurden zur Feier ihrer glücklichen Rückkehr veranſtaltet.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Mah-to-toh-pa (die vier Bären). — Sein Anzug. — Seine Büffelhaut mit den Abbildungen ſeiner Kämpfe.

Es iſt bereits früher (im 13ten und 16ten Kapitel) von Mah-to-toh-pa (die vier Bären), dem zweiten Haüptlinge der Mandaner, die Rede geweſen. Ich ſagte (im 13. Kapitel), daß er, obgleich nur der zweite dem Range nach, doch jedenfalls der beliebteſte unter ſeinem Volke und der ausgezeichnetſte unter allen jetzt lebenden Indianer-Haüptlingen ſei.

Im 16ten Kapitel erzählte ich, daß er mich in ſeinem gaſtfreien Wigwam bewirthet und mir eine ſchön verzierte Büffelhaut zum Geſchenk gemacht habe;

Digitized by Google

ich ſagte dort, daß ich ſpäter mehr über ihn mittheilen würde und will nun mein Verſprechen löſen, indem ich zuerſt ſeinen Anzug, in welchem ich ihn gemalt habe, beſchreibe, und dann die wichtigſten Vorfälle aus ſeinem Leben kurz erzähle, wie mir dieſelben theils von Pelzhändlern und Indianer-Agenten, theils von ihm ſelbſt mitgetheilt wurden.

Den Anzug, in welchem Mah-to-toh-pa ſich malen ließ, habe ich gekauft, und es befindet ſich derſelbe in meiner Indianiſchen Gallerie neben dem Bildniſſe dieſes Haüptlings.

Nachdem Mah-to-toh-pa den Tag beſtimmt hatte, an welchem er ſich von mir wollte malen laſſen, bereitete ich Alles dazu vor, mußte aber den ganzen Vormittag vergebens warten, denn erſt um Mittag hatte er ſeine Toilette vollendet. Endlich wurde mir angezeigt, Mah-to-toh-pa komme in vollem Staat. Ich trat an die Thür und ſah, wie er mit feſtem Schritte und begleitet von einer großen Anzahl Frauen und Kinder, die ihn mit Bewunderung auſtaunten, ſich meiner Hütte näherte. Mit Anſtand und männlicher Würde trat er in meinen Wigwam, wo er unbeweglich wie eine Bildſaüle ſtand, bis die Dunkelheit hereinbrach. Sein Anzug war in allen Theilen vollkommen, und beſtand aus einem Rocke oder einer Tunica, Beinkleidern, Mokaſſies (Schuhen), dem Kopfputz, Halsbande, Schild, Bogen und Köcher, Lanze, Tabacks-Beütel und Pfeife, Büffelhaut, Gürtel und Meſſer, Medizin-Beütel, Tomahak und Kriegskeule oder Po-ko-mo-kon.

Der Rock war aus zwei Fellen des Bergſchafes gemacht, ſchön gegerbt und ſo zuſammengenäht, daß die eine Haut vorn, die andere hinten hing und die Saüme auf den Armen ruhten. Auf jeder Schulter befand ſich ein ſchönes Band wie eine Art Epaulette, und auf jedem Arme, vom Halſe bis zur Hand, lief ein ähnliches, zwei Zoll breites Band, welches die Schulter-Bänder rechtwinklig kreüzte, reich mit Stachelſchwein-Stacheln verziert war und die Näthe bedeckte. An dem unteren Rande dieſer Bänder waren, der ganzen Länge nach, in Zwiſchenraümen von einem halben Zoll, Büſchel von ſchwarzem Haar befeſtigt, das er ſelbſt den Köpfen der von ihm im Kampfe erlegten Feinde entriſſen hatte und jetzt als Siegeszeichen und als Verzierung ſeines Anzuges trug. Die Vorder- und Rückſeite des Rockes waren an mehreren Stellen zierlich mit Stachelſchwein-Stacheln und Darſtellungen der Kämpfe, welche er ausgefochten, ſo wie mit der Zahl der von ihm getödteten Feinde geſchmückt. Der untere Rand des Rockes war mit Hermelin-Fell und Quaſten von Hermelin-Schwänzen beſetzt.

Die Beinkleider (Wapánpi-Hunschi; an und n franzöſiſch auszuſprechen), aus Hirſchhaut gemacht, ſchloſſen eng an und reichten von den Füßen bis an die Hüften, wo ſie an einem um den Leib gehenden Gürtel (**Ichparakähn**) befeſtigt waren. An der außeren Seite der Beinkleider befand ſich ein ähnliches Band wie an den Ärmeln des Rockes, welches ebenfalls mit ſchöngefärbten Stachelſchwein-Stacheln und Skalp-Locken beſetzt war [14]).

Die Mokaſſies waren von Bockleder gemacht und faſt ganz mit ſchöner Stickerei von Stachelſchwein-Stacheln bedeckt [15]).

Digitized by Google

Der Kopfputz (Máhchsi-Akub-Háschka) war wirklich prachtvoll; er beſtand aus einem Kamme der Federn des Kriegs-Adlers, der vom Kopfe an über den Rücken bis auf die Füße hinabreichte und der ganzen Länge nach in Hermelin befeſtigt war; oben auf dem Kopfe befanden ſich zwei dünn geſchabte und ſchön polirte Büffel-Hörner.

Das Halsband (Mató-Unknáppinindä) beſtand aus funfzig großen Krallen des greülichen Bären, die ſinnreich auf Otterfell befeſtigt waren und gleich den Skalp-Locken als ein Siegeszeichen, als unwiderleglicher Beweis, daß er dies furchtbare Thier in offenem Kampfe beſiegt habe, getragen wurden.

Der Schild war aus der Nackenhaut des Büffels verfertigt und mit dem aus den Hufen gewonnenen Leim gehärtet; der Buckel beſtand aus einer Iltis-Haut und die Ränder waren mit Reihen von Adlerfedern und Antilopen-Hufen beſetzt.

Der Bogen (Woraërúhpa) war von Knochen und ſo weiß und ſchön wie Elfenbein; auf der Rückſeite des Bogens war eine Schicht von Hirſch-Sehnen befeſtigt, die dem Bogen Elaſticität gaben. Die Bogen-Sehne war dreiſträhnig aus Sehnen geflochten, und hatte ſchon ſo manchem Menſchen und Thiere den Tod gebracht.

Der Köcher (Schuntháschk-Ichtikä) aus Panther-Fell hing auf ſeinem Rücken und war mit vergifteten und unvergifteten Pfeilen gefüllt, die mit Habicht- und Adler-Federn beſetzt und zum Theil mit Menſchen- und Thier-Blut befleckt waren. Die Spitzen waren meiſt von Feüerſtein, einige von Stahl [16]).

Die Lanze, welche er in der linken Hand trug, hatte eine zweiſchneidige Spitze von blankem Stahl, woran Menſchenblut klebte. Der Schaft war von zähem Eſchenholz gemacht und in Zwiſchenraümen mit Büſcheln von den Federn des Kriegs-Adlers geſchmückt.

Der Tabacks-Beütel war von Otter-Fell, und geſchmackvoll mit Stachelſchwein-Stacheln beſetzt. In demſelben befand ſich der K'nick-k'neck (die Rinde der rothen Weide, Cornus sericea — Manna-Sachtä, welche ſie als Taback rauchen), Stahl, Stein und Zunder.

Die Pfeife beſtand aus einem, zierlich aus rothem Speckſtein oder Pfeifen-Thon geſchnittenen Kopfe und einem drei Fuß langen und zwei Zoll dicken Rohr aus dem Stamme einer jungen Eſche. Die obere Hälfte des letzteren war mit feinen Schnüren von Stachelſchwein-Stacheln umwickelt, die ſo ſinnreich geordnet waren, daß ſie Figuren von Menſchen und Thieren darſtellten; auch war es mit dem Federbalge und dem Kopfe des Baum-Spechts und dem Haar aus dem Schwanze des weißen Büffels geſchmückt. Die untere Hälfte des Rohrs war roth angeſtrichen und an den Kanten mit ſo viel Einſchnitten verſehen, als er Schnee (d. h. Jahre) geſehen hatte.

Der Büffel-Mantel war die Haut eines jungen Stiers, welche auf der einen Seite noch das Haar hatte, auf der anderen ſchön gegerbt und mit der Darſtellung ſeiner Thaten von ſeiner eigenen Hand bemalt war.

Digitized by Google

Der Gürtel, aus einem dicken Stücke Bockleder, war feſt um den Leib gegürtet und trug den Tomahak und das Skalpier-Meſſer.

Den Medizin-Beütel von Biberfell, zierlich mit Habicht-Schnäbeln und Hermelin beſetzt, hielt er in der linken Hand und ſeine Kriegskeüle (Po-ko-mo-kon), die aus einem runden Stein beſtand, der mit rohem Fell überzogen und an einem Stiel befeſtigt war, lag mit anderen Waffen zu ſeinen Füßen.

So war der Anzug Mah-to-toh-pa's, als er in meinen Wigwam trat, um ſich malen zu laſſen. Er war ſchön und reich gekleidet, aber nicht dies, was er mit hundert Anderen gemein hat, ſondern ſeine Thaten ſind es, worin er unter dem ganzen Stamme nicht ſeines Gleichen hat. Auch iſt Niemand ſo allgemein beliebt und Keiner unter dem ganzen Mandaner-Volke hat eine mit Recht ſo berühmte und für ihn ehrenvolle Büffelhaut wie er.

Ich ſagte bereits früher, daß er mir eine ſolche Büffelhaut zum Geſchenk machte, auf welcher ſeine Kriegsthaten verzeichnet waren. Einige Tage ſpäter ließ er mich und Herrn Kipp, den Dolmetſch für die Mandaner, auffordern, zu ihm zu kommen, und gab mir die Erklärung der auf der Büffelhaut dargeſtellten Thaten, die ich niederſchrieb, ſo wie Herr Kipp ſie mir überſetzte. Der Letztere, ein achtbarer und wahrheitsliebender Mann, welcher zehn Jahre unter den Mandanern lebte, gab mir die Verſicherung, daß die meiſten von Mah-to-toh-pa erzählten Vorfälle ſich während ſeines Aufenthalts unter den Mandanern ereignet hätten und daß jedes Wort wahr ſei. Auch würde in einem Lande, wo man ſo höchſt eiferſüchtig auf Rang und Stand iſt, und wo die Thaten eines Jeden Allen bekannt ſind, derjenige Krieger ſeinen Ruf und ſelbſt ſein Leben aufs Spiel ſetzen, welcher ſeine Büffelhaut mit Darſtellungen von Thaten ſchmücken wollte, die er niemals verrichtete. Ich nehme daher die Berichte über ſeine Kämpfe als hiſtoriſche Thatſachen an und gebe ſie hier ſo, wie ich ſie aus ſeinem Munde erfuhr. Es ſind zwölf Kampf-Scenen dargeſtellt, worin er vierzehn Skalpe gewann. Die Gruppen ſind nach ſeinen eigenen rohen Kunſtbegriffen zuſammengeſtellt, und ich gebe ſie in der Reihefolge, wie er ſie erklärte.

Mah-to-toh-pa's Büffelhaut.

1) Mah-to-toh-pa tödtet einen Sioux-Haüptling — die drei vor dem Letzteren befindlichen Köpfe ſtellen die drei Riccarihs vor, welche der Sioux-Haüptling vorher getödtet hatte. In dem Geſicht des Letzteren bemerkt man die ſchwarze Kriegsmalerei. Mah-to-toh-pa hat den Skalp in der einen und das Meſſer in der anderen Hand; Bogen und Köcher liegen hinter ihm.

2) Ein Schaienne-Haüptling forderte Mah-to-toh-pa zum Kampfe auf und wurde von dieſem in Gegenwart einer großen Anzahl Mandaner und Schaiennes mit der Lanze getödtet. Mah-to-toh-pa iſt an der mit Adlerfedern verzierten Lanze zu erkennen.

3) Mah-to-toh-pa, ſchwer verwundet, blutend und von ſeiner Partei verlaſſen, tödtet einen Schaienne-Indianer. Die 25—30 Fußtapfen ſtellen die

Digitized by Google

Schaiennes vor, welche bei dem Kampfe zugegen waren; die anderen Zeichen ſtellen die von ihnen auf Mah-to-toh-pa abgeſchoſſenen Kugeln vor.

4) Ein Schaienne-Häuptling, mit dem Kopfputze von den Federn des Kriegs-Adlers und einem ſchönen, mit denſelben Federn geſchmückten Schilde, wird von Mah-to-toh-pa getödtet. Die Frau des Schaienne-Häuptlings, welche ihrem Manne zu Hülfe eilte, wurde ebenfalls getödtet und Mah-to-toh-pa erbeutete in dieſem Kampfe zwei Skalpe.

5) Mah-to-toh-pa mit einer Partei Riccarihs wird von den Sioux angegriffen; die Riccarihs flohen — Mah-to-toh-pa ſtieg vom Pferde, trieb es zurück, trat den Feinden allein entgegen und tödtete einen derſelben. Mah-to-toh-pa iſt hier mit einem ſchönen Kopfputze von Federn des Kriegs-Adlers abgebildet und ſein Pferd trug einen ähnlichen auf dem Kopfe; den Schild trägt er am Arm und die Sioux ſind durch eine Anzahl Fußtapfen von Pferden dargeſtellt.

6) Der Bruder Mah-to-toh-pa's wurde von einem Riccarih getödtet, der ihn zuerſt mit einem Pfeil verwundete und dann mit der Lanze durchſtach, die er in dem Körper zurückließ. Mah-to-toh-pa fand zuerſt den Körper ſeines Bruders mit der Lanze, die er aus der Wunde herauszog, vier Jahre mit dem daran klebenden Blute aufbewahrte und dann, ſeinem Eide gemäß, denſelben Riccarih mit derſelben Lanze tödtete. Man ſieht auf der Büffelhaut den Leichnam ſeines Bruders mit dem Pfeil und der Lanze und die Huffpuren von den Pferden der Riccarihs.

Dies iſt eine der außerordentlichſten Thaten in dem Leben dieſes merkwürdigen Mannes, und Herr Kipp, ſo wie mehrere andere weiße Männer, welche zu der Zeit, als er dieſe That vollbrachte, unter den Mandanern lebten, beſtätigen dieſelbe. Nach einem Gefechte mit den Riccarih in der Nähe des Mandaner-Dorfes vermißte Mah-to-toh-pa mehrere Tage lang ſeinen Bruder, bis er ihn endlich ſchrecklich verſtümmelt und das Herz mit einer ſchönen Lanze durchbohrt fand. Er nahm die Lanze mit in das Dorf, wo ſie bald von Mehreren als das Eigenthum eines tapferen Riccarih Namens Won-ga-tap erkannt wurde. Mah-to-toh-pa nahm dann dieſe Lanze, an welcher noch das Blut ſeines Bruders klebte, und ſchwur, daß er eines Tages den Tod ſeines Bruders mit derſelben Waffe rächen werde.

Er bewahrte dieſe Lanze vier Jahre auf, indem er vergebens auf eine Gelegenheit wartete, um ſie ſeinem Feinde in die Bruſt zu ſtoßen. Endlich aber war er des langen Wartens müde, es ergriff ihn eine unwiderſtehliche Wuth und er lief mit der Lanze durch das Dorf, indem er ausrief: „Das Herzblut meines Bruders, welches an dieſer Lanze klebt, iſt noch friſch und ſchreit laut um Rache. Jeder Mandaner möge ſchweigen, Keiner den Namen Mah-to-toh-pa ausſprechen, noch fragen, wohin er gegangen, bis Ihr ſein Kriegsgeſchrei vor dem Dorfe hört, und er kommt und Euch das Blut von Won-ga-tap zeigt. Die Spitze dieſer Lanze ſoll das Herzblut von Won-ga-tap trinken, oder Mah-to-toh-pa wird ſeinen Schatten mit dem ſeines Bruders vereinigen.“

Digitized by Google

Bei dieſen Worten verließ er das Dorf mit der Lanze in der Hand; er nahm die Richtung nach dem Dorfe der Riccarih und Niemand wagte zu ſprechen, bis er hinter den fernen grasbewachſenen Hügeln verſchwunden war. Er legte ganz allein und mit etwas gedörrtem Mais in der Taſche eine Strecke von 40 Meilen zurück, indem er nur bei Nacht wanderte, am Tage aber ſich verborgen hielt. Als er endlich das Dorf erreichte, gelang es ihm, unbemerkt den Wigwam ſeines Todfeindes zu erreichen, wo er durch die Spalten die letzten Bewegungen ſeines Feindes beobachtete; er ſah, wie derſelbe nebſt ſeiner Frau zu Bett ging, wie er ſeine letzte Pfeife anzündete und ausrauchte, und wie das Feuer in der Mitte des Wigwams allmälig erloſch. Nun ging er leiſe in den Wigwam hinein, ſetzte ſich an das Feüer, über welchem ein großer Topf mit gekochtem Fleiſch hing; neben dem Feüer lag die eben gebrauchte Pfeife mit dem Tabacksbeütel, und da es in der Hütte nicht ſo hell war, daß ſein Feind ſeine Geſichtszüge hätte erkennen können, ſo ſtillte er zuvörderſt ſeinen Hunger, der ſehr bedeütend war, da er auf ſeiner Reiſe in ſechs bis ſieben Tagen faſt gar nichts gegeſſen hatte. Nachdem dies geſchehen, zündete er die Pfeife an und richtete Gebete an den Großen Geiſt. Während er aß und rauchte, fragte die Frau ſeines Opfers mehrmals ihren Mann, wer derjenige ſei, der in ihrer Hütte eſſe? worauf er ſtets erwiederte: „Laß ihn nur eſſen, er wird wol hungrig ſein.“

Mah-to-toh-pa wußte ſehr wohl, daß ſein Erſcheinen keine andere Antwort von Seiten des Würdenträgers der Nation zur Folge haben werde, denn es iſt bei allen nördlichen Indianern Gebrauch, daß ein Jeder, der hungrig iſt, in die erſte beſte Hütte tritt, um ſich ſatt zu eſſen. Als er den letzten Zug aus der Pfeife that, lehnte er ſich zurück, wandte ſich auf die Seite und ſtieß mit den Zehen die Kohlen auseinander, um beſſer ſehen zu können, ergriff dann die Lanze, ſprang auf, ſtieß ſie ſeinem Feinde durchs Herz, ſchnitt ihm die Kopfhaut ab, ſtürzte aus der Hütte und eilte, die Lanze in der einen, den Skalp in der anderen Hand, ſchnell wie der Blitz über die Prairie hin! Das ganze Dorf gerieth in Aufruhr, aber er war fort und Niemand kannte den Feind, der dieſe That verübte. Mah-to-toh-pa wanderte wieder bei Nacht und ruhte am Tage; er dankte dem Großen Geiſte, daß er ſeinem Herzen und ſeiner Hand Kraft verliehen habe, dieſe edle Rache zu vollenden und bat, ihm auch ferner beizuſtehen, damit er glücklich ſein Dorf erreiche. Seine Gebete wurden erhört; am ſechsten Morgen bei Sonnen-Aufgang ſtieg er die Hügel herab und betrat das Dorf unter betaübendem Beifalls-Geſchrei, während er dem Volke die Spitze der Lanze zeigte, an welcher das Blut ſeines Opfers auf dem ſeines Bruders angetrocknet und der Skalp Won-ga-tap's befeſtigt war.

Als er in meinen Wigwam kam, um ſich malen zu laſſen, hielt er eine Feder in der linken Hand, die er ſorgfältig auf dem Heft der Lanze balancirte und mich bat, ja recht genau zu ſein, damit man ſehe, daß ſie nicht zu der Lanze gehöre. Auf meine Frage, welche Bewandniß es mit dieſer Feder habe, erwiederte er: „Dieſe Feder iſt große Medizin! Sie gehört dem Großen Geiſte und nicht mir — als ich die Hütte Won-ga-tap's verließ, blickte ich zurück

Digitized by Google

und ſah dieſe Feder auf der Wunde in ſeiner Seite liegen; ich lief zurück, hob ſie auf und brachte ſie in meiner linken Hand nach Hauſe, und habe ſie bis heüt für den Großen Geiſt aufbewahrt!" — „Warum befeſtigſt du ſie denn nicht wieder an der Lanze, von der ſie losgegangen iſt?" — „Still! Hätte der Große Geiſt gewollt, daß ſie an ihrer Stelle bleibe, ſo würde ſie niemals abgefallen ſein; er iſt gütig gegen mich geweſen und ich will ihn nicht beleidigen."

7) Ein von Mah-to-toh-pa getödteter Riccarih, als Rache für einen weißen Mann, der kurz zuvor in dem Pelzhändler-Fort von einem Riccarih getödtet worden war.

8) Mah-to-toh-pa tödtet einen Schaienne-Haüptling, der ihn in Gegenwart der beiden Kriegs-Parteien zum Zweikampfe aufforderte. Sie kämpften zu Pferde mit Flinten, bis Mah-to-toh-pa's Pulverhorn zerſchoſſen wurde, worauf ſie zum Bogen und Pfeil griffen, bis ihre Köcher leer waren. Nun ſtiegen ſie vom Pferde; der Schaienne zog ſein Meſſer, Mah-to-toh-pa entriß es ihm und ſtieß ihn nieder, verwundete ſich aber dabei die Hand und man ſieht auf dem Bilde das herabfließende Blut.

Auch dieſe That iſt ſo außerordentlich, daß ſie wol noch eine ausführlichere Erlaüterung verdient, die ich hier ſo gebe, wie ſie mir nach ſeinen eigenen Worten überſetzt wurde, während er auf der Büffelhaut ſaß und das Meſſer, mit dem er den Todesſtoß gegeben, aus dem Gürtel zog und zugleich die Wunden zeigte, die ihm daſſelbe verurſachte, indem ſein Gegner es ihm mehrmals aus der Hand riß, bevor er ſich deſſelben bemächtigen konnte.

Ein Trupp von etwa 150 Schaienne-Indianern hatte am frühen Morgen das Dorf der Mandaner angegriffen, eine beträchtliche Anzahl Pferde hinweggetrieben und einen Skalp erbeütet. Mah-to-toh-pa, damals ein junger Mann, aber berühmt als einer der tapferſten Mandaner, ſtellte ſich an die Spitze von 50 Kriegern, um den Feind zu verfolgen. Am zweiten Tage um Mittag entdeckten ſie ihre Feinde und da ſie dieſelben weit ſtärker fanden, als ſie geglaubt hatten, ſo waren ſie geneigt, zurückzukehren, ohne einen Angriff zu wagen. Als Mah-to-toh-pa dies ſah, galoppirte er vorauf in die Prairie und ſtieß ſeine Lanze bis an den Schaft in die Erde, band ſeine rothe Feldbinde ab und hing ſie als eine Fahne an den Schaft der Lanze, worauf er den Mandanern zurief: „Wie! ſind wir deshalb hierher gekommen? Wir ſind unſeren Feinden zwei Tage nachgezogen und nun wir ſie gefunden, wollen wir gleich feigen Memmen umkehren? Mah-to-toh-pa's Lanze, die roth iſt vom Blute tapferer Männer, hat Euch ins Angeſicht Eurer Feinde geführt, und Ihr ſeid ihr gefolgt; ſie ſteht feſt in dem Boden, wo die Erde Mah-to-toh-pa's Blut trinken wird! Ihr könnt Alle nach Hauſe gehen und Mah-to-toh-pa wird ſie allein bekämpfen!"

Während dieſes Vorganges hatten die Schaienner die hinter ihnen befindlichen Mandaner bemerkt, worauf ſie umkehrten und ihnen entgegen gingen, um mit ihnen zu kämpfen. Der Schaienne-Haüptling, welcher ſehr wohl begriff, was bei den Mandanern vorging, und das tapfere Benehmen Mah-to-toh-pa's bewunderte, ſprengte ſo nahe an die Mandaner heran, daß man

Digitized by Google

ſeine Worte verſtehen konnte und rief: „Wer iſt es, der ſeine Lanze in die Erde geſtoßen hat und die Feinde ganz allein herausfordert?“ — „Ich bin es, Mah-to-toh-pa, der zweite Anführer der tapferen und kriegeriſchen Mandaner.“ — „Ich habe oft von Mah-to-toh-pa gehört, er iſt ein großer Krieger — wagt es Mah-to-toh-pa den Kampf mit mir allein zu kämpfen, während unſere Krieger zuſehen?“ — „Iſt es ein Haüptling, der mit Mah-to-toh-pa ſpricht?“ — „Du ſiehſt meine Skalpe an dem Gebiſſe meines Pferdes hangen und hier iſt meine Lanze mit den Hermelin-Fellen und dem Schwanze des Kriegs-Adlers!“ — „Du haſt genug geſprochen.“

Der Schaienne-Haüptling ritt nun auf einem ſchönen weißen Pferde einigemal im Kreiſe herum, und ſtieß dann ſeine Lanze neben der von Mah-to-toh-pa in die Erde.

Beide Parteien näherten ſich nun einander mehr auf einer ſchönen Prairie und beide Haüptlinge in ihrem ſchönſten Schmuck jagten in vollem Galopp aufeinander los, während Beide in demſelben Augenbicke ihre Flinten abfeüerten. Nachdem ſie ihre Pferde gewendet hatten, zeigte Mah-to-toh-pa, daß ſein Pulverhorn zerſchoſſen und ſein Schießbedarf zerſtört ſei, worauf er es wegwarf, Bogen und Pfeil ergriff und den Schild am Arm befeſtigte; ſein Gegner that daſſelbe und während ſie ſich gleich zwei Adlern umkreiſten, hörte man das Schwirren der Bogenſehnen und das Kriegsgeſchrei, wenn ſie die Pfeile mit den Schilden auffingen; Beide erhielten indeß Pfeile in Schenkel und Arme, doch gelang es ihnen, den Körper mit dem Schilde von Büffelhaut zu ſchützen. Endlich ſtürzte Mah-to-toh-pa's Pferd, von einem Pfeile ins Herz getroffen, zu Boden; er ſtand indeß ſogleich wieder auf den Füßen, bereit, den Kampf fortzuſetzen. Als der Schaienne-Haüptling dies ſah, ſprang er vom Pferde, jagte es zurück, ſtellte ſich ſeinem Feinde entgegen und forderte ihn auf, den Kampf zu beginnen Es wurden noch einige Pfeile abgeſchoſſen, als der Schaienne-Indianer, nachdem er alle Pfeile verſchoſſen, ſeinen leeren Köcher nebſt Schild und Bogen wüthend zur Erde warf und ſein Meſſer aus dem Gürtel zog.

„Ja!“ rief Mah-to-toh-pa, warf ebenfalls Schild und Köcher auf den Boden und griff nach ſeinem Meſſer — er hatte es zu Hauſe vergeſſen! Er parirte nun mit dem Bogen, welchen er in der Hand hielt, das Meſſer ſeines Gegners, den er zu Boden warf, und es begann nun ein verzweifelter Kampf um das Meſſer — Mah-to-toh-pa erhielt mehrere Wunden am Körper und in der rechten Hand, indem ihm das Meſſer mehrmals durch die Hand gezogen wurde. Endlich aber gelang es ihm, ſeinem Feinde das Meſſer zu entreißen und es ihm ins Herz zu ſtoßen.

Unterdeſſen hatten ſich beide Parteien immer mehr genähert und als der Kampf beendigt war, hob Mah-to-toh-pa das Meſſer und den Skalp des edlen Schaienne-Haüptlings ſchweigend in die Höhe *).

*) Dies berühmte Meſſer befindet ſich jetzt mit den Zeügniſſen über ſeine Identität in der Indianiſchen Gallerie.

Digitized by Google

9) Einige hundert Minatarri und Mandaner werden von einem Trupp Aſſinneboiner angegriffen — Alle flohen, bis auf Mah-to-toh-pa, welcher auf die Feinde ſchoß, einen derſelben tödtete, die übrigen in die Flucht jagte und fünfzig Pferde erbeütete! Er iſt auf der Buffelhaut mit Lanze und Schild abgebildet — vor ihm die Fußtapfen ſeiner Feinde, hinter ihm die ſeiner eigenen Leüte und ein Regen von Kugeln um ſeinen Kopf. Hier erhielt er den Namen „die vier Bären", weil die Aſſinneboiner ſagten, er ſtürze vorwärts wie vier Bären.

10) Mah-to-toh-pa ſpringt vom Pferde, tödtet zwei Odſchibbewäh-Frauen und erbeütet ihre Skalpe; dies geſchah neben dem Dorfe der Odſchibbewäh, als die Frauen Waſſer holen wollten. Man ſieht ihn mit der Lanze in der einen und dem Meſſer in der anderen Hand; ſein Pferd, an deſſen Seite der Schild hangt, iſt mit dem Federkopfputze geſchmückt. Ich erregte einen Augenblick ſeinen Unwillen, als ich ihn fragte, ob es nicht unmännlich ſei, ſich der Skalpe von Frauen zu rühmen. Sein Stolz erlaubte es ihm nicht, mir irgend eine Erlaüterung zu geben oder ſich zu entſchuldigen. Der Dolmetſch ſagte mir jedoch, daß Mah-to-toh-pa, um einen Mord zu rächen ſich ſechs Tage lang bei dem Odſchibbewäh-Dorfe verborgen gehalten und endlich im Angeſichte des ganzen Stammes die beiden Frauen getödtet habe, worauf er entflohen ſei; daher werde dieſe That als ein Sieg betrachtet, obgleich die Getödteten Frauen waren.

11) Ein ſtarker Trupp Aſſinneboiner, welcher ſich in der Nähe des Mandaner-Dorfes verſchanzt hatte und von den Minatarri und Mandanern angegriffen wurde, ſchlug dieſe zurück; Mah-to-toh-pa ſprang allein in die Verſchanzung, ein Indianer ſchoß nach ihm und verbrannte ihm das Geſicht mit der Mündung ſeiner Flinte, welche zerſprang — der Indianer floh und Mah-to-toh-pa verwundete ihn in der Schulter und tödtete ihn mit dem Tomahak. Auf der Büffelhaut ſieht man die Flinte des Indianers zu Boden fallen und vor ihm die Köpfe der Aſſinneboiner in der Verſchanzung; hinter Mah-to-toh-pa ſteht ſein Pferd.

12) Mah-to-toh-pa zwiſchen ſeinem Feinde, einem Sioux, und ſeinem Volke; er wurde durch einen Pfeil verwundet, nachdem er lange dem Feüer der Feinde ausgeſetzt geweſen war. Obgleich er in dieſem Kampfe keinen Skalp erbeütete, ſo wurde ihm wegen ſeiner außerordentlichen Tapferkeit dennoch von den Haüptlingen und den Kriegern die Ehre eines Sieges zuerkannt. Dieſe That iſt in der Mitte der Büffelhaut abgebildet; er trägt den Kopfputz von Adlerfedern und ebenſo ſein Pferd; vor ihm ſieht man die Hufſpuren der Pferde ſeiner Feinde und eine Menge Kugeln fliegen um ihn herum. In der Hand hält er die Peitſche, womit er ſein Pferd vorwärts treibt, und ein blutiger Pfeil, der ihn verwundet, befindet ſich hinter ihm. Von dieſer und den anderen oben erwähnten Wunden hat er die ehrenvollen Narben an ſeinem Körper, die er gewöhnlich mit rother Farbe bemalt.

Dies ſind die auf der Buffelhaut dargeſtellten Kämpfe Mah-to-toh-pa's, wie ſie Herr Kipp mir nach den Worten des Helden erklärte.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Religiöſe Gebraüche der Mandaner. — Ihr Glaubensbekenntniß. — Drei Gegenſtände der Ceremonieen. — Der Ort, wo dieſelben Statt finden. — Das große Kanoe. — Die Zeit und die Art des Anfangs derſelben. — Eröffnung der Medizin-Hütte. — Opfer für das Waſſer. — Faſten während vier Tagen und Nächten. — Bel-lohk-nah-pick (Stier-Tanz). — Pohk-hong (die Schneide- oder Marter-Scene). — Eh-ke-nah-ka-nah-pick (die letzte Naſſe). — Außerordentliche Beiſpiele von grauſamer Selbſtmarter. — Opfer für das Waſſer. — Folgerungen aus dieſen Grauſamkeiten. — Überlieferungen. — O-kih-hih-de (der Böſe Geiſt). — Die Mandaner können civiliſirt werden.

Die ſchon mehrmals erwähnte jährliche religiöſe Ceremonie, welche vier Tage währt, fand endlich Statt und ich war glücklicherweiſe im Stande, ihr beizuwohnen und ihre Bedeütung größtentheils zu verſtehen; dies war mehr, als ich erwarten durfte, denn es iſt wol bis jetzt niemals einem weißen Manne geſtattet worden, ſich während dieſer höchſt merkwürdigen und ſchrecklichen Scenen in der Medizin-Hütte aufzuhalten.

Ich hatte den Medizin-Mann, der bei dieſer Gelegenheit Hoherprieſter oder Leiter der Ceremonieen war und der mich zum Doktor oder weißen Medizin-Maler (Te-ho-pih-nih-waſch-i-waſka-puſka) weihte, gemalt. An dem Morgen, als die großen Vorbereitungen zu den Myſterien begannen, führte er mich am Arme in die Medizin-Hütte, wohin mich Herr Kipp mit ſeinen beiden Schreibern begleitete. Während dieſer vier Tage kehrten wir bei Sonnen-Untergang in unſeren Wigwam zurück und begaben uns am nächſten Morgen bei Sonnen-Aufgang wieder in die Medizin-Hütte.

Während dieſer Zeit habe ich viele getreüe Zeichnungen in mein Skizzenbuch eingetragen und zahlreiche Bemerkungen nach der Erklärung des Dolmetſch niedergeſchrieben. Nach der Beendigung dieſer furchtbaren Scenen habe ich Alles, was ich geſehen, auf Leinwand übertragen und auf dieſe Weiſe vier Gemälde angefertigt, deren jedes die Vorgänge eines Tages darſtellt; die Genauigkeit derſelben haben meine Begleiter auf der Rückſeite der Gemälde beſcheinigt.

Ich ſchaudere bei der bloßen Erinnerung an dieſe gräßlichen Scenen, und ich möchte es lieber unterlaſſen, ſie hier zu beſchreiben. Ich trat in die Medizin-Hütte, wie in eine Kirche, und erwartete zwar, etwas Außerordentliches und Auffallendes zu ſehen, jedoch immer in der Form eines Gottesdienſtes; allein ich erwartete keineswegs das Innere ihres Gotteshauſes in ein Schlachthaus verwandelt und den Boden deſſelben mit dem Blute der fanatiſchen Glaübigen bedeckt zu ſehen und Scenen dort zu erleben, welche, wo möglich, die Graüel der Inquiſition noch übertreffen.

Die religiöſe Ceremonie der Mandaner, wie man dies Feſt mit

Digitized by Google

Recht nennen muß, wird einmal jährlich in der Medizin-Hütte zu verſchiedenen Zwecken gefeiert, wie wir ſogleich ſehen werden.

Die Mandaner glauben an einen Großen (guten) Geiſt und an einen Böſen Geiſt; der Letztere ſoll lange vor dem Erſteren gelebt haben und viel mächtiger ſein.[17]) Sie glauben auch an eine Fortdauer nach dem Tode, an einen künftigen Zuſtand der Belohnung der Tugend und der Beſtrafung des Laſters und (wie alle anderen Stämme, die ich beſuchte), daß die Strafen nicht ewig dauern, ſondern nach Maßgabe ihrer Sünden eingerichtet ſeien.

Da dieſe Völker in einem Klima leben, in welchem ſie von der Strenge des Winters leiden, ſo haben ſie natürlich unſere Ideen von Himmel und Hölle umgekehrt. Die letztere beſchreiben ſie als ein Land, ſehr weit gegen Norden gelegen, von ödem und ſchrecklichem Anſehen und mit ewigem Eiſe und Schnee bedeckt; die Qualen deſſelben ſchildern ſie als höchſt martervoll, während ſie den Himmel in ein wärmeres und ſchöneres Klima verſetzen, wo man beſtändig die ausgeſuchteſten Freuden genießt und Überfluß an Büffeln und andern Annehmlichkeiten des Lebens findet. Sie glauben, der Große oder Gute Geiſt wohne in der Hölle[18]), um die Qualen derjenigen, die ihn beleidigten, durch ſeine Gegenwart noch zu vermehren und zugleich darüber zu wachen, daß ihnen die gebührenden Strafen auferlegt werden. Den Böſen Geiſt dagegen verſetzen ſie in das Paradies, wo er fortfährt die Seligen in Verſuchung zu führen. Die, welche in das Land der Strafe verſetzt worden ſind, werden dort eine der Größe ihrer Sünden angemeſſene Zeit gequält, dann aber in das Land der Seligen verſetzt, wo ſie wiederum den Verſuchungen des Böſen Geiſtes ausgeſetzt und für ihre neuen Sünden verantwortlich bleiben.

Dies iſt das religiöſe Glaubens-Bekenntniß der Mandaner, und um den Guten und den Böſen Geiſt zu verſöhnen und ſich den Eintritt in die himmliſchen Gefilde oder die ſchönen Jagd-Gebiete zu ſichern, unterwerfen ſich die jungen Leüte den fürchterlichen Martern, die weiter unten beſchrieben werden ſollen.

Es ſind indeß noch drei andere Zwecke, weshalb dieſe religiöſen Ceremonieen gefeiert werden, nämlich:

1) zur Erinnerung an die Befreiung von der großen Waſſerfluth, die ſie Mih-nih-ro-ka-ha-ſcha (das Sinken der Gewäſſer) nennen;

2) um den Stier-Tanz (Bel-lohk-na-pic) zu tanzen, von deſſen ſtrenger Beobachtung, wie ſie glauben, die Ankunft der Büffel abhangt, welche ihnen Nahrung liefern;

3) um die jungen Leüte des Stammes, welche das Alter der Mannbarkeit erreicht haben, durch Faſten und Martern einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen, damit ſie ihre Muskeln ſtärken und ſich zu den härteſten Entbehrungen vorbereiten; die Häuptlinge wohnen dieſen Prüfungen bei, um zu entſcheiden, wer von den jungen Leüten die größte körperliche Stärke beſitzt und die größten Entbehrungen und Leiden, die ſo oft das Loos des Indianiſchen Kriegers ſind, zu ertragen vermag und daher am meiſten dazu geeignet iſt, eine Kriegs-Partei anzuführen.

Dieſer letzte Theil iſt ſo gräßlich und empörend, daß ich die Beſchreibung deſſelben ganz unterlaſſen würde, wenn er nicht einen weſentlichen Theil des Ganzen bildete und der civiliſirten Welt ganz unbekannt wäre.

Der Stier-Tanz und mehrere andere Theile dieſer Ceremonieen ſind äußerſt grotesk und beluſtigend, und derjenige Theil derſelben, welcher ſich auf die große Fluth bezieht, iſt harmlos und ſehr intereſſant.

Im Mittelpunkte des Dorfes der Mandaner befindet ſich ein freier runder Platz von 150 Fuß im Durchmeſſer, der für alle öffentlichen Feſte, Aufzüge ꝛc. ſtets rein gehalten wird. Um dieſen Platz ſtehen die Wigwams ſo nahe an einander als möglich und ſämmtlich mit den Thüren nach dieſem Platze hingerichtet. In der Mitte dieſes Platzes, welcher ſo feſt iſt wie gepflaſtert, ſteht ein hölzerner Cylinder, ähnlich einem aufrechtſtehenden Orhoft, acht bis neün Fuß hoch, welchen ſie von Jahr zu Jahr ſorgfältig erhalten und „das große Kanoe“ nennen[19]). Es iſt dies unſtreitig eine ſymboliſche Darſtellung eines Theiles ihrer traditionellen Geſchichte der großen Fluth, die ſie auf irgend eine Weiſe erhalten haben und nun in der Erinnerung der ganzen Nation zu bewahren ſuchen. Dies Kanoe iſt, als der Mittelpunkt des Dorfes, der Verſammlungsort des ganzen Stammes und ſie beweiſen demſelben ihre Verehrung bei den verſchiedenen Feſten und religiöſen Gebraüchen; auch bei dem Feſte, welches ich hier beſchreiben werde, bildete es öfters den Mittelpunkt der Myſterien und Grauſamkeiten, weshalb es nöthig iſt, ſeine Bedeütung zu kennen.

Die religiöſe Ceremonie der Mandaner beginnt nicht an einem beſtimmten Tage im Jahre (denn ſie kennen nicht die Eintheilung in Tage oder Wochen[20]), ſondern dann, wenn die Weiden am Ufer des Fluſſes in vollem Laube ſtehen; denn nach ihren Überlieferungen „war der Zweig, den der Vogel mit nach Hauſe brachte, ein Weiden-Zweig mit vollſtändigen Blättern.“ Der hier erwähnte Vogel iſt die trauernde oder Turtel-Taube (Uárawit-kſchukä), die ſie mir oft zeigten, wenn ſie ſich bei den Hütten ihr Futter ſuchte; ſie iſt ein großer Medizin-Vogel und darf daher weder getödtet noch überhaupt beläſtigt werden, und ſelbſt die Hunde ſind ſo abgerichtet, daß ſie dieſelbe nicht ſtören.

An dem Morgen, an welchem dieſe ſonderbaren Ceremonieen begannen, ſaß ich mit Herrn Kipp beim Frühſtück, als wir bei Sonnen-Aufgang plötzlich das Geſchrei der Frauen und das Bellen und Heülen der Hunde hörten, als ob der Feind das Dorf ſtürmte. „Nun geht es los!“ rief mein Wirth, indem er aufſprang, „die große Ceremonie hat begonnen. Legen Sie Meſſer und Gabel weg, nehmen Sie ſchnell Ihr Skizzenbuch, damit nichts verloren geht, denn der Anfang der Ceremonie iſt eben ſo eigenthümlich wie das Ganze.“ Ich nahm ſogleich mein Skizzenbuch und wir eilten nach der Medizin-Hütte. Gruppen von Frauen und Kindern ſtanden auf den Dächern der Wigwams und Alle ſchrieen und ſchauten weſtwärts nach den Prairieen, wo man in der Entfernung einer Engliſchen Meile einen Menſchen erblickte, der einen Hugel herabkam und gerade auf das Dorf zuging.

Die ganze Gemeinde nahm jetzt an dem Lärmen Theil; die Bogen wurden geſpannt und ihre Elaſticität geprüft — die Pferde auf der Prairie ein-

Digitized by Google

gefangen und in das Dorf getrieben — die Krieger ſchwärzten das Geſicht, legten den Hunden Maulkörbe an und bereiteten Alles wie zu einem Kampfe vor.

Während dieſes betaübenden Lärmens und allgemeiner Verwirrung nähert ſich jener Menſch mit langſamem Schritte und in gerader Linie dem Dorfe. Aller Augen ſind auf ihn gerichtet, bis er endlich das Dorf erreicht und ſich nach dem Mittelpunkt deſſelben begibt, wo alle Haüptlinge und Tapferen zu ſeinem Empfange bereit ſtehen, ihm herzlich wie einem alten Bekannten die Hände reichen und ſeinen Namen „Numánk-Máchana“ (der erſte oder einzige Menſch) ausſprechen. Dieſer Menſch, deſſen Körper mit weißem Thon bemalt iſt, ſo daß er in der Entfernung einem weißen Menſchen gleicht, trägt einen Mantel von vier weißen Wolfsfellen, der ihm über die Schultern und den Rücken herabhangt, ſowie einen prächtigen Kopfputz von zwei Rabenfellen und in der linken Hand mit großer Sorgfalt eine Pfeife von ungeheürer Größe. Nach der erwähnten Begrußung durch die Haüptlinge und Krieger nähert er ſich der Medizin-Hütte, die das ganze Jahr hindurch gewiſſenhaft verſchloſſen gehalten wird.

Nachdem er ſie geöffnet und eingetreten iſt, ruft er vier Männer und befiehlt ihnen, ſie zu reinigen und zu der Feierlichkeit vorzubereiten. Man bedeckt nun den Boden und die Seitenwände mit grünen Weidenzweigen und mit wilder Salbei und andern wohlriechenden Kraütern und bringt an mehreren Stellen Gruppen von Menſchen- und Buffel-Schädeln an.

Während dieſer Vorbereitungen wandert Numánk-Máchana durch das Dorf, bleibt vor jeder Hütte ſtehen und ruft, bis der Beſitzer derſelben herauskommt und fragt, wer er ſei und was es gebe? worauf jener das traurige Ereigniß erzählt, welches die Oberfläche der Erde durch das Überſtrömen der Gewäſſer betroffen habe; er ſei der einzige Menſch, welcher aus dem allgemeinen Unglück gerettet worden, er ſei mit ſeinem großen Kanoe auf einem hohen Berge im Weſten gelandet, wo er jetzt wohne; er ſei gekommen, die Medizin-Hutte zu öffnen, wozu er eines ſchneidenden Werkzeüges von jedem Hütten-Beſitzer bedürfe, damit er es dem Waſſer opfere; geſchehe dies nicht, ſo werde eine neüe Fluth kommen und Niemand werde gerettet werden, denn mit ſolchen Werkzeügen ſei das große Kanoe gebaut worden.

Nachdem er den Tag über jeden Wigwam des Dorfes beſucht und überall ein Beil, ein Meſſer u. ſ. w. erhalten hat, kehrt er in die Medizin-Hütte zurück und legt die Geſchenke dort nieder, wo ſie bleiben, bis ſie am vierten Tage Nachmittags in Gegenwart der ganzen Bevölkerung von einem dreißig Fuß hohen Ufer an einer ſehr tiefen Stelle (unſtreitig als ein dem Waſſer-Geiſt gebrachtes Opfer) in den Fluß geworfen werden, wo ſie niemals wieder herausgeholt werden können.

Niemand weiß, wo der erſte Menſch in dieſer Nacht ſchläft, und Jedermann, Jung und Alt, Hunde und überhaupt alle lebende Weſen bleiben in den Hütten und im ganzen Dorfe herrſcht eine Todtenſtille. Am nächſten Morgen erſcheint er indeß wieder und begibt ſich in die Medizin-Hütte; ihm folgen, nach Indianiſcher Weiſe Einer hinter dem Anderen, etwa fünfzig junge

Digitized by Google

Leüte, welche ſich den Martern unterwerfen wollen. Sie waren faſt gänzlich nackt und ihre Körper mit verſchieden gefärbtem Thon angeſtrichen: Einige roth, Andere gelb und noch Andere weiß.[21]) Jeder trug in der rechten Hand den Medizin-Beütel, am linken Arm den Schild von Büffelhaut, in der linken Hand Bogen und Pfeile und auf dem Rücken den Köcher.

Sobald Alle in die Hütte eingetreten ſind, hängen ſie ihre Waffen und Medizin-Beütel an der Wand auf und ſetzen ſich dann, ein Jeder unter den ſeinigen, auf den Boden.

Nachdem nun Numánk-Máchana in ihrer Mitte für den glücklichen Erfolg ſeine Pfeife geraucht und ſie in einer kurzen Anrede ermahnt hatte, dem Großen Geiſte zu vertrauen, der ſie während der ihnen bevorſtehenden harten Prüfung beſchützen werde, rief er einen alten Medizin-Mann in die Hütte, deſſen Körper gelb bemalt war und den er zum Leiter der Ceremonie — Kauih-Sáchka — [22]) ernannte, indem er ihm die große Medizin-Pfeife überreichte, von welcher die Macht, alle dieſe Gebraüche zu verrichten, abhängt.

Sobald Numánk-Máchana dem Medizin-Mann die Pfeife übergeben hatte, reichte er ihm die Hand, ſagte ihm Lebewohl und fügte hinzu, daß er nun wieder in die Gebirge im Weſten zurückkehre, von wo er nach einem Jahre wiederkommen werde, um die Hütte zu öffnen. Er ging ſodann aus der Hütte und durch das Dorf, nahm auf dieſelbe Weiſe von den Haüptlingen Abſchied und verſchwand bald hinter den Hügeln, von denen er herabgekommen war.[23])

Der von Numánk-Máchana ernannte Leiter der Ceremonieen hat nun die Verpflichtung, mit der Medizin-Pfeife in der Hand bei einem kleinen Feüer zu liegen, von Zeit zu Zeit den Großen Geiſt anzurufen und die jungen Leüte zu bewachen, damit ſie nicht die Hütte verlaſſen, mit dem außerhalb derſelben befindlichen Volke keinen Verkehr haben und während vier Tage und Nächte weder eſſen, trinken noch ſchlafen, um ſich auf die Martern vorzubereiten, welche ſie am vierten Tage zu erdulden haben.

Ich ſtand früh am Morgen mit meinen Begleitern vor der Medizin-Hütte und ſuchte wo möglich einen Blick in das Innere zu werfen, als der Ceremonien-Meiſter heraustrat, mich beim Arme nahm und durch ein acht bis zehn Fuß langes Vorzimmer, welches eine doppelte Thür hatte, vor der zwei Wachen mit Lanzen oder Kriegskeülen in der Hand ſtanden, in das Allerheiligſte einführte. Ich gab meinen beiden Gefährten einen Wink und meine Medizin war ſo mächtig, daß man ſie ruhig mit eintreten ließ und uns ſämmtlich auf erhöhte Sitze führte, die der Medizin-Mann für uns errichtete. Von hier aus konnten wir bequem Alles ſehen, was in der Hütte vorging, und hier blieben wir an jedem der vier Tage vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne.

Außer den bisher angegebenen Gegenſtänden befanden ſich in der Hütte noch Menſchen- und Büffel-Schädel in ſonderbarer, aber regelmäßiger Weiſe in zwei Gruppen aufgeſtellt, und zwiſchen dieſen ſtand ein kleines, zierliches, etwa fünf Fuß hohes Gerüſt von vier gabelförmigen Weidenruthen von der Stärke eines Ladeſtocks, welche vier bis fünf Fuß von einander in dem Boden

Digitized by Google

ſteckten und vier gleich ſtarke Ruthen trugen, auf welchen noch dünnere Ruthen der Quere nach gelegt waren. Oben in der Mitte dieſes Gerüſtes lag ein kleiner Gegenſtand, den ich von meinem etwa dreißig Schritt entfernten Sitze nicht genau erkennen konnte. Ich verſuchte es, mich demſelben zu nähern, wurde aber ſogleich durch ein allgemeines St! zurückgewieſen. Ich bezähmte daher meine Neügier und erfuhr ſpäter, daß dieſer geheimnißvolle Gegenſtand ſo heilig und ſeine Myſterien ſo wichtig ſeien, daß außer dem Medizin-Manne Niemand, ſelbſt nicht einmal die jungen Männer, welche die Prüfung beſtehen wollen, ſich demſelben nähern oder erfahren durften, was es ſei.

Dieſer kleine, geheimnißvolle Gegenſtand hatte, von meinem Sitze aus, das Anſehen einer kleinen Schildkröte oder eines Froſches, der auf dem Rucken lag, Kopf und Beine von ſich ſtreckte, mit ſehr feinen rothen, blauen und gelben Bändern umwickelt und noch auf andere Weiſe verziert war. Aus der Ehrfurcht, welche Alle dieſem ſonderbaren Dinge bezeigten, geht ſo viel hervor, daß es der eigentliche Mittelpunkt der Myſterien, das Allerheiligſte war, welches dem ganzen Feſte die Weihe verlieh. Aber ſo viele Mühe ich mir auch ſpäter gab, um zu erfahren, was es eigentlich ſei, ſo erhielt ich doch ſtets nur die Antwort, es ſei „große Medizin“ und „es könne nicht geſagt werden.“ Ich ſuchte daher meine Neügier zu bezähmen, denn ich ſah ein, daß ich erſt noch einige höhere Grade würde erlangen müſſen, bevor ich in alle Indianiſche Myſterien eingeweiht werden könne. Vielleicht iſt dies ſo wunderbar erſcheinende Ding nichts weiter als ein Bündel von Bändern und anderen Kleinigkeiten, welches irgend einen Geiſt oder Weſen vorſtellt, dem ſie große Verehrung bezeügen, und ſie weiſen vielleicht nur deshalb jede nähere Auskunft darüber mit den Worten: „es iſt große Medizin“ zurück, weil ſie nichts zu ſagen haben.

Unter dem oben beſchriebenen Gerüſte lagen auf dem Fußboden der Hütte ein Meſſer und mehrere hölzerne Stäbchen, welche bei den weiterhin zu beſchreibenden Martern benutzt werden. Von der Decke der Hütte hingen eine Anzahl Stricke von rohem Leder herab, woran die jungen Männer, welche ſich den Martern unterziehen, in die Höhe gezogen werden.

Außerdem lagen auf dem Boden noch vier hoch verehrte und ſehr wichtige Gegenſtände, nämlich Säcke (Ih-tih-ka), deren jeder zwölf bis fünfzehn Quart Waſſer enthält. Sie ſind von der Halshaut eines Büffels gemacht und haben die Geſtalt einer großen Schildkröte, deren Schwanz durch Adlerfedern dargeſtellt wird. Auf jedem derſelben lag eine Art Trommelſtock, womit während eines ſpäteren Theiles der Ceremonieen die Medizin-Männer auf die Lederſäcke ſchlagen. Über dieſen lagen noch zwei andere Gegenſtände von gleicher Wichtigkeit, nämlich Raſſeln (Ih-nä-dih) in der Form einer Kürbis-Schale, ebenfalls von Leder und gleich den vorigen zur Begleitung der Tänze u. ſ. w. gebraucht.

Die oben erwähnten Säcke haben ein ſehr altes Ausſehen, und nachdem Alles vorüber war, ſagte mir mein Gönner, der Medizin-Mann, auf meine Frage, daß „dieſe vier Schildkröten Waſſer aus den vier Weltgegenden

Digitized by Google

enthielten und daß dies Waſſer ſeit dem Sinken der großen Fluth ſich darin befinde!" Ich hielt es für angemeſſen, keinen Zweifel dagegen zu äußern und konnte daher auch nicht erfahren, wie oft und bei welchen Gelegenheiten das Waſſer erneüert worden ſei.

Ich ließ durch meinen Freünd Kipp mehrmals einen bedeütenden Preis für einen dieſer ſonderbaren Gegenſtände bieten, erhielt aber zur Antwort, daß dieſe und alle anderen, bei den Ceremonien gebrauchten Dinge Gemeingut und Medizin, daher unter keiner Bedingung zu verkaufen ſeien. Ich war folglich auf meinen Pinſel beſchränkt, und ſelbſt dies betrachteten ſie mit Mißtrauen und als eine Entweihung.

So war das Innere der Medizin-Hütte an den erſten drei Tagen und während eines Theiles des vierten.

Während der erſten drei Tage dieſes feierlichen Konklave finden auf dem freien Platze in der Mitte des Dorfes vor der Medizin-Hütte noch andere merkwürdige Gebraüche ſtatt, von denen der Stier-Tanz (Bel-lohk-näh-pick*), wie oben bemerkt, einen Haupttheil dieſes jährlichen Feſtes bildet und von deſſen ſtrenger Beobachtung die Ankunft der Büffel abhängt. Dieſer Tanz wird am erſten Tage viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal und am vierten ſechszehnmal um „das große Kanoe" getanzt.

Die Hauptperſonen bei dieſem Tanze waren acht ganz nackte Männer, welche eine ganze Büffelhaut, mit Hörnern, Hufen und Schwanz, über den Rücken gehängt hatten und mit vorn übergebeügtem Körper alle Bewegungen der Büffel nachzuahmen ſuchten. Sie waren auf die wunderlichſte und Alle auf ähnliche Weiſe bemalt; Beine, Körper und Geſicht waren ganz mit rother, ſchwarzer oder weißer Farbe bedeckt, um die Knöchel trug Jeder einen Kranz von Büffelhaaren, in der rechten Hand eine Raſſel, in der linken einen dünnen weißen Stab von ſechs Fuß Länge und auf dem Rücken einen Bündel grüner Weidenzweige von der Größe eines Bundes Stroh. Dieſe acht Männer ſtellten ſich in vier Paaren um das große Kanoe, indem ſie die vier Weltgegenden (Nord, Oſt, Weſt, Süd) darſtellten, und zwiſchen jeder Gruppe ſtand mit dem Rücken gegen das Kanoe ein anderer Mann, welcher an demſelben Tanze Theil nahm, in der einen Hand einen ähnlichen weißen Stab und in der andern eine Raſſel trug. Die Körper dieſer vier jungen Männer waren ganz nackt bis auf einen hübſchen Gurtel (Kwarz-Kwad) und Kopfputz von Adler-Federn und Hermelin. Zwei von dieſen Perſonen waren mit einer Miſchung von pulveriſirter Holzkohle und Fett ganz ſchwarz bemalt; ſie wurden „das Firmament" oder „die Nacht", und die zahlreichen weißen Flecke an ihrem Körper „die Sterne" genannt. Zwei Andere, welche ſich ganz roth angeſtrichen hatten, ſtellten den Tag vor, und die rothen Streifen, welche vom Kopf bis zu den Füßen über den ganzen Körper hinliefen, waren „die Geiſter, welche die Morgen-Strahlen vertreiben."

*) Es iſt dies nicht der eigentliche Büffel-Tanz, welcher im 18. Kapitel beſchrieben wurde.

Digitized by Google

Dieſe zwölf Perſonen nehmen allein an dem Tanze wirklich Theil, der ſtets genau auf dieſelbe Weiſe ohne die mindeſte Veränderung wiederholt wird. Außerdem treten jedoch bei dieſem ſonderbaren und lächerlichen Schauſpiele noch eine Anzahl Geſtalten auf, deren Verrichtungen ich zu erklären verſuchen will, ſo gut ich es vermag.

Dies merkwürdige Schauſpiel findet in Gegenwart ſämmtlicher Bewohner ſtatt, die theils auf den Dächern der Wigwams, theils auf der Erde demſelben zuſchauen, während die jungen Leute, wie oben beſchrieben, in der Medizin-Hütte faſten. Am erſten Tage wird der Stier-Tanz einmal für jede Weltgegend getanzt und der Medizin-Mann raucht ſeine Pfeife nach dieſen Richtungen hin; am zweiten Tage geſchieht dies zweimal, am dritten dreimal und am vierten viermal für jeden der genannten Punkte. Die Tänzer und die übrigen Theilnehmer verſammeln ſich, wenn der Ceremonien-Meiſter mit der Medizin-Pfeife in der Hand aus der Hütte hervortanzt, wobei er höchſt kläglich ſingt oder vielmehr ſchreit, bis er das große Kanoe erreicht hat, an das er ſich lehnt und zu ſchreien fortfährt. In dieſem Augenblicke gehen vier ſehr alt und patriarchaliſch ausſehende Männer, welche roth bemalt ſind und die vier Seiten der Hütte bewachten, in dieſelbe hinein, holen die vier Waſſer-Säcke und legen ſie neben das große Kanoe, ſetzen ſich auf die Erde und fangen an, dieſelben mit den Trommelſtöcken zu ſchlagen; Andere ſchwingen und ſchütteln die Ih-nä-dihs oder Raſſeln, während Alle ihre Stimmen ſo laut als möglich erheben, welches die Muſik zu dem Stier-Tanze bildet, der nun beginnt und fünfzehn Minuten, oder auch länger, ohne Unterbrechung fortwährt. Wenn die Muſik und der Tanz aufhören, welches ſtets ganz gleichzeitig geſchieht, ſo erheben ſämmtliche Zuſchauer ein betäubendes Beifalls-Geſchrei, der Ceremonien-Meiſter tanzt in die Medizin-Hütte zurück, die alten Männer nehmen ihre frühere Stellung wieder ein, die Waſſer-Säcke werden an ihren Ort zurückgebracht und Alles bleibt wie vor dem Tanze, bis derſelbe von Neüem beginnt.

Die Nebenfiguren, welche an dieſem großartigen Schauſpiele theilnehmen, ſind zahlreich und verdienen eine nähere Beſchreibung [**]). Neben dem großen Kanoe ſieht man zwei Männer, welche die Haut eines greülichen Bären (Mató) als Maske übergeworfen haben, beſtändig brummen, Alles vor ſich zu verſchlingen und die religiöſe Handlung zu ſtören drohen. Um ſie zu beſänftigen ſtellen die Frauen Schüſſeln mit Fleiſch vor ſie hin, die aber ſogleich von zwei Anderen, welche den Körper ſchwarz, den Kopf weiß bemalt haben und weißköpfige Adler (Pattáckā) vorſtellen, ergriffen und in die Prairie getragen werden. Dort werden dieſe beiden Männer von mehr als hundert nackten Knaben verfolgt, die den Körper gelb und den Kopf weiß angeſtrichen haben und Cabris oder Antilopen vorſtellen; ſie entreißen zuletzt den Adlern die Speiſen und verzehren ſie, wodurch man vielleicht die ſchöne Moral ausdrücken will, daß die Gaben der Vorſehung zuletzt in die Hände der Unſchuld kommen.

In der Zeit zwiſchen dieſen Tänzen begeben ſich alle Theilnehmer, mit

Digitized by Google

Ausnahme derjenigen aus der Medizin-Hütte, in einen daneben befindlichen Wigwam, der bei dieſer Gelegenheit auch als ein heiliger Ort betrachtet wird und nur für die genannten Perſonen beſtimmt iſt, um dort auszuruhen und ſich zu ſchmücken.

Die alten Männer, welche die Waſſerſäcke ſchlagen, fahren auch in der Zeit zwiſchen den Tänzen fort, den Großen Geiſt anzuflehen, daß er ihnen Büffel ſende, damit ſie während des Jahres zu leben hätten. Auch ſuchen ſie den jungen Leüten in der Medizin-Hütte Muth einzuflößen, indem ſie ihnen erzählen, daß „der große Geiſt ſie erhört habe — daß ihre Frauen und Kinder den Mund des greülichen Bären halten können — daß ſie täglich Ochkih-Häddäh (den böſen Geiſt, Teüfel) angerufen — daß ſie ihn noch jetzt aufforderten zu kommen, daß er aber noch nicht gewagt habe, zu erſcheinen!“

Aber an dem vierten Tage um Mittag, bei dem letzten Tanze, als die Fröhlichkeit den höchſten Grad erreicht hatte, erſchallte plötzlich von den Dächern der Hütten ein Schrei; Männer und Frauen ſchienen von Angſt und Schrecken ergriffen und richteten ihre Blicke weſtwärts nach dem, eine engliſche Meile entfernten Prairie-Hügel, von welchem ein Mann herabſtieg und mit ſchnellen Schritten, jedoch nicht in gerader Linie, ſondern hin- und herlaufend, wie ein Knabe, der einen Schmetterling verfolgt, auf das Dorf zueilte. Als er die Palliſaden erreicht hatte, konnte man erkennen, daß er ganz nackt und mit geſtoßener Kohle und Bärenfett ſchwarz wie ein Neger angeſtrichen war; an verſchiedenen Theilen des Körpers hatte er weiße Ringe von etwa einem Zoll Durchmeſſer und am Munde ein furchtbares Gebiß wie Hundezähne. Als er durch das Dorf eilte und in die, meiſt aus Frauen beſtehende erſchrockene Gruppe eindrang, ſtieß er ein furchtbares Geſchrei aus.

In ſeinen beiden Händen trug er einen acht bis neun Fuß langen Stab, an deſſen Ende ſich eine rothe Kugel befand, welche er vor ſich hin auf die Erde ſchleifte. Alle, mit Ausnahe der Tanzenden, blickten auf ihn; er ſtürzte auf die Frauen los, die laut um Hülfe riefen, und, indem ſie zu entfliehen ſuchten, über einander hinſtürzten. In dieſem Augenblick des allgemeinen Schreckens trat plötzlich eine allgemeine Todtenſtille ein. Der alte Ceremonien-Meiſter verließ nämlich ſeine Stellung an dem großen Kanoe, hielt ſeine Medizin-Pfeife dem Böſen Geiſte entgegen und zwang ihn dadurch, unbeweglich ſtehen zu bleiben. Dies gab den Frauen Gelegenheit, aus ſeinem Bereich zu kommen und als ſie ſich außer Gefahr ſahen, verſchwand ihre Furcht ſehr bald und ſie brachen in ein ungeheüres Gelächter und Beifalls-Geſchrei aus über die plötzliche Beſiegung des Teüfels und die lächerliche Stellung, welche er einnahm. Der alte Mann ſtand dicht neben ihm und ſchaute ihm feſt in's Geſicht, während die Medizin-Pfeife Seine Sataniſche Majeſtät feſtgebannt hielt und alle Kräfte des Zauberſtabes vernichtete.

Als die überlegenen Kräfte der Medizin-Pfeife, von welcher alle dieſe jährlichen Myſterien abhangen, hinreichend dargethan und anerkannt waren und die Frauen Zeit gehabt hatten, ſich außerhalb des Bereichs dieſes teüfliſchen Ungeheüers zu entfernen, wurde die Pfeife allmälig von dem böſen

Digitized by Google

Geiſte zurückgezogen, welcher froh zu ſein ſchien, daß er den Gebrauch ſeiner Füße wieder erhielt und ſeine unbequeme und wirklich lächerliche Stellung verlaſſen konnte.

Nachdem er nun noch etwa eine halbe Stunde zur großen Beluſtigung der Zuſchauer von Menſchen und Thieren hin- und hergeſtoßen war, ſchien er äußerſt erſchöpft zu ſein und ſich ängſtlich umzuſehen, wie er wohl auf die beſte Weiſe entwiſchen könne. In dieſer unangenehmen Lage diente er den Frauen, die herbeieilten, um ihn zu quälen, zur Zielſcheibe des Spottes. Eine dieſer Frauen ſchlich ſich hinter ihn und warf ihm mit beiden Händen gelbe Erde ins Geſicht und auf den Körper, wodurch er, da ſein Körper mit Fett bedeckt war, plötzlich ein ganz anderes Anſehen erhielt. Dieſe Schmach ſchien ihm ſehr zu Herzen zu gehen, denn er fing heftig an zu ſchreien, worauf die Frauen ihm ſeinen Stab entriſſen, in kleine Stücke zerbrachen und dieſe nach ihm warfen. Nun war ſeine Macht dahin, — ſeine Kraft erſchöpft; er drängte ſich durch die Menge und ſchlüpfte zwiſchen die Pfähle, welche das Dorf auf der Hinterſeite umgeben, hindurch, wo ihn mehr als hundert Frauen und Kinder erwarteten, die ihn über eine halbe Engliſche Meile weit mit Stößen und Schlägen verfolgten, bis es ihm endlich gelang, ſeinen Peinigern zu entfliehen, worauf er hinter den Prairie-Hügeln verſchwand, von denen er herabgekommen war. [25])

In dieſem Augenblicke erhob das ganze Dorf ein Freüden-Geſchrei, der Stier-Tanz hörte ſogleich auf und man traf Vorkehrungen zu den Martern, die in der Medicin-Hütte Statt finden ſollten. Der Sinn des Vorhergehenden iſt offenbar, daß der Böſe Geiſt (Ochkih-Hädä) bei ihren religiöſen Gebraüchen erſcheint, um dieſelben zu ſtören, daß er durch die höhere Macht der Medizin-Pfeife daran verhindert und zuletzt von denen, welchen er Schaden zufügen wollte, mit Schande aus dem Dorfe vertrieben wird.

Der Ceremonien-Meiſter und die Muſiker kehrten nunmehr in die Medicin-Hütte zurück, in welche auch mehrere Männer eingelaſſen wurden, die bei den daſelbſt ſtattfindenden Martern thätig ſein ſollten; auch die Haüptlinge und die Doctoren begaben ſich in die Hütte, um Zeüge der Martern zu ſein und zu entſcheiden, wer von den jungen Leüten dieſelbe mit dem größten Muthe ertrage. Die Haüptlinge nahmen auf der einen, die Muſiker auf der andern Seite der Hütte Platz und der alte Ceremonien-Meiſter ſetzte ſich zu dem kleinen Feüer in der Mitte der Hütte, wo er ſo ſtark rauchte, als er nur immer konnte, damit der Große Geiſt den jungen Leuten gnädig ſei. Nachdem nunmehr das kleine Gerüſt — das Allerheiligſte —, von dem oben die Rede war, hinweggeſchafft, die neben demſelben auf dem Boden liegenden Menſchen- und Büffel-Schädel an den Pfoſten der Hütte aufgehängt waren und zwei Männer, von denen der eine das Skalpir-Meſſer, der andere die hölzernen Stäbchen in der Hand hielt, ſich nahe dem Mittelpunkte der Hütte aufgeſtellt hatten, trat einer von den jungen Leuten, welche durch anhaltendes Faſten und Wachen während beinahe vier Tagen und Nächten ſchon ganz erſchöpft waren, hervor, um ſich den Martern zu unterziehen, die in folgender

Weiſe Statt fanden: Der Mann, welcher das Meſſer hatte, zog auf jeder Schulter oder auf jeder Seite der Bruſt ein Stück Fleiſch zwiſchen Daumen und Zeigefinger in die Höhe, nahm das Meſſer, (welches zuerſt auf beiden Seiten geſchärft und dann mit einem anderen ſchartig gemacht worden war, damit es um ſo mehr Schmerzen verurſache) und ſtieß es unter ſeinen Fingern durch das heraufgezogene Fleiſch hindurch, worauf der Zweite mit den kleinen Holzſtäben herzutrat und einen derſelben durch jede Wunde ſteckte. Es wurden nun von Leüten, die ſich auf der Außenſeite der Hütte befanden, zwei Stricke in dieſelbe hinabgelaſſen, an die Stäbchen befeſtigt und der Gemarterte an denſelben ſo weit in die Höhe gezogen, daß er über dem Boden ſchwebte, worauf noch an den Armen unterhalb der Schulter, und dem Ellenbogen, an den Schenkeln und unter dem Knie ähnliche Einſchnitte gemacht und Stäbchen hindurchgeſteckt wurden, an die man Schild, Bogen, Köcher und zuweilen noch Büffel-Schädel mit den Hörnern hing. Oft blieben ſie jedoch am Boden liegen, bis die ganze Operation, welche etwa fünf bis ſechs Minuten währte, vorüber war.

Nun wurden ſie, während das Blut von ihrem Körper herabſtrömte, ſo weit hinaufgezogen, daß die angehängten Gegenſtände den Boden nicht mehr berührten, ſo daß ſie oft ſechs Fuß über dem Boden ſchwebten. In dieſem Zuſtande boten ſie einen furchtbaren Anblick dar; die Stäbchen, woran die Stricke befeſtigt waren, wurden ſechs bis acht Zoll herabgezogen, und der Kopf des Gemarterten ſank entweder auf die Bruſt hinab oder hinten über, jenachdem ſie an der Bruſt oder dem Rücken aufgehängt waren.

Die Standhaftigkeit, womit Alle dieſe Martern ertrugen, gränzt ans Unglaubliche. Keiner von ihnen verzog auch nur eine Miene, als das Meſſer durch das Fleiſch geſtoßen wurde und Mehrere, welche bemerkten, daß ich zeichnete, gaben mir zu verſtehen, ich möchte ihr Geſicht betrachten; ich that dies auch während der ganzen Operation, ohne daß ich etwas anderes wahrgenommen hätte, als ein freündliches Lächeln, wenn ſie mich anblickten, während ich hörte, wie das Meſſer das Fleiſch zerriß und mir unwillkührlich die Thränen in die Augen traten.

Wenn der Gemarterte auf die oben beſchriebene Weiſe an den Stricken ſchwebt, tritt ein Anderer hinzu und bringt ihn mittelſt einer langen Stange in eine drehende Bewegung, die allmälig immer ſchneller wird, wodurch die Schmerzen ſo vermehrt werden, daß der Unglückliche ſie nicht mehr überwinden kann und in den rührendſten Klagetönen den großen Geiſt anfleht, ihm in dieſer Prufung Kraft zu verleihen, während er zugleich wiederholt, daß das Vertrauen in ſeinen Schutz unerſchütterlich ſei. Das Drehen wird nun ſo lange fortgeſetzt bis ſeine Klagen verſtummen und er ſtill und anſcheinend leblos dahangt, welches gewöhnlich in zehn oder fünfzehn Minuten geſchieht. Nun wird er von ſeinen Quälern genau beobachtet, die einander zurückhalten ſo lange ſich noch ein Zucken bemerklich macht, damit er nicht eher herabgenommen werde, als bis er, wie ſie ſagen, „ganz todt iſt.“

Wenn er ſich endlich in dieſem Zuſtande befindet, die Zunge aus dem

Digitized by Google

Munde heraustritt und ſein Medizin-Beütel, den er in der linken Hand hält, ihm entfallen iſt, ſo wird den auf dem Dache befindlichen Perſonen durch Anſchlagen des Stabes gegen den Strick das Zeichen gegeben, worauf ſie ihn langſam und vorſichtig auf den Boden herablaſſen, wo er nun gleich einer Leiche liegt, jedoch nach ihrem Ausdrucke unter dem Schutze des Großen Geiſtes, der, wie man hofft, ihn beſchützen und in den Stand ſetzen wird aufzuſtehen und davon zu gehen. Sobald er auf den Boden herabgelaſſen iſt, zieht ihm einer von den Umſtehenden die beiden Holzſtäbchen aus den Schultern oder der Bruſt und macht ihn dadurch von den Stricken los, an denen er gehangen hatte; die übrigen Stäbchen, mit Allem, was daran hangt, bleiben jedoch in dem Fleiſche ſtecken.

In dieſem Zuſtande liegt er ſechs oder acht Minuten, bis er ſich ſtark genug fühlt, allein aufzuſtehen und hinwegzugehen, denn Niemand darf ihm Hülfe leiſten, da er hier das Vorrecht genießt, worauf die Mandaner den höchſten Werth legen, nämlich in dieſer Zeit der größten Gefahr „ſein Leben dem Schutze des Großen Geiſtes anzuvertrauen.“

Sobald er ſo viel Kraft wiedererlangt hat, daß er ſich auf Händen und Füßen zu erheben vermag, kriecht er mit der ganzen, an ſeinem Körper hängenden Laſt nach einem anderen Theile der Hütte, wo ein anderer Indianer ſitzt, der ein Beil in der Hand und einen getrockneten Büffelſchädel vor ſich liegen hat. Hier erklärt er mit wenigen Worten, daß er den kleinen Finger der linken Hand dem Großen Geiſte zum Opfer bringen wolle, worauf er ihn auf den Büffelſchädel legt und der erwähnte Indianer ihn mit einem Hiebe des Beils von der Hand trennt!

Faſt alle junge Leüte, welche ich dieſen Martern ſich unterziehen ſah, brachten auf dieſe Weiſe den kleinen Finger der linken Hand zum Opfer; ja einige ließen ſich unmittelbar darauf, ohne beſonders merkliche Bewegung und nachdem ſie wieder einige Worte an den Großen Geiſt gerichtet, auch noch den Zeige-Finger derſelben Hand abhauen, ſo daß ſie an der linken Hand nur zwei Finger und den Daumen behielten, die hinreichend ſind, um den Bogen, die einzige Waffe der linken Hand, zu führen.

Man ſollte meinen, hiermit ſei die Verſtümmelung weit genug getrieben; allein ich habe mehrere Haüptlinge und bedeütende Männer des Stammes geſehen, die ſich bei ſolchen Gelegenheiten auch den kleinen Finger der rechten Hand hatten abhauen laſſen, welches ſie für ein weit größeres Opfer halten, als die beiden Finger der linken Hand. Ich ſah auch mehrere ihrer berühmteſten Männer, welche durch fünf bis ſechs korreſpondirende Narben an der Bruſt, den Armen und Beinen unwiderleglich bewieſen, daß ſie ſich eben ſo oft den beſchriebenen Martern unterworfen hatten. Es ſcheint dies von ihrem freien Willen abzuhangen und je öfter ſie ſich dieſer Prüfung unterziehen, um ſo höher werden ſie von ihrem Stamme geachtet.

An der verſtümmelten Hand wird kein Verband angelegt, noch werden die Adern unterbunden; auch wird den übrigen Wunden nicht die mindeſte Sorgfalt gewidmet, ſondern man überläßt es „dem Großen Geiſte ſie zu heilen, der

Digitized by Google

ſicherlich Sorge dafür trägt." Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß dieſe Wunden, die ich täglich genau unterſuchte, nur kurze Zeit und nur ſehr wenig bluten. Vielleicht iſt dies eine Folge der durch langes Faſten und Wachen erzeügten Schwäche und Erſchöpfung, wodurch die Circulation des Blutes gehemmt und der Körper weniger empfindlich wird gegen die Martern, welche unter anderen Umſtänden Entzündung und Tod herbeiführen wurden.

Während der ganzen Dauer dieſer Martern geben die Haüptlinge und Würdenträger genau Acht, wer der Stärkſte und Standhafteſte iſt — wer am langſten hangen kann, bevor er ohnmächtig wird und wer, nachdem er herabgelaſſen worden, ſich am ſchnellſten wieder erholt, um danach zu entſcheiden, wer ſich am meiſten dazu eignet, eine Kriegspartei anzuführen, oder auf einen gefährlichen Poſten geſtellt zu werden. Die vier alten Männer ſchlagen während der ganzen Dauer der Ceremonie auf die ledernen Waſſerſäcke und beſingen mit lauter Stimme, um die jungen Leüte zu ermuthigen, die Macht und Wirkſamkeit der Medizin-Pfeife, welche den Böſen Geiſt aus dem Dorfe vertrieben habe und ſie während der harten Prüfung, die ſie zu beſtehen haben, gewiß beſchützen werde.

Sobald ſechs oder acht junge Leüte die oben beſchriebenen Martern überſtanden haben, werden ſie mit Allem, was an ihrem Körper hangt und zum Theil auf dem Boden nachſchleppt, aus der Hütte geführt, um ſich in der Mitte des Dorfes und in Gegenwart der ganzen Bevölkerung noch folgender Prüfung zu unterziehen.

Der alte Ceremonien-Meiſter verläßt abermals, wie bei dem Stier-Tanze, mit der Medizin-Pfeife in der Hand die Hütte, lehnt ſich an das große Kanoe und beginnt den Großen Geiſt anzuflehen. Um das Kanoe herum ſtanden etwa zwanzig junge Männer von gleicher Größe und gleichem Alter, die faſt ganz nackt waren, auf dem Kopfe einen Schmuck von Adler-Federn trugen und einen Kranz von Weiden-Zweigen in der Hand hielten, den je zwei ſo anfaßten, daß ſie einen Kreis um das Kanoe bildeten, welches ſie mit der größten Schnelligkeit umtanzten, wobei ſie beſtändig ſchrieen ſo laut ſie es nur vermochten.

Ein jeder von den jungen Leüten, welche die Martern in der Medizin-Hütte überſtanden haben, wird nun von zwei kräftigen jungen Männern in Empfang genommen, die ihn zwiſchen ſich nehmen, einen breiten Leder-Riemen um ſeine Handgelenke ſchlingen, jedoch ohne ihn feſtzubinden, und nun bereit ſind, das letzte Rennen (Eh-ke-nah-ka-nah-pick) zu beginnen; und wahrlich, der Zuſchauer ſollte meinen, es ſei dies für die Gequälten wirklich das letzte Rennen.

Sobald das Zeichen gegeben iſt, fangen die beiden jungen Männer mit der größten Schnelligkeit an zu laufen und der von ihnen Feſtgehaltene muß mit der ganzen an ſeinem Körper hangenden Laſt ihnen folgen, bis er vor Schwäche niederſtürzt; aber auch dann wird er noch nicht losgelaſſen, ſondern an den um ſeine Handgelenke geſchlungenen Riemen ſo lange, oft mit dem Geſichte im Schmutz, im Kreiſe herumgeſchleift, bis alle an ſeinem Körper

Digitized by Google

hangenden Gegenſtände ausgeriſſen ſind, welches oft nur dadurch geſchehen kann, daß die Umſtehenden mit dem ganzen Gewichte des Körpers darauf treten; denn es würde den Großen Geiſt ſehr beleidigen, wenn man die Stäbchen, woran die Gegenſtände hangen, herausziehen wollte, ſie müſſen vielmehr mit dem Fleiſche herausgeriſſen werden. Nur die beiden Stäbchen auf der Bruſt oder den Schultern, welche, um die Laſt des Körpers tragen zu können, unter den Muskeln hindurchgehen, dürfen, wie oben geſagt, herausgezogen werden. Sind endlich alle angehängten Gegenſtände auf dieſe Weiſe von dem Körper getrennt, ſo laſſen ihn die beiden Männer, welche ihn herumſchleiften, augenblicklich los und laufen mit der größten Geſchwindigkeit nach der Prairie, als ob ſie ein großes Verbrechen begangen hätten und ſich der allgemeinen Rache entziehen wollten.

Der Unglückliche, welcher alle Entbehrungen und Martern mit männlicher Standhaftigkeit ertragen hat, liegt nun zum zweiten Male als eine Leiche da, aber, wie ſie ſagen, „unter dem Schutze des Großen Geiſtes," der ihn, wie er zuverläſſig hofft, beſchützen und am Leben erhalten wird. Hierauf ſetzen ſie einen ſo hohen Werth, daß Niemand, weder ein Verwandter, noch ein Haüptling, es wagen wird, dem Gemarterten Beiſtand zu leiſten und wenn es gälte, das Leben deſſelben zu retten; denn nicht nur, daß die Gebraüche ſelbſt dies verbieten und der Stolz desjenigen, welcher ſein Leben dem Großen Geiſte anvertraut hat, jede Hülfe zurückweiſen würde; auch der Aberglaube, das ſtärkſte Argument bei den Indianern, würde ſie abhalten, ſich eines Menſchen anzunehmen, deſſen Leben der Große Geiſt in ſeine beſondere Obhut genommen.

Haben die Gemarterten ſich ſo weit erholt, daß ſie aufſtehen können, was in der Regel in wenigen Minuten der Fall iſt, ſo erheben ſie ſich und gehen, ſchwankend gleich Betrunkenen, durch die ihnen Platz machende Menge hindurch in ihre Wigwams, wo ſie von ihren Freünden und Verwandten empfangen und ſorgfältig gepflegt werden.

Unter den jungen Leüten, welche ſich den Martern unterzogen, befand ſich einer, an deſſen einem Schenkel ein Elen-Schädel hing, der, obgleich mehrere der Umſtehenden bereits darauf geſprungen waren, nicht von dem Körper zu trennen war, da das Holzſtäbchen, woran er hing, unter der Sehne hindurchging, die ſich nicht zerreißen ließ. Das Herumſchleifen im Kreiſe geſchah nun immer ſchneller und die Beſorgniſſe für das Leben des armen Burſchen gaben ſich deütlich durch ein klägliches Geheül der Umſtehenden zu erkennen. Endlich ſprang der Medizin-Mann mit ſeiner Pfeife hinzu und gebot Halt, worauf man den jungen Mann liegen ließ, der ſich indeß bald wieder erholte, ſeine zerriſſenen und blutenden Schenkel betrachtete und dann, ſeinem Mißgeſchicke Trotz bietend, mit einem freündlichen Lächeln durch die Zuſchauer und über die Prairie nach einem einſamen, etwa eine halbe Engliſche Meile entfernten Orte kroch (gehen dürfen ſie nicht eher, als bis alle Stäbchen mit den daran hangenden Gegenſtänden ausgeriſſen ſind). Hier lag er noch drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung, bis endlich die Wunde in Eiterung

Digitized by Google

überging und das Stäbchen, welches er nicht herauszuziehen gewagt hatte, mit dem Fleiſche und dem anhängenden Schädel abfiel. Nun kroch er auf Händen und Füßen, da er zu matt war um gehen zu können, in das Dorf zurück und bat, ihm etwas zu eſſen zu geben, was auch ſofort geſchah. Er war bald gänzlich wieder hergeſtellt.

Fälle dieſer Art kommen oft vor und es hangt dann von dem jungen Manne ab, auf welche Weiſe er ſich von den angehängten Gegenſtänden befreien will. Einige Pelzhändler, welche mehrere Jahre den letzten Theil der Ceremonien mit angeſehen hatten, erzählten mir, daß vor zwei Jahren ein junger Mann, deſſen Fleiſch ſo ſtark war, daß es nicht zerreißen wollte, bis an das Flußufer kroch, dort einen Pfahl in die Erde ſtieß, an dieſem und an ſeinem Arm einen Strick befeſtigte und nun ſich an dem ſteilen, zwanzig bis dreißig Fuß hohen Ufer hinabließ, ſo daß das ganze Gewicht ſeines Körpers von dem Fleiſche ſeines Armes getragen wurde. Hier hing er einige Tage gleich weit von dem hohen Ufer-Rande und dem tiefen Waſſer entfernt, bis endlich das Fleiſch zerriß, er in den Fluß ſtürzte und ſich durch Schwimmen rettete.

Aus dem bisher Geſagten ergibt ſich wohl zur Genüge, daß im ſtandhaften Ertragen von Schmerzen und Entbehrungen dem Indianer der Vorrang vor allen andern Völkern gebührt, obgleich einige neüere Schriftſteller, aus Neid, Unwiſſenheit, oder aus irgend einem anderen Grunde bemüht geweſen ſind, ihm auch dieſen Vorzug ſtreitig zu machen. Und obgleich mir bei dem Anblicke dieſer grauſamen Gebräuche das Herz weh that, ſo bin ich doch gern bereit, ſie zu entſchuldigen, daß ſie ſo ſtreng an einer Feier feſthalten, deren Urſprung ſie nicht kennen und die einen Theil ihrer religiöſen Gebraüche bildet.

Als die jungen Leüte ſämmtliche Martern überſtanden hatten, ging der alte Medicin-Mann und Ceremonien-Meiſter in die Medizin-Hütte hinein und holte die „ſchneidenden Werkzeüge“, welche, wie oben erwähnt, an der Thür jedes Wigwams geſammelt worden waren. Nachdem er die Hütte feſt verſchloſſen hatte, begab er ſich in Begleitung aller Medizin-Männer und aller Bewohner an's Ufer und warf ſämmtliche Meſſer u. ſ. w., als ein dem Waſſer dargebrachtes Opfer, an einer ſehr tiefen Stelle in den Fluß, von wo ſie niemals wieder hervorgeholt werden können. Dies fand bei Sonnen-Untergang Statt und bildete den Schluß der religiöſen Ceremonie der Mandaner *).

Das ſonderbare Land, in welchem ich mich befand und die eigenthümlichen Vorfälle und Ereigniſſe, die mir dort faſt in jedem Augenblicke vor Augen traten, machten es mir damals unmöglich, eine genaue Unterſuchung über das

---

*) Herr Catlin hat ſich von den drei Perſonen, welche während der ganzen Dauer des Okippe ſeine Begleiter waren, ein Zeügniß ausſtellen laſſen, daß er in der hier mitgetheilten Schilderung dieſes Feſtes nichts übertrieben, ſondern Alles der Wahrheit gemäß berichtet hat. Die genannten drei Perſonen ſind: J. Kipp, Agent der Amerikaniſchen Pelz-Compagnie aus New-York, L. Crawford, ſein Sekretär, und Abraham Bogard. Anm. d. Überſ.

Digitized by Google

Erlebte anzuſtellen; aber ſelbſt wenn ich Zeit dazu gehabt hätte und mit allen Nachrichten, die ich mir ſpäter noch verſchafft habe, müßte ich doch befürchten, bei der Erklärung dieſer räthſelhaften Myſterien auf dieſelbe Schwierigkeit zu ſtoßen, die mit der Erklärung der meiſten Gebraüche und Überlieferungen dieſes einfachen Volkes verbunden iſt, welches keine Geſchichte beſitzt, um Thatſachen und Syſteme aufzubewahren und vor der Ausartung in abgeſchmackte und unzuſammenhängende Fabeln und Erdichtungen zu ſichern.

Die wenigen wahrſcheinlichen Folgerungen, welche ich aus den oben erzählten wunderlichen Gebraüchen habe ableiten können, will ich, wenn auch mit einigem Mißtrauen, hier mittheilen.

Daß dies Volk eine Überlieferung von der großen Fluth beſitzt, iſt keinesweges auffallend, da jeder Stamm, den ich beſuchte, in ſeiner Nähe einen großen Berg als denjenigen bezeichnet, auf welchem das große Kanoe landete; aber daß dies Volk dieſes Ereigniß jährlich feiert, daß dieſe Feier immer dann Statt findet, wenn die Weiden ihr volles Laub haben, daß die Medizin-Hütte durch eine Perſon wie Numank-Mächana (der ein weißer Mann zu ſein ſcheint) eröffnet wird und daß dieſer Mann „von den hohen Bergen im Weſten kommt", ſo wie einige andere Umſtände, dies Alles iſt gewiß ſehr merkwürdig und verdient beſondere Aufmerkſamkeit.

Der erwähnte Numank-Mächana (der erſte oder einzige Menſch) iſt unſtreitig ein Medizin-Mann des Stammes, welcher am Abend zuvor in die Prairie hinausgegangen iſt und, nachdem er ſich für das Feſt angekleidet und bemalt hat, am Morgen in das Dorf zurückkehrt, wo er den Anſchein der Wirklichkeit zu erhalten ſucht; denn ihre Überlieferung ſagt, daß in ſehr alter Zeit ein ſolcher Mann wirklich von Weſten her kam — daß ſein Körper von weißer Farbe war, wie jener ſeinen Körper bemalt, — daß er einen Anzug von vier weißen Wolfsfellen, einen Kopfputz von zwei Raben-Bälgen und in der linken Hand eine große Pfeife trug. Er ſagte, „daß er einſtmals der einzige Menſch geweſen, — er erzählte ihnen, daß Alles auf der Oberfläche der Erde vom Waſſer zerſtört worden ſei — daß er mit ſeinem großen Kanoe an einen hohen Berg im Weſten gekommen ſei, wo er gelandet und ſich gerettet habe — daß die Mandaner und alle anderen Menſchen jährlich dem Waſſer einige ſchneidende Werkzeüge opfern müßten, denn mit ſolchen Dingen ſei das große Kanoe gemacht worden. Er unterrichtete die Mandaner, wie ſie die Medizin-Hütte erbauen und die jährlichen Ceremonien feiern ſollten. Auch ſagte er ihnen, daß, ſo lange ſie dieſe Opfer brächten und jene Gebraüche ſtreng beobachteten, ſie ſtets das Lieblings-Volk des Allmächtigen bleiben und immer vollauf zu eſſen und zu trinken haben würden; ſobald ſie dagegen die vorgeſchriebenen Formen auch nur in einer Beziehung vernachläſſigten, ſo könnten ſie verſichert ſein, daß ihr Stamm ſich vermindern und endlich ganz verſchwinden würde."

Dieſe ſonderbaren und unerklärlichen Gebraüche ſind ohne Zweifel den Mandanern eigenthümlich, obgleich die Mönnitarrier und einige andere benachbarte Stämme ebenfalls zu beſtimmten Zeiten faſten und ſich gewiſſen Martern

Digitized by Google

unterziehen, die indeß nur eine ſchwache Nachahmung der Ceremonien der Mandaner ſind.

Aus ihrer Sage von dem Weidenzweige und der Taube ſcheint hervorzugehen, daß ſie mit irgend einem Theile der civiliſirten Welt in Verbindung geweſen ſind, oder daß Miſſionare oder andere Perſonen früher unter ihnen gelebt haben, die ſie mit der chriſtlichen Religion und der Moſaiſchen Lehre von der großen Fluth bekannt machten, welche von den Anſichten über dieſes Ereigniß, wie ſie ſich bei den meiſten Natur-Völkern finden, ganz verſchieden iſt.

Noch andere und faſt entſcheidende Beweiſe für die obige Behauptung einer Verbindung mit der civiliſirten Welt laſſen ſich aus der verſchiedenen Färbung des Haares und der Haut, ſo wie aus der Sage von dem „erſten oder einzigen Menſchen" ableiten, deſſen Körper weiß war, der von Weſten herkam, ihnen von der Zerſtörung der Erde durch Waſſer erzählte und ſie in den Myſterien unterrichtete. Zu dem Obigen will ich noch zwei Erzählungen hinzufügen, die mir von mehreren alten und würdigen Haüptlingen mitgetheilt wurden.

Die Mandaner (Volk der Faſanen) waren das erſte Volk, welches in der Welt erſchaffen wurde und lebten urſprünglich im Innern der Erde. Sie pflanzten viele Weinreben, von denen eine durch ein Loch in der Erde nach oben gewachſen war; an dieſer kletterte einer ihrer jungen Leüte hinauf, bis er oben anlangte an dem Ufer des Fluſſes, wo das Dorf der Mandaner ſteht. Er blickte um ſich und bewunderte das ſchöne Land und die Prairieen — er ſah viele Büffel, tödtete einen derſelben mit ſeinem Bogen und ſeinen Pfeilen und fand das Fleiſch deſſelben wohlſchmeckend. Er kehrte zurück und erzählte, was er geſehen hatte, worauf Mehrere mit ihm an der Rebe hinaufkletterten und dieſelben Dinge ſahen. Unter denen, die hinaufkletterten, befanden ſich auch zwei ſehr ſchöne junge Frauenzimmer, welche Jungfrauen und daher Lieblinge der Haüptlinge waren. Als eine ſehr große und beleibte Frau auch hinaufklettern wollte, wurde ihr dies von den Haüptlingen unterſagt, weil ſie zu ſchwer ſei. Als ſie ſich jedoch einſt allein ſah, konnte ſie ihre Neügier nicht länger bezwingen, ſie fing an zu klettern, allein die Rebe brach unter dem Gewicht ihres Körpers und ſie fiel herab, wodurch ſie ſich ſehr verletzte, obgleich ſie nicht ſtarb. Die Mandaner waren hierüber ſehr betrübt, und ſie wurde von Allen verachtet, weil ſie die Veranlaſſung eines großen Unglücks war, das ſich nicht wieder gut machen ließ; denn es konnte nun Niemand mehr hinauf- und von den oben befindlichen Keiner mehr herabſteigen. Letztere baueten das Mandaner-Dorf da, wo es früher ſtand, eine große Strecke den Fluß weiter abwärts; der übrige Theil des Volkes lebt noch jetzt in der Erde.

Dieſe Sage wird von den Haüptlingen und Doctoren oder Medizin-Männern mit dem größten Ernſte erzählt und die Letzteren behaupten, daß ſie zu gewiſſen Zeiten und an beſtimmten Orten ihre Freünde durch die Erde hindurch könnten ſprechen hören und daß ſie dieſelben in wichtigen Fällen um ihre Meinung und ihren Rath fragten.

Eine zweite Sage lautet folgender Maßen:

Vor ſehr langer Zeit kam Ochkih-Häddäh (der Böſe Geiſt, von dem oben bei der Beſchreibung des Feſtes Okippe die Rede war) in Begleitung des Numank-Mächana von Weſten her in das Dorf der Mandaner und ſetzte ſich neben eine Frau, die nur ein Auge hatte und Getreide behaüfelte. Ihre Tochter, welche ſehr ſchön war, kam zu ihr und der Böſe Geiſt bat ſie, ihm Waſſer zu bringen, doch wünſchte er, daß ſie vorher noch zu ihm komme und etwas Büffel-Fleiſch eſſe; ſie möge, ſagte er, nur ein Stück aus ſeiner Seite nehmen. Sie that dies, aß und fand, daß es wie Büffel-Fett ſchmeckte. Dann holte ſie Waſſer, von dem Beide, die unterdeß nach dem Dorfe gegangen waren, tranken — und weiter geſchah nichts.

Die Freünde des Mädchens ſuchten ſie bald darauf in Unehre zu bringen, indem ſie erzählten, daß ſie ſchwanger ſei, was ſie zwar nicht leügnete, zugleich aber ihre Unſchuld betheüerte und kühn jeden Mann im Dorfe aufforderte, ſie anzuklagen. Dies verurſachte eine große Aufregung im Dorfe und da Niemand auftrat, um ſie zu beſchuldigen, ſo wurde ſie als „große Medizin" betrachtet. Bald nachdem dies geſchehen, ging ſie heimlich nach dem oberen Mandaner-Dorfe, wo das Kind geboren wurde.

Es wurden große Nachforſchungen angeſtellt, ehe man ſie fand, denn man erwartete, daß das Kind ebenfalls große Medizin und für das Beſtehen und die Wohlfahrt des Stammes von großer Wichtigkeit ſein werde. Zu dieſem Glauben bewog ſie die ſonderbare Weiſe der Empfängniß und der Geburt des Kindes, auch beſtätigten die Wunder, welche es verrichtete, dieſen Glauben. Außer andern Wundern gab es den Mandanern, als ſie nahe daran waren vor Hunger zu ſterben, vier Büffel und ſagte, daß dieſelben ſie fur immer mit Nahrung verſorgen wurden, auch war, nachdem ſie ſich geſättigt, noch eben ſo viel Fleiſch vorhanden, als vorher, ehe ſie gegeſſen hatten. Der erſte Menſch war jedoch entſchloſſen, das Kind zu tödten und nachdem er es lange vergebens geſucht, fand er es einſt an einem dunklen Orte, worauf er es ergriff und in den Fluß warf.

Als Ochkih-Häddah den Tod dieſes Kindes erfuhr, ſuchte er Numank-Mächana auf, um ihn zu todten. Er verfehlte lange ſeine Spur und fand ihn endlich am Heart- (Herz-) Fluſſe, etwa funfzehn Meilen unterhalb des Dorfes, mit der großen Medizin-Pfeife in der Hand, deren Zauber ihn gegen jeden Feind ſchützt. Sie verſöhnten ſich bald wieder, rauchten Beide aus der großen Pfeife und kehrten in das Dorf der Mandaner zuruck. Der Böſe Geiſt war zufrieden geſtellt und Numank-Mächana ſagte den Mandanern, ſie möchten niemals uber den Heart-Fluß gehen, denn er ſei die Mitte der Welt und wenn ſie jenſeits deſſelben lebten, ſo wurden ſie untergehen. Er gab dem Fluſſe den Namen Nátka páſſahah (Herz oder Mitte der Welt).

Ich habe hier einige der hauptſachlichſten Sagen dieſes Volkes ganz ſo mitgetheilt, wie ſie mir von den Indianern erzählt wurden und uberlaſſe es Jedem zu entſcheiden, in wiefern ſich daraus der Beweis herleiten läßt, daß

Digitized by Google

dieſes Volk ſeit langer Zeit eine unvollkommene Kenntniß von der Sundfluth, von dem Erſcheinen und dem Tode des Erlöſers und dem Sündenfalle Eva's beſitzt.

Ob ſie eine beſtimmte Anſicht über die Schöpfung haben, konnte ich nicht erfahren, indeß ſcheinen ſie über ihre eigene Exiſtenz als Volk nicht hinauszudatiren. Sie halten ſich, wie bereits erwähnt, für das zuerſt erſchaffene Volk. Ein Mandaniſcher Doktor erzählte mir, daß die Erde eine große Schildkröte ſei, welche das Land auf ihrem Rücken trage, daß ein weißer Volksſtamm, welcher jetzt ausgeſtorben ſei, ſehr tief in dieſem Boden zu graben pflegte, um Dachſe zu fangen. Eines Tages ſtießen ſie ein Meſſer durch die Schale der Schildkröte, worauf dieſe ſank, das Waſſer das Land überſchwemmte und alle Menſchen bis auf einen ertranken. Als ich ſpäter das Bildniß dieſes Doktors malte, ſagte er mir, daß vier Schildkröten, eine im Norden, eine im Oſten, eine im Süden, eine im Weſten, vorhanden ſeien, von denen jede zehn Tage lang Regen gemacht habe und darauf endlich die Erde mit Waſſer bedeckt worden ſei.

Dieſe ſich widerſprechenden Erzählungen von einem und demſelben Manne geben wol den beſten Beweis von der mangelhaften Beſchaffenheit der Indianiſchen Überlieferungen. Vielleicht waren es aber in dieſem Falle Sagen verſchiedener Sekten oder verſchiedener Prieſter, die häufig ganz entgegengeſetzte Theorien und Überlieferungen in Bezug auf Geſchichte und Mythologie aufſtellen.

Wie roh und lächerlich indeß alle dieſe Sagen auch erſcheinen mögen, ſo ſind doch einige Umſtände darin, die mit den eben mitgetheilten unerklärlichen religiöſen Ceremonien in Verbindung ſtehen und wol eine nähere Berückſichtigung verdienen.

Bei allen Feſtlichkeiten, wobei die Pfeife angezundet und im Kreiſe herumgereicht wird, ſuchen die Mandaniſchen Haüptlinge und Doktoren die Gunſt des Großen Geiſtes dadurch zu gewinnen, daß ſie, bevor ſie ſelbſt rauchen, die Pfeife mit der Spitze aufwärts nach den vier Weltgegenden richten. Die jährliche religiöſe Ceremonie währt ſtets vier Tage und mehrere andere Umſtände bei dieſer Feierlichkeit ſcheinen mit den vier Weltgegenden oder den „vier Schildkröten" in Verbindung zu ſtehen. Vier Männer werden ſtets von Numank-Máchana ausgewählt, um die Medizin-Hütte zu dem Feſte vorzubereiten und zu reinigen, und zwar beruft er dazu aus jeder der vier Weltgegenden einen. Die vier Waſſerſäcke in Form von Schildkröten, welche nebſt den vier Büffel- und vier Menſchen-Schädeln auf dem Fußboden der Hütte liegen, ſo wie die vier Paar Tänzer und die vier ſich einmiſchenden Tänzer beziehen ſich offenbar auf denſelben Gegenſtand.

Der Stier-Tanz, welchen man an den vier Tagen des Feſtes tanzt, wird am erſten Tage viermal, am zweiten achtmal, am dritten zwölfmal und am vierten ſechzehnmal, im Ganzen alſo vierzigmal wiederholt, welches genau die Dauer der Sundfluth nach der moſaiſchen Urkunde iſt. Vier Opfer von ſchwarzem und blauem Tuch ſind vor der Thür der Medizin-Hütte errichtet; der Böſe Geiſt ſtattet den vier Büffeln im Stier-Tanze Beſuche ab, und die jun-

Digitized by Google

gen Leüte, welche ſich den oben beſchriebenen Martern unterzogen, hatten vier Stäbchen in den Beinen, vier in den Armen und vier am Körper.

Hiermit will ich meine Nachrichten über die Mandaner und ihre ſonderbaren Gebraüche ſchließen. Ich könnte mit ihren Erzählungen und Überlieferungen leicht noch einen ganzen Band fullen; allein dies wäre nur ein Band voll Fabeln, die nicht des Erwähnens werth ſind; denn ein Indianer-Stamm im Urzuſtande, der keine Geſchichtſchreiber beſitzt, hat nur eine temporäre hiſtoriſche Exiſtenz und was man über ſeine Geſchichte mit Sicherheit erfahren kann, läßt ſich auf wenigen Seiten zuſammenfaſſen.

Wenn ich bei den Mandanern länger verweilte, als es bei irgend einem andern Stamme der Fall ſein wird, ſo geſchah dies, weil ich aus ihrer Perſönlichkeit, ihren Gebraüchen, ihren Überlieferungen und ihrer Sprache die Überzeügung gewonnen habe, daß ſie einen von den übrigen Stämmen dieſer Gegenden ganz verſchiedenen Urſprung haben und als ein wenig zahlreicher und ſchwacher Stamm in dem beſtändigen Kampfe mit den mächtigen Sioux bald unterliegen müſſen.

Aus den oben geſchilderten barbariſchen Gebrauchen wird man naturlich ſchließen, daß dies Volk zu den grauſamſten und unmenſchlichſten in der Welt gehöre. Dies iſt jedoch nicht der Fall, und ich halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß es im Ganzen genommen kein beſſeres, ehrenwertheres, freieres Volk auf der Erde gibt, daß man den Weißen nirgends ſchneller und herzlicher willkommen heißt, und daß Niemand mehr auf ſein gegebenes Wort und auf ſeine Ehre hält.

Man wird unſtreitig die Frage aufwerfen, ob es nicht möglich ſei, dieſe grauſamen Gebraüche unter den Mandanern auszurotten, ſie zur chriſtlichen Religion zu bekehren und an den Ackerbau zu gewöhnen. Dies Alles muß ich mit „ja" beantworten; denn obgleich dieſe Gebraüche ſeit undenklichen Zeiten bei ihnen einheimiſch ſind und einen Theil ihrer Religion bilden, und unwiſſende und aberglaübige Völker hartnäckig an ihren religiöſen Meinungen feſtzuhalten pflegen, ſo glaube ich dennoch, daß die Beſtrebungen der Miſſionare nirgends mit glücklicherem Erfolge gekrönt werden dürften, als unter den freündlichen und gaſtfreien Mandanern.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Wohnſitz und Zahl der Mönnitarrier. — Abſtammung. — Haupt-Dorf. — Dampf-Bäder. — Der alte Haüptling Schwarz-Schuh. — Der Grünkorn-Tanz.

Die Mönnitarrier (das Weiden-Volk [26]) ſind ein kleiner Stamm von etwa 1500 Seelen, welche in drei aus erdbedeckten Hütten beſtehenden Dör-

Digitized by Google

fern an den Ufern des Knife- (Meſſer-) Fluſſes wohnen, der durch eine ſchöne und ausgedehnte Prairie fließet und ſich in den Miſſouri ergießt.

Sie ſind unſtreitig ein Theil des Stammes der am Fuße der Rocky Mountains lebenden Krähen-Indianer (S. das 7. und 8. Kapitel), von denen ſie vor langer Zeit während eines Kriegs- oder Jagd-Zuges getrennt wurden und, da ihnen die Rückkehr durch Feinde abgeſchnitten war, die Gaſtfreündſchaft und den Schutz der Mandaner in Anſpruch nahmen, mit denen ſie jetzt in einer Art Bündniß leben, wechſelſeitige Heirathen ſchließen und gemeinſchaftlich ihr Gebiet vertheidigen.

Sowol in der Sprache und dem aüßeren Anſehen, als in vielen ihrer Gebräuche gleichen ſie vollkommen den Krähen-Indianern; durch das lange Zuſammenleben mit den Mandanern haben ſie jedoch vieles von dieſen angenommen und ſie ſuchen noch fortwährend, ſich denſelben immer mehr zu nähern. Ihre unbeſtimmten und manchfaltigen Sagen enthalten einige Andeütungen darüber, wie, aber nicht wann ſie an ihren jetzigen Wohnort gekommen ſind. Sie erzählen, daß ſie arm, ohne Wigwams, ohne Pferde angekommen, daß nur wenig Männer unter ihnen geweſen, indem ihre Krieger auf der Flucht erſchlagen worden ſeien; die Mandaner hätten ſie nicht in ihr Dorf aufnehmen, auch ihnen nicht geſtatten wollen, ſich in größerer Nähe, als da, wo ſie jetzt wohnen, niederzulaſſen, doch hätten ſie ihnen bei Erbauung ihres Dorfes Hülfe geleiſtet. Ihre Wigwams ſind daher genau ſo gebaut, wie die oben beſchriebenen der Mandaner.

Allein trotzdem, daß ſie ſo lange mit den Mandanern zuſammen leben und die meiſten ihrer Gebraüche angenommen haben, gibt es kaum einen Mönnitarrier, der im Stande wäre, ein halbes Dutzend Worte der Mandaner-Sprache zu ſprechen, während dagegen die meiſten Mandaner ſich in der Sprache der Mönnitarrier zu unterhalten vermögen. Es läßt ſich dies nur dadurch erklären, daß entweder die Mönnitarrier ſehr träg und dumm ſind, oder — und dies iſt wahrſcheinlich das Richtige —, daß die Sprache der Mandaner, welche ſich von allen anderen Sprachen des Landes unterſcheidet, ſehr ſchwer zu erlernen iſt.

Das Haupt-Dorf der Mönnitarrier, welches am Knife-Fluſſe erbaut worden iſt, enthält etwa 40 — 50 erdbedeckte Wigwams von 40 — 50 Fuß im Durchmeſſer; es liegt hoch, während die beiden anderen Dörfer tiefer und in den zahlreichen Kornfeldern und der üppigen Vegetation ganz verſteckt liegen.

Der erſte Haüptling dieſes Stammes, ein ſehr alter Mann von patriarchaliſchem Anſehen, Namens Itächpa-Süpchähſch (Schwarz-Schuh), zählt gewiß über hundert Jahre. Ich wohnte mehrere Tage in ſeiner Hütte, wo die Mitglieder ſeiner kleinen Gemeinde ihn beſuchen und ihm ihre Ehrfurcht bezeigen. Er hat Stimme und Geſicht faſt gänzlich verloren, aber ſeine Hand-Bewegungen ſind noch energiſch und jugendlich. Ich habe dieſen alten Haüptling gezeichnet, wie er in ſeinem Wigwam ſaß, ſeine Pfeife rauchte, und mir einige ſeiner größten Heldenthaten erzählte; er trug eine ſchöne Büffelhaut

Digitized by Google

und hatte ſein Haar oben auf dem Kopfe in Kegelform aufgewunden und mit einem kleinen Holzſtäbchen befeſtigt.

Er erinnerte ſich noch ſehr gut der beiden Reiſenden Lewis und Clarke, welche vor etwa dreißig Jahren zuerſt dies Land erforſchten und die Rocky-Mountains überſtiegen. Sie erzählen in ihrem Reiſeberichte, daß dieſer Mann ſie mit großer Güte behandelt habe, und daß ſie ihn dafur mit Zuſtimmung des Volkes zum Häuptling einſetzten; dieſe Würde hat er ſeitdem ununterbrochen bekleidet. Er erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach dem „Rothhaar" und dem „langen Meſſer", wie er die Herren Lewis und Clarke nannte, weil der Letztere, was in dieſem Lande beiſpiellos iſt, rothes Haar hatte und der Erſtere einen breiten Säbel trug. Ich erzählte ihm, daß „das lange Meſſer" ſeit mehreren Jahren todt ſei, daß aber „Rothhaar" noch in St. Louis lebe und ſich freüen würde, etwas von ihm zu hören; dies ſchien ihm ſehr angenehm zu ſein und er ſagte mir, daß er mir noch beſondere Aufträge an Herrn Clarke mitgeben werde.*)

Die Mönnitarrier werden gewöhnlich Grosventres (Dickbauche?) genannt; ſie haben dieſen Namen von den Franzöſiſchen Pelzhändlern erhalten. Sie ſind ein großer, kräftig gebauter Menſchenſchlag und verdienen wohl unter allen Stämmen der weſtlichen Wildniß am meiſten den Beinamen der kriegeriſchen Nation, denn, ungleich den Mandanern, unternehmen ſie haüfig Kriegszüge in das Gebiet ihrer Feinde, wodurch ſie auch die armen Mandaner oft in Streitigkeiten verwickeln, während ſie ſelbſt durch dieſe Kriegszuge ſo viel leiden, daß in ihrem Stamme die Männer ſich zu den Frauen wie 1 : 2 oder 3 verhalten.

Der Sohn des Schwarz-Schuh, welcher Ihatſchintſchiä (der rothe Donner) heißt und für einen der tapferſten Krieger gilt, wurde in ſeinem Kriegs-Anzuge von mir gemalt, d. h. mit Bogen, Köcher und Schild, aber ohne Kopfputz und ohne Büffelhaut und mit größtentheils nacktem, roth und ſchwarz bemaltem Körper; denn nur die Haüptlinge gehen in vollem Schmuck in den Kampf, damit ſie leicht von dem Feinde erkannt werden und wenn ſie fallen, demſelben eine würdige Beüte darbieten.

Außer den Haüptlingen und Kriegern gibt es in dieſem kleinen Stamme auch noch ſchöne Frauen, die ſich ſtets neügierig um mich verſammelten und meine Malerei anſtaunten. Von allen den Frauen, die täglich in meine Hütte kamen, gelang es mir nur eine einzige zu malen; und auch dieſe weigerte ſich anfangs ſehr, indem ſie ſagte, daß ſie nicht hübſch genug ſei und daß man über ihr Bildniß lachen werde. Sie war eine Verwandte des alten Haüptlings und wenn auch nicht die Schönſte, doch ziemlich hübſch; ihr Name war

*) Als ich ein Jahr ſpäter in St. Louis war, hatte ich das Vergnügen, dem greiſen General Clarke meine Aufträge auszurichten und ihm auch das Bildniß des alten Haüptlings zu zeigen, welches er unter hundert anderen ſogleich erkannte. Er bemerkte, daß ſie den Schwarz-Schuh ſchon vor 32 Jahren, als ſie ihn zum Haüptling ernannten, für einen alten Mann gehalten hätten.

Digitized by Google

Siht-ſi-bi-à (die Mittagsſonne). Dieſe Weigerung, ſich malen zu laſſen, hat theils ihren Grund in der Furcht, daß ihnen künftig Unglück daraus erwachſen könne, theils aber auch wol in der großen Schüchternheit, die bei dieſen Stämmen, Fremden gegenüber, alle Vorſtellung überſteigt.

Die Mönnitarrier bauen viel Mais und ich war bei ihren Feſtlichkeiten zugegen, die jährlich Statt finden, wenn die Ähren die gehörige Größe erlangt haben, um gegeſſen zu werden. Der grüne Mais iſt bei allen Stämmen, welche denſelben anbauen, eine Lieblings-Speiſe, die gegeſſen wird, wenn die Körner ihre volle Größe erreicht haben, aber noch weich und fleiſchig ſind. Die Ähren werden gekocht und in großer Menge unter den ganzen Stamm vertheilt, der ſich gütlich daran thut, ſo lange der Vorrath reicht und durch Opfer, Tänze und Geſänge dem Großen Geiſt dafür dankt, daß dieſe freudenvolle Zeit abermals erſchienen iſt. Dieſe Feier findet bei den meiſten Stämmen, die Mais bauen, auf dieſelbe Weiſe Statt, wie weit ſie auch von einander entfernt ſein mögen; ſie währt ſo lange, als die Maiskörner in dem weichen Zuſtande bleiben, gewöhnlich eine Woche oder zehn Tage, und während dieſer Zeit werden die Jagd, der Krieg und alle anderen Beſchäftigungen ausgeſetzt. Die ſorgloſen Indianer plündern dann die Felder auf unverantwortliche Weiſe und laſſen nur eben ſo viel Ähren übrig, als zur Ausſaat im nächſten Jahre erforderlich ſind, ohne daran zu denken, daß ſie von der in dieſen wenigen Tagen zerſtörten Ärnte mit Weib und Kindern den langen traurigen Winter hindurch hätten leben können.

Das Merkwürdigſte bei dieſer Feſtlichkeit iſt der Grünkorn-Tanz, der dem eigentlichen Feſte vorhergeht und bei den meiſten auf folgende Weiſe Statt findet:

Wenn dem äußeren Anſehen nach die Mais-Ähren den gehörigen Grad der Ausbildung erreicht haben, ſo werden mehrere alte Frauen, denen Mais-Felder gehören (denn in allen Indianer-Ländern bauen nur dieſe das Feld, indem die Männer ſich nie mit ſo entwürdigenden Beſchäftigungen befaſſen) von den Medizin-Männern beauftragt, täglich bei Sonnen-Aufgang die Felder zu beſuchen und einige Ähren in die Verſammlungs-Hütte zu bringen, wo dieſelben in den Keſſel geworfen und unterſucht werden. Sobald die Medizin-Männer die Ähren gut finden, ſenden ſie die Ausrufer ab, um in jedem Theile des Dorfes oder Stammes zu verkündigen, daß der Große Geiſt gnädig gegen ſie geweſen ſei und daß alle Bewohner ſich am nächſten Tage verſammeln ſollen, um ihm für ſeine Güte zu danken. Auch wird Allen anempfohlen, leere Magen mitzubringen und ſich auf das bevorſtehende Feſt vorzubereiten.

An dem von den Doctoren beſtimmten Tage verſammeln ſich alle Bewohner des Dorfes um einen über dem Feüer hangenden Keſſel, worin man Mais-Ähren kocht, um ſie dem Großen Geiſte als Opfer darzubringen; bis dies geſchehen iſt, muß ein Jeder ſeinen Hunger bezähmen. Während dieſe Ähren kochen, tanzen vier weiß bemalte Medizin-Männer, mit einer Mais-Staude in der einen und einer Raſſel (Schiſchikue) in der anderen Hand, um

Digitized by Google

den Keſſel und ſingen dem Großen Geiſte Dankgeſänge. Um dieſe Medizin-Männer tanzen in einem größeren Kreiſe, ebenfalls ſingend und Mais-Stauden in den Händen tragend, die Krieger, während das übrige Volk zuſchaut. Während dieſes Tanzes werden hölzerne Schüſſeln, in welchen das Mahl ausgetheilt wird, auf die Erde geſtellt und in jede ein aus den Hörnern des Büffels oder des Bergſchafes verfertigter Löffel gelegt.

Auf dieſe Weiſe wird der Tanz fortgeſetzt, bis die Doctoren erklären, daß der Mais genug gekocht habe; der Tanz wird nun auf einen Augenblick unterbrochen, um ſofort in anderer Weiſe und mit anderen Geſängen wieder aufgenommen zu werden, während die Medizin-Männer die Mais-Ähren auf ein kleines Gerüſt von Holzſtäben legen, welches ſie über dem Feüer errichten und ſich dann dem Tanze wieder anſchließen.

Iſt Alles von den Flammen verzehrt, ſo wird es nebſt der Aſche hinweggenommen und in die Erde vergraben, dann an derſelben Stelle, wo das erloſchene Feüer ſich befand, ein neües Feüer, und zwar durch Reibung, angezündet. Es geſchieht dies dadurch, daß drei Männer, die einander ablöſen, das Ende eines Stabes in einem harten Holzblocke zwiſchen den Händen ſchnell hin- und herdrehen, bis ſich Rauch und endlich ein Funke zeigt, der dann unter dem Jubelgeſchrei der Umſtehenden in einem Stücke faulen Holzes aufgefangen wird. Man zündet nun ein neües Feüer an, hängt den Keſſel darüber und kocht Mais für die Haüptlinge, Doktoren und Krieger. Iſt dies geſchehen, ſo kommt der ganze Stamm an die Reihe und das Schmauſen währt ſo lange, bis die Felder erſchöpft oder die Körner zu hart geworden ſind.

Dies ſind die Hauptzüge des Grünskorn-Feſtes, wie daſſelbe bei den meiſten Stämmen, wenn auch mit einigen Abänderungen und Zuſätzen, gefeiert wird.

Einige ſüdliche Stämme kochen einen Trank von höchſt bitterem und ekelerregendem Geſchmack, den ſie Asceola (ſchwarzer Trank) nennen. Einige Tage vor dem Feſte trinken ſie im Übermaß davon, um heftiges Erbrechen zu bewirken und Magen und Eingeweide für den Grünkorn-Schmaus zu leeren.

Digitized by Google

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Krähen-Indianer in dem Dorfe der Mönnitarrier. — Der Krähen-Haüptling zu Pferde in vollem Staate. — Eigenthümlichkeiten der Krähen-Indianer; langes Haar; halbmondförmige Kopfbildung. — Ratten im Dorfe der Mönnitarrier. — Leder-Boote. — Schwimmen der Mädchen. — Pferderennen. — Ein Scherz. — Reiten auf nackten Pferden. — Große Büffel-Jagd. — Zerſchneiden und Heimbringen des Fleiſches.

Während ich die Hütte des Haüptlings Schwarz-Schuh bewohute, befanden ſich daſelbſt auch als Gäſte zwei Haüptlinge der Kräheu-Indianer, welche gekoumen waren ihre alten Freünde und Verwandten zu beſucheu.

Es iſt bereits iu dem 7. und 8. Kapitel von dieſen Indianern die Rede geweſen, da ich aber hier einige von ihnen gemalt habe, ſo glaube ich noch einmal darauf zurückkommeu zu müſſen.

Nichts gewährt einen maleriſcheren Anblick, als ein Trupp Krähen-Indianer zu Pferde, wenn ſie in ihrem vollen Putz ein Scheingefecht aufführen, eine Unterhaltung, die ſie ſehr lieben und zu der ſie große Vorbereitungeu machen. Man kann von ihnen mit vollem Rechte ſagen, daß ſie vou allen Indianern dieſer Gegenden am ſchönſten gekleidet und am beſten beritten ſind. Ihre Pferde, die ſie am Fuße des Felſen-Gebirges einfangen, ſiud ſchöne und muthige Thiere.

Ich habe einen der ausgezeichuetſten unter dieſen Indianern gemalt, wie er mit Lanze, Schild, und Bogen und in ſeinem größten Putze ſein wildes Roß herumtummelte. Sein Anzug (Rock, Beinkleider und Schuhe) war aus dem Fell der Bergziege gemacht; die Näthe waren reich mit den Skalp-Locken der von ihm im Kampfe erlegten Feinde beſetzt; ſein langes, glänzend ſchwarzes Haar, welches wenn er ſtand faſt den Boden berührte, flatterte frei im Winde; auf dem Kopfe trug er den ſchöuen Schmuck von deu Federn des Kriegs-Adlers und Hermelin-Fell und auch der Kopf ſeines Roſſes war auf ähnliche Weiſe verziert. Außerdem war das Pferd noch am Kopf, Nacken, Rücken und Hüften mit einem buntcu Netze geſchmückt, welches in einem mit vielfarbigen Stachelſchwein-Stacheln und Muſcheln verzierten Schwanzriemen endigte.

Ich habe ſchon früher (8. Kapitel) von der eigenthümlichen halbmondförmigen Schädel-Bildung der Krähen-Indianer geſprocheu, wodurch ſie ſich von den Schwarzfuß-Indianern, den Schaiennes, Kniſteneaux, Mandanern und andern Stämmen dieſer Gegenden ſcharf unterſcheiden. Es kommen natürlich auch Ausnahmen vor, aber die Meiſten haben eine rundgebogene Naſe und eine niedrige, zurücktretende Stirn; letztere tritt oft ſo ſehr zurück, daß man glauben möchte, man habe ihr durch gewaltſame Mittel dieſe Form gegeben, wie es bei den Flachkopf-Indianern (Flatheads) jenſeit der Rocky Mountains üblich iſt. Aber durch vielfache Nachforſchungen habe ich mich überzeügt, daß ein ſolcher Gebrauch bei ihnen nicht vorhanden iſt, ſondern

Digitized by Google

daß ſie mit dieſer Schädel-Form geboren werden, die daher wol als ein nationales oder Stamm-Kennzeichen betrachtet werden kann.

Die rohen Zeichnungen der Mejikaner, welche ich in mehreren Werken über die Alterthümer Mejiko's geſehen habe, erinnerten mich lebhaft an die Krähen-Indianer, ſo daß ich faſt geneigt war, ſie für Nachkommen des Menſchenſchlages zu halten, der jene merkwürdigen und unerklärlichen Alterthümer hinterlaſſen hat und deſſen Überreſte ſich längs der Rocky Mountains bis zu ihrem gegenwärtigen Wohnorte verbreiteten. Ich will dies jedoch keinesweges als eine Theorie aufſtellen, denn es drängt ſich unwillkührlich die Frage auf, ob auch jene rohen Zeichnungen wirklich den wahren Karakter des Volkes darſtellen. So zeigen in den Zeichnungen der Mandaner die meiſten menſchlichen Figuren z. B. auf der im 21. Kapitel beſchriebenen Büffelhaut Ma-ho-to-pas ganz die Umriſſe der Stirn und Naſe, wie man ſie auf den Zeichnungen der alten Mejikaner und bei den jetzt lebenden Krähen-Indianern ſieht, obgleich ſie dieſe Formen weder von den Letzteren entlehnt, noch auch unter ihrem eigenen Stamme dergleichen Vorbilder haben.

Eines Tages beluſtigte mich ſehr eine Verſammlung von jungen Leüten und ſelbſt von Haüptlingen und Doktoren, welche, da ſie gehört hatten, ich ſei „große Medizin“ und ein großer Häuptling, daraus den Schluß zogen, daß ich unter den „bleichen Geſichtern“ ein einflußreicher Mann und daher wol im Stande ſein müßte, ihnen einen großen Dienſt zu leiſten, der, wie ſie mir in mehreren wohl geſetzten Reden erklärten, in Folgendem beſtehe:

Vor fünf oder ſechs Jahren erſchien ein unbekanntes kleines Thier, etwa von der Größe eines Erd-Eichhörnchens, aber mit einem langen, runden Schwanze, bei dem Wigwam eines Haüptlings, wo es zwiſchen den Töpfen und Keſſeln hervorſchaute. Sie betrachteten es als große Medizin und Niemand wagte, es zu tödten, wol aber kamen Alle herbei, um es zu ſehen. Einſt ſah man, daß es eine kleine Maus, welche in den Hütten ſehr haüfig iſt, fing und auffraß. Man entſchied ſich daher für die Anſicht, daß der Große Geiſt dies ſonderbare Thier geſandt habe, um die läſtigen Maüſe, welche unter den Kleidungsſtücken und anderen Gegenſtänden arge Verwüſtungen anrichteten, zu vertilgen. Es wurde daher in den Verſammlungen beſchloſſen, dieſen willkommenen Beſucher und ſeine Nachkommenſchaft zu ſchonen, die ſich auch ſo ſchnell vermehrte, daß man hoffte, durch dieſelbe von den läſtigen Maüſen befreit zu werden. Bald jedoch erfuhr man von einem Pelzhändler, daß das merkwürdige Thier (welches Baptiſt Monſieur Ratapon nannte) von einem Kielboote, welches den Miſſouri hinauffuhr, ans Land gekommen ſei und ſeinen Aufenthalt in einem der Wigwams genommen habe. Dieſe Nachricht verminderte zwar auf kurze Zeit die Achtung, welche ſie dieſem Thiere bewieſen, allein da es bei dem Mangel aller anderen Nahrung ſeinen Krieg gegen die Maüſe fortſetzte, ſo verehrten ſie es wie früher und ſtraübten ſich dagegen, zu glauben, daß es ohne Mitwirkung des Großen Geiſtes zu ihnen gekommen ſei.

Da indeß dieſe Thiere in den letzten Jahren ſich ſo ſehr vermehrt hatten

Digitized by Google

daß ſie ſich in jedem Wigwam fanden, die Gruben, worin man den Mais und andere Lebensmittel aufbewahrt, plünderten und den Boden unter den Wigwams ſo unterwühlten, daß dieſe einſtürzten, ſo betrachtete man ſie als eine große Plage und als ein öffentliches Unglück, und die erwähnte Verſammlung hatte den Zweck, meine Aufmerkſamkeit darauf zu lenken, in der Hoffnung, daß ich im Stande ſein würde, ſie davon zu befreien. Ich verſicherte ſie, daß ihre Lage mir ſehr zu Herzen gehe, bedauerte aber zugleich, nichts für ſie thun zu können, da die Thiere wirklich große Medizin ſeien.

Nach Beendigung dieſer Verſammlung beſchloß ich mit Baptiſte und Bongard, die noch immer meine unzertrennlichen Gefährten waren, das obere Dorf der Mönnitarrier zu beſuchen, welches etwa eine halbe engliſche Meile entfernt auf dem anderen Ufer des Fluſſes liegt. Als der alte Haüptling dies hörte, befahl er einer von den Frauen ſeines zahlreichen Haushalts mich überzuſetzen. Dieſe nahm nun ein Leder-Boot (oder wie es hier genannt wird, Stier-Boot, Bull-Boat), welches die Form einer großen Wanne hat und aus einer über einem Geflechte von Weiden-Zweigen geſpannten Büffelhaut beſteht, trug es auf dem Kopfe bis in's Waſſer und gab uns dreien das Zeichen zum Einſteigen. Als wir uns glatt auf den Boden geſetzt hatten — wobei wir nicht wußten, wo wir mit unſeren Füßen bleiben ſollten — trat die Frau vor das Boot und zog es mit der einen Hand fort, während ſie mit der anderen ihr Gewand hielt, das ſie aber, als das Waſſer ihr über den Gürtel reichte, auszog und an das Ufer warf, worauf ſie ſchwimmend mit einer Hand das Boot nach ſich zog. Als wir auf dieſe Weiſe in die Mitte des Stromes gekommen waren, ſahen wir uns plötzlich von einem Dutzend junger Mädchen von zwölf bis achtzehn Jahren umgeben, die ſich am gegenüberliegenden Ufer badeten und wie See-Jungfrauen bald ſich mit dem halben Körper aus dem Waſſer erhoben, bald wieder darin untertauchten. Während wir dieſem luſtigen Treiben mit Vergnügen zuſchauten, hatten dieſe kühnen Schwimmerinnen unſere Führerin von dem Boote weggedrängt und ließen nun unſer Boot den Strom hinabtreiben. Da wir weder ein Ruder noch ſonſt irgend etwas bei uns hatten, um uns ihrer zu erwehren, ſo blieb nichts übrig, als gute Miene zum böſen Spiel zu machen und uns durch Geſchenke von dieſen Waſſernixen, in deren Gewalt wir uns befanden, loszukaufen, und nachdem ich mehreren dieſer Mädchen, ſo wie ſie aus dem Waſſer auftauchten, Schnüre von Glasperlen um den Hals gehängt und Anderen einige Pfriemen geſchenkt hatte, bemühten ſich Alle, unſer Boot ans Ufer zu bringen; als aber das Waſſer ſo ſeicht wurde, daß ſie nur noch in gebückter Stellung mit dem halben Leibe unter dem Waſſer bleiben konnten, gaben ſie unſerem Boote noch einen tüchtigen Stoß und kehrten lachend in das tiefere Waſſer zurück, während uns nichts anderes übrig blieb, als die kurze Strecke ans Ufer zu waten, wobei das Waſſer uns bis auf den halben Schenkel reichte.

In dem oberen Dorfe, welches aus 30 — 40 Hütten, jede mit etwa zwanzig Bewohnern, beſteht, wurde ich von dem Haüptling Gelb-Schuh empfangen und, nachdem er mich in ſeiner Hütte bewirthet, aufgefordert, ihm

Digitized by Google

auf eine ſchöne Prairie zu folgen, wo die jungen Leüte dieſes Dorfes, ſowie mehrere aus dem unteren Dorfe, ſich beluſtigten. Ein junger hübſcher Mann hatte bei dem Pferde-Rennen bedeütend verloren, indem ſein Pferd zweimal von anderen überholt worden war, worüber ſeine Schweſter in laute Klagen ausbrach. Ich beſchloß daher, mit ihm zu reiten und wählte mir ein ſchlecht ausſehendes Pferd, welches offenbar zu fett und zu träge war, um mit ſeinem leichtgebauten Renner wetteifern zu können und bot als Preis des Rennens drei Ellen rothes Tuch, ein Meſſer und ein halbes Dutzend Perlenſchnüre gegen die ſchönen Beinkleider, welche er trug. Er war auch ſogleich bereit, die Wette anzunehmen und es erregte großes Aufſehen, einen weißen Mann und zwar auf einem Pferde, das kein Indianer gewählt haben würde, mit einem rothen Manne wettreiten zu ſehen. Es war indeß Niemand zu bewegen die anderen kleinen Wetten, welche ich anbot, um ihnen einen Triumph zu bereiten, anzunehmen, denn bei der Unſcheinbarkeit des von mir gewählten Pferdes glaubten Alle, daß daſſelbe wohl Tugenden beſitzen müſſe, die ihnen entgangen und daß wol etwas Medizin in demſelben ſein müſſe; ſelbſt der erwähnte junge Mann ſchien geneigt, ſeine Wette zurückzuziehen, ließ ſich aber endlich doch bewegen, mit mir an das andere Ende der Bahn zu reiten, von wo aus das Rennen beginnen ſollte und wohin uns mehrere Reiter begleiteten. Hier machte man mich jedoch mit einer Bedingung bekannt, an die ich früher nicht gedacht hatte; es reitet nämlich ein Jeder ganz nackt und auf einem nackten Pferde! Dies ſetzte mich in große Verlegenheit, da ich mich aber nicht verſtändlich machen konnte, ſo blieb mir nichts übrig, als mich dem Gebrauche zu fügen. Ich legte daher meine Kleider ab, beſtieg mein Roß, und dahin ging es über die Prairie; allein obgleich mein Pegaſus zu fliegen ſchien, ſo blieb er doch ſo weit hinter meinem Gegner zurück, daß ich das Unnütze jeder ferneren Mitbewerbung einſah, mein Pferd umlenkte und zu großer Genugthuung der Reiter an dem Punkte, von welchem wir abgeritten waren, wieder ankam. Die Frauen und Kinder, welche ſich um das Ziel in großer Menge zuſammengedrängt hatten, um den „weißen Medizin-Mann“ ankommen zu ſehen, waren dagegen mit dieſer Wendung der Dinge ſehr unzufrieden. Ich kleidete mich ſogleich an, ritt zurück und erklärte mich für beſiegt, während ich zugleich die Überlegenheit meines Mitbewerbers anerkannte und die wunderbare Kraft ſeines Pferdes ruhmte, worüber er ſehr erfreüt ſchien. Auch die Klagen ſeiner Schweſter verſtummten, als ſie das ſchöne rothe Tuch und eine Menge bunter Glasperlen empfing, mit denen ſie ſogleich ihren kupferfarbigen Hals ſchmückte.

Als ich von dieſen Beluſtigungen genug geſehen hatte, kehrte ich mit meinen Gefährten nach dem kleinen Dorfe zurück, deſſen Hütten durch den Mais, die Sonnenblumen und andere Gewächſe, die ſo üppig und dicht gedrängt emporgeſchoſſen waren, daß ſie einen kleinen Wald bildeten, dem Auge faſt gänzlich entzogen wurden. Wir ſchlenderten eine Weile durch das Dorf, ſahen in die meiſten Hütten hinein und ſchifften endlich wieder über den Fluß hinüber nach dem Dorfe, welches wir am Morgen verlaſſen hatten. Wir ſahen

Digitized by Google

an dieſem Tage alle Bewohner dieſes kleinen Stammes, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Krieger, welche einen Kriegszug gegen die Rikkarier unternommen hatten. Ich war mit ihrem Betragen und ihrem Ausſehen zufrieden und auch ihnen ſchien es ſehr zu gefallen, daß ich an mehreren ihrer Beluſtigungen theilnahm.

Eben ſo kühn und furchtlos wie im Kriege ſind die Mönnitarrier auch auf der Jagd, und namentlich erregen ihre Büffel-Jagden die Bewunderung Aller, welche Zeügen davon waren. Auch ich war einſt bei einer ſolchen Jagd zugegen und muß geſtehen, daß ſie alles übertrifft, was ich von Scenen dieſer Art je geſehen habe, weshalb ich einige Worte darüber ſagen will.

Die Mönnitarrier hatten, gleich den Mandanern, einige Monate lang Mangel an Fleiſch gehabt und fürchteten ſchon, die Büffel möchten ſo weit fortgewandert ſein, daß ſie würden Hungers ſterben müſſen, als plötzlich eines Morgens in dem Dorfe die Ankunft einer Büffel-Heerde verkündet wurde. Sogleich ritten mehr als hundert junge Leüte mit ihren Waffen nach der Prairie und der Haüptling ſagte mir, daß eines ſeiner Pferde an der Thür ſeines Wigwams für mich bereit ſei, wenn ich der Jagd beiwohnen wollte. Ich nahm die freündliche Einladung an, beſtieg mein Pferd und galloppirte mit den Jägern nach der Prairie, wo wir bald eine graſende Büffel-Heerde in der Ferne erblickten. Es wurde nun Halt gemacht und die Angriffsweiſe berathen; ich hatte nur Bleiſtift und Skizzenbuch bei mir und hielt mich daher meiſt im Hintergrunde, wo ich Alles genau beobachten konnte.

Der beſchloſſene Angriffsplan war, was man hier eine „Umzingelung“ nennt; es wurden nämlich alle Jäger, die auf ihren Büffel-Pferden ritten und mit Bogen und Pfeil oder mit einer langen Lanze bewaffnet waren, in zwei Kolonnen getheilt, die eine entgegengeſetzte Richtung einſchlugen, ſich in der Entfernung von einer Engliſchen Meile um die Heerde herumzogen und auf ein gegebenes Zeichen ſich ihr langſam näherten. Als endlich die ſorgloſe Heerde den Feind witterte und in der größten Verwirrung die Flucht ergriff, jagten die Reiter in vollem Galopp und mit furchtbarem Geſchrei nach dem Punkte hin, wo die Büffel die Linie durchbrechen wollten, worauf dieſe plötzlich umkehrten und nach der entgegengeſetzten Richtung flohen, wo ſie auf ähnliche Weiſe empfangen wurden und nun in die größte Verwirrung geriethen. Unterdeß waren nun alle Jäger herbeigekommen und bildeten eine zuſammenhangende Linie um die erſchreckten Thiere, welche ſich dicht aneinander drängten, und nun begann die eigentliche Jagd. Ich hatte mich in geringer Entfernung auf einem erhöhten Punkte anfgeſtellt, von wo aus ich den ganzen Kampfplatz genau überſehen konnte.

Es erhob ſich bald eine dichte Staubwolke, da, wo die Jäger herumgaloppirten und mit Pfeilen und Lanzen die Büffel angriffen, die oft, durch tödtliche Wunden wüthend gemacht, ſich mit geſträubter Mähne gegen das Pferd ihres Feindes kehrten, es mit einem einzigen Stoße tödteten und die Reiter zwangen, ihr Leben durch die Flucht zu retten; zuweilen, wenn die dichte Maſſe der Büffel ſich öffnete, drangen die Jäger, nur auf ihre Beüte erpicht

Digitized by Google

und durch den Staub verhindert, ſich zu ſehen, mitten zwiſchen die Büffel hinein und waren dann genöthigt, um ihr Leben zu retten, über die Rücken der Büffel hinwegzuſteigen, während ſie die Pferde ihrem Schickſale überlaſſen mußten. Viele Reiter verloren in dieſem verzweifelten Kampfe ihre Pferde und retteten ſich nur durch die Schnelligkeit ihrer Füße; manche, denen die Büffel, von welchen ſie verfolgt wurden, bereits ganz nahe waren, ſprangen plötzlich auf die Seite und warfen das Stück Büffelhaut, welches ſie um den Leib tragen, den wüthenden Thieren über die Hörner und Augen und tödteten ſie mit dem Pfeil oder der Lanze; andere verfolgten und erlegten die geängſteten Thiere, welche, dem Gedränge entflohen, ſich über die Prairie zu retten ſuchten.

Auf dieſe Weiſe verwandelte ſich die Jagd bald in einen verzweifelten Kampf, der etwa fünfzehn Minuten währte und mit der Vernichtung der ganzen, gewiß aus mehreren hundert Stück beſtehenden Heerde endigte.

Als Alles vorüber war, ſtiegen die Jäger ab und gingen, die Pferde am Zügel führend, zwiſchen den todten und ſterbenden Thieren umher, indem Jeder die von ihm erlegten an ſeinen Pfeilen erkannte, die er nun aus den Wunden herauszog. Nachdem dies geſchehen war, ſetzten ſich Alle auf die Erde, rauchten einige Pfeifen und ritten dann nach dem Dorfe zurück.

Es wurden nun einige Krieger an den Haüptling geſendet, um ihm den Erfolg der Jagd zu melden, während zu gleicher Zeit Andere den einzelnen Familien dieſelbe Nachricht mittheilten. Um nun das Fleiſch in Sicherheit zu bringen, begaben ſich einige Hundert Frauen und Kinder nach dem Schlachtfelde, wo ſie den Tag damit zubrachten, den erlegten Thieren die Haut abzuziehen und das Fleiſch zu zerſchneiden, welches ſie theils auf ihrem Rücken, theils auf Pferden in's Dorf ſchafften. Auch fanden ſich wenigſtens tauſend alte und junge Hunde ein, die auch ihren Antheil von dieſem reichen Vorrathe verlangten, um ihren Hunger zu ſtillen.

Ich ſah dieſem Treiben über eine Stunde zu und ergötzte mich ſehr an dem beſtändigen Kampfe, der zwiſchen den Frauen und Hunden Statt fand.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Das kleine Mandaner-Dorf. — Ein Indianer bietet ſich als Kopfkiſſen an. — Dorf der Rikkarrier. — Abſtammung der Mandaner. — Walliſiſche Kolonie. — Expedition des Madok.

Ich habe bereits früher (11. Kap.) geſagt, daß die Mandaner in zwei etwa zwei Engliſche Meilen von einander entfernten Dörfern leben und das Hauptdorf iſt (im 11. und 12. Kap.) ſo genau beſchrieben worden, daß ich

Digitized by Google

über das kleine Dorf, welches ich von dem Dorfe der Mönnitarrier aus beſuchte, nichts mehr hinzuzufügen brauche.

In dem kleinen Dorfe, welches 60 — 80 Hütten enthält, wurde ich mit derſelben Gaſtlichkeit aufgenommen, wie in dem größeren; ich malte auch hier mehrere angeſehene Perſonen, die ebenfalls darüber erſtaunten und ſich ſehr geſchmeichelt fühlten. Überhaupt hat mir mein Pinſel überall unter dieſen wilden Völkern enthuſiaſtiſche Freünde erworben, aber hier wurde ich auf eine höchſt eigenthümliche Weiſe geehrt, indem einer dringend um die Ehre bat, mir als Kopfkiſſen dienen zu dürfen. Da ich einige Tage an der Influenza gelitten hatte, ſo ſchlief ich nicht in dem Bette an der Seite der Hütte, ſondern legte mich, in eine Büffelhaut gehüllt, auf den Fußboden mit den Füßen gegen das Feüer gekehrt. Hierher folgte mir nun beſtändig mein unwiderſtehlicher Freund und da ich ihm ſeine Bitte, auf deren Erfüllung er ſo großen Werth zu ſetzen ſchien, nicht abſchlagen mochte, ſo erkundigte ich mich nach ihm und erfuhr, daß er ein tapferer Rikkarier mit Namen Pah-tuh-ca-ra ſei, der mit mehreren ſeiner Stamm-Genoſſen in dieſem friedlichen Dorfe zum Beſuche war. Vielleicht wollte er durch dieſe Hingebung meine Freündſchaft gewinnen, und hoffte unter meinem Schutze um ſo ſicherer zu ſein. Zum Danke für ſeine Aufopferung habe ich ihn gemalt. Auch ein hübſches kleines Mädchen, Pſchan-ſchah (das wohlriechende Gras) habe ich auf dieſe Weiſe verewigt. Das Unterkleid derſelben war aus einem Stücke gemacht und reich mit Stickerei und Glasperlen und über der Bruſt mit einer Reihe Elenzähne verziert; die Haut eines jungen Büffels, welche ſie darüber trug, war ebenfalls geſchmackvoll geſtickt und hing bis auf den Boden hinab. Außerdem malte ich noch einen Haüptling dieſes Stammes, Stan-au-pat (die blutige Hand) und eine alte Frau, Kah-beck-a (Zwilling); die Anzüge der drei Letztern habe ich für meine Sammlung gekauft.

Das Dorf der Rikkarier liegt ſehr hübſch am weſtlichen Ufer des Miſſouri, etwa vierzig Meilen unterhalb des Mandaner-Dorfes, auf einer ſchönen Prairie, die von ſanft gewellten Hügeln begränzt wird, welche mit ſchönem grünen Raſen bedeckt ſind; aber nirgends, ſo weit das Auge reicht, erblickt man einen Baum, oder einen Strauch. Es beſteht aus 150 Hütten, wie ſie bei den Mandanern beſchrieben worden ſind, und iſt auch theilweiſe mit einer, jedoch unvollkommenen Verpalliſadirung von zehn bis zwölf Fuß hohen Pfählen umgeben. Ich zeichnete eine Anſicht dieſes Dorfes vom Verdecke des Dampfbotes aus, als ich den Miſſouri hinauffuhr. Auch auf der Rückkehr beſuchte ich dies Dorf nicht und that ſehr wohl daran, denn ſie hegen einen ſolchen Haß gegen die bleichen Geſichter, daß ſie geſchworen haben, einen jeden Weißen, der in ihre Hände fällt, zu tödten.

Als Lewis und Clarke vor länger als dreißig Jahren die Rikkarier zum erſten Male beſuchten, wurden ſie mit der größten Freündlichkeit und Gaſtlichkeit aufgenommen; aber die Weiſe, wie der Handel in dieſem Lande betrieben wird, hat ſie zu Todtfeinden der ganzen civiliſirten Welt gemacht.

Die Rikkarier ſind unſtreitig ein Theil des Stammes der Pahnis, die

Digitized by Google

am Platte-Fluſſe, einige hundert Engliſche Meilen weiter ſüdwärts, leben, denn ihre Sprache iſt nahe oder ganz dieſelbe. Auch ihr äußeres Anſehen und ihre Gebraüche ſind ſich ſo ähnlich, wie es bei einem Volke möglich iſt, welches von ſeinem Stamme ſchon ſo lange getrennt lebt und beſtändig dem Einfluſſe der benachbarten Stämme ausgeſetzt geweſen iſt.

Die Mandaner in dem kleinen Dorfe ſind in jeder Beziehung den Bewohnern des größeren Dorfes gleich, und ich glaube, jenes iſt nur ein Sommer-Aufenthalt für einige angeſehene Familien, da ſie mir ſagten, daß ihre Wigwams im Winter nicht bewohnt würden. [37])

Die merkwürdigen Sitten und Gebraüche der Mandaner, ſowie ihr Ausſehen, liefern nach meiner Überzeugung den unwiderleglichen Beweis, daß ſie ein aus der Vermiſchung eines civiliſirten Volkes mit den Wilden hervorgegangener Stamm ſind. Sollten wir hier vielleicht die Nachkommen der Wäliſchen Kolonie, der Gefährten Madoc's finden? Die Geſchichte ſagt uns, daß derſelbe mit zehn Schiffen unter Segel ging, um ein Land zu koloniſiren, welches er in dem weſtlichen Ocean entdeckt hatte; ſeine Fahrt läßt ſich genau bis zur Mündung des Miſſiſſippi oder bis an die Küſte von Florida verfolgen, während ſeine weiteren Schickſale in undurchdringliches Dunkel gehüllt zu ſein ſcheinen. Ich ſehe nun nicht ein, warum man nicht ſollte annehmen können, daß dieſe Abenteürer mit ihren zehn Schiffen, oder wie viel ſie deren noch übrig hatten, den Miſſiſſippi und aus dieſem den Ohio, der ein ſehr breiter und ruhiger Strom iſt, hinaufſegelten bis zu einem fruchtbaren Landſtriche, wo ſie ſich anſiedelten, Ackerbau trieben und bald ſich in einem blühenden Zuſtande befanden, bis ſie von den zahlreichen wilden Horden, die ſie um ihren Wohlſtand beneideten, angegriffen und zuletzt belagert wurden. Zum Schutz gegen dieſe Angriffe erbauten ſie die zahlreichen von civiliſirten Menſchen herrührenden Befeſtigungswerke, deren Ruinen man noch am Ohio und Muskingum ſieht, und in denen ſie zuletzt ſämmtlich erſchlagen wurden; nur den Nachkommen weniger Familien, die ſich mit Indianern verheirathet hatten, ſchenkte man als Halb-Indianern das Leben. Dieſe bildeten eine eigene kleine Gemeinde, die ſich an den Ufern des Miſſouri anſiedelte. Da ſie aber keinen feſten Wohnſitz hatten, und ſich überdies in dem Lande ihrer mächtigeren Feinde befanden, ſo waren ſie mehrmals genöthigt, ihren Wohnplatz zu verändern, und indem ſie den Fluß ſtromaufwärts verfolgten, kamen ſie endlich an den Ort, wo ich ſie mit allen ihren erwähnten und faſt unerklärlichen Eigenthümlichkeiten (z. B. Geſichtsfarbe in allen Schattirungen, Haar in allen Farben der civiliſirten Völker, braune, graue und blaue Augen) fand, die mit dem allgemeinen Karakter der Nordamerikaniſchen Indianer ſo unvereinbar ſind.

Bald nachdem ich das intereſſante Volk der Mandaner verlaſſen hatte, iſt der ganze Stamm ausgeſtorben. Über die Urſache dieſes Unglücks, ſo wie über ihre frühere Geſchichte und das wahrſcheinliche Schickſal der Anhänger Madoc's habe ich mich in dem Anhang A. ausgeſprochen.

Digitized by Google

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Sioux oder Dah-co-ta. — Fort Pierre. — Miſſiſſippi- und Miſſouri-Sioux. — Der Häuptling Ha-wan-dſchi-tah. — Der Puncah-Haüptling Schu-da-gatſcha und ſeine Frau. — Vier Frauen auf einmal. — Frühzeitige Heirathen. — Urſachen derſelben.

Der Stamm der Sioux oder Dahcotas iſt einer der zahlreichſten, kräftigſten und kriegeriſchſten in Nord-Amerika, denn ſie zählen 40,000 bis 50,000 Seelen und können gewiß, wenn der ganze Stamm verſammelt iſt, mindeſtens 8000 — 10,000 gut berittene und gut bewaffnete Krieger ſtellen. Sie haben viele Pferde, die ſie auf den Ebenen nach den Rocky Mountains hin einfangen, und Viele ſind mit Flinten verſehen; die meiſten führen jedoch Bogen und Pfeil und lange Lanzen, womit ſie zu Pferde und im vollen Jagen das Wild erlegen.

Den Namen Sioux (Si-uh), wie ſie gewöhnlich genannt werden, haben ſie von den Franzöſiſchen Pelzhändlern erhalten; über die Bedeütung deſſelben konnte ich nichts erfahren; ſie ſelbſt nennen ſich Dahcota. Sie haben ein ſchönes und einnehmendes Äußeres, ſind hoch und gut gewachſen, gewandt und anmuthig in ihren Bewegungen und bedeütend größer als die Mandaner, Rikkarier und Schwarzfüße, aber den Krähen-Indianern, Aſſinneboinern und Mönnitarriern ungefähr gleich, denn wenigſtens die Hälfte ihrer Krieger hat eine Größe von ſechs Fuß und darüber.

Herr Laidlaw, ein Schotte im Dienſte der Nordamerikaniſchen Pelz-Compagnie, bei dem ich wohnte, und der mit den Herren Mackenzie und Lamont die Geſchäfte der genannten Geſellſchaft für die Gegenden am oberen Miſſouri und in dem Felſen-Gebirge leitet, hat hier ein Fort erbaut, welches 200 — 300 Fuß im Quadrat und acht bis zehn Faktoreien und Magazine enthält. Er ſelbſt bewohnt geraümige und bequeme Zimmer, die mit allen Bequemlichkeiten des Lebens verſehen ſind. Seine Frau, eine hübſche, beſcheidene Sioux-Indianerin, hat ihm mehrere Kinder geboren, denen ſie eine liebevolle Mutter iſt.

Dies Fort iſt unſtreitig einer der wichtigſten und einträglichſten Handels-Poſten der Amerikaniſchen Pelz-Compagnie, denn, im Mittelpunkte des großen Sioux-Gebietes gelegen, werden jährlich Büffel-Haüte in unglaublicher Menge dorthin und von da aus nach New-York und anderen öſtlichen Märkten gebracht, wo man ſie mit großem Gewinn verkauft. Das Fort, 280 Meilen von St. Louis entfernt, liegt am Weſt-Ufer des Miſſouri auf einer ſchönen Prairie nahe der Einmündung des von Weſten her dem Miſſouri zuſtrömenden Teton-Fluſſes. Es hat ſeinen Namen „Fort Pierre“ zu Ehren des Herrn Pierre Chauteau erhalten, welcher Mitglied der Pelz-Compagnie iſt und in St. Louis wohnt.

Das Land um das Fort beſteht faſt gänzlich aus Prairie und nur an

Digitized by Google

den Ufern der Flüſſe zeigt ſich leichter Holzwuchs. Die Lage des Forts hätte nicht ſchöner und vortheilhafter gewählt werden können, indem es in der Mitte einer der ſchönſten Ebenen des Miſſouri liegt, welche auf allen Seiten von anmuthig geformten und mit Raſen bedeckten Hügeln begränzt wird, die allmälig, wie eine Reihe von Terraſſen, 300 — 400 Fuß bis zu dem höchſten Niveau der Prairie anſteigen. Als ich den Miſſouri hinauffuhr, zeichnete ich dieſen lieblichen Punkt von einem etwa eine Engliſche Meile entfernten Hügel; es hatten damals die Sioux ein Lager von ſechshundert Lederhütten bei dem Fort aufgeſchlagen, um dort für Pelzwerk und Felle die Gegenſtände des civiliſirten Lebens einzutauſchen.

Der große Stamm der Sioux, welcher das weite Gebiet von den Ufern des Miſſiſſippi bis an den Fuß der Rocky-Mountains einnimmt und überall ein Wanderleben führt, wird in 42 Banden oder Familien getheilt, deren jede einen Haüptling hat, die ſämmtlich wieder unter einem gemeinſamen Oberhaupte ſtehen. Dies letztere iſt indeß jetzt wol nicht mehr der Fall, ſeitdem durch die Pelzhändler und die Nähe der Civiliſation längs eines großen Theiles ihrer Gränze viele Neüerungen, namentlich in Bezug auf ihre Verfaſſung und Religion, ſich eingeſchlichen haben.

Die Sioux theilen ſich in zwei große Abtheilungen, in die Miſſiſſippi- und Miſſouri-Sioux. Erſtere wohnen an den Ufern des Miſſiſſippi und verſammeln ſich des Handels und anderer Zwecke wegen bei Prairie du Chien und Fort Snelling. Sie ſind etwas civiliſirt, ſtehen ſeit vielen Jahren mit den Weißen in Verkehr und trinken Branntwein im Übermaß, weshalb ſie auch nur ein ſehr ſchlechtes Bild geben von den Sioux an den Ufern des Miſſouri, welche furchtlos die weiten Ebenen zwiſchen dieſem Strom und den Rocky-Mountains durchziehen und noch ganz im Natur-Zuſtande leben.

Es giebt vielleicht keinen ſchöneren Menſchenſchlag auf dem Kontinent, als die Sioux, und wenige Stämme, die beſſer und bequemer gekleidet und reichlicher mit allen Lebensbedürfniſſen verſehen ſind; auch an Kühnheit bei der Büffel-Jagd und an Geſchicklichkeit in der Zähmung und Abrichtung der wilden Pferde dürften ſie wohl nicht leicht übertroffen werden. Die genannten Thiere kommen wahrſcheinlich in keinem Theile der großen Ebenen Amerika's in ſolcher Menge vor, als in den von dieſem Stamme bewohnten Gegenden.

Ich erwähnte oben, daß die Sioux ſich oft in großer Menge bei dem Fort Pierre verſammeln, um mit der Amerikaniſchen Pelz-Compagnie Handel zu treiben und daß ich bei meiner Fahrt ſtromaufwärths 600 Familien daſelbſt fand, die in Zelten von Büffelhaüten wohnten und zwanzig oder mehr verſchiedenen Horden angehörten, deren jede ihren Haüptling hatte, die ſämmtlich wieder unter einem Oberhaupte, Namens Ha-wan-dſchi-tah (das eine Horn) ſtanden. Es war dies ein Mann von mittlerem Alter und mittlerer Größe, mit edlen Geſichtszügen und einer wahren Apollo-Geſtalt. Seine außerordentlichen Verdienſte haben ihn ſchnell bis zu der höchſten Würde in dem Stamme erhoben. Er erzählte mir, daß er den Namen „das eine Horn" (oder Muſchel) von einer Muſchel angenommen habe, die er um den Hals trug und die er

Digitized by Google

von ſeinem Vater geerbt und die ihm theürerer ſei als Alles, was er beſitze, auch ziehe er dieſen Namen allen vor, die er wegen ſeiner Thaten wol anzunehmen das Recht hätte. Er behandelte mich mit großer Güte und Aufmerkſamkeit, denn er fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, daß ich ihn zuerſt von allen ſeinen Stamm-Genoſſen malte. Sein Anzug von Elen-Haut war ſehr ſchön und mit vielen Stachelſchwein-Stacheln und Skalp-Locken verziert; ſein ſehr langes und ſtarkes Haar war in zwei Theile getheilt, auf dem Scheitel gekreüzt und mit einem einfachen Bande gebunden, ſo daß er das Anſehen eines Turbans hatte.

Ehe er zum Haüptling erwählt wurde, war es wegen ſeiner körperlichen Gewandtheit berühmt. Auf der Jagd war er ſtets der Vorderſte, holte den Büffel im Laufe ein und ſchoß ihm den Pfeil durchs Herz; er war der ſchnellſte Laüfer im ganzen Stamme und gewann bei jedem Wettlauf den Preis. Es war ſprichwörtlich in ſeinem Stamme, daß Ha-wan-dſchi-tah's Pfeil niemals fehle, und ſein Wigwam enthielt eine Menge Skalpe, die er ſeinen Feinden im Kampfe geraubt hatte.

Ich will hier noch einige Bemerkungen über meine Reiſe von St. Louis den Miſſouri aufwärts bis zum Fort Pierre einſchalten. Auf dieſer Strecke von etwa 300 Meilen kam ich bei den Sacs, Joways (Aiówähs), Kanzas, Omahaws und Otos vorüber, von denen ich ſpäter ſprechen werde, und landete bei den Puncahs, einem kleinen Stamme, der nur ein Dorf am Weſt-Ufer des Miſſouri, etwa 60 Meilen unterhalb Fort Pierre und 200 Meilen oberhalb St. Louis, bewohnt.

Die Puncahs wohnen in 75 — 80 zeltförmigen, aus Büffelhaüten gemachten Hütten; das Gerüſt beſteht aus Stangen von 15 — 20 Fuß Länge, die mit dem ſtarken Ende auf dem Boden ſtehen, während die dünnen Enden oben zuſammenſtoßen und dadurch einen Kegel bilden, der, mit Büffelhaüten überſpannt, vollkommen gegen Wind und Regen ſchützt. Der geringe Überreſt dieſes Stammes zählt nur noch 400 — 500 Seelen, wovon wenigſtens zwei Drittel Frauen ſind. Dies ungleiche Verhältniß iſt dadurch entſtanden, daß die Männer (da die Büffel in neüerer Zeit dieſe Gegend verlaſſen haben) der Büffeljagd wegen genöthigt ſind, ſich weit von ihrem Dorfe zu entfernen, und daher haüfig mit ihren zahlreichen Feinden zuſammentreffen.

Den Haüptling dieſes Stammes, Schu-de-ga-tſcha (Rauch) und ſeine Frau Hih-lah-dih (die reine Quelle) habe ich gemalt; Letztere, ein junges, hübſches Weib, war am Halſe und auf den Armen tättowirt, welches dadurch bewirkt wird, daß man feine Stiche in die Haut macht und Pulver und Zinnober hineinreibt. Der Haüptling, welcher eine Büffel-Haut trug, iſt ein würdiger und verſtändiger Mann, der wol verdient hätte, das Oberhaupt eines zahlreicheren und glücklicheren Stammes zu ſein. Er ſprach, während er auf dem Verdecke des Dampfboots ſaß, mit großer Offenheit über die Armuth und Noth ſeines Stammes und ſagte unter Thränen den baldigen Untergang deſſelben voraus, den abzuwenden nicht in ſeiner Macht ſtehe. Er erzählte mir, daß der Stamm einſt mächtig und glücklich geweſen, daß die

Digitized by Google

auf den grünen Prairieen früher in Überfluß vorhandenen Büffel, welche der Große Geiſt ihnen zur Nahrung gegeben, durch die Weißen, welche ſich Büffelhaüte verſchaffen wollten, getödtet oder vertrieben worden ſeien; daß es in ihrem Lande, welches eine einzige weite Prairie ſei, weder Wild noch Wurzeln mehr gebe, und daß die jungen Leüte, um Büffel zu erlegen, genöthigt ſeien in das Land ihrer Feinde einzudringen, wo ſie in großer Anzahl erſchlagen würden. Sein Volk ſei mit dem Feüer-Waſſer (Branntwein) bekannt geworden, welches bereits viele Krieger getödtet habe und die übrigen auch noch vertilgen werde; ſein Stamm ſei zu ſchwach und die Zahl der Krieger zu gering, um mit den benachbarten Stämmen kämpfen zu können; im Norden würden ſie von den Sioux, im Weſten von den Pahnis, im Süden von den Oſagen und Kanzas angegriffen; aber noch weit gefährlicher ſeien ihre Feinde im Oſten, die immer weiter vordringenden bleichen Geſichter mit dem Branntwein und den Pocken, wodurch bereits vier Fünftel ſeines Stammes vertilgt worden, und auch die noch Lebenden würden bald verarmt ſein und dem Untergange anheimfallen.

Auf dieſe Weiſe beklagte der ſcharfſinnige Haüptling das traurige Schickſal ſeines Stammes und ich bemitleidete ihn von ganzem Herzen, denn es befindet ſich wol kein Stamm an der Gränze in größerer Noth und keiner verdient mehr das Mitgefühl der chriſtlichen Welt, als dieſer.

Der Sohn dieſes Häuptlings, ein junger Mann von achtzehn Jahren, hatte am Tage vor unſerer Ankunft vier Frauen auf einmal genommen und dieſer beiſpielloſe Einfall machte ihn in den Augen des Volkes zu einem der größten Medizin-Männer, ſo daß er ſein künftiges Glück wahrſcheinlich dieſem Umſtande zu danken hat, der ihn plötzlich zu einem bedeütenden Manne machte.

Als er das Alter der Reife erlangt hatte, um ſeinen eigenen Haushalt zu führen, gab ihm ſein Vater einen ſchönen Wigwam, neün Pferde, nebſt mehreren anderen werthvollen Geſchenken, worauf der junge Mann, welcher Hongs-kay-di (der große Haüptling) heißt, den oben erwähnten Entſchluß faßte und auf folgende ſinnreiche und unterhaltende Weiſe ausführte. Da er ſich mit einigen der einflußreichſten Männer zu verbinden und dadurch deren Unterſtützung zu verſchaffen wünſchte, ſo ging er zu einem der angeſehenſten, von dem er, als Sohn eines Haüptlings, leicht die Zuſage erhielt, daß er an einem beſtimmten Tage und zu einer beſtimmten Stunde die Hand ſeiner Tochter empfangen ſolle, wofür er dem Vater zwei Pferde, eine Flinte und mehrere Pfund Taback zu geben verſprach. Als Bedingung der Heirath wurde dem Vater das tiefſte Stillſchweigen anempfohlen. Daſſelbe Abkommen traf er noch mit drei anderen angeſehenen Männern, von denen jeder eine junge, ſchöne, heirathsfähige Tochter hatte; er verſprach jedem dieſelben Geſchenke und legte jedem dieſelbe Bedingung des Schweigens auf. An dem beſtimmten Tage forderte er einige ſeiner jungen Freünde auf, ihm die acht Pferde führen zu helfen. Er ſelbſt ging nun, indem er mit der einen Hand zwei Pferde am Zügel führte und die übrigen Geſchenke in der anderen Hand hielt,

Digitized by Google

zu dem erſten der vier Väter, neben dem die Tochter ſtand, und ſprach: „Du haſt mir die Hand Deiner Tochter verſprochen, wofür ich Dir zwei Pferde gebe.“ Der Vater willigte ein, empfing die Geſchenke und gab dafür ſeine Tochter hin, als plötzlich die anderen drei Väter, die ebenfalls mit ihren Töchtern gekommen waren, Einſpruch erhoben und ſich nun gegenſeitig die mit dem jungen Manne getroffenen Verabredungen mittheilten. Sobald dieſer ſich Gehör verſchaffen konnte, rief er freüdig aus: „Ihr Alle habt jetzt Eüre mir gegebenen Verſprechungen anerkannt und ich hoffe, Ihr werdet ſie erfüllen. Ich bin hier, um den von mir eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen und erwarte daſſelbe von Eüch.“ Es wurde nun nichts weiter geſprochen; er übergab die Geſchenke und führte ſeine vier Braüte in ſeinen Wigwam.

Ich beſuchte dieſen jungen Medizin-Mann mehrmals in ſeiner Hütte, wo ich auch ſeine vier kleinen Frauen ſah, die ſich ſehr gut zu vertragen und in ihrem neüen Eheſtande ganz glücklich zu ſein ſchienen. Eine derſelben, Mong-ſchong-ſchah (die ſich beügende Weide) malte ich in ihrer hübſchen Kleidung aus Elenshaut, über welcher ſie die prächtig verzierte Haut eines jungen Büffels trug. Alle vier waren wol zwiſchen zwölf bis fünfzehn Jahren, denn in dieſem Alter treten hier die meiſten Mädchen in den Eheſtand.

Es iſt eine auffallende Thatſache, daß das weibliche Geſchlecht in dieſen Gegenden ſo frühzeitig mannbar wird; man hat Beiſpiele, daß die Mädchen ſich ſchon im elften Jahre vermählten und im zwölften Jahre Mutter wurden! Es hat dies entweder in einer natürlichen Verſchiedenheit des weiblichen Geſchlechts dieſer Gegenden von dem in civiliſirten Ländern, oder in der thätigen und allen Einflüſſen ausgeſetzten Lebensweiſe deſſelben ſeinen Grund. Eine andere und allgemeinere Urſache der frühen Heirathen iſt jedoch darin zu ſuchen, daß die meiſten Ehen mit den Ältern verabredet und ihre Vollziehung theils durch die Ungeduld der jungen Männer, theils dadurch beſchleünigt wird, daß die Ältern ſo bald wie möglich in den Beſitz der Geſchenke, die ſie für ihre Töchter erhalten, zu kommen wünſchen. Auch die Leichtigkeit, womit bei den Indianern eine Ehe getrennt wird, trägt wol nicht wenig zu der ſchnellen und frühzeitigen Schließung derſelben bei.

In dem oben erwähnten Falle wurde der junge Mann von ſeinem Volke laut belobt, denn die Vielweiberei iſt geſtattet, und da es in dieſem Stamme zwei bis drei Mal ſo viel Frauen als Männer gibt, ſo iſt ſie eine Wohlthat für die Familien, deren Töchter auf dieſe Weiſe verſorgt werden, und zwar um ſo mehr, wenn ein Haüptling oder der Sohn eines Haüptlings ſie in ſeinen Wigwam führt, weil man dies für eine Ehre hält und ſie daſelbſt um ſo ſicherer auf Schutz rechnen können.

Digitized by Google

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Das Ausſetzen der alten Leüte. — Ein langweiliger Marſch zu Fuß. — Ebene Prairieen. — Luft-Spiegelung. — Sichtbarwerden der Prairieen. — Einwärtskehren der Zehen. — Bijou-Berge. — Salz-Wieſen. — Ankunft im Fort Pierre. — Große Verſammlung der Sioux. — Der Haüptling wird gemalt. — Abergläubige Einwürfe dagegen von den Doctoren. — Beſeitigung derſelben. — Tod des Haüptlings Ha-wan-dſchi-tah. — Wampum. — Schöne Sioux-Frauen. — Die Tochter von Schwarzfels — Chardon und ſeine Indianiſche Frau.

Als wir im Begriffe waren, das Dorf der Puncahs zu verlaſſen, ſahen wir, daß ſie ihre Wigwams abbrachen und ihre Habſeligkeiten einpackten, um weiter im Weſten Büffel zu jagen und Fleiſch für den Winter zu trocknen. Der Agent für die Indianer, Major Sandford, lenkte meine Aufmerkſamkeit auf einen ſehr alten, abgezehrten Mann, der, wie ich erfuhr, *ausgeſetzt* werden ſollte. Dieſer Unglückliche war einſt ein Haüptling und ein angeſehener Mann ſeines Stammes geweſen, jetzt aber zu alt, um eine Reiſe mit zu machen, die mit Entbehrungen aller Art verknüpft war. Er ſaß bei einem kleinen Feüer, neben ihm befanden ſich einige halb abgenagte Knochen und eine Schüſſel mit Waſſer, und zu ſeinem Schutz hatte man eine Büffelhaut über einige Stangen gebreitet. Er ſelbſt hatte ſeine Freünde und ſeine Kinder aufgefordert, ihn zu verlaſſen: „Meine Kinder", ſagte er, „unſer Volk iſt arm und es iſt nothwendig, daß Ihr in das Land geht, wo Ihr Eüch Fleiſch verſchaffen könnet — meine Augen ſind dunkel und meine Kräfte ſind verſchwunden; meine Tage ſind gezählt und ich bin meinen Kindern zur Laſt — ich kann nicht gehen und wünſche zu ſterben. Macht Eüre Herzen ſtark und denkt nicht mehr an mich; ich tauge zu nichts mehr." Nachdem er dieſe Worte geſprochen und Alle Abſchied von ihm genommen, ging ich zu ihm und war wol das letzte menſchliche Weſen, welches ſich ihm näherte. Ich ſetzte mich zu ihm und obgleich er mich nicht deütlich ſehen konnte, ſo drückte er mir doch herzlich die Hand und es ſchien ihm wohlzuthun, daß ein weißer Mann ihm Mitgefühl bewies, denn ein Lächeln flog über ſeine ſtarren Züge. Als ich einige Monate ſpäter auf meiner Fahrt ſtromabwärts hier wieder vorüber kam, ging ich mit meinen Gefährten ans Land und fand die Büffelhaut und die Stangen noch ſo, wie ich ſie damals verlaſſen, aber wenige Schritte von der Stelle, wo das Feüer geweſen war, lagen der Schädel und einige Knochen des alten Mannes, von denen die Wölfe das Fleiſch abgenagt hatten.

Dieſer grauſame Gebrauch, die alten Leüte auszuſetzen, herrſcht, wie ich glaube, bei allen Stämmen, die in den Prairieen umherwandern. Da die alten kraftloſen Perſonen weder reiten noch gehen können, und ſie keine anderen Mittel beſitzen, ſie auf den beſchwerlichen Wanderungen fortzuſchaffen, ſo bleibt nichts weiter übrig, als ſie ihrem Schickſal zu überlaſſen, wozu ſie auch ſtets, wie der oben erwähnte alte Mann, ihre Kinder ſelbſt auffordern und hinzufügen, daß ſie es mit ihren Vätern eben ſo gemacht hätten.

Digitized by Google

Von dem Dorfe der Puncahs ſetzten wir nun unſere Fahrt den Miſſouri aufwärts fort nach der Mündung des Teton-Fluſſes, bis eines Tages unſer Dampfboot auf den Grund gerieth; das Senkblei gab uns bald die Gewißheit, daß nur ein Steigen des Fluſſes es uns möglich machen würde, über die Sandbank zu kommen. Nachdem wir auf dieſe Weiſe in der Mitte des Fluſſes eine ganze Woche feſtgelegen hatten, ſandte Herr Chouteau zwanzig Mann ab, welche über die Ebene nach dem etwa vierzig Meilen entfernten Laidlaw's Fort an der Mündung des Teton-Fluſſes gehen ſollten. Ich ſchloß mich dieſen Leüten an und da ich gehört hatte, daß ein zahlreicher Trupp Sioux dort gelagert ſei und das Dampfboot erwarte, ſo nahm ich alle zum Malen erforderlichen Gegenſtände mit und trat, mit der Flinte in der Hand, meine Wanderung an.

Unſer Weg führte über eine endloſe, mit ſechs bis acht Zoll hohem Graſe, vielen Blumen und Erdbeeren bewachſene Prairie, auf welcher, ſo weit das Auge reichte, kein Baum und kein Strauch die Einförmigkeit unterbrach; der Horizont bildete eine grade Linie wie auf dem Meere und wir hatten, wie man hier ſagt, „das Land ganz aus dem Geſicht verloren." Der Wanderer auf dieſem grünen Meere, dem ſich nach keiner Seite hin irgend eine Landmarke darbietet, wonach er ſein Vordringen beſtimmen könnte, fühlt ſich am Abend ſchwach und niedergedrückt; er ſtreckt ſeine müden Glieder ſcheinbar auf derſelben Stelle aus, auf der er am Morgen ruhte, und es iſt ſchwer, ſich zu überzeügen, daß man nicht, wie ein Eichhörnchen im Käfig, nach aller Mühe und Anſtrengung zuletzt ſich noch auf derſelben Stelle befindet. Hierzu kommt noch die Luftſpiegelung, welche ihm Seen, offene Grasplätze und Gebüſche vorzaubert, oder das ſogenannte „Sichtbarwerden" der Prairie, indem dieſe ſich vor ihm wie eine mit Blumen bedeckte Bruſtwehr zu erheben, aber bei jedem Schritte ſtets vor ihm zu fliehen ſcheint.

Einige Tage ertrug ich dieſen ermüdenden Marſch ganz gut; bald aber blieb ich mit mehreren Anderen hinter den Halb-Indianern zurück, und endlich ſah ich mich genöthigt zu erklären, daß die Schmerzen in meinen Füßen es mir nicht geſtatteten, weiter zu gehen. In dieſer Noth gab mir einer unſerer Führer den Rath, „meine Zehen einwärts zu kehren", wie die Indianer, dann würde ich ganz gut gehen können. Wir ruhten eine halbe Stunde, nahmen eine kleine Erfriſchung zu uns und ſetzten dann unſeren Marſch fort. Ich befolgte den Rath meines Führers und fand, daß ich viel leichter durch das Gras hin ſchreiten konnte, ſo daß ich nach drei oder vier Tagen an der Spitze des Zuges ging und während des übrigen Theils der Reiſe auch ſtets dort blieb. Wir trugen auf dieſer Wanderung ſämmtlich Mokaſſins, die keine Sohlen haben und daher, wenn man nach der gewöhnlichen Weiſe der civiliſirten Welt mit auswärts gekehrten Zehen geht, bald unerträgliche Schmerzen auf der Fußſohle erregen.

Wir ſahen auf unſerem Wege zahlloſe Büffel und obgleich wir keine Pferde hatten, ſo gelang es uns doch, ſie zu beſchleichen und uns mit friſchem Fleiſche zu verſorgen. Nach mehreren Tagen erblickten wir endlich zu

Digitized by Google

unſerer Linken eine Kette blauer Hügel, die uns als Landmarke dienten. Unſer Führer ſagte mir, daß dies die Bijou-Hügel ſeien, welche ihren Namen von einem Franzöſiſchen Pelzhändler erhalten hätten, der ſich am Fuß derſelben am Ufer des Miſſouri anſiedelte, aber von den Sioux ermordet wurde.

Einige Engliſche Meilen hinter dieſer Hügelkette kamen wir an eine große Salz-Wieſe, d. h. eine mehrere Engliſche Meilen lange Vertiefung der Prairie, die mit einem Salz-Anfluge wie mit Schnee bedeckt war und uns zwang, einen großen Umweg zu machen. Dieſe Salzwieſen, welche häufig in dieſen Gegenden vorkommen ſollen, kontraſtiren durch ihr blendendes Weiß auf eigenthümliche Weiſe mit dem ſie auf allen Seiten umgebenden Grün. Durch jede dieſer Wieſen ſchlängelt ſich ein Bach, der aus Salzquellen entſteht und im Frühjahr die Wieſen drei bis vier Fuß hoch überſchwemmt; durch die Hitze des Sommers verdunſtet dies Waſſer und läßt eine Salzkruſte von ein bis zwei Zoll Dicke zurück. Hier verſammeln ſich die Büffel zu Tauſenden, um das Salz zu lecken. Auch wir ſahen dieſe Thiere in zahlloſer Menge am gegenüberſtehenden Rande der Salzwieſe liegen.

Nach mehrtägigem beſchwerlichen Wandern über die Prairie erreichten wir endlich das Fort Pierre, in deſſen Umgebung ein Theil der Sioux-Nation unter 600 — 700 Zelten gelagert war, um das Dampfboot zu erwarten, von deſſen Ankunft ſie gehört hatten.

Nachdem ich mich von den Beſchwerden der Fußwanderung erholt, das Lager der Sioux beſucht und dieſen ſo wie den Herren Mackenzie, Laidlaw und Halſey den Zweck meiner Reiſe mitgetheilt hatte, begann ich meine Arbeiten, indem ich zuerſt den Haüptling Ha-wan-dſchi-tah (das eine Horn), von dem bereits im 26ſten Kapitel die Rede war, malte, ohne daß Jemand im Lager etwas davon erfuhr. Als das Bildniß vollendet war, wurde es mehreren Haüptlingen und Doktoren gezeigt; bald verbreitete ſich die Neüigkeit im ganzen Lager und Alles ſtrömte nun herbei, um das Bild zu ſehen, ſo daß mir nichts übrig blieb, als es vor der Hütte aufzuhängen. Durch ein Loch, welches ich in meinen Wigwam machte, konnte ich wahrnehmen, welche Achtung ſie vor ihrem Haüptlinge hatten und auch hier erhielt ich den Namen „Medizin-Maler“, Ih-tſchah-ſu-kah-ga-wa-kon.

Es entſtand indeß bald große Aufregung im Lager, indem die Doktoren dem Volke verkündigten, daß Unglück und frühzeitiger Tod Denjenigen treffen würden, der ſich einer ſo wunderbaren und unerklärlichen Operation unterziehe. Dieſe Prophezeihung erregte namentlich unter den Frauen und Kindern große Beſtürzung und ſie erhoben ein Geſchrei, das man gehört haben muß, um eine Vorſtellung davon zu haben. Meine Arbeiten wurden dadurch mehrere Tage völlig unterbrochen; bis endlich der edle Haüptling ſich an die anderen Haüptlinge, die Doktoren, Krieger und Weiber wandte, und ihnen ſagte, daß ſie ſich beruhigen und mich freündſchaftlich behandeln möchten; ich ſei weit her gekommen, um ſie zu ſehen und mit ihnen zu rauchen; ich ſei jedenfalls große Medizin, ein großer Haüptling und ein Freünd der Herren Mackenzie

Digitized by Google

und Laidlaw, die ihn bewogen hätten, ſich malen zu laſſen; er könne verſichern, daß nichts Gefährliches dabei ſei. Dieſe Rede hatte den gewünſchten Erfolg; Hunderte ihrer Helden kamen auf mich zu und drückten mir die Hand und Mehrere fingen ſogleich an, ſich zu ſchmücken, um ſich malen zu laſſen.*)

Ich hatte nun wieder vollauf zu thun. Der Erſte, deſſen Bildniß ich malte, war Ih-ah-ſa-pa, der ſchwarze Fels, ein ſchöner, ſechs Fuß großer Mann, von der Horde Nih-cah-wih-dſchi; er war ſehr prächtig gekleidet und trug, außer dem bis auf die Erde reichenden Kopfputz von Adler-Federn und Hermelin-Fellen, auch die beiden Hörner, die ihn ſogleich als den Führer ſeiner Horde im Kriege bezeichneten. (S. das 14. Kapitel.) Er war ein treüer Freünd des Herrn Mackenzie und anderer Pelzhändler, die ihn wegen ſeines ehrenwerthen Karakters und ſeiner Tapferkeit ſehr hoch ſchätzten. Sodann wurde Toh-kei-ih-to (der Stein mit Hörnern) gemalt; er war der Haüptling der Jancton-Horde und galt für den beſten Redner des Stammes. Hals, Bruſt und Schultern dieſes Mannes waren ſo ſtark mit Pulver und Zinnober tättowirt, daß man in geringer Entfernung glaubte, er trage ein reich

*) Mehrere Jahre ſpäter hielt ich in Neü-York vor etwa 1200 — 1400 Perſonen Vorträge. Unter meinen Zuhörern befand ſich auch eine Geſandtſchaft von 30 — 40 Sioux in Begleitung ihres Agenten, des Majors Pilcher. Als ich die Bildniſſe mehrerer Sioux-Haüplinge vorzeigte und einige Bemerkungen darüber machte, erkannten die Indianer jedes einzelne und begrüßten es mit einem durchdringenden Schrei; ſobald aber das Bild des Haüptlings Ha-wan-dſchi-tah an die Reihe kam, hielt ein Jeder die Hand vor den Mund, ſtieß ein „Huſch!“ aus und ließ den Kopf ſinken, das gewöhnliche Zeichen der Trauer bei einem Todesfalle. Ich ſchloß hieraus ſogleich, daß der Haüptling geſtorben ſein müſſe und theilte dieſe Vermuthung meinen Zuhörern mit. Ich wendete mich daher an den Major Pilcher, der meine Vermuthung beſtätigte und mir die unten folgende Nachricht über den Tod des Häuptlings gab, die ich ſogleich meinen Zuhörern mittheilte und die auch von dem anweſenden Sioux-Haüptling, nachdem ſie überſetzt worden war, beſtätigt wurde.

Die Mittheilung des Major Pilcher war folgende: „Wenige Wochen zuvor, ehe die Geſandtſchaft das Land der Sioux verließ, war Ha-wan-dſchi-ta durch einen Zufall die Urſache vom Tode ſeines einzigen Sohnes geworden, worüber er zu gewiſſen Zeiten von Wahnſinn befallen wurde. Bei einem ſolchen Anfalle beſtieg er ſein Lieblings-Pferd, nahm Bogen und Pfeile und jagte auf die Prairie hinaus, indem er ſchwur, „das erſte lebende Weſen, welches ihm begegne, zu tödten, es möge ein Menſch oder Thier, Freünd oder Feind ſein.“ Niemand wagte ihm zu folgen. Als er etwa zwei Stunden fort war, kam ſein Pferd mit zwei Pfeilen im Leibe und mit Blut bedeckt, zurück. Man fürchtete ſogleich das Ärgſte; mehrere Krieger ſtiegen zu Pferde, folgten der Spur des zurückgekehrten Pferdes, und fanden den Leichnam ihres Haüptlings furchtbar verſtümmelt und neben ihm einen todten Büffel-Stier. Aus der genauen Unterſuchung des Bodens ergab ſich, daß der unglückliche Haüptling einen Büffel angetroffen hatte, der ſich in einem Zuſtande befand, in welchem dieſe Thiere ſehr hartnäckig und kampfluſtig ſind. Durch mehrere Pfeilwunden noch mehr in Wuth gebracht, griff das Thier ihn an, worauf er vom Pferde ſprang, daſſelbe mit zwei Pfeilen verwundete, Bogen und Köcher zur Erde warf und nun den Büffel mit ſeinem Meſſer angriff. Es begann nun ein verzweifelter Kampf, der, wie erwähnt, mit dem Tode beider endigte. Mehrere Knochen des Haüptlings waren zerbrochen und der Büffel hatte zahlloſe Wunden von dem langen doppelſchneidigen Meſſer deſſelben empfangen. So ſtarb dieſer hochherzige Mann, den ich einſt wiederzuſehen gehofft hatte.

Digitized by Google

geſticktes Gewand. In der Hand hielt er eine ſchöne Pfeife, deren mehrere Fuß langer Stamm mit Schnüren von Stachelſchwein-Stacheln umwunden war. Um den Körper trug er ein Fell des greülichen Bären und um den Hals mehrere Wampum-Schnüre,*) die man bei den Indianern im fernen Weſten und im Norden ſelten findet. Während ich ihn malte, erzählte er dem Dolmetſch fortwährend von den wunderbaren Wirkungen, die ſeine Beredſamkeit auf die Haüptlinge und das Volk ſeines Stammes zu verſchiedenen Zeiten hervorgebracht habe.

Ich malte auch zwei Frauen; die eine war die Tochter des oben genannten Haüptlings Schwarzfels. Beide ſtanden bei den Pelzhändlern in ſolcher Achtung, daß ich auf den Wunſch des Herrn Mackenzie von beiden Bildniſſen Kopien anfertigen mußte, die in Herrn Laidlaw's Wohnung aufgehängt wurden. Mehrere Jahre nachdem ich die Sioux verlaſſen hatte, berichteten mir die beiden Pelzhändler Chardon und Piquot in St. Louis Folgendes: Eines Tages trat der Haüptling Schwarzfels plötzlich in das Zimmer des Herrn Laidlaw, in welchem das Bildniß ſeiner Tochter hing, und erzählte tiefbewegt, daß während er mit ſeiner Horde mehrere Monate in der Prairie beſchäftigt geweſen, Büffel zu jagen, ſeine Tochter geſtorben ſei. „Mein Herz iſt wieder froh", ſagte er, „wenn ich ſie hier lebend ſehe; ich bedarf jetzt ihres Bildes, welches der Medicin-Mann gemacht hat und das jetzt hier vor mir iſt, damit ich ſie ſehen und mit ihr ſprechen kann. Meine ganze Horde trauert um ſie und an dem Thore deines Forts ſtehen zehn Pferde und Ih-ah-ſa-pa's

*) Wampum iſt der Name eines Schmuckes, den die Indianer aus bunten Muſcheln verfertigten, die ſie an den Flüſſen aufſuchen. Sie zerſchneiden dieſelben in Stücke von einem Zoll Länge, durchbohren ſie, ſo daß ſie das Anſehen von Stücken eines zerbrochenen Pfeifenrohrs erhalten, reihen ſie auf Hirſch-Sehnen aneinander und tragen ſie um den Hals oder als Kriegs-Gürtel um den Leib. Unter den zahlreichen Stämmen, welche früher die Atlantiſche Küſte und dasjenige Land bewohnten, welches gegenwärtig den Hauptthеil der Vereinigten Staaten bildet, wurden dieſe Wampum ſtets angefertigt und hatten einen hohen Werth, da ſie ſtatt des Geldes dienten, welches den Indianern unbekannt iſt. Eine gewiſſe Anzahl Schnüre oder Handbreiten war für den Werth eines Pferdes, einer Flinte, einer Büffelhaut u. ſ. w. feſtgeſetzt.

Bei Verträgen galt der Wampum als ein Freündſchafts-Pfand und ſeit den älteſten Zeiten ſandte man ihn als Friedensboten an die feindlichen Stämme. Auch wurden Wampum-Schnüre von einer gewiſſen Länge als Tribut an die Eroberer und Indianiſchen Haüptlinge entrichtet.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß ich nur ſehr wenige Wampum ſah, ſobald ich den Miſſiſſippi überſchritten hatte, und ich erinnere mich nicht, ihn bei Indianern des obern Miſſouri geſehen zu haben, obgleich die Muſcheln, aus denen er verfertigt wird, auch dort in Menge vorkommen. Bei den Miſſouri-Sioux bemerkte ich nur ſehr wenig Schnüre und bei den Stämmen im Norden und Weſten von ihnen gar keine. Unterhalb der Sioux und längs der ganzen Weſt-Gränze der Vereinigten Staaten ſind die verſchiedenen Stämme mit Wampum-Schnüren überladen, da dieſelben jetzt keinen Werth mehr für ſie haben, ſeitdem die Pelzhändler nachgemachte Wampum-Schnüre von Porzellan oder einem anderen Stoffe in großer Menge eingeführt und zu ſo geringem Preiſe verkauft haben, daß die ächten Wampum-Schnüre ihren Werth verloren und faſt ganz verſchwunden ſind.

Digitized by Google

Wigwam für dich, der, wie du weißt, der ſchönſte im ganzen Stamme der Sioux iſt. Ich wünſche, daß du mir meine Tochter giebſt.“ Herr Laidlaw, welcher den Schmerz des Vaters um ſein verlorenes Kind ſah, hatte nicht den Muth, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen; er gab ihm das Bildniß und fügte hinzu, daß er die Pferde und den Wigwam auch wieder mit zurücknehmen möge, da das Bild mit Recht ihm gehöre.

Das zweite weibliche Bildniß, welches ich malte, ſtellt eine Frau dar, die ſich durch ihr unübertrefflich ſchönes Haar auszeichnete; welches weich und glänzend wie Seide war und in großer Fülle und in ſchönen Wellen über die Schultern herabfiel. Sie iſt jetzt die Frau des oben erwähnten Franzoſen Chardon, von dem auch ſchon im 4. Kapitel bei der Beſchreibung der Büffel-Jagd die Rede war. Er iſt ſeit vielen Jahren als Pelzhändler und Dolmetſcher im Dienſt der Amerikaniſchen Pelz-Compagnie und hat derſelben wichtige Dienſte geleiſtet. Ich erhielt von ihm einen ſchönen Anzug ſeiner Frau, den ſie ſelbſt verfertigt und getragen hat, für meine Indianiſche Gallerie zum Geſchenk.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Schwierigkeit, Indianiſche Frauen zu malen. — Indianiſche Eitelkeit. — Das Bewachen der Bildniſſe. — Ankunft des erſten Dampfboots bei den Sioux. — Hunde-Gaſtmahl.

Während ich die Haüptlinge und tapferen Krieger der Sioux malte, war mein Wigwam beſtändig von den Angeſehenſten des Stammes angefüllt und meine Kunſt, welche für die größte Medizin erklärt wurde, bildete den ausſchließlichen Gegenſtand der Unterhaltung der Haüptlinge wie der Frauen und Kinder. Ich mußte Alle nach ihrem Range malen, denn ſie betrachteten es als eine große Ehre, ihr Bildniß von mir anfertigen zu laſſen. Es war indeß ein Glück für mich, daß bei den Meiſten die Furcht ſtärker war, als der Wunſch, dieſer Auszeichnung theilhaftig zu werden, da es mir ſonſt unmöglich geweſen wäre, Alle zu befriedigen. Von Fünfen und ſelbſt von Achten war höchſtens Einer bereit, ſich malen zu laſſen; die Übrigen meinten, ſie würden nach dem Tode „ruhiger im Grabe ſchlafen“, wenn ihr Bild nicht gemalt ſei.

Als ich die Haüptlinge und Krieger gemalt hatte und nun erklärte, auch Frauen malen zu wollen, kam ich in große Verlegenheit, indem ich von dem ganzen Stamme, von Männern ſowol als Frauen, herzlich ausgelacht wurde wegen meiner übermäßigen und ihnen unbegreiflichen Herablaſſung, da ich ernſtlich beabſichtigte, eine Frau zu malen und dadurch dieſer gleiche Ehre wie den Haüptlingen und tapferen Kriegern erweiſen wollte. Diejenigen, welche

Digitized by Google

ich gemalt hatte, wurden von Denen, welchen dieſe Auszeichnung nicht zu Theil geworden war, tüchtig aufgezogen wegen der „ſehr beneidenswerthen Ehre“, die der große, weiße Medizin-Mann „ausſchließlich für ſie beſtimmt gehabt“, nun aber auch auf die „Frauen“ übertragen wolle!

Die von mir Gemalten erklärten, daß wenn ich Frauen und Kinder malte, ich ihre Bildniſſe je eher je lieber zerſtören möchte; ich hätte geſagt, ich bedürfte ihrer Bildniſſe, um den weißen Haüptlingen die Ausgezeichnetſten und Würdigſten unter den Sioux zu zeigen; ihre Frauen und Kinder hätten aber niemals Skalpe erbeütet und nichts weiter gethan, als Feüer angemacht und Haüte gegerbt. Nachdem dieſe Angelegenheit noch vielfach beſprochen worden und ich ihnen auseinandergeſetzt, daß ich die Bildniſſe der Frauen lediglich deshalb unter diejenigen ihrer Ehemänner aufhängen wollte, um zu zeigen, wie ihre Frauen ausſähen und ſich kleideten, ohne weiter etwas über ſie zu ſagen, gelang es mir endlich, einige Frauen-Bildniſſe zu vollenden, unter denen ſich auch die beiden im vorigen Kapitel erwähnten befanden.

Die Eitelkeit der Männer, welche ſich malen ließen, überſteigt alle Vorſtellung. Während in der civiliſirten Welt das fertige Bild gewöhnlich nicht weiter beachtet wird, liegt der Indianer vom Morgen bis zum Abend vor demſelben, im Anſchauen ſeiner ſchönen Züge verſunken und bewacht es ſorgfältig, damit es keinen Schaden leide. Der Grund dieſer Sonderbarkeit liegt in dem Glauben, daß das Bild einen gewiſſen Grad von Leben beſitze und daß jede Verletzung deſſelben auf myſtiſche Weiſe auch dem Leben des Originals nachtheilig werden könne. Dies abergläubige Bewachen der Bildniſſe, welches ich unter allen von mir beſuchten Indianer-Stämmen gefunden habe, war mir bei den noch nicht ganz trockenen Gemälden, welche durch die neügierige Menge leicht beſchädigt werden konnten, oft von großem Nutzen.

In dieſer Weiſe war ich mehrere Wochen eifrig mit meinem Pinſel beſchäftigt geweſen, als eines Tages angezeigt wurde, daß das Dampfboot, welches wir verlaſſen hatten, den Fluß herauf komme und bald darauf hörten wir auch das Geraüſch des Dampfes und den Donner der Kanonen. Die Aufregung unter den 6000 Indianern, als das Boot bei ihrem Dorfe vor Anker ging, war ungemein beluſtigend; als aber Herr Chouteaux und der Major Sandford, ihr alter Freünd und Agent, daſſelbe verließen und ans Land kamen, gewannen ſie ihr Vertrauen und ihren Muth wieder und Alle verſammelten ſich bei dem Boote, ohne weiter Erſtaunen oder ſelbſt Neügier zu zeigen.

Die Ankunft des Dampfbootes war ein ſo außerordentliches Ereigniß, daß mehrere Feſtlichkeiten deshalb veranſtaltet wurden. Eines Tages wurde angekündigt, daß zur Feier der Ankunft der großen weißen Haüptlinge ein großes Feſtmahl Statt finden ſolle. Die beiden Haüptlinge Ha-wan-dſchi-tah und Tſchan-dih ſtellten ihre beiden Zelte in einem Halbkreiſe zuſammen, in welchem etwa 150 Perſonen Platz hatten; die Herren Chouteaux, Major Sandford, Mackenzie und ich ſaßen in der Mitte deſſelben auf erhöhten Sitzen, die Haüptlinge und Krieger dagegen zu beiden Seiten auf dem Boden. In der Mitte war eine Stange mit einer weißen Flagge und der Friedens-

Digitized by Google

Pfeife errichtet, als ein Zeichen ihrer freündſchaftlichen Geſinnung gegen uns. Neben der Flaggenſtange ſtanden in einer Reihe ſechs oder acht Keſſel mit eiſernen, dicht ſchließenden Deckeln, worin das für unſer leckeres Mahl zubereitete Fleiſch enthalten war, und neben dieſen mehrere hölzerne Schüſſeln, auf denen das Fleiſch ſervirt werden ſollte. Außerdem ſaßen noch drei Männer auf dem Boden, um die Pfeifen anzuzünden und die Speiſen auszutheilen.

Als Alles gehörig vorbereitet war, erhob ſich Ha-wan-dſchi-tah, der erſte Haüptling des Stammes, und richtete folgende Worte an den Major Sandford: „Mein Vater! ich bin erfreüt, dich heüt hier zu ſehen — mein Herz iſt ſtets froh, meinen Vater zu ſehen, wenn er kommt — unſer großer Vater, der ihn herſendet, iſt ſehr reich, wir ſind arm. Wir ſind auch erfreüt, unſeren Freünd Mackenzie hier zu ſehen. Unſer Freünd, der zu deiner Rechten ſitzt, iſt, wie wir Alle wiſſen, ſehr reich, und wir haben erfahren, daß ihm das große Medizin-boot gehört; er iſt ein guter Menſch und ein Freünd der rothen Männer. Unſeren Freünd, den weißen Medizin-Mann, welcher neben dir ſitzt, kannten wir nicht — er kam als Fremder zu uns und er hat mich ſehr gut gemalt; alle Frauen wiſſen es und halten es für ſehr gut; er hat viele merkwürdige Dinge gethan und wir Alle ſind mit ihm zufrieden — er hat uns viel Unterhaltung gewährt — und wir wiſſen, daß er große Medizin iſt. Mein Vater! Ich hoffe, du wirſt Mitleid mit uns haben; wir ſind ſehr arm — wir bieten dir heüt nicht das Beſte, was wir haben, denn wir haben einen großen Vorrath von Büffel-Höckern und Mark — aber wir bringen dir unſere Herzen zu dieſem Feſt — wir haben unſere treüen Hunde geſchlachtet, um eüch damit zu ſpeiſen — und der Große Geiſt wird unſere Freündſchaft beſiegeln. Ich habe nichts mehr zu ſagen."

Nachdem er dieſe Worte geſprochen, legte er ſeinen ſchönen Kopfputz von Adler-Federn, den Rock, die Beinkleider, das Halsband von Bärenklauen und die Schuhe ab, band Alles ſorgfältig zuſammen und legte es nebſt einer reich verzierten Pfeife als Geſchenk vor dem Agenten nieder, worauf er in eine benachbarte Hütte ging, eine Büffelhaut umhing und dann ſeinen Sitz wieder einnahm.

Der Major Sandford dankte mit wenigen Worten für das werthvolle Geſchenk, und für die höfliche Weiſe, mit der es dargebracht worden, und überreichte ſodann Taback und einige andere Dinge als Gegengeſchenk. Nachdem noch mehrere andere Haüptlinge geſprochen und ebenfalls ihre Anzüge dem Major zu Füßen gelegt hatten, zündete einer von den erwähnten drei Männern ſeine Pfeife an und überreichte ſie dem Haüptling Ha-wan-dſchi-tah. Dieſer nahm ſie, richtete die Spitze gegen Norden, Süden, Oſten und Weſten, dann, mit den Worten: „Hau, hau, hau!" gegen die Sonne, that einige Züge und reichte ſie dann, während er den Kopf in der einen, das Rohr in der andern Hand hielt, Jedem zum Rauchen hin. Wenn die Pfeife geſtopft und angezündet iſt, ſo darf kein Wort geſprochen werden, bis der Haüptling daraus geraucht hat; geſchieht es dennoch und wäre es auch nur ein

Digitized by Google

leiſes Flüſtern, ſo wird die Pfeife augenblicklich weggeworfen und eine andere genommen.

Nachdem das Rauchen vorüber war, nahm man die Deckel von den Keſſeln und das darin befindliche Hundefleiſch verbreitete einen ganz angenehmen Geruch. Vor jeden der weißen Gäſte wurde eine große hölzerne Schüſſel geſtellt, worin ſich eine ungeheüre Menge Fleiſch mit vieler Brühe und ein Löffel aus Büffelhorn befand. Da wir wußten, welchen Werth die Indianer auf dies ganze Feſt legten, ſo waren wir genöthigt, wenigſtens etwas von dieſem Fleiſche zu genießen, worauf wir unſere Schüſſeln zurückgaben. Nachdem das in den Keſſeln befindliche Fleiſch verzehrt war, entfernten ſich Alle ohne ein Wort zu ſprechen.

Dies Feſt hatte offenbar den Zweck, uns einen unzweideütigen Beweis ihrer Freündſchaft zu geben, denn nach Allem, was ich bei den von mir beſuchten Stämmen geſehen habe, iſt das Hunde-Feſt eine reliöſe Feierlichkeit. Der Hund wird bei allen Indianern weit höher geſchätzt, als in der civiliſirten Welt. Beide ſind unzertrennliche Gefährten und auf den Felſen wie auf ihren Wappenſchildern iſt der Hund das Sinnbild der Treüe; aber dennoch wird der Indianer ſeinen treüen Begleiter, wenn auch mit Thränen im Auge, zum Opfer bringen, um dadurch die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu beweiſen, da ein Gaſtmahl von Wild oder Büffelfleiſch etwas Gewöhnliches iſt, welches jedem gereicht wird, der einen Indianiſchen Wigwam betritt.

Das Hundefleiſch war ſehr gut gekocht und wir hätten auch gewiß davon gegeſſen, wenn wir hungrig geweſen wären und nicht gewußt hätten, was es war. Dieſer Gebrauch findet ſich, wie ich glaube, bei allen Stämmen Nord-Amerika's, und man opfert den Hund und das Pferd, und zwar das Beſte, welches man von Beiden hat, um gewiſſe Geiſter oder Gottheiten zu verſöhnen.

Neünundzwanzigſtes Kapitel.

Das Sehen nach der Sonne. — Religiöſe Feierlichkeit. — Rauchen des K'nick-K'neck. — Pfeifen. — Kalumet oder Friedens-Pfeife. — Tomahak und Skalp-Meſſer. — Tanz der Haüptlinge. — Das Skalpiren. — Zweck deſſelben.

An dem Tage, an welchem das Hunde-Feſt Statt gefunden hatte, wurde ich aufgefordert, mich an das Ufer des Teton-Fluſſes zu begeben, wo ein Mann „nach der Sonne ſehe.“ Ich fand dort einen Mann, der, bis auf das Nokkä (ein Stück Zeüg zur Bekleidung des Unterleibs) ganz nackt war. Auf der Bruſt waren zwei Stäbchen durch das Fleiſch geſteckt, die mittelſt eines Seiles an die Spitze einer im Boden ſteckenden Stange befeſtigt waren,

Digitized by Google

die, da ſie faſt das ganze Gewicht des Körpers zu tragen hatte, ſich ganz krumm bog, während er, rückwärts gelehnt, nur eben mit den Füßen den Boden berührte. In der linken Hand hielt er ſeinen Lieblings-Bogen und in der rechten ſeinen Medizin-Beütel, während das Blut über ſeinen mit weißem und gelbem Thon bemalten Körper herabrann. In dieſer Stellung mußte er unverwandt die Sonne von ihrem Aufgange bis zu ihrem Untergange anſehen, während einige Medizin-Männer die Trommeln ſchlugen, die Raſſeln ſchüttelten und durch lauten Geſang ihn zum Ausharren zu ermuthigen ſuchten, wobei ſie von den Zuſchauern eifrig unterſtützt wurden. Beſteht er die Probe, ſo wird er bei Sonnen-Untergang losgeſchnitten und erhält, außer den Geſchenken, die während des Tages vor ihm niedergelegt werden, noch den ehrenvollen Titel eines Medizin-Mannes.

Ich habe bei keinem anderen Stamme von dieſem Gebrauche gehört. Es iſt dies eine Art freiwilliger Buße, die indeß nur ſehr ſelten vorkommt, denn wer ſich ihr unterzieht und ohnmächtig zu Boden fällt, verliert ſeinen Ruf als tapferer oder Medizin-Mann und folglich auch die Achtung ſeines Stammes.

Bei den Sioux ſcheinen mehrere Arten der Verehrung des großen oder guten Geiſtes und der Verſöhnung des böſen Geiſtes üblich zu ſein; ſie haben verſchiedene Faſten und Feſtlichkeiten und Opfer, ſcheinen dieſelben aber weniger ſtreng zu beobachten, als die Mandaner, welches wol größtentheils ihrer herumſchweifenden Lebensweiſe zuzuſchreiben iſt.

Einige Tage vor meiner Ankunft hatte auf der Prairie in der Nähe des Forts ein Medizin-Feſt ſtatt gefunden, welches nach der Beſchreibung mit der religiöſen Ceremonie oder dem Okippe der Mandaner (ſ. das 22ſte Kapitel) einige entfernte Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Sie hatten eine große Hütte von Weidenzweigen errichtet, in deren Mitte ein Pfahl ſtand, an welchem mehrere junge Männer an den durch das Fleiſch geſteckten Stäbchen aufgehängt worden waren. Die Wunden bluteten noch bei meiner Ankunft.

Während meines Anfenthalts unter den Sioux galt ich für einen großen Medizin-Mann und erhielt daher als Zeichen der Achtung und Freündſchaft viele Pfeifen und andere Gegenſtände zum Geſchenk; da ich aber eine ſo viel wie möglich vollſtändige Sammlung von ihren Koſtumen, Waffen u. ſ. w. zu haben wünſchte, ſo kaufte ich viele Dinge dieſer Art, die ich natürlich theuer bezahlen mußte.

Das Rauchen iſt bei allen Indianer-Stämmen Nordamerika's in ihrem Urzuſtande gebraüchlich, ſelbſt noch ehe ſie den Taback kennen, der ihnen von den weißen Abenteürern zugeführt wird, welche ſie zugleich auch mit dem Genuſſe des Branntweins bekannt machen. In ihrem Urzuſtande ſind ſie gewaltige Raucher und manche verbringen die Hälfte ihres Lebens damit. Der Grund hiervon iſt wol, daß ſie bei ihrem müßigen Leben in dem Rauchen zugleich Beſchäftigung und Unterhaltung ſuchen. Es gibt in dieſem Lande viele wildwachſende Kraüter, Blätter und Rinden von Baümen, die narkotiſch ſind und von den Indianern getrocknet, pulveriſirt und geraucht werden; ſo zubereitet führen ſie in mehreren Sprachen den Namen K'nick-K'neck.

Digitized by Google

Da das Rauchen ſo leidenſchaftlich von ihnen betrieben wird, ſo verwenden ſie auch viele Mühe auf die Anfertigung ihrer Pfeifen, von denen ich mir mehrere hundert verſchafft habe. Die Köpfe ſind gewöhnlich aus rothem Pfeifen-Thon gemacht und oft ſehr geſchmackvoll mit Figuren und Gruppen in erhabener Arbeit verziert. Dieſer Thon darf nur zu Pfeifen-Köpfen verwendet werden, weil, wie ſie ſagen, der Große Geiſt ihnen denſelben zu dieſem Zwecke gegeben habe; den Fundort deſſelben halten ſie ſehr geheim. Sie geben den Köpfen die Geſtalt nur mit einem Meſſer und höhlen ſie dadurch aus, daß ſie einen harten Stab zwiſchen den Händen hin- und herdrehen, während ſie beſtändig etwas ſcharfen Sand und Waſſer in die Höhlung gießen — eine ſehr mühſame und viel Geduld erfordernde Arbeit.

Die Pfeifenröhre ſind zwei bis vier Fuß lang, zuweilen rund, meiſtentheils aber flach, einen bis zwei Zoll dick und zur Hälfte ihrer Länge mit Stachelſchwein-Stacheln umwunden und oft mit den Schnäbeln und Federbüſchen des Spechts, mit Hermelin-Fellen oder mit langem, roth gefärbtem Haar von Pferden oder dem Schwanze des weißen Büffels geſchmückt. Sie werden auf ſehr manchfaltige Weiſe geſchnitzt und ſtets aus den Stämmen der jungen Eſchen gemacht, die ſehr gerade wachſen und ein dünnes Mark haben, welches mit einem heißgemachten dünnen Drath oder mit einem harten Stücke Holz ausgebohrt wird.

Die mit den Federn des Kriegs-Adlers verzierte Friedens-Pfeife, Kalumet, iſt eine heilige Pfeife und darf nur bei Friedens-Schlüſſen gebraucht werden. Wenn bei ſolchen Gelegenheiten die gegenſeitigen Bedingungen feſtgeſtellt und angenommen worden ſind, ſo wird, zur Beſiegelung der Verträge, die Friedens-Pfeife von den Haüptlingen geraucht und nachdem dies geſchehen wieder ſorgfältig eingewickelt und in der Hütte des Häuptlings aufbewahrt.

Die Pfeife iſt die beſtändige Begleiterin des Indianers und wird nebſt dem Tomahak und der Kriegskeüle mit ihm begraben, um ihm auch in die lang erſehnten „milden und ſchönen Jagdgefilde“ zu folgen.

Die Waffen dieſes Volkes ſind eben ſo manchfaltig wie ihre Pfeifen und werden größtentheils von ihnen ſelbſt verfertigt. Mehrere derſelben, wie Bogen, Pfeile, Lanzen u. ſ. w., wurden bereits im fünften Kapitel beſchrieben; ſie haben indeß noch viele andere, als Meſſer, Kriegskeülen und Tomahaks, die ich von jedem Stamme geſammelt habe.

Die Skalp-Meſſer und Tomahaks werden von den Weißen ausdrücklich für die Indianer angefertigt und dieſen jährlich zu Tauſenden für ſehr hohe Preiſe verkauft. Die Scheiden für die Meſſer und die Stiele für die Tomahaks machen die Indianer ſelbſt und verzieren ſie oft ſehr ſchön. In ihrem rohen Zuſtande und ſo lange ſie mit den Weißen nicht in Verkehr treten, wiſſen ſie nichts von ſolchen Waffen, da ſie keine Metalle bearbeiten. Sie verfertigen ihre rohen Beile aus einem Stücke Stein, die Spitzen ihrer Pfeile und Lanzen aus Feüerſtein und ihr Meſſer iſt ein zugeſchärfter Knochen oder ein zerbrochener Kieſel mit ſcharfem Rande. Auch die Kriegskeüle iſt durch die Weißen mit einer Stahlklinge verſehen worden, die in eine hölzerne,

Digitized by Google

mit Meſſing-Nägeln verzierte Keüle eingefügt wird. Die urſprüngliche Keüle beſteht aus Holz mit einer Spitze von Eiſen oder Knochen an dem dicken Ende. Sie iſt zweckmäßig eingerichtet, um einen tödtlichen Streich damit zu verſetzen und mit hübſchem Schnitzwerk verſehen.

Die ſogenannten Pfeifen-Tomahaks ſind zum Rauchen eingerichtet, indem an dem oberen Ende ein Pfeifenkopf angebracht iſt und der ſeiner Länge nach durchbohrte Stiel als Rohr dient. Dies ſind die geſchätzteſten Waffen eines Indianers, da ſie ihm in Friedenszeiten zum Zerkleinern des Brennholzes u. ſ. w. dienen, im Kriege aber eine furchtbare Waffe bilden, die theils mit der Hand geführt, theils mit großer Geſchicklichkeit geworfen wird.

Das Skalp-Meſſer iſt ein gewöhnliches Schlächtermeſſer mit einer Schneide, wie man ſie in Scheffield in England verfertigt, wo ſie vielleicht fünf Silbergroſchen koſten, während die Indianer dieſer wilden Gegenden ſie mit einem Pferde bezahlen müſſen. Sie werden im Gürtel getragen. In meiner Sammlung befindet ſich auch ein großes zweiſchneidiges Meſſer, welches dem berühmten Mandaner-Haüptling Mah-to-toh-pa gehörte. Ein Jahr nach dem Ausſterben der Mandaner ſchrieb mir Herr Mackenzie: „die armen Mandaner ſind todt und auch Ihr alter Freünd Mah-to-toh-pa. Ich kann Ihnen nur wenig ſenden, da die Rikkarier ſich ſogleich Alles zugeeignet haben; unter den Gegenſtänden, die ich mir verſchaffen konnte, befindet ſich auch Mah-to-toh-pa's Kriegsmeſſer, welches jetzt hier im Lande als die größte Medizin betrachtet wird. Sie werden ſich deſſelben noch erinnern und es dürfte daher für Sie wol von großem Werthe ſein.“

Die erwähnten Waffen, ſo wie Bogen und Lanze, werden ſämmtlich zu Pferde mit großem Erfolge gebraucht, denn der Indianer reitet ſtets, ſowol im Kriege, als auf der Jagd, und das Wild wird gewöhnlich in vollem Jagen erlegt. Sie ſind grauſam gegen ihre Pferde, die ſie mit einer Peitſche antreiben, deren Stiel gemeiniglich aus einer ſtarken Zinke von dem Geweihe des Elen oder aus Holz gemacht wird; die Peitſche, aus rohem Leder, iſt ſehr ſchwer und entweder geflochten, gedreht oder in mehrere Streifen geſchnitten. Sie wird ſtets an einem ſtarken Riemen am rechten Handgelenke getragen, damit man ſie in jedem Augenblicke gebrauchen und wieder loslaſſen kann, ohne ſie zu verlieren.

Während ich mit Malen beſchäftigt war, bewog ich die jungen Männer, mir gegen kleine Geſchenke ihre Tänze zum Beſten zu geben, die in der Regel nur von den jungen Leüten ausgeführt werden, indem die Haüptlinge und Doctoren es ihrer Würde nicht angemeſſen halten, daran theilzunehmen. Meine Medizin war indeß ſo groß, daß die Haüptlinge und Doktoren beſchloſſen, mir zu Ehren einen Tanz aufzuführen. Es war dies, nach der Verſicherung der Dolmetſcher und Pelzhändler, die größte Ehre, welche mir widerfahren konnte.

An dieſem Tanze, den ich, in Ermangelung einer beſſern Benennung, den „Tanz der Haüptlinge“ nennen will, nahmen fünfzehn bis zwanzig Haüptlinge und Doktoren Theil, unter denen ſich einige ſehr alte und ehrwürdige Männer

Digitized by Google

befanden. Alle waren mit dem Kopfputze aus den Federn des Kriegsadlers geſchmückt und trugen in der linken Hand eine Lanze oder einen Stab und in der rechten eine Raſſel. Der Tanz fand in der Mitte des Sioux-Dorfes vor der Hütte des erſten Haüptlings Statt, und außer dem Medizin-Manne, welcher ſang und die Trommel ſchlug, ſtanden noch vier junge Frauen in einer Reihe, die ebenfalls ſangen. Es iſt dies einer von den wenigen Fällen, wo den Frauen erlaubt war, an einem Tanze, einem Spiel oder einer Beluſtigung theilzunehmen. Der Tanz gefiel mir ſehr und alle Bewohner des Dorfes waren verſammelt, um das nie geſehene Schauſpiel, daß ihre alten und ehrwürdigen Haüptlinge an einem Tanze theilnahmen, zu betrachten.

Da ich oben von den Skalp-Meſſern geſprochen habe, ſo will ich noch einige Worte über das Skalpiren ſagen. Es iſt dies ein bei allen Indianern Nord-Amerika's vorkommender Gebrauch, welcher darin beſteht, daß man das Kopfhaar eines im Gefecht erſchlagenen Feindes mit der linken Hand auf dem Scheitel feſt zuſammenfaßt, mit dem Meſſer rund herum einen Einſchnitt macht und dadurch ein Stück der Kopfhaut etwa von der Größe eines Handtellers ablöſt. Dieſer Skalp wird getrocknet, oft wunderlich verziert und als ein ſehr hochgeſchätztes Siegeszeichen ſorgfältig aufbewahrt. Das Skalpiren iſt an ſich nicht darauf berechnet, das Leben zu nehmen, da nur die Haut abgezogen, aber der Schädel nicht dabei verletzt wird. Ein ächter Skalp muß den Scheitel, d. h. denjenigen Theil des Kopfes enthalten, wo die Haare ſich theilen, und ſie wiſſen genau zu unterſcheiden, ob ein Verſuch gemacht worden iſt, zwei oder mehrere Skalpe von einem Kopfe zu nehmen. Gewöhnlich ſchneidet der Sieger, wenn es ohne Gefahr für ſeinen eigenen Skalp geſchehen kann, dem erſchlagenen Feinde auch noch das ganze Kopfhaar ab, welches ſeine Frau dann in viele kleine Locken theilt und damit die Näthe ſeines Rockes und ſeiner Beinkleider beſetzt; dieſe Haare werden ebenfalls als Siegeszeichen getragen und „Skalp-Locken" genannt. Die auf ſolche Weiſe verzierten Kleidungsſtücke, von denen ich mehrere in meiner Sammlung beſitze, verkauft der Indianer nur um einen hohen Preis, da er nicht weiß, ob er Gelegenheit haben wird, ſie zu erſetzen.

Der Skalp, als ein Theil der Kopfhaut eines im Gefecht getödteten Feindes, dient zugleich dem Beſitzer als ein Beweis ſeiner Tapferkeit, denn da es Niemand giebt, der die Namen der berühmten Krieger und ihre Thaten aufzeichnet, ſo muß ein Jeder durch Aufbewahrung dieſer Siegeszeichen ſeine Ehre und ſeinen Ruhm zu ſichern ſuchen. Die Skalpe werden übrigens nie von Lebenden genommen, es ſei denn, daß ein Feind von einer Wunde nur betaübt worden und nachdem der Skalp abgezogen, ſich wieder erholt und das Schlachtfeld verläßt. Eine ſolche oberflächliche Kopfwunde heilt ſehr bald, doch bleibt die Stelle kahl; an der weſtlichen Gränze der Vereinigten Staaten ſieht man häufig ſolche Kahlköpfe. Ferner muß der Skalp von einem *Feinde* herrühren, ſonſt trifft den Beſitzer deſſelben ewige Schande. Es kommen Fälle vor, in denen es dem Indianer nach den Anſichten ſeines Stammes nicht nur erlaubt iſt, ſondern zu einer gebieteriſchen Pflicht gemacht wird, einen

Digitized by Google

Menſchen ſeines eigenen Stammes zu tödten; aber niemals darf er den Skalp deſſelben nehmen, wie ſchwer auch die ihm widerfahrene Beleidigung ſein mag, wenn er nicht unauslöſchliche Schmach auf ſich laden will.

Kein Gebrauch bei den Indianern wird ſo allgemein verdammt, als das Skalpiren, und dennoch läßt ſich derſelbe entſchuldigen, da er, gleich ſo vielen anderen, die uns abgeſchmackt und lächerlich vorkommen, nothwendig in dem Leben dieſes Volkes begründet iſt. Seit den älteſten Zeiten haben dieſe Stämme die Gewohnheit, in den Krieg zu ziehen, und Alles erwartet dann, daß ſie mit den Skalpen ihrer erſchlagenen Feinde, als Beweiſen ihrer Tapferkeit, zurückkehren; es iſt mithin ein Jeder verpflichtet, einen Gebrauch aufrecht zu erhalten, den der Einzelne nicht abzuſchaffen oder zu umgehen vermag.

Man hat dieſen Gebrauch des Skalpirens hauptſächlich wegen ſeiner Grauſamkeit getadelt; allein dieſer Vorwurf iſt wohl unbegründet, und läßt ſich vielmehr auf das Tödten des Feindes, als auf das Abziehen der Kopfhaut eines Getödteten anwenden. Man kann höchſtens ſagen, daß es ein widriger Gebrauch ſei, und ich würde ſehr erfreüt ſein, wenn ich mit Zuverſicht behaupten könnte, daß civiliſirte Menſchen und Chriſten (die Hunderte tödten, während der arme Indianer nur Einen tödtet) ihre erſchlagenen Feinde nicht auf eben ſo unpaſſende und widrige Weiſe behandeln, als die Indianer, wenn ſie einen Skalp nehmen.

Die gewöhnlichſte Weiſe, den Skalp für die Aufbewahrung zuzubereiten, beſteht darin, daß man ihn über einen kleinen Reifen am Ende eines zwei bis drei Fuß langen Stockes ſpannt, um „ihn zu tanzen", wie ſie es nennen; dies wird bei dem Skalp-Tanze beſchrieben werden. Sehr kleine Skalpe, welche nicht größer ſind, als ein Kronenthaler, werden nicht zubereitet, ſondern als Verzierungen an verſchiedenen Theilen der Kleidung befeſtigt. Bei öffentlichen Aufzügen hängt man ſie an das Gebiß oder die Zügel des Pferdes. Zuweilen ſchneidet man ſie in Streifen und verziert damit der Länge nach den Stiel der Kriegskeüle, oder befeſtigt ſie an dem Ende derſelben. Bei ſchönem Wetter hängt zuweilen der Haüptling eines Dorfes alle ſeine Skalpe an einer Stange, die Skalp-Stange genannt, über ſeinem Wigwam auf und alle Haüptlinge und Krieger des Stammes folgen ſeinem Beiſpiele, ſo daß Jedermann die Skalpe zählen und das Anſehen eines jeden Kriegers beſtimmen kann, welches in hohem Grade von der Anzahl der Skalpe abhangt, die er ſeinen Feinden im Gefecht abgezogen hat.

Digitized by Google

Dreißigſtes Kapitel.

Köcher und Schild. — Raüchern des Schildes. — Tabacks-Beütel. — Muſikaliſche Inſtrumente. — Trommeln. — Raſſeln. — Flöten. — Lauten. — Bären-Tanz. — Skalp-Tanz.

In dem vorhergehenden Kapitel habe ich einige Waffen und andere Geräthſchaften der Indianer beſchrieben und will hier noch Einiges hinzufügen. Der Köcher wird aus der Haut eines Rehkalbes und der Schild der Sioux aus der Halshaut eines Büffels gemacht und letzterer mit einem aus den Hufen und Gelenkknochen dieſes Thieres bereiteten Leim gehärtet. Ein merkwürdiges und nach der Meinung der Indianer wichtiges Verfahren iſt das Raüchern des Schildes. Will ein junger Mann ſich einen Schild verfertigen, ſo gräbt er ein Loch in die Erde, welches zwei Fuß tief und ſo breit iſt, als er den Schild zu machen denkt. In dieſer Grube zündet er ein Feüer an und über dieſem, einige Zoll über dem Boden, ſpannt er die rohe Haut horizontal aus, indem er am Raude derſelben kleine Stäbchen hindurch und in den Boden ſteckt. Die Haut iſt anfangs doppelt ſo groß, als der Schild werden ſoll. Nachdem die hierzu eingeladenen Freünde um die Grube herum getanzt und den Großen Geiſt angefleht haben, daß er dem Schilde die Kraft verleihen möge, den Beſitzer gegen ſeine Feinde zu ſchützen, wird der Leim darauf geſtrichen und ſo wie die Haut ſich erwärmt, eingerieben. Ein zweiter Indianer iſt unterdeſſen beſchäftigt, die Stäbchen zu erneüern, welche durch die Zuſammenziehung der Haut aus der Erde geriſſen werden, wodurch die Haut ſtets ausgeſpannt erhalten wird; hat ſie ſich endlich bis auf die Hälfte ihrer urſprünglichen Größe zuſammengezogen und die gehörige Dicke und Härte erlangt, ſo hört der Tanz auf und das Feuer wird ausgelöſcht. Nachdem die Haut abgekühlt iſt, gibt man ihr die Schild-Form und bemalt ſie häufig mit der Medizin oder Totem, d. h. mit dem Bilde eines Adlers, einer Eüle, eines Büffels oder eines anderen Thieres, das den Beſitzer gegen jede Verletzung ſchützen ſoll; auch wird der Schild noch mit Adler-Federn oder anderen Dingen verziert. Dieſe Schilde werden von allen Kriegern dieſer Gegenden zum Schutze in ihren Gefechten, die faſt immer zu Pferde Statt finden, an einem breiten über die Bruſt gehenden Leder-Riemen getragen.

Es iſt oben (29. Kapitel), wo von den Pfeifen und dem Rauchen die Rede war, geſagt worden, daß ſie verſchiedene Surrogate für Taback haben, die ſie K'nick-K'neck nennen. Zur Aufbewahrung deſſelben verfertigen die Frauen ſehr ſonderbare Beütel von Otter-, Biber- oder anderen Fellen, die mit Stachelſchwein-Stacheln und Perlen verziert werden, gewöhnlich am linken Arm hangen und außer dem Taback noch Stein, Stahl und Schwamm enthalten.

Muſik-Inſtrumente hat dies Volk nur ſehr wenige und dieſe ſind äußerſt

roh und unvollkommen; nämlich Raſſeln, Trommeln, Flöten und Lauten, die ſich bei allen Stämmen finden.

Die Raſſeln (Schiſchikué) werden aus rohen Haüten gemacht, die getrocknet eine große Härte erlangen; ſie enthalten Kieſelſteine oder ähnliche Gegenſtände und geben, wenn man ſie ſchüttelt, einen ſchrillenden Ton. Man bedient ſich ihrer, um bei den Tänzen und Geſängen den Takt anzugeben. Ihre Trommeln ſind ſehr roh gearbeitet und beſtehen oft bloß aus einem Stücke roher Haut, welches nach Art eines Tamburins über einen Reifen geſpannt iſt; zuweilen haben ſie die Form eines kleinen Fäßchens, welches oben und unten mit roher Haut überſpannt iſt. Man ſchlägt dieſe Trommeln mit einem Stocke, der häufig auch eine Raſſel iſt; zuweilen aber iſt das dicke Ende des Trommelſtockes mit Ziegenhaut bewickelt, um den Ton zu mildern. Die Trommel wird bei allen ihren Tänzen und Geſängen geſchlagen. Die Myſterien-Flöte iſt ein ſehr ſinnreiches Inſtrument ihrer eigenen Erfindung. Die Hervorbringung des Tones iſt ganz verſchieden von der bei den Blaſe-Inſtrumenten der civiliſirten Völker üblichen Weiſe, und obgleich es haüfig vor meinen Augen geſpielt wurde und ich ſelbſt es oft verſuchte, ſo habe ich doch, zur großen Beluſtigung der Frauen und Kinder, mich ſtets vergeblich bemüht, auch nur den leiſeſten Ton hervorzubringen. Der Ton iſt übrigens ſehr ſanft und angenehm und ich zweifle nicht, daß es ſich in geſchickten Händen zu einem beliebten Inſtrumente umwandeln ließe.

Die Kriegs-Flöte, ein bekanntes und ſehr geſchätztes Inſtrument, gewöhnlich ſechs bis neün Zoll lang, wird aus den Beinknochen des Hirſches oder Truthahns gemacht und mit bunten Stachelſchwein-Stacheln verziert. Der Haüptling oder Führer trägt ſie im Kampfe um den Hals unter ſeiner Kleidung. Sie hat nur zwei Töne; der eine, hellere Ton gibt das Zeichen zum Kampfe, der andere zum Rückzug; ſie werden hervorgebracht, je nachdem man in das eine oder das andere Ende hineinbläſt. Dieſer Ton wird mitten im Gefecht gehört, wenn der Lärm ſo ſtark iſt, daß es unmöglich iſt, das Kommando des Führers zu verſtehen.

Ein anderes Blaſe-Inſtrument, die an der Gränze ſogenannte Hirſchhaut-Flöte, oder die Werbe-Flöte der Winnebagos (Tſal-iht-quaſh-to), hat drei, vier oder ſechs Löcher für die Finger und eben ſo viele Töne mit ihren Octaven, die aber unregelmäßig graduirt ſind und den Beweis liefern, daß die Indianer wenig muſikaliſches Gehör haben. Man bläſt in das Ende der Flöte hinein und ſie ſcheint zum Theil eine Nachahmung von Inſtrumenten der civiliſirten Völker zu ſein.

In der Gegend des oberen Miſſiſſippi ſitzen die jungen Leute des Winnebago-Stammes, wie man mir erzählte, oft ſtundenlang Tag für Tag in der Nähe des Wigwams, welcher den Gegenſtand ihrer Neigung enthält, und blaſen dieſe Flöte, bis endlich das Herz der Dame, von ſo viel Aufopferung gerührt, durch ein Zeichen zu erkennen gibt, daß ſie bereit ſei, den jungen Orpheus durch ihre Hand und ihr Herz zu belohnen. Ob dies wahr iſt, weiß

Digitized by Google

ich nicht, indeß muß doch wol ein Grund für die obenerwähnte Benennung vorhanden ſein.

Aus dieſer Beſchreibung ihrer rohen und unvollkommenen muſikaliſchen Inſtrumente wird man erſehen, daß ſie in der Muſik nur geringe Fortſchritte gemacht haben; dies zeigt ſich noch deütlicher in ihren Geſängen, welche der Reiſende in dieſem Lande täglich und faſt ſtündlich hört.

Der Tanz iſt eine der vorzüglichſten und haüfigſten Vergnügungen bei allen Indianer-Stämmen Nord-Amerika's. Die Tänze beſtehen etwa aus vier Pas, die Figuren und Formen dieſer Scenen, die durch heftige Sprünge und Verdrehungen des Körpers hervorgebracht und mit Geſang und Trommelſchlag, genau nach den Bewegungen des Tanzes, begleitet werden, ſind ſehr zahlreich. Einige Reiſende haben behauptet, daß die Muſik des Indianers weder Harmonie noch Melodie beſitze; dem kann ich nicht beiſtimmen, obgleich ich zugebe, daß in den meiſten ihrer Geſänge von dem, was die muſikaliſche Welt „Melodie“ nennt, keine Rede iſt. Ihre Geſänge beſtehen aus rauhen und ſchnarrenden Kehltönen, aus Geſchrei, Gebell und Gekreiſch, welches Alles vollkommen nach dem Takte und nicht nur mit Methode, ſondern auch mit Harmonie ausgeſtoßen wird. Jeder, der in dieſem Lande reiſte, wird ſich erinnern, daß der Indianer ſich zuweilen neben ſein Feüer niederlegt, ſeine Trommel zur Hand nimmt, die er auf kaum hörbare Weiſe berührt und einen ſo ſanften Geſang anſtimmt, daß man glaubt, ein Frauenzimmer ſingen zu hören. Dieſe ſanften Geſänge, welche ſich ſehr von denen unterſcheiden, die ſie im vollen Chor und mit heftigen Geſtikulationen bei ihren Tänzen ſingen, ſcheinen voll Ausdruck zu ſein, obwol einförmig und ohne Melodie.

Sie tanzen viel mehr als die civiliſirten Völker, denn der Tanz gehört mit zu ihrem Gottesdienſt; ſie tanzen, wenn ſie dem Großen Geiſt ihren Dank darbringen, wenn ſie ihrer Medizin ihre Verehrung bezeigen und angeſehene Fremde ehren und unterhalten wollen.

Während meines Aufenthaltes unter den Sioux habe ich ſo viele verſchiedene Tänze geſehen, daß ich dieſes Volk die „tanzenden Indianer“ nennen möchte. Sie ſcheinen für Alles Tänze zu haben und faſt zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hörte man die Trommel, welche irgend einen Tanz begleitete. Die Tänze ſind ebenſo manchfaltig in ihrem Karakter, als zahlreich — einige ſind ungemein grotesk und lächerlich und erhalten den Zuſchauer in fortwährendem Gelächter — andere haben den Zweck, das Mitleid zu erregen, während noch andere durch die furchtbaren Drehungen und Verdrehungen des Körpers Widerwillen oder Schrecken und Furcht erregen.

Alle Welt hat von dem Bären-Tanze gehört, aber wol nur Wenige haben ihn geſehen. Die Sioux, gleich allen weſtlichen Stämmen, lieben das Bärenfleiſch und müſſen große Vorräthe von Bärenfett haben, um ihr langes Haar und ihren Körper damit zu ſalben. Sie Alle lieben auch ſehr die Bären-Jagd und mehrere Tage vorher, ehe ſie zu dieſem Zwecke ausziehen, vereinigen ſich Alle, um den Bärentanz aufzuführen, und zu dem „Bären-Geiſt“ zu ſingen, der, wie ſie glauben, ſich irgendwo unſichtbar aufhält und zu Rathe gezogen

Digitized by Google

und verſöhnt werden muß, ehe man auf eine glückliche Jagd rechnen könne. Zu dieſem Zwecke hängt einer der angeſehenſten Medizin-Männer, welcher den Tanz leitet, ein Bären-Fell um, ſo daß die mit einer Feder des Kriegsadlers verzierte Kopfhaut ihm das Geſicht bedeckt und er durch die Augenlöcher hindurchſieht; noch mehrere der Tanzenden tragen Masken von Bären-Fell und Alle ahmen mit den Händen die Bewegung dieſes Thieres nach, Einige, wenn es laüft, Andere die eigenthümliche Stellung und das Herabhangen der Vordertatzen, wenn es, auf den Hinterfüßen ſitzend, die Annäherung eines Feindes erwartet. Dieſe wunderliche und unterhaltende Maskerade wird oft in Zwiſchenraümen mehrere Tage hinter einander wiederholt, ehe man auf die Bären-Jagd auszieht, und ſie würden, wie bereits erwähnt, auf keinen Erfolg rechnen, wenn ſie nicht alle Formen ſtreng beobachteten.

Der Tanz wird auch hier, wie zuweilen unter civiliſirten Völkern, dazu benutzt, um Gunſtbezeigungen oder die Güter dieſer Wélt zu erlangen, nur gehen die Indianer dabei ehrlicher zu Werke, indem ſie dem Tanz den rechten Namen geben und ihn den Bettler-Tanz nennen. Ich ſah dieſen Tanz nicht von Bettlern, ſondern von den erſten und unabhängigſten jungen Leüten des Stammes, die, bis auf den Gürtel von Adler- und Raben-federn, ganz nackt waren und Lanzen, Peifen und Raſſeln in den Händen hielten; ein Medizin-Mann begleitete den Geſang mit der Trommel und mit den höchſten Tönen, die er mit ſeiner Kehle hervorzubringen vermochte. Bei dieſem Tanze ſingt ein Jeder ſo laut er kann, indem er den Großen Geiſt anfleht, daß er die Herzen der Umſtehenden erweichen möge, damit ſie den Armen geben, und die Verſicherung hinzufügen, daß der Große Geiſt gütig gegen diejenigen ſein werde, die ſich gegen die Armen und die Hülfloſen mildthätig erweiſen.

Von dem Skalp und der Art und dem Zwecke des Skalpirens iſt bereits oben (29. Kapitel) die Rede geweſen und ich ſagte dort, daß die meiſten Skalpe über kleine Reifen geſpannt würden, um bei dem Skalp-Tanze benutzt zu werden. Über dieſen Tanz will ich jetzt einige Worte ſagen.

Der Skalp-Tanz findet zur Feier eines Sieges Statt und wird bei dieſem Stamme in der Nacht bei Fackelſchein und kurz vor dem Schlafengehen getanzt. Wenn eine Streifpartei mit den Skalpen der Feinde von einem Kriegszuge heimkehrt, ſo „tanzen" ſie dieſelben vierzehn Nächte hintereinander, wobei ſie ſich ihrer Heldenthaten rühmen, während ſie die Waffen in den Händen ſchwingen. Einige junge Frauen treten in den Kreis und halten die neü eroberten Skalpe, ohne jedoch an dem Tanze ſelbſt Theil zu nehmen, während die Männer im Kreiſe herum tanzen, d. h. mit beiden Beinen zugleich in die Höhe ſpringen, auf das Entſetzlichſte ſchreien und ihre Waffen ſo drohend ſchwingen, als ob ſie ſich gegenſeitig auf der Stelle in Stücke zerhauen wollten; zugleich verzerren ſie ihr Geſicht auf das Graülichſte und beißen die Zähne zuſammen, mit einem Worte, ſie geberden ſich, als ob ſie mitten im heftigſten Kampfe wären. Keine Beſchreibung iſt vermögend, den furchtbaren und unauslöſchlichen Eindruck dieſer in dunkler Nacht bei Fackelſchein aufgeführten Tänze zu ſchildern.

Digitized by Google

Der Zweck des Skalpirens iſt bekannt und oben erklärt worden; aber die Gründe, weshalb dieſe Ceremonie des Tanzes ſo gewiſſenhaft von allen Nord-amerikaniſchen Stämmen beobachtet wird, ſind nach meiner Anſicht noch nicht genügend aufgeklärt. Ein Hauptzweck iſt unſtreitig die öffentliche Freudenbezeigung; aber es giebt noch andere weſentliche Gründe für die ſtreng beobachtete Schauſtellung der Skalpe. Bei einigen Stämmen werden die Skalpe nach dieſer Feierlichkeit begraben. Die öffentliche Schauſtellung hat wol den Zweck, die Skalpe zur allgemeinen Kenntniß zu bringen und den Beſitzern die öffentliche Anerkennung zu verſchaffen, da ſie ſich nun von denſelben trennen müſſen. Die große Achtung, welche ſie den Skalpen beweiſen, ſo lange ſie im Beſitz derſelben ſind, der traurige Geſang für die Geiſter ihrer unglucklichen Schlachtopfer, ſo wie die große Sorgfalt und Feierlichkeit, womit ſie ſpäter die Skalpe begraben — dies Alles gibt mir die Überzeügung, daß ſie eine abergläubige Furcht vor den Geiſtern ihrer erſchlagenen Feinde haben und dieſe zur Sicherung ihrer eigenen Ruhe durch mancherlei Ceremonien zu verſöhnen ſuchen, wohin auch die oben beſchriebene Feierlichkeit gehört.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Beſchreibung der Büffel — Gewohnheiten derſelben. — Das Wälzen derſelben. — Zauber-Kreiſe. — Das Einholen der Büffel und Abſchießen des Pfeiles. — Büffel-Jagd. — Gebrauch des Laſſo. — Das Jagen in der Maske einer weißen Wolfshaut. — Tödtung der Pferde bei der Büffel-Jagd. — Büffel-Kälber; Fangen und Einbrigen derſelben. — Die Büffel werden unnöthigerweiſe in ungeheürer Menge getödtet. — Angriff der Büffel durch weiße Wölfe. — Betrachtungen über die wahrſcheinliche Ausrottung der Büffel und der Indianer.

Über die Büffel, welche dieſe Länder in zahlreichen Heerden bewohnen, habe ich bereits oben (Kap. 4. u. 24.) geſprochen und will hier noch Einiges hinzufügen.

Dieſe edlen Thiere, welche in den naturgeſchichtlichen Werken ſo genau beſchrieben, ſind in dieſer weiten Wildniß ein Gegenſtand von großem Intereſſe und großer Wichtigkeit, da ſie, gleich dem Wilden, vor der Annäherung des civiliſirten Menſchen ſchnell verſchwinden und in wenigen Jahren nur noch in Büchern und Bildern vorhanden ſein werden.

Das Wort „Büffel“ wird mit Unrecht auf dieſe Thiere angewendet, die dem öſtlichen Büffel eben ſo wenig gleichen, als dem Zebu oder dem gemeinen Ochſen. Ob ſie dem Eüropäiſchen Biſon ähnlich ſind, weiß ich nicht, da ich niemals dergleichen geſehen habe; nach den zahlreichen Abbildungen und Beſchreibungen deſſelben zu urtheilen, iſt jedoch der Biſon der Amerikaniſchen Prairien von dem Biſon des nördlichen Eüropa's und Aſien's ſehr verſchieden.

Digitized by Google

Der Amerikaniſche Biſon, oder wie ich ihn nennen werde, der Büffel, iſt das größte wiederkaüende Thier, welches gegenwärtig in Amerika lebt und ſcheint in den Ebenen dieſes weiten Landes von dem Großen Geiſte eigens für die rothen Männer geſchaffen zu ſein, die faſt ausſchließlich von ſeinem Fleiſche leben und ſich mit ſeinen Hauten bekleiden. Die Farbe dieſer Thiere iſt ein dunkles Braun, das ſich aber nach den Jahreszeiten ſehr verändert; das lange Haar oder der Pelz des Winters und Frühlings wird ganz dünn und faſt ſchwarz, wenn nach dem Abwerfen des Winterkleides ein neuer Haarwuchs hervorkommt.

Der Büffel-Stier erreicht oft das ungeheüre Gewicht von 2000 Pfund und hat eine lange und zottige, ſchwarze Mähne, die in großer Fülle über Kopf und Schultern herabhangt und oft bis auf die Erde reicht. Die Hörner ſind kurz, aber ſehr ſtark und haben nur eine Biegung, d. h. ſie bilden einen einfachen Bogen, ohne die geringſte Annäherung an eine Spiral-Linie, wie bei dem gemeinen Ochſen und der Ziege. Die Kuh iſt viel kleiner, als der Stier und durch die eigenthümliche Geſtalt der Hörner ausgezeichnet, die ſtets gekrümmter ſind und ihre Spitzen mehr einwärts nach der Mitte der Stirn kehren.

Eines der merkwürdigſten Kennzeichen des Büffels iſt die eigenthümliche Bildung und der Ausdruck des Auges, deſſen Augapfel ſehr groß und weiß, die Iris dagegen ſchwarz iſt. Die Augenlieder ſtehen immer weit offen und der Augapfel rollt beſtändig auf und nieder, ſo daß ein großer Theil der Iris von dem unteren Augenliede verdeckt wird, während das reine Weiß des Augapfels in halbmondförmiger Geſtalt darüber hervorglänzt.

Dieſe Thiere leben im eigentlichen Sinne des Wortes heerdenweiſe, aber ſie wandern nicht. Sie graſen zuweilen in ungeheürer und faſt unglaublicher Menge beiſammen und durchziehen weite Landſtriche, und zwar eben ſo oft von Oſten nach Weſten und von Weſten nach Oſten, als von Norden nach Süden; obwol man dies Herumſtreifen durch regelmäßige Wanderungen nach den Jahreszeiten hat erklären wollen. Ihr Verbreitungs-Bezirk in Nord-Amerika erſtreckt ſich vom 30° — 55° Nördl. Breite und von der aüßerſten Weſtgränze der Vereinigten Staaten bis an den Fuß der Rocky Mountains. Die Gränzen ihres Vorkommens im Oſten und Weſten werden durch ganz andere Urſachen bedingt, als im Norden und Süden, wo die Temperatur ihrer Verbreitung Schranken ſetzt. Innerhalb dieſer 25 Breitengrade leben die Büffel, ohne daß ſie nöthig hätten, der Strenge des Klima's ſich zu entziehen, gegen welches die Natur ſie mit einem mehr oder weniger dichten Pelze verſehen hat.

Es iſt erwieſen, daß der Büffel bis zum Winnepeg-See in den ſtrengſten Wintern ausdauert, indem er ſich in den Wäldern aufhält und unter dem Schnee das Gras hervorſcharrt, welches dort beim Eintritte des Winters ſchnell mit allen ſeinen Säften gefriert und daher ein ſehr nahrhaftes Futter gewährt; und oft, wenn nicht gewöhnlich, ſind die Büffel in dieſer Jahreszeit dort fetter, als unter dem 30. Breitengrade an den Gränzen von Mejiko, wo man die Strenge des Winters nicht kennt, aber während des langen Herbſtes eine

Digitized by Google

brennende Sonne die Vegetation allmälig austrocknet und ihrer nährenden Beſtandtheile beraubt, ſo daß dieſe armen Thiere, während ſie ſich dort ſelbſt im Winter einer wärmenden Sonne erfreüen, kein ſaftiges Gras zu ihrer Nahrung haben.

Die Mündung des Teton-Fluſſes kann man als den eigentlichen Mittelpunkt des Büffel-Landes betrachten, indem dieſelbe ungefähr gleich weit von beiden Extremen entfernt iſt. Die ſchönſten Thiere finden ſich auf den dortigen Prairien und ich konnte keinen beſſeren Aufenthaltsort wählen, um über die Jagd derſelben, welche ihre endliche Ausrottung beſchleünigen muß, noch Einiges mitzutheilen.

Die Sioux ſind verwegene Reiter und tüchtige Jäger, und in dem Herzen ihres Landes befindet ſich eine der größten Niederlagen von Waaren und Branntwein und es iſt der Sammelplatz von Leüten, die unermüdlich jeder abgezogenen Büffelhaut nachſpüren.

Die zahlloſen Heerden dieſer Thiere, welche man zuweilen auf den Prairien antrifft, ſind von vielen Schriftſtellern erwähnt worden und es kann ſie noch jetzt ein Jeder ſehen, der ſich die Mühe nimmt, dieſe Gegenden zu beſuchen. In der Jagdzeit, im Auguſt und September, verſammeln ſie ſich an manchen Orten oft in ſolcher Menge, daß die Prairien buchſtäblich meilenweit ganz ſchwarz erſcheinen. Man ſieht dann nicht ſelten mehrere Tauſende, in eine Wolke von Staub gehüllt, welche von den Stieren aufgeregt wird, die ſich auf dem Boden wälzen oder wüthend mit einander kämpfen. Die Stiere verfolgen immer die Kühe und die ganze Maſſe iſt in ſteter Bewegung, wobei Alle beſtändig ein tiefes, dumpfes Gebrüll ausſtoßen, welches einem fernen Donner gleicht.

Während ſie ſich in dieſer Jahreszeit in dichten Maſſen an einem Orte verſammeln, iſt das umliegende Land auf eine Strecke von mehreren Meilen ganz von ihnen entblößt, und man kann mehrere Tage und Nächte reiſen, ohne einen einzigen Büffel zu ſehen, während man einige Wochen ſpäter auf demſelben Wege zahlreiche kleine Heerden erblickt, die ſich über das ganze Land verbreiten und theils graſen, theils ruhig liegen oder ſich im Schlamme wälzen. Der Ausdruck „ein Büffel in ſeinem Schlamm" iſt ſehr bezeichnend für Denjenigen, der jemals Gelegenheit hatte, einen Büffel zu ſehen, welcher ſeinen erhitzten Körper in einem Schlammpfuhl abzukühlen ſucht.

Wenn dieſe großen Thiere, welche wegen ihres ſtarken und zottigen Haares ſehr von der Hitze des Sommers leiden müſſen, in Niederungen weiden, wo ſich zwiſchen dem Graſe etwas ſtehendes Waſſer befindet, unter welchem der Boden erweicht iſt, ſo läßt ſich der Büffel auf ein Knie nieder und wühlt mit den Hörnern und zuletzt mit dem Kopfe die Erde auf, wodurch eine Vertiefung entſteht, in die das Waſſer ſich hineinzieht, und ein kühles und angenehmes Bad bildet, in das er ſich hineinſtürzt, wie das Schwein in den Koth.

In dies köſtliche Bad legt ſich nun der Büffel auf die Seite und dreht ſich mit Hülfe der Hörner und des Höckers auf dem Rücken im Kreiſe herum, wodurch er immer tiefer in den Schlamm verſinkt, der ihn, wenn er aufſteht,

Digitized by Google

wie ein Mörtel bedeckt, ſeine Farbe verändert und von allen Theilen ſeines Körpers herablaüft, was ihm ein abſchreckendes Anſehen gibt.

Gewöhnlich macht der Führer der Heerde dieſe Vertiefungen und wenn es ein anderer Stier übernimmt, ſo vertreibt er denſelben, ſtürzt ſich hinein und bleibt, nachdem er ſeinen Körper abgekühlt und in eine wandelnde Maſſe von Schlamm verwandelt, noch darin ſtehen, bis es ihm beliebt, einem anderen Platz zu machen; ſo geht es fort, bis die ganze Heerde, die zuweilen aus mehreren hundert Stück beſteht, an die Reihe gekommen iſt. Jeder Büffel erweitert die Vertiefung etwas und nimmt einen Theil des Schlammes mit hinweg, der an ſeinem Körper hangen bleibt, beim Trocknen eine graue oder weißliche Farbe annimmt und allmälig abfällt. Dadurch erhält die kreisförmige Vertiefung oft einen Durmeſſer von 15 — 22 Fuß und eine Tiefe von zwei Fuß; das Waſſer der Prairie zieht ſich dorthin, ſetzt vegetabiliſche Stoffe ab und in einigen Jahren iſt ſie mit einem fruchtbaren Boden ausgefüllt, auf dem Gras und Kraüter in ungewöhnlicher Üppigkeit gedeihen.

Viele Reiſende, welche nicht weit genug gegen Weſten vordrangen, um die Lebensart der Büffel und die Entſtehung dieſer geheimnißvollen Kreiſe zu beobachten, die oft in Gruppen und von verſchiedener Größe vorkommen, haben nach ihrer Rückkehr ſehr ſchöne und ſinnreiche Theorien über den Urſprung dieſer ſonderbaren und unerklärlichen Erſcheinungen aufgeſtellt, die man, aus Mangel einer vernünftigen Erklärung, *Zauber-Kreiſe* genannt hat.

Andere haben angenommen, dieſe Kreiſe entſtänden durch die Tänze der Indianer, die allerdings in den meiſten Fällen im Kreiſe aufgeführt werden; allein eine geringe Überlegung zeigt ſogleich das Unwahrſcheinliche einer ſolchen Behauptung, da die Indianer zu ihren Tänzen ſtets einen trocknen und harten Boden und zwar in der Nähe ihrer Dörfer wählen, während die Zauber-Kreiſe ſich immer auf niedrigem, feüchtem Boden befinden.

Da mein Beſuch des „Fernen Weſtens“ mich tief in das Herz des Büffel-Landes führte, wo ich Gelegenheit hatte, dieſe Thiere in allen Phaſen ihres Lebens, ſo wie die verſchiedenen Arten der Jagd auf dieſelben, zu beobachten, ſo möge es mir vergönnt ſein, noch einige Worte hierüber zu ſagen.

Die Lieblings-Jagd der Indianer dieſer Gegenden iſt die Büffel-Jagd, die faſt immer zu Pferde und mit Bogen und Lanze Statt findet. Sie haben kleine aber ſehr brauchbare Pferde, die ſie auf den Prairien fangen, wo man ſie oft wild in zahlreichen Heerden antrifft. Auf ſeinem kleinen wilden Pferde, welches einige Jahre lang abgerichtet worden, ſprengt der Indianer in vollem Jagen mitten in die Heerden der Büffel, Elen und ſelbſt Antilopen hinein. Das Pferd iſt das ſchnellſte Thier der Prairie und bringt ſeinen Reiter mit Leichtigkeit an die Seite des Wildes, welches dann in der Entfernung weniger Schritte ſeinen tödtlichen Waffen eine leichte Beüte wird.

Bei der Jagd des Büffels oder eines anderen Thieres „entkleidet“ der Indianer gewöhnlich ſich und ſein Pferd, indem er den Schild, den Köcher und jedes Stück ſeiner Kleidung, welches ihm hinderlich ſein könnte, wegwirft; in die linke Hand nimmt er den Bogen und fünf oder ſechs Pfeile und

Digitized by Google

an der rechten Hand (oder am Gürtel befeſtigt) hangt eine ſchwere Peitſche, die er auf unbarmherzige Weiſe gebraucht, um ſein Pferd zum ſchnellſten Laufe anzutreiben.

Dieſe Pferde ſind ſo abgerichtet, daß der Indianer ſich wenig des Zügels zu bedienen braucht, der auf dem Halſe des Pferdes hangt, während es ſich dem Büffel auf der rechten Seite nähert, wodurch der Reiter in den Stand geſetzt wird, ſeinen Pfeil nach der linken Seite hin abzuſchießen; dies geſchieht in dem Augenblicke, wenn er im Vorbeijagen ſich dem Herzen des Thieres gegenüber befindet, welches dann den tödlichen Pfeil „bis an die Feder“ empfängt. Wenn der Indianer eine zahlreiche Heerde verfolgt, ſo jagt er gewöhnlich dicht hinter derſelben her, bis er ein Thier ausgewählt hat, welches er dann ſo bald als möglich von den übrigen dadurch abzuſondern ſucht, daß er zwiſchen daſſelbe und die Heerde hineinſprengt.

Die Indianer bedienen ſich niemals eines eigentlichen Zaumes mit Gebiß, ſondern nur einer Halfter, welche mit einer Schleife um die untere Kinnlade des Pferdes befeſtigt iſt und mehr zum Anhalten, als zum Lenken deſſelben dient. Hat der Indianer den Lauf ſeines Pferdes auf den von ihm ausgewählten Büffel hin gerichtet, ſo ſtrengt es alle ſeine Kräfte an, denſelben ſo nahe als möglich zu begleiten, während die Halfter unberührt auf dem Halſe liegt und der Reiter mit dem geſpannten Bogen ſich auf der linken Seite des Pferdes vorwärts beügt, um den tödtlichen Schuß zu thun, ſobald er dem Büffel zur Seite iſt. Das Pferd, welches ſich inſtinktmäßig vor dem Büffel ſcheüt, hält die Augen ſtarr auf das ſo dicht vor ihm befindliche wüthende Thier gerichtet und ſobald es die geringſte Entfernung von demſelben erreicht hat, der Reiter mag geſchoſſen haben oder nicht, wendet es ſich ab, um jedes Zuſammentreffen mit den Hörnern des Büffels zu vermeiden, der ſich oft plötzlich gegen ſeinen Verfolger kehrt. Aber bei aller Vorſicht von Seiten des Reiters, und trotz des Scharfſinnes ſeines Pferdes, kommen dennoch dergleichen furchtbare Kolliſionen vor; denn die Aufregung bei dieſer Jagd iſt ſo groß, daß Inſtinkt und Vernunft ihre Herrſchaft verlieren und Roß und Reiter ſich dem Tode entgegenſtürzen, als geſchähe es zum Zeitvertreib oder zum Vergnügen. (Vergl. die Schilderung der Büffel-Jagd im 4. Kapitel.) Ich habe mich ſtets für ſehr vorſichtig gehalten, allein auch ich bin in dies Delirium der Jagd verfallen und habe mich mehrmals, mit Staub und Blut bedeckt, von der Prairie erhoben, während meine Flinte zwanzig bis dreißig Schritte von mir mit zerbrochenem Schaft am Boden lag und mein Pferd, eine halbe Engliſche Meile entfernt, ruhig weidete, auf der ganzen Prairie aber, ſo weit das Auge reichte, kein lebendes Weſen mehr zu erblicken war.

Für den Neüling iſt dieſe Jagd mit großer Gefahr verbunden, während der von Jugend auf damit beſchäftigte Indianer ſie als ein Vergnügen betrachtet, beim Reiten den Athem nicht verliert und mit ſicherer Hand die tödtliche Waffe entſendet.

Wenn der Indianer auf der Jagd einen Büffel oder im Kriege einen Feind verfolgt, ſo läßt er gewöhnlich den am Pferde befeſtigten Laſſo — einen

zehn bis fünfzehn Ellen langen, aus Streifen von rohem Leder geflochtenen Riemen — auf der Erde nachſchleppen, damit er, wenn er vom Pferde fällt, vermittelſt deſſelben das Pferd anhalten kann. Dieſer Laſſo dient hauptſächlich zum Einfangen der wilden Pferde, indem man ihnen eine am Ende deſſelben befindliche Schlinge um den Hals wirft.

In dem langen und ſehr ſtrengen Winter bedient ſich der Indianer auf der Jagd der Schnee-Schuhe, die ihn leicht über den Schnee hinwegtragen, während die Büffel durch ihr großes Gewicht tief in denſelben einſinken und dadurch leicht eine Beüte ihrer Verfolger werden. Der Schnee wird von den Gipfeln und Abhängen der Hügel hinweggeweht, ſo daß dieſe ganz entblößt werden und den Büffeln zur Weide dienen; dagegen haüft er ſich in den Vertiefungen und Schluchten ſo bedeütend an, daß es den verfolgten Thieren oft unmöglich iſt, ſich hindurchzuarbeiten. Da im Winter das Haar oder der Pelz des Büffels am längſten und dichteſten iſt, das Fell mithin einen größeren Werth hat, ſo werden in dieſer Jahreszeit die meiſten Thiere getödtet, denen man nur die Haut abzieht, um ſie an die Pelzhändler zu verkaufen, während man das Fleiſch den Wölfen überläßt.

Die Schneeſchuhe, welche ſehr verſchiedene Formen haben, ſind zwei bis drei Fuß lang, einen Fuß und darüber breit und beſtehen aus einem oder mehreren Reifen, über die ein Netzwerk von Leder-Riemen geſpannt iſt, worauf der Fuß wie bei einem Schlittſchuh befeſtigt wird. Mit dieſen Schneeſchuhen gleitet der Indianer mit erſtaunlicher Schnelligkeit über den Schnee hin ohne einzuſinken und hinterläßt kaum eine Spur ſeines Weges.

Der Menſch ſtellt den armen Büffeln zu allen Jahreszeiten und auf die verſchiedenſte Weiſe nach — er jagt ſie zu Pferde in den Ebenen, verfolgt ſie im Winter im Schnee auf Schneeſchuhen und beſchleicht ſie, wenn ſie ruhig graſen, unter der Maske eines Wolfes und ſchießt ſie nieder, ehe ſie einmal die Nähe der Gefahr ahnen.

Es gibt in dieſem Lande verſchiedene Varietäten von Wölfen, der furchtbarſte und zahlreichſte iſt der weiße Wolf, der oft in Rudeln von 50 — 60 Stück auf den Prairien herumſchwärmt, die dann in der Ferne einer Heerde Schaafe ähnlich ſehen. Sie erreichen oft die Größe des größten Neufundländiſchen Hundes. Wenn die Büffel in Menge vorhanden und es daher den Wölfen nicht an Nahrung fehlt, ſo ſind ſie harmlos und fliehen den Menſchen. Sie halten ſich ſtets in der Nähe der Büffel-Heerden, um ſich desjenigen zu bemächtigen, was die Jäger von den erlegten Büffeln zurücklaſſen, oder die verwundeten Thiere anzufallen. Sind die Büffel in einer Heerde beiſammen, ſo ſcheinen ſie die Wölfe wenig zu fürchten und laſſen ſie ganz nahe heran kommen. Dies benutzen die Indianer, um die Büffel zu beſchleichen, indem ſie ſich eine vollſtändige Wolfshaut über den Kopf ziehen und ſo maskirt oft über eine halbe Engliſche Meile weit auf Händen und Füßen fortkriechen, bis ſie ſich der argloſen Heerde auf wenige Schritte genähert haben und dann mit Leichtigkeit den fetteſten Büffel niederſchießen.

Der Büffel iſt ein ſehr furchtſames Thier und flieht die Nähe des Men-

Digitized by Google

ſchen mit dem größten Scharfſinn; wird er aber eingeholt und verwundet, ſo wendet er ſich oft mit der größten Wuth gegen ſeine Verfolger, die dann ihr Heil in der Flucht ſuchen müſſen. Die Pferde werden dann gewöhnlich getödtet, während der Indianer ſich durch ſeine Gewandtheit und ſeinen Scharfſinn zu retten weiß.

So lange die Kälber jung ſind, halten ſich die Stiere immer in der Nähe der Kühe, als ob ſie die Jugend ſchützen wollten, und es iſt ſehr gefährlich, ſie in dieſer Zeit anzugreifen, denn man kann ſicher darauf rechnen, daß ſie ſich gegen ihre Verfolger kehren, die ſich oft gegenſeitig zu Hülfe eilen müſſen. In den erſten ſechs Monaten iſt das Büffel-Kalb roth und ſieht den Kälbern des gezähmten Rindviehes zum Verwechſeln ähnlich. Im Herbſte, wenn es das Haar wechſelt, erhält es eine braune Färbung, die es für immer behält. Bei der Verfolgung einer großen Büffel-Heerde zu einer Zeit, wenn die Kälber erſt wenige Wochen alt ſind, haben mir die wunderlichen Manöver derſelben oft viel Unterhaltung gewährt. In der Verwirrung und dem Gedränge mehrerer hundert oder tauſend dieſer Thiere verlieren die Kälber oft ihre Mutter aus dem Geſicht und bleiben weit hinter der Heerde und den Jägern zurück; ſie ſind dann in großer Verlegenheit, wo ſie ſich verbergen ſollen, da die ebene Prairie nichts darbietet, als ſechs bis acht Zoll hohes Gras oder einen um wenige Zoll höheren Buſch von wilder Salbei. Auf dieſen laufen ſie dann zu, knieen nieder, ſtecken die Naſe in den Buſch, ſchließen die Augen und halten ſich wahrſcheinlich für vollkommen ſicher, während ſie auf den Hinterfüßen ſtehen und daher ſchon in der Entfernung von einigen Engliſchen Meilen geſehen werden können. Wir ritten oft, nachdem wir die Heerde verfolgt hatten, auf demſelben Wege zurück, um dieſe kleinen zitternden Thiere aufzuſuchen, die bei unſerer Annäherung ihre Stellung nicht verließen, aber während wir von den Pferden ſtiegen, ihre Augen ſtarr auf uns gerichtet hielten. Sie laſſen ſich dann nach geringem Widerſtande fangen. Ich habe oft nach einem hier bekannten Gebrauche meine Hände über die Augen des Kalbes gelegt und einige Male ſtark in ſeine Naſenlöcher hineingeblaſen, worauf es meinem Pferde ſtets mehrere Meilen weit bis in den Stall gefolgt iſt. Ich hatte früher ſchon viel von dieſem ſonderbaren Gebrauche gehört, aber niemals daran glauben wollen, bis ich mich endlich durch den Augenſchein überzeügte. Herr Laidlaw hatte auf dieſe Weiſe etwa ein Dutzend Kälber eingefangen, die er mit der Milch einer Kuh nährte. Er wollte ſie mit dem Dampfboote nach St. Louis ſenden, in deſſen Nähe er eine große Pflanzung beſitzt; da jedoch das Dampfboot einen Weg von mehr als 300 Meilen zu machen hatte, und überdies eine oder zwei Wochen auf einer Sandbank liegen blieb, in einem Lande, wo es keine Milch gab, ſo ſtarben alle bis auf eines, welches jetzt ganz munter auf der erwähnten Beſitzung lebt.

Dem Reiſenden in dieſen Gegenden drängt ſich der betrubende Gedanke auf, daß die Zeit nicht fern iſt, wo das Letzte dieſer edlen Thiere den unvorſichtigen Verfolgungen der Weißen und Rothen Männer zum Opfer fallen wird und daß dieſe ſchönen grünen Gefilde dann für die Zukunft ohne Wild

Digitized by Google

und ohne Bewohner ſein werden. Damit man aber nicht glaube, daß dies bloße Phantaſie-Gebilde ſind, ſo will ich eine Thatſache mittheilen, welche die Richtigkeit meiner Behauptung darthun wird.

Als ich im Mai 1832 bei meiner Fahrt den Miſſouri aufwärts in Fort Pierre ankam, erzählte mir Herr Laidlaw, daß wenige Tage zuvor auf der anderen Seite des Fluſſes ſich eine zahlloſe Büffel-Heerde gezeigt habe, worauf etwa 500 — 600 Sioux um Mittag zu Pferde durch den Fluß geſetzt und gegen Sonnen-Untergang mit 1400 friſchen Büffel-Zungen zurückgekehrt ſeien, für die ſie nur einige Gallonen (vier Quart) Branntwein forderten, die ſofort ausgetrunken wurden. Dies Tödten der Büffel zu einer Zeit, als die Haüte ohne Pelz und mithin ohne Werth waren und im Lager ſich große Fleiſchvorräthe befanden, iſt ein ſchlagender Beweis von der Sorgloſigkeit des Indianiſchen Karakters.

In dieſem merkwürdigen Lande, wo weder Geſetze noch geſellſchaftliche Verordnungen dem armen Indianer den Trunk als ein Laſter oder eine Unſchicklichkeit darſtellen, hält er es für etwas Harmloſes, ſich dem Genuſſe des Branntweins hinzugeben, ſo lange er noch im Stande iſt, ſich dies köſtliche Getränk zu verſchaffen. Sie halten die Weißen für klüger und glauben ihrem Beiſpiele folgen zu müſſen — aber alle Weißen, die ſie in ihrem Lande ſehen, verkaufen ihnen Branntwein und die meiſten trinken ſelbſt; die Indianer finden bald Geſchmack daran und um denſelben zu befriedigen, ſuchen ſie ſo viel Büffel als möglich zu tödten, um für deren Haüte u. ſ. w. verdünnten Alkohol zu kaufen, der ihnen mit vier Dollars das Gallon berechnet wird.

Es ergiebt ſich aus dem Vorſtehenden, daß nicht nur rothe und weiße Männer, ſondern auch die Thiere bei der Vernichtung der Büffel thätig ſind, obgleich die letzteren in geringerem Grade und aus einem löblicheren Grunde. Ich habe oben erwähnt, daß die weißen Wölfe in allen Jahreszeiten den Büffel-Heerden folgen, um die von ihren Feinden getödteten zu verzehren oder über die kranken oder alterſchwachen Thiere herzufallen.

So lange eine Heerde beiſammen iſt, greifen die Wölfe dieſelbe niemals an, da ſich alle ſofort zu gemeinſamen und erfolgreichem Widerſtande vereinigen. Wenn aber die Heerde weiter zieht, ſo bleiben haüfig alte oder verwundete Thiere zurück und werden dann, ſobald die Heerde aus dem Geſicht verſchwunden iſt, von den Wölfen, die oft bis zu fünfzig Stück beiſammen ſind, angefallen und getödtet. Der Büffel iſt jedoch ein ſtarkes und wüthendes Thier und leiſtet, wenn ihm der Rückzug abgeſchnitten iſt, verzweifelten Widerſtand und nicht ſelten tödtet er ſeine ſämmtlichen Angreifer, indem er ſie theils mit den Hörnern in die Luft ſchleüdert, theils mit den Füßen todt tritt.

Auf meinen Reiſen hatte ich mehrmals Gelegenheit, einem ſolchen Kampfe beizuwohnen. Einſt kehrten wir von einer Jagd zurück und bemerkten in der Entfernung einen großen Stier, der von einem Rudel Wölfe umgeben war. Wir näherten uns bis auf Piſtolenſchußweite und nachdem ich eine Skizze entworfen, verjagten wir die Wölfe, die ſich in einige Entfernung zurückzogen. Der alte Stier hatte einen verzweifelten Widerſtand geleiſtet, denn mehrere

Digitized by Google

ſeiner Feinde lagen todt oder ſchwer verwundet am Boden; aber er ſelbſt war übel zugerichtet: die Augen waren ihm ausgeriſſen, die Naſenſpitze ganz und die Zunge zur Hälfte abgebiſſen und von den Schenkeln hing die Haut und das Fleiſch in Stücken herab. In dieſem traurigen Zuſtande ſtand das alte Thier mitten unter ſeinen Verfolgern, die für einige Minuten den Angriff eingeſtellt hatten, um ihn mit erneüerten Kräften wieder zu beginnen. Ich ritt näher und ſagte zu ihm: „Nun iſt es Zeit, alter Burſche, mach', daß du wegkommſt!“ Und als ob er, wenn gleich blind und halb todt, einen Freünd in mir erkannt hätte, lief er plötzlich in gerader Richtung über die Prairie davon. Wir ſetzten unſern Weg fort, als wir aber nach einiger Zeit zurückblickten, ſahen wir, daß er auf's Neüe von ſeinen Verfolgern umringt war, deren unerſättlicher Gefräßigkeit er ohne Zweifel zum Opfer gefallen iſt.

Ich kann nicht unterlaſſen, hier noch einige Betrachtungen über die wahrſcheinliche Ausrottung der Büffel und der Indianer hinzuzufügen.

Die Natur bietet in ihrem urſprünglichen wilden Zuſtande wol nirgends ſchönere und lieblichere Landſchaften dar, als in den weiten Prairien des Weſtens, und keine ſchöneren Exemplare von Menſchen und Thieren, als diejenigen, welche jene Landſchaften bewohnen, den *Indianer* und den *Büffel*, die gemeinſchaftlichen urſprünglichen Beſitzer des Bodens, die gemeinſam vor der Annäherung des civiliſirten Menſchen in die großen Ebenen des Weſtens geflohen ſind, wo ſie gemeinſam untergehen und wo ihre Gebeine neben einander bleichen werden.

Gewalt iſt vielleicht *Recht*, *Habgier* eine *Tugend* und jenes Volk und jene Thiere ſind vielleicht *von Rechtswegen* zum Untergange verdammt. Es kann leicht bewieſen werden — denn wir haben eine civiliſirte Wiſſenſchaft, welche dies und noch ganz andere Dinge beweiſt, wenn es darauf ankommt, die Ungerechtigkeiten des civiliſirten Menſchen zu beſchönigen — es kann bewieſen werden, ſage ich, daß der Schwache und Unwiſſende gar keine *Rechte* hat, — daß es in dem Zuſtande der Unwiſſenheit keine Tugenden giebt — daß die Gaben Gottes keine Bedeütung und kein Verdienſt haben, als bis der civiliſirte Menſch ſie ſich aneignet und zu ſeinem Nutzen und Luxus verwendet. Wir haben eine Art des Raiſonnements, wodurch dies Alles und ſelbſt noch mehr bewieſen werden kann. Ich ſage *wir* können dergleichen Dinge beweiſen, aber ein *Indianer* kann es nicht. Seiner natürlichen Einfachheit iſt dieſe Art der Beweisführung unbekannt, die trefflich dazu geeignet iſt, den Intereſſen der civiliſirten Welt förderlich zu ſein, die im Verkehr mit den Wilden ſtets ihr eigener Richter iſt und die in der gegenwärtigen aufgeklärten Zeit mancherlei Gelüſte hat, die nur dann geſetzlich befriedigt werden können, wenn man beweiſt, daß die Geſetze Gottes mangelhaft ſind.

Es genügt in unſerer verfeinerten und ausſchweifenden Zeit nicht, dem Indianer ſein Land zu entreißen und die Kleider vom Leibe zu nehmen, man muß ihm auch noch den Unterhalt entziehen, um der feinen Welt einen neüen und unnützen Luxus-Gegenſtand zu verſchaffen. Die Raſſe der Büffel muß ausgerottet und der Indianer ſeiner Subſiſtenz-Mittel beraubt werden,

Digitized by Google

damit die weißen Leüte einige Jahre länger in Büffel-Roben einherſtolziren können!

Die Büffel, welche einſt in zahlloſen Scharen über das ganze Land von dem Atlantiſchen Ocean bis zu den Rocky Mountains verbreitet waren, ſind vor der Annäherung des civiliſirten Menſchen in die weiten Prairien des Weſtens geflohen. Da ſie in den Wäldern ihren Todfeinden leicht zur Beüte wurden, ſo bewog ſie der Inſtinkt, ſich in die weiten und baumloſen Gras-Ebenen zurückzuziehen, wo ſie den Angriffen weniger ausgeſetzt ſein würden; und über dieſe einſamen aber ſchönen Gefilde ſind ſie, gleich dem Indianer, immer weiter gegen Sonnen-Untergang geflohen, bis ſie endlich auf einen ſchmalen Strich Landes im Oſten der Felſen-Gebirge beſchränkt worden ſind.

Dieſer Landſtrich, welcher ſich von der Gränze Mejiko's im Süden bis zum Winnipeg-See im Norden erſtreckt, beſteht faſt ganz aus einer einzigen Gras-Ebene, die für den kultivirten Menſchen niemals von Nutzen ſein kann. Hier leben die Büffel und mit ihnen die Indianer-Stämme, welche Gott geſchaffen hat, damit ſie ſich dieſes ſchönen Landes und ſeiner Genüſſe erfreüen.

In dieſen Ebenen ſieht man den ſchönſten Indianer, hier iſt er am prächtigſten gekleidet, nur hier kann er alle ſeine Bedürfniſſe befriedigen und nur hier iſt er ein ſtolzer und ehrenwerther Menſch.

Nach einer mäßigen Schätzung leben mehr als 300,000 Indianer von dem Fleiſche des Büffels, und zugleich liefert ihnen dies Thier alle übrigen Bedürfniſſe, da ſie keine anderen kennen. Wer nicht ſelbſt unter dieſen Indianern gelebt und ihre Sitten und Gebraüche genau beobachtet hat, kann ſich keine Vorſtellung davon machen, wie ſie jeden einzelnen Theil eines Büffels nützlich zu verwenden wiſſen. Das Fleiſch wird auf die eine oder die andere Weiſe zur Nahrung zubereitet und ſie leben ausſchließlich davon. Die Haüte werden gegerbt und theils als Mäntel, theils als Zelt- und Bett-Decken benutzt — ungegerbt werden ſie zu Kanoes, Sätteln, Zügeln, Halftern, Laſſos und Stricken verarbeitet. Das Gehirn dient zum Gerben der Haüte — aus den Hörnern macht man Löffel — aus den Knochen Sattel-Geſtelle, Kriegs-Keülen und Werkzeüge zum Schaben der Haüte oder man zerſchlägt ſie, um das Mark zu erhalten. Die Sehnen werden zu Bogen-Sehnen oder zur Verſtärkung des Bogens verwendet, oder ſie bedienen ſich derſelben, ſtatt des Zwirns, zum Nähen ihrer Kleider und zum Aufziehen der Glasperlen. Die Beine und Hufe werden ausgekocht, um den Leim zu erhalten, den ſie zur Befeſtigung der Pfeil-Spitzen und zu verſchiedenen anderen Zwecken benutzen. Aus dem langen Haar vom Kopf und den Schultern flechten ſie Halfter und den Schweif benutzen ſie zu Fliegenwedeln. Auf dieſe Art wiſſen die Indianer die einzelnen Theile dieſes werthvollen Thieres zu nützlichen Zwecken zu verwenden.

Noch ließe ſich dies intereſſante Volk mit ſeinen Jagden, ſeinen Sprachen, ſeinen Sitten und Gebrauchen erhalten und mit ihm die Büffel, wenn man das Syſtem der Nicht-Einmiſchung einführen wollte. Allein dies iſt nicht der Fall — das Schickſal der Büffel iſt beſtimmt und mit ihrer Aus-

Digitized by Google

rottung müſſen auch die Bewohner dieſer weiten Ebenen untergehen, die ihnen kein anderes Subſiſtenz-Mittel darbieten.

Es iſt hart und grauſam, daß die civiliſirten Menſchen, die mit allem Luxus und Comfort des Lebens umgeben ſind, jährlich an 150,000 — 200,000 Büffel-Haüte aus jenen Gegenden holen und daß der größte Theil dieſer Thiere zu einer Zeit getödtet wird, wo das Fleiſch nicht aufbewahrt werden kann und daher den Wölfen überlaſſen wird, während der Indianer für jede Haut nur ein Nößel Branntwein erhält! Und zu dieſer Zahl muß man noch diejenigen hinzufügen, welche für den Unterhalt von 300,000 Indianern getödtet werden.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß der Pelzhandel in dieſen weiten weſtlichen Gegenden, welcher ſich jetzt hauptſächlich auf den Ankauf von Büffel-Haüten beſchränkt, von großer und nationaler Wichtigkeit ſei und unterſtützt werden müſſe. Hierauf erwidere ich (ganz abgeſehen von dem Mißgeſchick des armen Indianers), daß es doch wol bei weitem vortheilhafter ſein würde, ein ſolches Kapital zur Anfertigung wollener Kleidungsſtücke zu verwenden und dadurch zugleich den Wollzüchter und den gewerbfleißigen Fabrikanten zu unterſtützen, als den Hang zum Gebrauch der Büffel-Haüte zu nähren, die man doch in wenigen Jahren, wenn das letzte dieſer Thiere getödtet worden iſt, wird entbehren müſſen.

Man wird mir ferner den Einwurf machen, daß man ja den Indianer für ſeine Büffelhaüte mit den Bedürfniſſen des Lebens verſehe; aber ich frage dagegen, welche Bedürfniſſe hat denn der Indianer noch, wenn Büffel in hinreichender Menge vorhanden ſind? Alle jene ſogenannten Bedürfniſſe für die Indianer ſind künſtlich, gemacht, und wenn in acht bis zehn Jahren die Büffel in ſeinem Lande gänzlich verſchwunden ſind, wer, frage ich, wird ihn mit den Lebens-Bedürfniſſen verſehen und wer wird dann 300,000 Indianern, die den Hungertod vor Augen haben und den Tauſenden von Wölfen, die ihnen folgen, Widerſtand leiſten, wenn ſie über unſere unbeſchützten Gränzen dringen, um ſich die Mittel zur Erhaltung des Lebens zu verſchaffen? Gott hat den Menſchen im Naturſtande überall mit dem verſehen, was er zu ſeinem Leben bedarf und bevor wir das Wild ſeines Landes tödten und ihn mit neüen Wünſchen bekannt machen, hat er keine Bedürfniſſe, die er nicht befriedigen könnte.

Die verarmten und wiederholt verpflanzten Indianer-Stämme, etwa 90,000 Seelen, erhalten von der Regierung jährlich 500,000 — 600,000 Dollars in baarem Gelde; allein dies Geld geht ſogleich in die Hände der weißen Männer über, und es können dafür die Lebens-Bedürfniſſe in hinreichender Menge geliefert werden. Aber wer, frage ich, wird den Indianern, welche ſich an die von den weißen Männern ihnen verabreichten Bedürfniſſe und ſelbſt Luxus-Gegenſtände gewöhnt haben, jene Lebens-Bedürfniſſe liefern, wenn jene Jahresrenten aufhoren, und dem letzten der Thiere, die Gott zu ihrem Unterhalte geſchaffen, die Haut abgezogen worden iſt?

Digitized by Google

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Kantonnement Leavenworth. — Schayennes. — Floyd's Grab. — Black Bird's Grab. — Schöne Raſen-Hügel. — Mandaniſche Überreſte. — Belle Vue. — Die viereckigen Hügel. — Mündung des Platte-Fluſſes. — Schwimmende Büffel.

Das Kantonnement Leavenworth, der äußerſte Militair-Poſten an der Weſt-Gränze der Vereinigten Staaten, unter dem Befehl des Oberſten Davenport, liegt am Weſt-Ufer des Miſſouri, etwa 130 Meilen oberhalb der Mündung dieſes Stromes und an 400 Meilen vom Golf von Mejico in einer ſchönen Gegend. Es wurde vor einigen Jahren von dem General Leavenworth, deſſen Namen es trägt, erbaut und iſt der Vereinigungspunkt mehrerer feindlichen Stämme. Gewöhnlich befindet ſich daſelbſt ein Regiment Soldaten, um den Frieden unter dieſen kriegeriſchen Indianern zu erhalten.

Ich muß hier noch Einiges über meinen Aufenthalt an der Mündung des Teton-Fluſſes nachholen. Unter den Bildniſſen, welche ich dort malte, war auch das eines Schayenne-Häuptlings, Nih-hih-o-ih-wuh-tis (der Wolf auf dem Berge) und einer Frau, Tis-ſih-wuh-na-tis (die ihre Kniee wäſcht). Die Schayenner ſind ein kleiner Stamm von etwa 3000 Seelen, welcher weſtlich von den Sioux zwiſchen den Black Hills (Schwarzen Bergen) und dem Felſen-Gebirge wohnt. Es gibt, außer den Oſagen, keinen ſchöneren und größeren Menſchenſchlag in Nord-Amerika; man findet kaum einen Erwachſenen, der unter ſechs Fuß mißt. Sie beſitzen unſtreitig von allen Stämmen die meiſten Pferde, denn ſie leben in einem Lande, in welchem die größten wilden Heerden dieſer Thiere vorkommen, die ſie in Menge fangen und theils an die Mandaner, Sioux und andere Stämme, theils an die Pelzhändler verkaufen. Sie ſind die verwegenſten Reiter und Krieger und führen ſeit Menſchengedenken einen unaufhörlichen Krieg mit den Pahnihs und Schwarzfuß-Indianern.

Der Haüptling, den ich malte, trug einen Anzug von Hirſchhaut, welcher längs der Aermel und der Beinkleider mit breiten Streifen von Stachelſchwein-Stacheln und Skalplocken verziert war. Sein ſtarkes Haar hing ihm über die Schultern herab und in der Hand hielt er eine ſchöne Sioux-Pfeife, die ihm Herr Mackenzie geſchenkt hatte. Er war einer der ſchönſten und würdevollſten Männer, die ich in dem Indianer-Lande geſehen habe, und nach den Ausſagen der Handelsleüte ein Mann von Ehre und ſtrenger Rechtlichkeit. Die Frau war ziemlich hübſch und ihr aus dem Felle des Bergſchafes gemachter Anzug mit Stachelſchwein-Stacheln und Glasperlen geſchmackvoll verziert; ihr Haar hing in breiten Flechten über die Bruſt herab.

Außerdem malte ich noch einen berühmten Krieger der Sioux, Namens Mah-to-tſchih-ga (den kleinen Bären), der unglücklicherweiſe wenige Augenblicke nach Vollendung des Gemäldes von einem ſeines Stammes getödtet

Digitized by Google

wurde; dieſer Vorfall hätte auch mir faſt das Leben gekoſtet, denn da ich eine Seiten-Anſicht ſeines Geſichts gezeichnet hatte, ſo glaubte der ganze Stamm, ich hätte abſichtlich die eine Hälfte des Geſichts weggelaſſen, weil ſie „nichts werth ſei.“ Es war dies das letzte Gemälde, welches ich unter den Sioux malte und wohl überhaupt das Letzte, welches ich jemals an dieſem Orte malen werde. Die Aufregung war ſo groß, daß ich mich am nächſten Tage auf das Dampfboot begab und ſehr froh war, als ich mich am Bord befand.

Der, welcher dieſen edlen Krieger tödtete, war ein ſtreitſüchtiger Mann deſſelben Stammes, Namens Schon-ka (Hund). Als ich nach mehreren Monaten, während welcher Zeit mein Leben häufig bedroht geweſen, glücklich in St. Louis ankam, erfuhr ich, daß der „Hund“ nebſt ſeinem Bruder, nachdem man ihn lange Zeit verfolgt hatte, getödtet und dieſe Angelegenheit dadurch abgemacht worden ſei. Das Nähere hierüber werde ich ſpäter mittheilen.

Meine Fahrt von der Mündung des Teton-Fluſſes bis zum Kantonnement Leavenworth war der mühſamſte, aber dennoch der angenehmſte Theil meiner ganzen Reiſe. Wir landeten gewöhnlich zur Nacht an der vorſpringenden Spitze einer dürren Sandbank, wo wir uns auf Büffel-Haüte lagerten und vor Moskito's, Indianern und Bären geſichert waren. Dieſe Fahrt bot mir nicht nur Gelegenheit, alle Indianer-Stämme am Fluſſe zu beſuchen und meine Mappe mit Skizzen der ſchönen Gegenden, welche die Ufer deſſelben darbieten, zu füllen, ſondern auch die Jagdluſt fand hinreichende Befriedigung und Schwäne, Enten, Gänſe, Pelikane, Hirſche, Antilopen und Büffel wurden von unſern Büchſen erlegt. Zuweilen hieß es freilich auch: „Rudert zu, Ihr Burſche! Eine Streifpartei! Rudert, wenn Eüch Eüer Leben lieb iſt, oder wir ſind verloren!“

Ich ging oft ans Land und erſtieg die grünen Hügel, deren weicher Raſen zur Ruhe und zum Nachdenken einlud, und von deren Gipfel man einer Ausſicht genoß, die keine Sprache und keine Feder zu ſchildern vermag. Einer der reizendſten Punkte in dieſer Beziehung iſt der unter dem Namen „Floyd's Grab“ bekannte Hügel am Miſſouri, etwa 200 Meilen unterhalb St. Louis. Seinen Namen erhielt derſelbe von dem Sergeanten Floyd, welcher Lewis und Clarke auf ihrer Reiſe begleitete, im Jahre 1806 hier ſtarb und auf dieſem Hügel beerdigt wurde; ſein Grab wird durch einen Pfahl bezeichnet, in welchen die Anfangs-Buchſtaben ſeines Namens eingeſchnitten ſind. Wenige Meilen von dieſem Hügel iſt ein anderer, das „Grab des ſchwarzen Vogels“ (Black Bird) genannt, weil ein berühmter Haüptling dieſes Namens vom Stamme der Omahas auf ſein Verlangen auf dem Gipfel beerdigt worden iſt. Sein Grab wird ebenfalls durch einen Pfahl bezeichnet. Alle Reiſenden in dieſen Gegenden, weiße und rothe, beſuchen dieſen Punkt, die Einen der ſchönen Ausſicht wegen, die Anderen, um den Gebeinen eines ausgezeichneten Haüptlings ihre Achtung zu bezeigen. Der Haüptling ſtarb an den Blattern in der Nähe dieſes Hügels auf der Rückkehr von Waſhington, wo er in Geſellſchaft des Indianer-Agenten einen Beſuch abgeſtattet hatte; er befahl den

Digitized by Google

ihn begleitenden Kriegern, ſeinen Körper auf den Gipfel dieſes Hügels, welcher ſein Lieblings-Platz war, zu bringen und dort auf ſeinem Lieblings-Pferde zu beerdigen, damit er „die Franzoſen ſehen könne, wenn ſie in ihren Boten den Fluß hinauf und hinab ſchifften.“ Alles geſchah buchſtäblich wie er es angeordnet hatte. Man wählte aus ſeinen Pferden einen ſchönen weißen Hengſt, führte ihn auf den Gipfel des Hügels und ſetzte daſelbſt, in Gegenwart des ganzen Stammes, mehrerer Pelz-Händler und des Agenten, den todten Haüptling mit dem Bogen in der Hand auf das Pferd, hing ihm Schild und Köcher um und gab ihm die Pfeife, den Medizin-Beütel, einen Vorrath von getrocknetem Fleiſche, die gefüllte Tabaks-Taſche nebſt Feüerſtein, Stahl und Zunder, damit er auf dem Wege zu den „glücklichen Jagd-Gefilden der Schatten ſeiner Väter“ mit Allem verſehen ſei. Die Skalpe, welche er den Köpfen ſeiner Feinde abgezogen hatte, wurden an den Zaum des Pferdes befeſtigt und auf ſeinem Haupte prangte zum letzten Male der ſchöne Kopfputz aus den Federn des Kriegs-Adlers. Nachdem die Medizin-Männer die letzten Ceremonien vollzogen hatten, bemalte jeder Krieger die Finger und die innere Fläche der Hand mit rother Farbe und drückte ſie auf die Seiten des weißen Pferdes ab. Sodann wurde Erde herbeigebracht und Roß und Reiter bis über den Kopfſchmuck des Letzteren hinauf damit bedeckt. Dieſer Grabhügel, welcher ebenfalls durch einen Pfahl bezeichnet wird, iſt mit wilden Blumen überwachſen; man ſieht ihn ſchon aus einer Entfernung von drei Meilen und er dient dem Reiſenden als Landmarke.

Auf meiner Reiſe den Miſſouri hinauf beſuchte ich in Geſellſchaft des Majors Sandford dieſen Grabhügel und bemerkte durch eine Öffnung, welche ein Murmelthier (Ground-hog, Arctomys pruinosus, Pennant.) oder irgend ein anderes Thier darin gemacht hatte, den Schädel des Pferdes; mit geringer Mühe gelangte ich auch zu dem Schädel des Haüptlings, den ich mit mir nahm.

Man erzählt von dieſem Haüptlinge, daß er ſich des Arſeniks, den er von den Pelzhändlern erhielt, dazu bedient habe, ſich ſeiner Feinde, ſo wie derjenigen, die ihm im Wege ſtanden, zu entledigen; der Tod ſeiner Opfer erfolgte dann natürlich immer genau zu der von ihm vorhergeſagten Zeit und es gelang ihm auf dieſe Weiſe, den Glauben an ſeine übernatürliche Macht in ſeinem Stamme feſt zu begründen und die unumſchränkteſte Gewalt bis zu ſeinem Tode auszuüben.

Ob dieſe Erzählung wahr oder falſch iſt, kann ich zwar nicht entſcheiden, hoffe aber, man wird es mir verzeihen, wenn ich nicht daran glaube. Iſt ſie wahr, ſo iſt es ebenfalls wahr, daß ſie dem Indianiſchen Karakter nicht zur Ehre, den Pelzhändlern aber zur ewigen Schande gereicht. Sie würde im erſteren Falle ein Beiſpiel von Indianiſcher Verworfenheit darbieten, wie mir auf meiner Reiſe kein ähnliches vorgekommen iſt, zugleich aber auch auf die ſchlagendſte Weiſe darthun, welch ein Verfahren die Weißen in dieſem Lande befolgen, da ſie doch offenbar erſt den armen Haüptling mit der furchtbaren Wirkung des Giftes bekannnt machten und dann den damit verübten Ver-

Digitized by Google

brechen ſchweigend zuſchauten. Die ganze Erzählung ſoll von Pelzhändlern herrühren und obgleich ich kein großes Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe derſelben habe, ſobald es ſich um die Indianer handelt, ſo kann ich doch zur Ehre der Weißen Männer nicht glauben, daß ſie ſo verderbt und ſo ſchwach ſein würden, dergleichen Schandtthaten von dieſem Haüptlinge zu enthüllen, die, wenn ſie gegründet wären, ſie ſelbſt als direkte Mitſchuldige an jenen abſichtlichen und durch nichts hervorgerufenen Verbrechen würden erſcheinen laſſen. Ich habe vieles von dieſem edlen Haüptling gehört und werde ſpäter auf ihn zurückkommen, um zu erzählen, wie er ſein Leben gewagt und ſein Blut vergoſſen, um die zu den furchtbarſten Qualen Verurtheilten zu befreien und dieſen barbariſchen Gebrauch in ſeinem Stamme abzuſchaffen — wie er, Allen voran, ſeine tapfern Krieger gegen die Sakis und Fuchs-Indianer in den Kampf führte und die Ermordung ſeiner Frauen und Kinder verhinderte — wie er den Agenten der Indianer empfing und in ſeinem gaſtfreündlichen Wigwam bewirthete — und wie er ſich der Geſandtſchaft in der civiliſirten Welt entledigte.

Gäbe es im Lande der Indianer Bücher und Zeitungen, um die Ungerechtigkeiten, welche die Weißen Männer ſich in dieſen weſtlichen Gegenden zu Schulden kommen laſſen, zu berichten, ſo würde man Dinge erfahren, die Einem das Haar ſträubten, und zugleich den Indianer als einen redlichen und verträglichen Menſchen kennen lernen. —

Es gibt wohl kaum ein ſchöneres Prairie-Land, als die Umgegend der genannten beiden Punkte; das Land iſt gegen Weſten bis in unabſehbare Ferne leicht gewellt und überall mit grünem Raſen und hier und da mit einzelnen Baumgruppen bedeckt, der Boden iſt fruchtbar und fähig, eines der ſchönſten und reichſten Länder der Welt zu bilden.

Wir fuhren von hier aus an beſtändig wechſelnden ſchönen Anſichten vorüber und landeten am Fuße einer Reihe grasbedeckter Hügel, die, gleich tauſend anderen, ſo viel ich weiß, keinen Namen tragen und die ich daher „die Raſen-Hügel des Miſſouri nennen will. Ich erſtieg dieſe Hügel mit meinem Maler-Apparat und zeichnete zwei Anſichten, die eine den Fluß aufwärts, die andere den Fluß abwärts. Von dieſen Hügeln, die fünf bis ſechshundert Fuß hoch und, ſo weit es ſich erkennen ließ, ſämmtlich ganz mit lebhaft grünem Raſen bedeckt ſind, überſchaut man den Fluß fünf bis ſechs Meilen weit, der zwiſchen ſanft abgedachten Hügeln, reichen Wieſen, Wäldern und Hunderten von Inſeln, die mit ſtattlichen Baumwollen-Bäumen (Populus Canadensis) bewachſen ſind, ruhig dahinfließt. Vergleicht man die im 10. Kapitel gegebene Beſchreibung der wunderbar geformten Thon-Hügel, ſo wird man einſehen, wie die Verwitterung und die Auswaſchung durch Regenwaſſer denſelben ihre gegenwärtigen ſanft gerundeten Formen gaben und der ſie allmälig überziehende dichte Raſen ſie vor weiterer Zerſtörung ſchützt.

Der Standpunkt, von dem ich die beiden erwähnten Anſichten zeichnete, befindet ſich etwa ſechs Meilen oberhalb des Dorfes der Puncah-Indianer und eine Meile oberhalb des „Thurmes"; ſo heißt nämlich ein Thonhügel,

Digitized by Google

der ſich einige hundert Fuß hoch erhebt und aus der Ferne das Anſehen einer mit Zinnen verſehenen Feſtung hat.

Ich verweilte hier zwei Tage, fuhr mehrmals über den Fluß, um die gegenüberliegenden Hügel zu beſuchen, bemühte mich aber vergebens, meine beiden Begleiter Baptiſte und Bongard auf die Schönheit der Gegend aufmerkſam zu machen; ſie zogen es vor zu ſchlafen, während ich einen Hügel nach dem anderen erſtieg, wobei ich kein anderes lebendes Weſen erblickte, als hie und da einen Wolf, der widerſtrebend ſein ſchattiges Lager verließ oder ſchweigend meiner Spur folgte.

Bei dieſem Herumſtreifen fand ich am weſtlichen Ufer die Spuren eines ehemaligen Indianer-Dorfes, welches ich, nach den vorhandenen Überreſten, für einen alten Wohnſitz der Mandaner zu halten geneigt bin. Es iſt im 11. Kapitel erwähnt worden, daß einige der älteſten Mandaner ſich erinnerten, früher weiter ſtromabwärts gewohnt zu haben. Auf meiner Fahrt den Strom hinab, habe ich mich von der Wahrheit dieſer Ausſage vollkommen überzeügt. Ich fand noch die kreisförmigen Vertiefungen für die Pfähle der Wohnungen, die Gruben zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, die Gerüſte für die Todten und die kreisförmige Aufſtellung der Schädel, ſo wie Bruchſtücke ihres Töpfer-Geſchirres, welche völlig mit dem übereinſtimmten, welches ſie noch bei meiner Anweſenheit unter ihnen in Menge verfertigten, das aber kein anderer Stamm in jener Gegend zu machen verſteht.

Dieſe Überreſte und noch manche andere haben es mir ſehr wahrſcheinlich gemacht, daß die Mandaner allmälig vom Ohio-Fluſſe am Miſſouri hinauf durch das große Gebiet der Sioux bis an ihren gegenwärtigen Wohnſitz gewandert ſind und daß ſie von den Begleitern Madoc's abſtammen. Ich werde ſpäter mehr über dieſen Gegenſtand ſagen.

Auf meiner Fahrt ſtromabwärts fand ich überall Spuren von der Anweſenheit der Indianer, die anfangs nur von Sioux, ſpäter aber von den Omahas und Otos herrührten. Man erkennt die letzteren leicht daran, daß ſie ihre in Haüte eingewickelten Todten auf Baümen aufbewahren und daß am Kopf-Ende einer jeden Leiche ein hölzerner Napf hangt, wahrſcheinlich damit der Verſtorbene auf dem langen und beſchwerlichen Wege, den er, wie ſie glauben, nach dem Tode zurücklegen muß, Waſſer ſchöpfen könne, um ſeinen Durſt zu löſchen. Man ſieht dieſe Leichen oft zu Dutzenden auf einmal längs des Fluſſes.

Da die Wigwams der Sioux nur aus einem beweglichen Zelte beſtehen, ſo laſſen ſie keine bleibende Spur zurück, dagegen iſt die Art, wie ſie ihre Verſtorbenen beſtatten, ein ſicheres Kennzeichen. Sie legen dieſelben zwar auch öfters auf Baüme oder Gerüſte, gewöhnlich aber begraben ſie dieſelben auf den Gipfeln der Hügel oder bei den Dörfern und ſuchen ſie durch Stäbe, welche ſie in die Erde ſtecken, vor den Hunden oder wilden Thieren zu ſchützen.

Die Überreſte eines Mandaner-Dorfes laſſen ſich, wie geſagt, leicht an den kreisförmigen Aushöhlungen für ihre Wigwams und an den in einem Kreiſe aufgeſtellten Schädeln der Verſtorbenen erkennen; dieſer letztere Gebrauch

iſt namentlich karakteriſtiſch, indem die anderen Stämme dieſelben beerdigen. (S. das 12. Kapitel.) An den meiſten Stellen ehemaliger Mandaner-Dörfer konnte ich jedoch von dieſen Schädeln nichts entdecken und ich vermuthe daher, daß ſie dieſelben, wenn ſie in eine andere Gegend wandern, aus Achtung vor den Todten begraben. Nur bei einem ihrer ehemaligen Dörfer, etwa 100 Meilen unterhalb ihres gegenwärtigen Wohnſitzes, fand ich die Schädel noch in der beſchriebenen Weiſe aufgeſtellt, aber durch die lange Einwirkung des Wetters faſt ganz in Staub verwandelt; nur die Zähne waren noch gut erhalten und hatten noch die Politur. Keine menſchliche Hand ſchien dieſe Schädel beruhrt zu haben, denn alle (es waren etwa zweihundert) lagen noch in derſelben Stellung, wie ſie aufgeſtellt worden waren. Es erklärt ſich dies entweder dadurch, daß das Dorf von den Sioux angegriffen und gänzlich zerſtört wurde, oder daß die Mandaner vertrieben wurden und nicht Zeit hatten, die Gebeine ihrer Verſtorbenen zu begraben.

Ein hübſcher Punkt iſt Belle-Vue am Weſtufer des Miſſouri, etwa zwei Meilen oberhalb der Mündung des Platte-Fluſſes, der Wohnſitz des Majors Dougherty, eines der älteſten und thätigſten Agenten an der Gränze der Vereinigten Staaten. Es gewährte einen überraſchenden Anblick mitten in dieſer Wildniß eine Wohnung civiliſirter Menſchen zu ſehen, mit Getreide- und Kartoffel-Feldern und zahlloſen Obſt-Baümen, die ſich unter der Laſt ihrer Früchte bogen, umgeben, und mit Schweinen, Geflügel und Kühen wohl verſehen. Aber das Beſte von Allem war der gutige Beſitzer, welcher die vielen, ihm aus allen Weltgegenden zuſtrömenden, halb verhungerten Gäſte ſtets wohlwollend und freündlich aufnimmt.

Ich befand mich hier in dem Lande der Pahnihs, eines zahlreichen Stammes, deſſen Dörfer am Platte-Fluſſe liegen und von dem ich ſpäter mehr ſagen werde. Der Major Dougherty, welcher ſeit mehreren Jahren Agent dieſes feindlichen Stammes geweſen iſt, hat durch ſeine genaue Kenntniß des Indianiſchen Karakters und durch ſeine ſtrenge Rechtlichkeit den friedlichen Verkehr mit demſelben aufrecht erhalten.

Etwa zwanzig Meilen oberhalb dieſes Punktes kam ich an den ſogenannten „viereckigen Hügeln" vorüber. Ich ging ans Land, um ſie zu erſteigen, hatte mich aber über ihre Entfernung von dem Fluſſe ſehr getaüſcht, denn obgleich ſie ganz nahe zu ſein ſchienen, ſo brauchte ich doch zum Hin- und Herwege einen halben Tag. Sie erheben ſich unter einem Winkel von 45° etwa 200 — 300 Fuß hoch; auf ihrem Gipfel ſind einige eine halbe Engliſche Meile weit vollkommen eben mit grünem Raſen bedeckt und gleichen ſowol in der Geſtalt als in den Beſtandtheilen völlig den im 10. Kapitel erwähnten tafelförmigen Hügeln.

Die Gegend an der Mündung des Platte-Fluſſes iſt ſehr ſchön und es wird ſich daſelbſt unſtreitig einſt eine große und blühende Stadt erheben, ſobald man die Indianer von dort verdrängt hat, was wol in wenigen Jahren geſchehen dürfte. Der Platte-Fluß, welcher von dem Felſen-Gebirge herabkommt und ſich in den Miſſouri ergießt, iſt ein langer und mächtiger Strom. [28])

Digitized by Google

Wir trafen während des erſten Theiles unſerer Reiſe zahlloſe Büffel-Heerden, und ſchlichen uns oft in einer tiefen Schlucht bis auf wenige Schritte an ſie heran, wo dann auf den Ruf: „Feüer!" ein Jeder von uns einen Büffel niederſchoß. An der Mündung des White- (weißen) Fluſſes begegneten wir einer ungeheüren Heerde, die über den Miſſouri ſetzte, und aus Unvorſichtigkeit gerieth unſer Boot mitten unter ſie, ſo daß wir froh waren, glücklich davon zu kommen. Es war in der Brunſt-Zeit und wir hörten bereits ihr Brüllen in der Entfernung von einigen Engliſchen Meilen. Als wir ſie erblickten, waren wir in der That erſchreckt über die Menge, welche auf der einen Seite des Fluſſes herab- und auf der andern Seite wieder hinaufeilte. An einigen Stellen war der Fluß ganz ſchwarz von Köpfen und Hörnern der ſchwimmenden Büffel, die ſich ſelbſt im Schwimmen bekämpften.

Da ich es für unvorſichtig hielt, zwiſchen dieſen ſchwimmenden Thieren hindurchzufahren, ſo gingen wir ans Land und warteten einige Stunden vergebens, daß die Büffel ein Ende nehmen ſollten; endlich ſchien ihre Zahl ſich zu vermindern, wir fuhren wieder ab und kamen glücklich durch ſie hindurch. Das etwa fünfzehn Fuß hohe Ufer der Prairie war von der großen Menge der hier durchſchwimmenden Büffel ſo herabgetreten worden, daß ſich eine Art von Landungs-Platz gebildet hatte, wo einer nach dem andern hinaufſtieg; mehrere waren indeß in dem Gedränge zu weit abwärts getrieben worden und ſtanden nun, da ſie dieſen Punkt gegen die ſchnelle Strömung nicht wieder erreichen konnten, an dem hohen Ufer dicht zuſammengedrängt. Als wir bei dieſen vorüberfuhren und uns außer Gefahr glaubten, ſchoß ich einen derſelben durch den Kopf; er ſtürzte, riß aber im Fallen mehrere hundert mit ſich in das Waſſer hinab, die in einem Augenblicke unſer Kanoe ſchwimmend umgaben, ſodaß wir in große Gefahr geriethen. Sie griffen uns zwar nicht an und kannten in der Verwirrung wahrſcheinlich nicht einmal den Feind, der ſich unter ihnen befand, allein unſer Boot war in Gefahr, von ihnen zerdrückt zu werden, da ſie ſich wüthend aneinander drängten und ſtießen; ich ſtand daher auf und ſuchte ſie durch Bewegungen der Arme und durch Geſchrei von unſerem Kanoe fern zu halten, bis wir glücklich außerhalb ihres Bereichs gekommen waren.

Dies iſt einer der früher erwähnten Fälle, wenn Tauſende dieſer Thiere in der Brunſt-Zeit ſich verſammeln und von Oſten nach Weſten oder in anderer Richtung wandern, je nachdem Zufall oder Umſtände ſie beſtimmen; es iſt dann am Gerathenſten ihnen auszuweichen, indem ſie nicht vor dem Menſchen fliehen.

Während wir an dieſem Tage weiter ruderten, ſahen wir mehrere todte Büffel auf dem Waſſer treiben oder auf den Vorſprüngen von Inſeln und Sandbänken liegen. Nicht weit unterhalb der Stelle, wo ſie durch den Fluß geſchwommen waren, fanden wir mehrere, die in der Nähe des Ufers in Triebſand ſteckten: einige waren halb, andere bereits größtentheils verſunken, von noch anderen befand ſich der Kopf unter dem Waſſer, während der halbe Leib

Digitized by Google

daraus hervorragte, auf welchem ſich Raben und Krähen niedergelaſſen hatten und ſich an dem Fleiſche gütlich thaten.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Zweck der Forts an der Gränze. — Unterhaltungen der Bewohner derſelben. — Jagd des Prairie-Huhns. — Brennende Prairien und Hügel.

In dem vorhergehenden Kapitel wurde erwähnt, daß das Fort Leavenworth der aüßerſte Poſten an der Weſtgränze der Vereinigten Staaten ſei und mitten im Lande der Indianer liege. Es hat, gleich vielen anderen an der Gränze erbauten Forts, den Zweck, die Gränz-Bewohner vor den Einfällen der Indianer zu ſchützen und zugleich unter den verſchiedenen Stämmen, die ſtets bereit ſind, ſich unter einander zu bekriegen, den Frieden zu erhalten. In wie fern dieſe ſchwachen Garniſonen, welche in der Regel nur die Hälfte ihrer Mannſchaft haben, im Stande ſein werden, dieſe beiden Zwecke zu erfüllen, muß die Zukunft lehren; ich zweifle indeß daran, ſo lange man nicht die Beſatzungen verſtärkt.

Es befinden ſich in dieſem Fort gewöhnlich ſechs bis ſieben Compagnieen Infanterie und zehn bis fünfzehn Offiziere, deren mehrere ihre Frauen und Töchter bei ſich haben und auf dieſe Weiſe eine kleine Gemeinde bilden, die ſich mit den eigenthümlichen Vergnügungen und Unterhaltungen dieſes wilden Landes die Zeit zu vertreiben ſucht. Dieſe Vergnügungen beſtehen im Reiten oder Fahren auf der grünen Prairie, Einſammeln von Erdbeeren und wilden Pflaumen, Jagd auf Hirſche und Prairie-Hühner, Pferde-Rennen u. ſ. w.

Ein Hauptvergnügen iſt die Jagd des Prairie-Huhnes (Tetrao pratensis). Dieſer wohlſchmeckende Vogel kommt in großer Menge auf faſt allen Prairien Nord-Amerika's vor; er erſcheint in dieſen Gegenden im Auguſt und September aus höheren Breiten, wohin er zu Anfang des Sommers zieht, um zu brüten. Es iſt dies die beſte Zeit der Jagd und die ganze Garniſon lebt dann in der That von dieſen Vögeln, da ſie ſehr leicht zu ſchießen ſind.

Eines Tages ging ich mit einem Offizier der Garniſon auf die Jagd und wir brachten fünfundſiebenzig dieſer Vögel zurück, die wir an einem Nachmittage ſchoſſen. Obgleich ich mich ſchäme, einzugeſtehen, auf welche Weiſe wir die meiſten erlegten, ſo will ich es doch hier mittheilen. Wir hatten einen guten Hühnerhund bei uns und jagten einen Theil des Nachmittags ganz regelrecht. Wir bemerkten indeß bald, daß einige Engliſche Meilen vor uns die Prairie brenne und da der Wind die Flamme allmälig auf uns zu trieb, ſo kamen auch dieſe armen Vögel, um dem ſich über eine weite Strecke verbreitenden Feüer zu entfliehen, in ungeheürer Anzahl uns entgegen; ſie flogen

Digitized by Google

gemeiniglich etwa eine halbe Engliſche Meile weit, ließen ſich dann in das Gras nieder und erhoben ſich erſt wieder, wenn das Feüer ihnen ganz nahe war. Indem wir ihre Bewegungen genau beobachteten, ſahen wir, daß ſie ſich in großer Anzahl auf jeden einzeln ſtehenden Baum niederließen; wir ſtellten uns daher immer in die Nähe eines ſolchen Baumes und ſchoſſen ſie, ſobald ſie ſich darauf niedergelaſſen hatten und tödteten zuweilen fünf bis ſechs auf einen Schuß. Nachdem wir auf dieſe Weiſe ſo viel Vögel erlegt hatten, als wir fortzuſchaffen vermochten, gaben wir uns das Wort, über die Art unſerer Jagd nichts zu erzählen und kehrten in das Lager zurück, wo wir große Lobſprüche wegen unſerer Geſchicklichkeit einärnteten.

Eine brennende Prairie gewährt eines der ſchönſten und erhabenſten Schauſpiele, die man ſehen kann. Jeder Theil dieſer weiten Prairien, die auf hunderte von Meilen mit Gras bewachſen ſind, welches im Herbſte verdorrt, brennt entweder in dieſer Jahreszeit oder zu Anfange des Frühlings und erhält dadurch ein ſchwarzes, düſteres Anſehen.

Das Feüer wird der Prairie ſowohl durch Weiße als durch Indianer, theils durch Zufall, theils in der Abſicht mitgetheilt, um dadurch einen friſchen Graswuchs zur Weide für die Pferde zu erhalten und zugleich für den nächſten Sommer das alte auf dem Boden liegende Gras zu vertilgen, welches ſich den Menſchen und den Pferden um die Füße ſchlingt und ſie am Gehen hindert.

Über das Hochland und die Prairie-Hügel, wo das Gras nur dünn und kurz iſt, verbreitet ſich das Feüer nur langſam und mit ſchwacher Flamme, ſo daß man ihm ſehr gut entgehen kann. Die wilden Thiere bleiben oft in ihrem Lager, bis das Feüer ihnen faſt die Naſe verbrennt, worauf ſie ſich widerſtrebend erheben, über die Flamme hinwegſpringen und über das verbrannte Gras davon laufen. Unbeſchreiblich ſchön iſt dies Schauſpiel bei Nacht, wenn die entfernten Flammen, da man die Hügel ſelbſt nicht ſieht, wie Feſtons von flüſſigem Feüer am Himmel erſcheinen.

Einen andern Karakter hat dagegen die brennende Prairie, auf welcher das Gras, wie an den Ufern des Miſſouri, mehrere Meilen weit ſieben bis acht Fuß hoch iſt und die Flammen vom Orkan, der oft über die weiten entblößten Prairien hinſtürmt, mit reißender Schnelligkeit fortgetrieben werden. Es gibt Wieſen am Miſſouri, Arkanſas- und Platte-Fluſſe, die mehrere Engliſche Meilen breit und mit ſo hohem Graſe bedeckt ſind, daß wir uns in den Steigbügeln erheben mußten, wenn wir über die Spitzen deſſelben hinwegſehen wollten. Auf einer ſolchen Prairie und bei einem ſolchen Winde verbreitet ſich das Feüer mit furchtbarer Schnelligkeit und wird oft den Indianern auf ihren ſchnellſten Pferden verderblich, wenn ſie unglücklicher Weiſe von demſelben überraſcht werden. Die Flamme verbreitet ſich zwar nicht ſchneller, als ein Pferd im vollen Laufe, aber zwiſchen dem hohen Graſe finden ſich die Ranken der knolligen Erdnuß (Apios tuberosa) und andere Hinderniſſe, die den Reiter nöthigen, den im Zickzack gehenden Hirſch- und Büffel-Pfaden zu folgen; dies hält ihn auf, die dichte, dem Feüer vorauseilende Rauchſaüle erreicht ihn, und

Digitized by Google

das dadurch erſchreckte Pferd bleibt unbeweglich ſtehen, bis das vom Winde fortgeriſſene brennende Gras um ihn her niederfällt und an tauſend Punkten zugleich neüe Feüer entzündet, welche augenblicklich in die Rauchmaſſe eingehüllt werden, die ſich gleich einer ſchwarzen Gewitterwolke mit ihren leüchtenden Blitzen und ihrem rollenden Donner dicht am Boden fortbewegt.

Als ich eines Tages mit Baptiſt, Bogard, Patrik Ragmond (der, gleich Bogard ein Frei-Träpper[20]), in den Felſen-Gebirgen anweſend war) und unſerem Führer Pah-mi-o-ni-qua (der rothe Donner) von einem benachbarten Dorfe zurückkehrte und wir auf dem Rücken eines Hügels langſam hintrabten, von wo aus man ein weites, mit hohem Graſe bedecktes Thal überblickte, durch das wir unſeren Weg nehmen mußten, fragte ich den Indinaner: „Du ſagſt, Du haſt die Prairie im Feüer geſehen?“ — „Ja.“ — Du haſt das Feüer auf den Bergen geſehen und auf den Hügeln des Nordens, wenn es ſich langſam über dieſelben verbreitet und die Kröte und die furchtſame Schnecke ihm langſam aus dem Wege gehen? Alles das haſt Du geſehen; aber ſaheſt Du auch die hellen Flammen und hörteſt den brüllenden Donner, wenn der Brand auf den hochbegraſten Prairien des Weſtens wüthet? Biſt Du auf Deinem wilden Pferde durch ein Meer von Gras im tollſten Jagen dahin geſprengt, während der Sturm, die Wellen flüſſigen Feüers vor ſich hertreibend, Dir auf den Ferſen folgte?“ — „Ja wohl, ebenfalls.“ — Man frage dieſe rothen Männer der Wildniß, die kühn den Blitz des Himmels herausfordern, ob es nicht einen Feind gibt, der ihr Land durchzieht, zu ſchnell für ihre Füße, zu mächtig für ihre Stärke iſt, bei deſſen Annäherung ihre ſtolzen Herzen verzagen und ihr ſtets ungebeügter Muth ſie verläßt — man richte dieſe Fragen an ſie und ſie werden, zu ſtolz zwar, um ein ſolches Bekenntniß abzulegen, mit geſenktem Haupte und der Hand vor dem Munde erwidern: „Huſch! das iſt Medizin!“

Während wir von den Hügeln in die Prairie hinabritten, ſchlug ich meinen Gefährten vor, dem Büffel-Pfade zu folgen, weil daſelbſt das Gras von dieſen Thieren niedergetreten ſei; ein tüchtiger Tagemarſch werde es uns möglich machen, einen jenſeit dieſes Gras-Meeres ſichtbaren Hügel zu erreichen. Wir ritten auf dieſem Wege langſam vorwärts, deſſen Windungen wir folgen mußten, da das Gras höher als der Rücken des Pferdes war, als der Indianiſche Führer langſam von ſeinem Pferde ſtieg, ſich mit dem Geſichte auf den Boden legte und die Geiſter der Tapfern anflehte, „denn,“ ſagte er, „über dieſer ſchönen Ebene weilt der Feüer-Geiſt! Er reitet dort auf jener Wolke — ſein Antlitz verdunkelt ſich bei dem Geraüſch des Hufſchlages — der Feüerbogen iſt in ſeiner Hand — er ſpannt ihn über den Weg des Indianers und ſchneller als der Blitz ſteigen tauſend Flammen auf, um ihn zu vernichten. So erzählten es meine Väter, und die Erde iſt weiß von ihren Gebeinen. Hier war es, wo vor zwölf Monaten der tapfere Wah-ſchih-ton und die ſtarken Krieger ſeiner Partei das Feüer von dem Flammen-Stabe jenes großen Zauberers herablockten. Ihre ſpitzen Lanzen waren auf die Rücken der verrätheriſchen Sioux gerichtet, deren ſchnellere Roſſe ſie vergebens mitten in dies

Digitized by Google

Thal des Todes führten. Es erhob ſich um ſie her aus der Prairie eine kreisförmige Wolke; ſie ſtieg empor und ihr Schickſal war von dem Feüer-Geiſte beſtimmt! Auf dieſer weiten Ebene des Feüer-Graſes, welches über unſerem Haupte wogt, wurde der ſchnelle Fuß Mah-to-ga's gehemmt, hier ſind die Gebeine des windſchnellen Roſſes mit denen des Rothen Mannes gemiſcht und die Flügel des Adlers wurden verzehrt, indem er darüber hinflog. Freünde! es iſt die Jahreszeit des Feüers und ich fürchte, nach dem Geruche des Windes, daß der Feüer-Geiſt erwacht iſt!“

Indem Pah-mi-o-ni-qua dies ſagte, beſtieg er ſein wildes Roß, winkte mit der Hand und ſprengte davon. Wir folgten ihm bis Mittag; dann machten wir Halt, um einige Erfriſchungen zu genießen. Unſer Indianer nahm jedoch nicht Theil an unſerem Mahl, ſondern ſtand unbeweglich wie eine Bildſäule, beobachtete ſchweigend den Horizont und legte ſich dann wieder mit dem Geſicht auf die Erde, und während wir uns die Büffelzungen, den Pemmikan und das Knochen-Mark trefflich ſchmecken ließen, ſprang er, ſchneller als der erſchreckte Hirſch, vom Boden auf, ließ abermals ſeinen Blick über die Oberfläche der Prairie hingleiten und legte ſich wieder auf die Erde.

„Der Rothe Donner ſcheint heüt verdrießlich zu ſein,“ ſagte Bogard, „er ſtutzt bei jedem Windſtoße und ſchmollt mit der ganzen Welt.“

„Das iſt ein ſeltenes Modell für Sie, — ein Kerl, der, wenn er bei ſich daheim iſt, dem Himmel trotz bieten würde; und hier auf einem Grasflecke macht er ſeine Feüer-Medizin für einen Fall, dem er leicht mit einem Hufſchlage ſeines Pferdes entgehen könnte. — Hollah, was iſt das?“

Der Rothe Donner ſprang ſchnell auf, ſtreckte ſeinen langen Arm über das Gras hin und ſeine glänzenden Augen ſchienen aus ihren Höhlen heraustreten zu wollen. „Weißer Mann,“ rief er, „ſiehſt Du die kleine Wolke, welche von der Prairie aufſteigt? Er erhebt ſich! die Hufe unſerer Pferde haben ihn aufgeweckt! Der Feüergeiſt iſt erwacht — dieſer Wind iſt ſein Athem, ſein Antlitz iſt hierher gewendet!“ Mit dieſen Worten flog er auf ſeinem Pferde pfeilſchnell über das vom Winde bewegte Gras dahin. Wir ließen unſer Mahl im Stiche, ſchwangen uns ſchnell in den Sattel und folgten ihm. Die außerordentlichen Sprünge ſeines Pferdes ließen bald ſeine rothen Schultern ſichtbar werden, bald wieder in dem Graſe verſchwinden. Über unſeren Köpfen flog der Adler hinweg nach den Hügeln zu und ſein durchdringendes Geſchrei verkündete zur Genüge, was hinter ihm vorging. Unſere Pferde eilten ſchnell vorwärts, allein wir hatten nur wenig Hoffnung, denn der Hügel vor uns erſchien noch immer blau und die Kräfte unſerer Pferde waren faſt erſchöpft. Der Sonnenſchein hörte auf und ein kühler Schatten zog ſich über die Ebene hin. Wir wagten nicht, zurückzuſchauen und ſtrengten alle unſere Kräfte an. Das Getöſe eines entfernten Waſſerfalles ſchien immer näher zu kommen — der Wind wurde ſtärker, hinter uns raſte der heülende Sturm — Käfer und Prairie-Hühner flogen über unſeren Köpfen und folgten uns inſtinktmäßig — auch die ſchnelle Antilope und der noch ſchnellere Haſe eilten an uns vorüber. Hier war keine Zeit zu Betrachtungen, aber ich

Digitized by Google

erinnere mich, daß der Himmel trübe war, daß wir den fernen Donner hörten, daß das Leüchten der Blitze die Scene erhellte und daß der Geruch, den der Wind herbeiführte, uns mit Schrecken erfüllte! — In dieſem Augenblick drang der gellende Ruf unſeres Indianiſchen Führers zu uns, wir blickten auf und ſahen, wie ſein dampfendes Roß ſo eben den Hügel hinauf eilte. Wir hatten eben noch Kräfte genug, um den Hügel zu erreichen — wir waren aus einem Feüer-Meere gerettet! Großer Gott! welchen Anblick gewährte dies Thal, in welchem die entfeſſelten Elemente im Kampfe waren. Man verlange nicht von dem Dichter oder dem Maler, welche Augenzeügen eines ſolchen Schauſpiels waren, eine Schilderung deſſelben; aber man frage den nackten Wilden und beobachte dann, wenn er, mit der Hand vor dem Munde, ein langgedehntes „Huſch!“ ausſpricht, wie ſein kräftiger Körper zittert und ſeine glänzenden Augen Euch in die Seele zu dringen ſuchen.

Ich ſah unter mir eine ungeheüre Wolke von ſchwarzem Rauch, die ſich von einem Ende dieſer weiten Ebene bis zu dem anderen erſtreckte und in einem Bett von flüſſigem Feüer mechaniſch hin und her zu wogen ſchien; und über dieſem Schauplatze der Zerſtörung ſtieg in langen Streifen der weiße Rauch in den Himmel empor.

Ich ſtand in Sicherheit, aber ich zitterte; ich hörte den raſenden Sturm, den rollenden Donner, ich ſah die tauſend leüchtenden Blitze und, wenn ich zurückblickte, die ſchwarze und rauchende Zerſtörung dieſes Feüer-Sturmes!

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Aiowäs. — Konzas. — Das Scheeren des Kopfes. — Pahnis. — Die Blattern unter den Pahnis. — Die Meinung des Majors Dougherthy über den Pelzhandel. — Die Groß-Pahnis. — Otos — Omahas.

Die Indianer welche in der Nähe des Fort Leavenworth wohnen und es regelmäßig beſuchen ſind die Aiowäs, Konzas, Pahnis, Omahas, Otos und Miſſourier (noch im Urzuſtande), und Delawarer, Kickapus, Potawatomies, Weahs, Peorias, Schawanos, Kaskaskias (halbciviliſirte Überreſte von Stämmen, welche die Regierung in den letzten Jahren in die Nähe des Forts verſetzt hat). Die zuletzt genannten Stämme ſind größtentheils Ackerbauer und treiben Rindvieh- und Pferde-Zucht. Sie lebten an der Gränze in der Nähe der civiliſirten Menſchen und wurden endlich bewogen, ihr Land gegen einen größeren unkultivirten Landſtrich, den die Regierung von den wilderen Stämmen kaufte, zu vertauſchen.

Von den zuerſt genannten Stämmen ſind die Aiowäs am meiſten von dem Urzuſtande abgewichen, da ſie hauptſächlich von ihren Kornfeldern leben;

Digitized by Google

ihre Wohnungen, Kleidung, Gebraüche u. ſ. w. ſind jedoch noch ganz die der wilden Indianer. Sie bilden einen kleinen Stamm von etwa 1400 Seelen, die in einem bequemen kleinen Dorfe, einige Engliſche Meilen von dem Oſt-Ufer des Miſſouri, oberhalb des Forts Leavenworth, leben. [30])

Der gegenwärtige Haüptling dieſes Stammes iſt Nothſch-ih-ning-ä (die weiße Wolke), Sohn des vor Kurzem verſtorbenen Haüptlings gleiches Namens, der ſich die Liebe ſeines Stammes und die Achtung aller Weißen, die ihn kennen lernten, erworben hatte. Der jetzige Haüptling trug, als ich ihn malte, eine Büffel-Haut um den Leib und ein Halsband von den Krallen des greülichen Bären, nebſt mehreren Wampum-Schnüren um den Hals; auch war er mit Schild, Bogen und Köcher verſehen. Außerdem malte ich noch Wei-ih-jogh (der verſtändige Mann), der ein breites Silberband mit einem Kamme von Pferdehaaren um den Kopf trug; Pa-ta-cutſchi (die aufſchießende Ceder) und Was-com-möe (der geſchäftige Mann). Die beiden Letzteren hatten eine Büffelhaut um den Leib geſchlungen und Turbane von bunten wollenen Schawls, die ſie von den Pelzhändlern gekauft, auf dem Kopfe; um den Hals trugen ſie ebenfalls Halsbänder von Bären-Krallen, Perlen- und Wampum-Schnüre und in den Ohren Perlen-Gehänge; die nackten Schultern waren auf ſonderbare Weiſe mit rother Farbe bemalt.

Die Konzas, 1560 Seelen ſtark, wohnen zwölf bis ſechzehn Meilen von Fort Leavenworth am Konzas-Fluſſe, zehn Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Miſſouri. Sie ſtammen unſtreitig von den Oſagen ab, wie ſich aus ihrer Perſönlichkeit, ihrer Sprache und ihren Überlieferungen deütlich ergibt. Bei meiner Anweſenheit wohnten ſie in der Nähe der Oſagen, mit denen ſie, trotz der Verwandtſchaft, zuweilen erbitterte Kämpfe beſtehen. Der gegenwärtige Haüptling dieſes Stammes iſt unter dem Namen „Weiße Feder“ bekannt, ein ſehr geſitteter, gaſtfreündlicher Mann, von ſtattlicher Größe, der etwas Engliſch ſpricht und alle Reiſende freündlich aufnimmt. Ich bedaure es ſehr, daß ich das Bildniß dieſes berühmten Haüptlings nicht in meiner Sammlung beſitze; doch malte ich einige ausgezeichnete Krieger dieſes Stammes, wie Scho-mi-cos-hi (Wolf), Mitſch-o-ſchin-gah (der kleine weiße Bär), Tſcheſch-u-hong-hä (der gutgeſinnnte Mann) und Wä-hon-gä-ſhi (kein Narr), die ſämmtlich, wie die meiſten Indianer dieſes Stammes, ein ganz römiſches Profil haben.

Der Gebrauch, den Kopf zu ſcheeren und ihn mit einem Kamme von den Haaren des Hirſch-Schwanzes zu ſchmücken, findet ſich bei dieſem Stamme, ſo wie bei den Oſagen, den Pahnis, Sakis, den Fuchs-Indianern und Aiowäs, aber bei keinem der übrigen mir bekannten Stämme, wenn nicht zuweilen Einzelne dieſen ihnen fremden Gebrauch nachahmen. Dagegen findet man aber auch an der Gränze Beiſpiele, daß einige Indianer der genannten Stämme das Haare lang wachſen laſſen, um den Weißen nachzuahmen.

Das Haar wird ſo dicht als möglich am Kopfe abgeſchoren und nur auf dem Scheitel läßt man einen etwa zwei Zoll langen Büſchel Haare von der Größe der inneren Handfläche ſtehen, in deſſen Mitte ein Kamm von rothge-

Digitized by Google

färbten Haaren des Hirſch-Schwanzes und von Pferde-Haaren befeſtigt wird; zuweilen fügt man auch noch die Federn des Kriegs-Adlers hinzu. In der Mitte des erwähnten Haarbüſchels befindet ſich ein kleinerer, den man ſo lang als möglich wachſen läßt, niemals abſchneidet und geflochten durch ein zierlich geſchnitztes Holz ſteckt, welches durch die Mitte des Kammes hindurchgeht. Durch dieſe Flechte, auf deren Erhaltung ſie große Sorgfalt verwenden, geht ein kleines Stückchen Holz oder Knochen, welches den Kamm auf dem Kopfe erhält. Die kleine Flechte nennt man bei dieſen Stämmen die Scalp-Locke; ſie wird mit der größten Gewiſſenhaftigkeit erhalten und man würde es einem Krieger als Feigheit auslegen, wenn er ſie abſchnitte und es dadurch demjenigen, der ihn im Kampfe beſiegt, unmöglich machte, ſeinen Skalp zu erbeuten.

Bei den Stämmen, welche auf dieſe Weiſe das Haupt ſcheeren und ſchmücken, wird der Kamm ſtets blutroth, dagegen der obere Theil des Kopfes und gewöhnlich auch ein großer Theil des Geſichts mit Zinnober gefärbt. Sie ſchneiden das Haar mit kleinen Scheeren ab, die ſie von den Pelzhändlern kaufen, und ſie erzählten mir, daß, ehe ſie Scheeren hatten, ſie ſich ihrer Meſſer zu dieſem Zwecke bedienten und als ſie auch noch keine Meſſer beſaßen, das Haar mit glühenden Steinen abſengten, was ein ſehr langweiliges und ſchmerzhaftes Verfahren war.

Mit Ausnahme der hier genannten, laſſen alle übrigen Stämme Nord-Amerika's das Haar ſo lang als möglich wachſen und ſchneiden nur ungern das kleinſte Büſchelchen davon ab.

Die Pahnis ſind eine ſehr mächtige und kriegeriſche Nation, die am Platte-Fluſſe, etwa zwanzig Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Miſſouri, wohnt und den ganzen Landſtrich von der Mündung bis an den Fuß des Felſen-Gebirges in Anſpruch nimmt. Gegenwärtig beſteht dieſer Stamm aus 10,000 — 12000 Seelen. Früher waren ſie doppelt ſo ſtark, allein im Jahre 1832 wurden durch die Pelz- und Branntwein-Händler die Blattern eingeſchleppt und es ſtarben an dieſer furchtbaren Krankheit in wenigen Monaten mehr als 10,000 Perſonen.

Die Omáhas (1500), die Otos (600) und die Miſſouris (400 Seelen) leben jetzt in der Nähe und unter dem Schutze der Pahnis. Sie alle waren einſt mächtige Stämme, deren Zahl aber durch die Blattern ſo vermindert wurde, daß ſie ihren mächtigen Feinden, den Sioux, Pahnis, Sakis und Fuchs-Indianern nicht länger Widerſtand zu leiſten vermochten und ſich daher den Pahnis anſchloſſen, unter deren Schutze, wie geſagt, ſie gegenwärtig ſtehen.

Dieſe unglückliche Zeit wird noch lange in den Überlieferungen dieſes Volkes fortleben. Der große Stamm der Sioux litt auch ſehr durch die Krankheit, eben ſo die Oſagen und Konzas, vornämlich aber die Puncahs, welche faſt ganz ausgerottet wurden.

Von den Verwüſtungen, welche dieſe Krankheit unter dem armen Volke, das kein Heilmittel dagegen kennt, anrichtet, kann man ſich in der civiliſirten Welt keine Vorſtellung machen. Schrecken, Muthloſigkeit und Verzweiflung

Digitized by Google

bemächtigen ſich dieſer Unglücklichen beim Ausbruche der entſetzlichen Krankheit und oft ſpringen ſie, wenn das Fieber den höchſten Grad erreicht hat, in den Fluß, wo ſie augenblicklich den Tod finden, oder ſie ſtoßen ſich das Meſſer in das Herz, oder ſtürzen ſich in Abgründe, um den Qualen eines langſamen Todes zu entgehen.

Der Handel mit den einſt ſo mächtigen Pahnis, welcher vor dem Ausbruche der Krankheit der einträglichſte war, iſt jetzt ſehr unbedeütend, da die Indianer ſehr mißtrauiſch gegen die Pelzhändler ſind, welche ein ſo furchtbares Unglück über ſie gebracht haben, dem die Hälfte ihres Stammes zum Opfer fiel; auch haben, nach dem Aufhören der Krankheit, dem Indianiſchen Vergeltungs-Rechte gemäß, bereits viele Weiße dafür mit ihrem Leben büßen müſſen.

Die Pahuis waren ſtets als ein ſehr kriegeriſcher und feindſeliger Stamm bekannt, allein ganz beſonders war dies der Fall, nachdem die Blattern unter ihnen gewüthet hatten; indeß iſt es dem Major Dougherty, welcher mehrere Jahre Agent der Pahnis war, bei ſeiner genauen Kenntniß des Indianiſchen Karakters und durch ſeine unerſchütterliche Rechtlichkeit gelungen, das gute Einverſtändniß mit den „bleichen Geſichtern“ wiederherzuſtellen.

Ich will hier einen Bericht, welchen dieſer aufrichtige Freünd der Rothen Männer an den Kriegs-Sekretär abgeſtattet hat, im Auszuge mittheilen, da derſelbe wohl verdient, auch außerhalb der Archive der Regierung bekannt zu werden.

„Vergleicht man dieſen Bericht mit denen der vorhergehenden Jahre, ſo wird man finden, daß die Indianer ſowohl in Schulkenntniſſen, als im Ackerbau wenig Fortſchritte gemacht haben.

„Ich bin entſchieden der Meinung, daß, ſo lange es den Pelzhändlern und Träppers erlaubt iſt, ſich unter den Indianern aufzuhalten, alle Bemühungen der Regierung, ihre Lage zu verbeſſern, fruchtlos ſein oder wenigſtens durch den großen Einfluß dieſer Menſchen auf die verſchiedenen Indianer-Stämme größtentheils vereitelt werden.“

„Alle Bemühungen der Agenten (und anderer Perſonen, welche die Abſichten der Regierung und der menſchenfreündlichen Geſellſchaften zur Ausführung zu bringen ſuchen) ſind in ſo direktem Widerſpruche mit den Intereſſen des Pelzhändlers, daß der Agent entweder dieſen Intereſſen beſtändig entgegentreten, oder durch Überſehen ungehöriger Handlungen ſeine Pflicht gröblich verletzen muß; und es iſt eine merkwürdige und beklagenswerthe Thatſache, daß die Central-Regierung, während ſie Alles aufbietet und keine Koſten ſcheüt, um die Fortſchritte der Ur-Bevölkerung zu befördern, gleichzeitig duldet, daß ihre Abſichten durch die Pelzhändler vereitelt werden. So lange man dieſen und den Träppers den Zutritt in das Land der Indianer geſtattet, wird auch die Einfuhr von geiſtigen Getränken unvermeidlich ſein, welche Strafen man auch darauf ſetzen mag; und ſo lange als jene Einfuhr nicht wirkſam verhindert worden iſt, werden alle Bemühungen der Regierung, auch mit den unermüdlichſten Agenten, nutzlos ſein. Es würde, nach meiner Anſicht, beſſer

Digitized by Google

ſein, die ganze Kontrolle über die Indianer den Pelzhändlern zu überlaſſen, als zu geſtatten, daß ſie ſich überall den Abſichten der Regierung widerſetzen, und daß dieſe Widerſetzlichkeit auch dem unwiſſendſten Indianer deütlich werden muß."

„Während der Agent der Regierung den Indianern räth, die Jagd aufzugeben, ſich anzuſiedeln und Ackerbau zu treiben, dringt der Pelzhändler beſtändig in ſie, ihm Felle zu verſchaffen."

„Ich bin weit davon entfernt, in der Ausübung meiner Pflicht durch perſönliche oder ungeeignete Bewegungsgründe geleitet zu werden; ich unterwerfe meine Anſicht über dieſen Gegenſtand dem aufrichtigen Urtheile der Welt, und ich bin überzeügt, man wird einſehen, daß der Pelzhändler und die gegenwärtige Politik der Regierung in Betreff der Indianer ewig mit einander im Streite ſein müſſen."

„Die zu den verſchiedenen Stämmen geſandten Miſſionare haben unſtreitig redliche Abſichten. Ich glaube dies nach dem, was ich geſehen habe; aber leider fangen ſie ihr Werk damit an, womit ſie aufhören ſollten. Sie müßten den Indianer zuerſt arbeiten lehren und zu dieſem Zwecke derartige Schulen unter ihnen errichten; ſie müßten ihn bewegen zu Hauſe zu bleiben, ſeine unſtäte Lebensweiſe aufzugeben und unabhangig von der Jagd zu leben. Nachdem man dieſen Zweck erreicht, würden ſie empfänglicher ſein für die Verbeſſerungen in moraliſcher und religiöſer Hinſicht und ihre Civiliſirung weniger Schwierigkeit darbieten." —

Die Pahnis ſind in vier Horden oder Familien getheilt, nämlich: die Groß-Pahnis, Tappage-Pahnis, die republikaniſchen Pahnis und die Wolf-Pahnis.

Jede dieſer Horden hat einen Haüptling, aber dieſe vier Haüptlinge ſtehen wieder unter einem Oberhaupte, dem Alle gehorchen. An der Spitze der Groß-Pahnis befindet ſich gegenwätig Schon-kä-kei-hi-ga (der Pferde-Haüptling) und ihm zur Seite ſteht der alte Miſſouri-Haüptling Hah-tſchi-ki-ſug-gä (der die Oſagen tödtet).

Die Pahnis leben in vier Dörfern, die wenige Engliſche Meilen von einander entfernt an den Ufern des Platte-Fluſſes und ihren Verbündeten, den Omahas und Otos ſo nahe liegen, daß ſie im Falle eines Angriffes von einem anderen Stamme ſich leicht gegenſeitig Hülfe leiſten können.

Über dieſe wilden Stämme werde ich ſpäter noch Einiges mittheilen. Unter allen dieſen Stämmen, ſo wie unter den halbciviliſirten Überreſten, welche aus dem Gebiete der Union vertrieben wurden, befinden ſich Miſſionen und Schulen, auch ſucht man den Ackerbau bei ihnen einzuführen, und ſie werden den beſten Beweis liefern für den Erfolg jener menſchenfreündlichen Bemühungen, die mit dem verderblichen Einfluſſe der Branntwein-Verkäufer zu kämpfen haben, welche nur darauf bedacht ſind, ihre Börſen zu füllen und ihre Gelüſte zu befriedigen.

Digitized by Google

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

St. Louis. — Verluſt des Bootes und Indianiſcher Merkwürdigkeiten. — Gouverneur Clarke. — Florida. — Die Santa Roſa-Inſel. — Penſacola. — Fahrt den Arkanſas hinauf. — Fort Gibſon. — Muſterung des erſten Dragoner-Regiments. — Zweck der Expedition nach dem Lande der Camantſchen. — Die Oſagen; früherer und gegenwärtiger Zuſtand derſelben.

Nachdem wir, d. h. Baptiſt, Bongard und ich, mit unſerem kleinen Boote glücklich zwiſchen den Baumſtämmen des Miſſouri hindurchgeſchifft waren, landeten wir neben den gewaltigen Dampfſchiffen und den ſchwimmenden Paläſten an dem Kai von St. Louis.

Vor Allem muß ich aber nun das Schickſal meines kleinen, mir ſo lieb gewordenen Bootes berichten, welches uns den trüben und unruhigen Miſſouri 400 Meilen weit hinabgetragen hatte. Nachdem mein Gepäck in den Gaſthof geſchafft worden, kehrte ich nach einigen Stunden au den Kai zurück, um nach meinem kleinen Boote zu ſehen, welches ich unter der Obhut eines dort beſchäftigten Mannes gelaſſen hatte; allein durch irgend eine geheimnißvolle Medizin-Operation war es verſchwunden und ich ſah es niemals wieder, während es oft Wochen oder Monate lang bei den Dörfern der rothen Männer lag, wo es keine Geſetze gab, die es ſchützten und wo es oft von den Medizin-Männern ans Land gezogen, neben meinem Wigwam niedergelegt und wohlbehalten wieder ins Waſſer geſchafft wurde, ſobald ich weiter zu fahren wünſchte.

St. Louis, eine blühende Stadt mit 15,000 Einwohnern, 300 Meilen weſtlich von Neü-York, am weſtlichen Ufer des Miſſouri, fünf Meilen unterhalb ſeiner Vereinigung mit dem Miſſiſſippi und 300 Meilen oberhalb der Mündung dieſes Stromes in den Meerbuſen von Mejiko, wird dereinſt das große Emporium des Weſtens, die größte Binnen-Stadt Nord-Amerika's werden. Es iſt die große Niederlage und der Ausgangspunkt aller Pelz-Compagnieen des oberen Miſſouri und des Felſen-Gebirges, ſo wie der Santa Fé- und anderer Handels-Geſellſchaften, welche zu Lande Karavanen nach den Gränzen Mejiko's ſenden, um dort die Silber-Barren dieſes reichen Landes einzutauſchen. [31])

Als ich mich einige Wochen in St. Louis aufgehalten hatte, fand ich, daß die armen Burſchen Baptiſt und Bongard im Begriffe waren, ebenſo ohne Weiteres zu verſchwinden, wie mein kleines Boot, und namentlich Bongard, welcher es ſich hatte merken laſſen, daß er einige hundert Dollars beſitze, die er ſich in dem Felſen-Gebirge mühſam erworben. Bei ſeiner Freigebigkeit, ſeiner Vorliebe für Branntwein und ſeinen Unabhangigkeits-Geſinnungen, welche ſich mit den Verordnungen und Beſtimmungen des Landes ſchlecht vereinigen ließen, wurde er bald das Opfer von Ränkeſchmidten, und er mußte

nun ruhig von Bibern und der kühlen Bergluft traümen, ohne Hoffnung, jemals wieder jenen Fallen zu ſtellen, noch dieſe athmen zu können. Ich ſuchte natürlich ſein Loos ſo viel in meinen Kräften ſtand zu erleichtern und bereitete mich vor, mit Pinſel und Pallette in anderen Gegenden einen neüen Feldzug zu beginnen.

Während meines Aufenthalts in St. Louis hatte ich täglich Unterredungen mit dem ehrwürdigen, allgemein verehrten Gouverneur Clarke, der bekanntlich vor länger als dreißig Jahren mit dem Kapitän Lewis zuerſt das Felſen-Gebirge überſtieg und den Columbia-Fluß bis zu ſeiner Mündung in den großen Ocean verfolgte. Meine Pläne und Abſichten wurden von dieſem Patriarchen der weſtlichen Welt vollkommen gebilligt und ſeine Empfehlungen ſind mir von großem Nutzen geweſen. Er war Oberaufſeher der Indianiſchen Angelegenheiten für den ganzen Weſten und Nordweſten des Landes und die Intereſſen derſelben konnten keinen beſſeren Händen anvertraut werden. Er ſtarb einige Jahre nach meiner Anweſenheit in St. Louis und das Land verlor in ihm einen ſeiner treüeſten Diener und die rothen Männer einen ihrer aufrichtigſten Freünde.

Ich verweilte ſo lange in St. Louis, bis der Fluß plötzlich ganz zufror und das Land ſich mit einer Schneedecke von achtzehn Zoll überzog; ich war daher genöthigt, meine Reiſe nach Neü-Madrid, eine Strecke von 60—80 Meilen, zu Pferde anzutreten, um von dort, wo ich in einem wärmeren Klima auf den offenen Flüſſen Dampfboote zu finden hoffte, in den Meerbuſen von Mejiko zu gelangen.

Der plötzliche Übergang von den eiſigen Regionen des Nordens in das milde Klima Florida's mitten im Winter gewährt ein eigenthümliches Vergnügen. Schon auf dem halben Wege von St. Louis dorthin wirft man den Überrock bei Seite, und hat man die Gränze erreicht, ſo fühlt man ſchon den Seewind und eine wahre Sommer-Wärme — man befindet ſich im Lande der Myrthen und Cypreſſen, wo die immergrüne Eiche (Quercus virens) und die hohe Magnolia den Wald in ewiges Grün kleiden und ſowol Feld- als Garten-Blumen die Luft mit den ſchönſten Wohlgerüchen erfüllen; ſo erſcheint Florida im Februar.

Florida iſt größtentheils eine düſtere und unfruchtbare Wildniß, jedoch mit einzelnen Stellen von ſo großer Schönheit und Lieblichkeit, daß man ſie niemals wieder vergißt. Die Sümpfe und Everglades [32]), der Aufenthaltsort der Alligatoren (Krokodille) und die Schlupfwinkel des Wildes, wechſeln mit einſamen Kiefern-Wäldern, wo man außer dem Rufe des Sandhügel-Kranichs (Grus Canadensis) und dem Geheül des Wolfes keinen Laut vernimmt, und aus dieſen tritt der Wanderer plötzlich in die offenen, mit Tauſenden von wilden Blumen und Palmetto's (Kohlpalme — Chamaerops Louisiana) bedeckten Savannen, oder die Wendung eines Pfades bringt ihn auf einmal an den Meeres-Strand, wo die Wellen Tauſende von blendend weißen Sandhügeln aufgeworfen haben. Ein ſehr lieblicher Punkt in dieſer Beziehung iſt die Inſel Santa Roſa, einige Engliſche Meilen von Penſacola, die oft zu

Digitized by Google

Thee-Geſellſchaften und anderen Zuſammenkünften benutzt wird. Die Hügel dieſer Inſel ſind etwa 50—60 Fuß hoch und auf dem Gipfel und den Abhängen mit Gebüſchen von Magnolien, Myrthen, Palmetto und Haidekraut bewachſen, die immer grün bleiben und gegen das blendende Weiß des Sandes, in welchem ſie wachſen, einen ſcharfen Kontraſt bilden.

Die Penſacola-Bai bildet einen der ſchönſten Häfen in der Welt, der, gegen die Natur aller ſüdlichen Häfen, mit ſchönen Quellen des reinſten Waſſers umgeben iſt und an deſſen Geſtade beſtändig der erfriſchende Seewind weht, welcher die Hitze des Sommers mildert; der Winter erſcheint hier dem Bewohner nördlicher Länder wie ein immerwährender Frühling. Ich habe in den ſüdlichen Staaten keinen Ort gefunden, der für Nordländer beſſer zum Sommer-Aufenthalt geeignet wäre, und der zugleich Sicherheit für die Geſundheit und alle Genüſſe des Lebens ſo vereinigte, wie Penſacola. Die Stadt liegt ſehr ſchön am Geſtade der Bai und hat gegenwärtig etwa 1500 Bewohner, hauptſächlich Spaniſche Kreolen, die hier ein behagliches und müßiges Leben führen und eben nur für die dringendſten Bedürfniſſe ſorgen. Die Bai iſt reich an Fiſchen verſchiedener Art, die leicht zu fangen ſind und es finden ſich hier, ſelbſt an den Kais, die ſchönſten Auſtern.

Da die Regierung dieſen Hafen zum großen Marine-Depot für die ſüdlichen Staaten beſtimmt hat, ſo werden hier bedeütende Geldſummen in Umlauf geſetzt und die Offiziere der Marine und der Land-Truppen, welche in den drei theils ſchon erbauten, theils im Bau begriffenen Forts in Garniſon kommen, werden hier eine Geſellſchaft bilden, wie man ſie nur wünſchen kann.

Es haben ſich in der letzten Zeit einige Kapitaliſten aus dem Norden hier niedergelaſſen und den Plan zu einer Eiſenbahn von Penſacola nach Columbus im Staate Georgien entworfen; durch die Ausführung dieſer Bahn, welche die vorzüglichſten Baumwollen-Diſtrikte von Alabama durchſchneiden oder berühren ſoll, würde Penſacola in der That nach Orleans die bedeütendſte Stadt im Süden der Union werden. Auch für den Fall, daß im Kriege der Feind dieſen Hafen blockirte, würde eine ſolche Verbindung mit dem Innern für den Transport von Truppen, Kriegs-Bedürfniſſen und Waaren von unberechenbarem Nutzen ſein.

Von den Indianern, welche noch in dieſem Lande leben, iſt wenig mehr zu ſagen, als daß ſie höchſt bemitleidenswerth ſind.

Von Penſacola reiſte ich nach Neü-Orleans, von da den Miſſiſſippi mehrere hundert Engliſche Meilen hinauf bis zur Mündung des Arkanſas und dieſen Fluß aufwärts bis zum Fort Gibſon. Als wir noch etwa 80 Meilen von dieſem Orte entfernt waren, wurde der Arkanſas ſo ſeicht, daß unſer Dampfboot nicht weiter fahren konnte und wir gezwungen waren, hier einige Wochen ſtill zu liegen. Wir vertrieben uns die Zeit mit Fiſchen, Jagen und dem Fange von Vielfüßen und Taranteln, die wir dann auf dem Dampfboot mit einander kämpfen ließen.

Endlich ſtieg der Fluß wieder und wir erreichten glücklich das Fort Gibſon, den ſüdweſtlichſten Poſten an der Gränze der Vereinigten Staaten. Es

Digitized by Google

liegt ſehr ſchön am Fluſſe mitten auf einer weiten Prairie; als Garniſon befindet ſich daſelbſt das ſiebente Infanterie-Regiment, welches früher von dem General Arbuckle, dem Erbauer dieſes Forts, kommandirt wurde.

Der General Leavenworth, welcher den Genral Arbuckle im Kommando ablöſte, hielt eine Muſterung der Infanterie und der Dragoner auf der Prairie und die verſchiedenen Manöver, ſo wie die treffliche Haltung der Truppen, gewährte ein eigenthümliches Schauſpiel. Jede Schwadron der Dragoner hat Pferde von einerlei Farbe: die eine Schwadron hat braune, eine zweite ſchwarze, eine dritte weiße, eine vierte Füchſe, eine fünfte Grauſchimmel u. ſ. w., was einen hübſchen Anblick gewährt.

Die Expedition unter dem Befehl des Oberſten Dodge hatte den Zweck, Verbindungen mit den beiden großen Indianer-Stämmen der Pahnis und Camantſchen anzuknüpfen, welche noch keine Verträge mit den Vereinigten Staaten abgeſchloſſen und häufig die ihr Gebiet durchziehenden Pelzhändler beraubt hatten, was man ihnen, nach meiner Anſicht, eben nicht ſehr zum Vorwurf machen ſollte, da von der einen Seite die Mexikaner und von der anderen die Amerikaner immer weiter in ihr Gebiet eindringen und das Pelzwerk und das Wild zerſtören, welches Gott ihnen als Mittel zu ihrer Erhaltung gegeben hat.

Während ich im Fort Gibſon faſt zwei Monate lang auf den Abmarſch des Dragoner-Regiments nach dem Lande der Camantſchen und Pahni-Picts wartete, um mich demſelben anzuſchließen, bin ich eifrig bemüht geweſen, die Oſagen und ihre Lebensweiſe durch meinen Pinſel darzuſtellen.

Die Oſagen, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Waſaji[23]), etwa aus 5200 Seelen beſtehend, wohnen und jagen an den Quellflüſſen des Arkanſas und Nioſcho oder grand River (großer Fluß). Ihr gegenwärtiger Wohnſitz liegt 150 Meilen weſtlich vom Miſſiſſippi und beſteht aus drei Dörfern (Clermont's Dorf, Dorf des ſchwarzen Hundes und Dorf des weißen Haares), deren Wigwams aus Baumrinde und Schilf oder Rohr erbaut ſind. Das eine dieſer Dörfer iſt acht, das zweite zwölf und das dritte etwa ſechzehn Meilen von dem Fort Gibſon entfernt. Sie verkehren hauptſächlich mit den Marketendern und es iſt ſtets eine mehr oder weniger große Anzahl um das Fort gelagert.

Man kann mit Recht ſagen, daß die Oſagen die größten von allen rothen und weißen Menſchen in Nord-Amerika ſind, denn es gibt in der That ſehr wenige unter den ausgewachſenen Männern, welche weniger als ſechs Fuß meſſen, während ſehr viele eine Größe von 6½ und ſelbſt von 7 Fuß erreichen. Sie ſind dabei gut gebaut, nur haben ſie ſchmale Schultern und gehen, gleich allen ſehr großen Menſchen, etwas gebückt, während die Mandaner und Krähen-Indianer die Bruſt hervorſtrecken und Kopf und Schultern etwas zurückgebogen tragen. Ihre Bewegungen ſind graciös und ſchnell und im Kriege wie auf der Jagd dürften ſie wol keinem der benachbarten Stämme nachſtehen.

Obgleich ſie ſeit langer Zeit an den Gränzen eines civiliſirten Staates leben, ſo haben ſie doch noch keine Gebraüche deſſelben angenommen; die einzige

Digitized by Google

Neüerung, welche ſie eingeführt, iſt, daß ſie jetzt Decken ſtatt der Büffelhaüte tragen, welche man nur noch ſelten unter ihnen ſieht.

Die Oſagen ſcheeren den Kopf gleich den Pahnis und Kanzas und ſchmücken und bemalen ihn mit großer Sorgfalt und mit Geſchmack. Dem Reiſenden fällt ſogleich eine Eigenthümlichkeit an den Köpfen dieſes Volkes auf, die auf künſtliche Weiſe in der Jugend erzeügt wird. Wie bei allen Stämmen werden die Kinder, auf ein Brett befeſtigt, auf dem Rücken der Mutter getragen. Die Oſagen binden den Kopf des Kindes ſo feſt an das Brett, daß der Knochen des Hinterhauptes eingedrückt wird, wodurch eine Entſtellung des Hinterkopfes und eine unnatürliche Erhöhung auf dem Scheitel entſteht. Sie thun dies, wie ſie ſagen, weil es ihnen ein kühnes und männliches Anſehen gebe. Ich glaube jedoch, daß dies mehr in der Einbildung beruht. Der Unterſchied zwiſchen dieſem und dem bei den Flat-heads (Flachköpfen) üblichen Gebrauche beſteht darin, daß die Letzteren den Kopf des Kindes zwiſchen zwei Brettern preſſen, wodurch die Stirn niedergedrückt und die abſcheülichſte Mißgeſtalt hervorgebracht wird, während die Oſagen nur durch feſtes Anbinden des Kopfes die Hinterſeite deſſelben etwas eindrücken, wodurch in den meiſten Fällen nur eine ganz unweſentliche Abweichung von der Symmetrie der Natur entſteht.

Wie alle Stämme, die das Haupt ſcheeren, haben auch die Oſagen die Gewohnheit, die Ohren auf manchfache Weiſe zu durchbohren und aufzuſchlitzen und eine Menge Wampum-Schnüre und andern Zierrath darin zu tragen; auch um den Hals tragen ſie gewöhnlich eine Menge Wampum- und Perlen-Schnüre, und da ſie in einem milden Klima leben, welches eine warme Kleidung nicht ſo nöthig macht, wie bei den früher erwähnten nördlichen Stämmen, ſo tragen ſie in der Regel Arme, Bruſt und Schultern nackt, und bemalen dieſelben auf manchfache Weiſe, oft ſtecken ſie auch eine Menge Ringe an die Finger.

Der oberſte Haüptling der Oſagen iſt ein junger Mann Namens Clermont, der Sohn eines ausgezeichneten Haüptlings gleiches Namens, der vor Kurzem ſtarb und ſeinen Sohn mit Genehmigung des ganzen Stammes zu ſeinem Nachfolger ernannte. Ich malte dieſen Haüptling nebſt Frau und Kind. Die Frau war in koſtbare Stoffe gekleidet, und es iſt dies faſt die einzige Ausnahme, da die Oſagen alle Luxus-Gegenſtände und Gebraüche der civiliſirten Völker entſchieden verſchmähen, ja ſelbſt nicht einmal Branntwein trinken! Dies Letztere iſt unerklärlich, wenn nicht etwa der Einfluß der Miſſionare und Lehrer ſie bewogen hat, dem übermäßigen Genuſſe der geiſtigen Getränke zu entſagen; denn wie man mir erzählte liebten auch einſt die Oſagen ſehr den Branntwein, aber ſeit einigen Jahren haben mehrere edle Männer mit ihren Familien unter dieſen Indianern Schulen gegründet und den Ackerbau einzuführen geſucht und ich bin vollkommen überzeügt, daß die erwähnte Ausnahme nur den eifrigen Bemühungen jener frommen Männer zu danken iſt.

Nächſt dem Haüptlinge iſt Tſchong-tas-ſab-bih (der ſchwarze Hund) der angeſehenſte Mann des Stammes, und von Allen, die ihn kennen lernten,

Digitized by Google

geachtet. Er iſt ſieben Fuß groß, korpulent, auf dem linken Auge blind und ſteht als Haüptling an der Spitze einer der drei Familien, in welche die Oſagen zerfallen und wohnt in dem nach ihm genannten Dorfe des ſchwarzen Hundes. Ein anderer ausgezeichneter Führer der Oſagen iſt das weiße Haar, welcher dem dritten Dorfe ſeinen Namen gegeben hat.

Außer den beiden zuerſt Genannten malte ich noch drei junge Männer, Ko=hä=tunk=ä (die große Krähe), Nah=com=i=ſchih (der Mann des Bettes) und Mön=ni=pus=kih (der ſich nicht fürchtet). Sie gehörten den angeſehenſten Familien der Oſagen an und waren ſehr befreündet, weshalb ſie mich baten, ſie neben einander auf einer Leinwand zu malen, ein Wunſch, den ich gern erfüllte. *)

Unter den übrigen Oſagen, welche ich malte, befand ſich auch Tſcha=to=ga (der tolle Büffel), welcher unter der Verwaltung des Präſidenten Adams der Ermordung zweier Weißen überführt, aber begnadigt wurde und nun unter ſeinem Stamme in Verachtung lebt, als Einer, der ſein Leben verwirkt habe, das aber, wie ſie ſagen, nicht werth geweſen ſei, es ihm zu nehmen.

Die Oſagen waren früher und ſelbſt noch bis vor Kurzem ein mächtiger und kriegeriſcher Stamm; jetzt iſt es jedoch anders. Sie ſind allmälig von den Quellen des weißen Fluſſes und den Ufern des Miſſiſſippi bis in ihre gegenwärtigen Wohnſitze verdrängt worden; auch die Blattern haben ſie zwei oder drei Mal heimgeſucht und die Konzas, früher ein Theil der Oſagen, trennten ſich von ihnen und traten feindſelig gegen ſie auf. Sie ſind daher ſchnell bis auf ihre gegenwärtige geringe Zahl zuſammengeſchmolzen; doch haben ſie noch ihre alte Tapferkeit bewahrt, wie ihre fortwährenden Kämpfe mit den Pahnis und Camantſchen beweiſen, in denen ſie zwar in der Regel am meiſten leiden, dennoch aber dieſelben hartnäckig fortſetzen, als ob ſie gefliſſentlich ihren Untergang herbeiführen wollten. Die Bemühungen, die Oſagen zu civiliſiren und zum Chriſtenthum zu bekehren, ſind bis jetzt von geringem Erfolge geweſen; vom Ackerbau haben ſie wenig und von der Religion und Civiliſation noch weniger begriffen. Dagegen iſt es, wie bereits erwähnt, den Miſſionaren gelungen, ſie zur Mäßigkeit zu bekehren und es iſt dies gewiß ein höchſt wichtiger Schritt, der den Weg zu den übrigen erwähnten Zwecken bahnen wird.

*) Dieſe drei jungen Männer und acht oder zehn andere begleiteten auf Befehl des ſchwarzen Hundes und der anderen Haüptlinge als Führer und Jäger das Dragoner=Regiment zu den Camantſchen.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Abmarſch der Dragoner zu den Camantſchen. — Mündung des falſchen Waſchita in den rothen Fluß. — Schönes Prairie-Land. — Arkanas-Trauben; wilde Pflaumen; wilde Roſen. — Ermordung des Richters Martin und ſeiner Familie. — Krankheit unter den Truppen am Waſchita. — Aufbruch des halben Regiments nach dem Lande der Camantſchen. — Erkrankung des Generals Leavenworth und Veranlaſſung derſelben.

Unter dem Schutze der Dragoner, welche nach langem Zögern endlich ihren Marſch angetreten hatten, erreichte ich auf meinem Wege zur Aufſuchung des „fernen Weſtens“ (ſiehe das 9. Kapitel) die Mündung des falſchen Waſchita in den rothen Fluß und befand mich abermals in dem Lande der Büffel und Antilopen. Unſer Lager war auf der Landſpitze zwiſchen der Vereinigung der beiden Flüſſe aufgeſchlagen und jenſeits des Waſchita liegt Texas. Das umliegende Land, abwechſelnd aus Prairie und Wald beſtehend, bildet ein unbeſchreiblich ſchönes Panorama; das Laub hatte überall eine tief dunkelgrüne Farbe und die Ebenen waren buchſtäblich mit Büffeln bedeckt. Das Fort Gibſon iſt von hier etwa 40 Meilen entfernt, die wir in zehn Tagen zurücklegten.

Der größte Theil des Weges geht über leicht gewellte Prairie, die gut bewäſſert iſt und auf angenehme Weiſe mit Gebüſch und Wald abwechſelt. Eines Tages ritt ich mit meinen Freünden, dem Lieutenant Wheelock und Joſeph Chadwick, auf einen der Prairie-Hügel und wir bemerkten, daß auch unſere Pferde die ſchöne Ausſicht bewunderten, denn ohne das treffliche Gras unter ihren Füßen zu beachten, ſchauten ſie mit einem tiefen Seüfzer und weit vorgeſtrecktem Halſe über die zu unſeren Füßen ſich ausbreitende Landſchaft in die Ferne. Von unſerem Standpunkte aus war der Horizont überall von blauen Bergzügen begränzt; unter uns marſchirten die Dragoner in ſchöner Ordnung und bildeten mit den Packwagen und den Indianern einen Zug von einer engliſchen Meile Länge, welcher, indem er den Unebenheiten des welligen Bodens folgte, das Anſehen einer rieſenhaften ſchwarzen Schlange hatte, die ſich über den reichen grünen Teppich hinſchlängelte.

Das maleriſche Land, welches wir auf weiter Strecke durchzogen, gehört den Crihks und Tſchoktahs und bietet den ſchönſten Boden für den Ackerbau dar.

Faſt täglich kamen wir über Hügelzüge von einigen Engliſchen Meilen Breite, deren ſandiger Boden mit zerſtreüten Eichen bewachſen und mit Weinreben bedeckt war, die eine ſolche Menge von Weintrauben darboten, daß man in einem Weinberge zu ſein glaubte; die Beeren hatten über einen halben Zoll im Durchmeſſer. Von dieſen Hügeln ſtiegen wir dann wieder in breite, grüne Thäler oder Prairien hinab, wo kleine wilde Pflaumen-Baüme von vier bis ſechs Fuß Höhe auf einem Raum von mehreren hundert Morgen ſo

Digitized by Google

dicht gedrängt ſtanden, daß ſie uns völlig den Durchzug verſperrten und uns zwangen, einen weiten Umweg zu machen. Die meiſten dieſer Baüme waren ſo mit wohlſchmeckenden Früchten beladen, daß man kein Blatt ſah und die Zweige ſich zur Erde bogen. Zwiſchen dieſen ſtanden gruppenweiſe Büſche wilder Roſen, Johannis- und Stachelbeeren und an einigen Stellen Caktus (prickly pears — Cactus opuntia). Zuweilen ſtößt man hier plötzlich auf eine große gelbe Klapperſchlange oder eine Kupfer-Schlange.

Am achten Tage unſeres Marſches trafen wir die erſte Büffel-Heerde an, und da ich mit dem General Leavenworth, Obrſten Dodge und mehreren anderen Offizieren den Truppen voraus war, ſo hatten wir Gelegenheit, den Muth unſerer Pferde und unſere eigene Geſchicklichkeit zu erproben. Die Jagdluſt ergriff ſogleich Alle; der General und der Oberſt erlegten eine ſchöne Kuh. Ich war nicht ſo glücklich, denn obgleich ich mir ebenfalls eine junge Kuh auswählte, ſo mußte ich ſie doch erſt eine weite Strecke verfolgen, ehe ich zum Schuſſe nahe genug herankommen konnte, und als ich ſie endlich erreichte, griff ſie mein Pferd mit den Hörnern bei den Schultern an, meine Flinte verſagte, verwickelte ſich in die Mähne und zerbrach; ich griff zwar ſogleich zu den Piſtolen und verwundete ſie ſchwer, allein es gelang ihr in das Dickicht zu entkommen, ſo daß ich ohne Beüte umkehren mußte. Unſere Indianiſchen Jäger verſorgten uns ſeit dieſem Tage reichlich mit Büffel-Fleiſch.

Wir machten hier Halt, um Menſchen und Pferden einige Tage Ruhe zu gönnen. In dieſer Gegend wurde vor einigen Wochen der Richter Martin nebſt ſeinem Diener von den Pahnis oder Camantſchen ermordet und ſein Sohn geraubt. Das Dragoner-Regiment hat nunmehr den Auftrag, die Auslieferung der Mörder zu verlangen.

Der Richter Martin, ein achtbarer und unabhangiger Mann, welcher am unteren Theile des rothen Fluſſes (Red River) wohnte, hatte die Gewohnheit im Sommer mit ſeinen Kindern und einigen ſchwarzen Dienern in die Prairie zu gehen und dort zu ſeinem Vergnügen mehrere Monate mit der Jagd auf Büffel und andere Thiere zu verleben. Vor wenigen Wochen erhielt man nun plötzlich im Fort Gibſon die Nachricht, daß er von Indianern überfallen und ermordet worden ſei. Es wurde ſogleich eine Abtheilung Truppen nach der bezeichneten Stelle abgeſandt, wo man den Körper des Richters und eines ſeiner Neger furchtbar verſtümmelt fand; ſeinen Sohn, einen hübſchen Knaben von neün Jahren, hatten die Indianer wahrſcheinlich mitgenommen.

Der General Leavenworth hatte, um den Marſch der Dragoner zu erleichtern, Wege von Fort Gibſon und Fort Towſon bis hierher anlegen laſſen und wir fanden hier zwei Compagnien Infanterie gelagert, welche den Dragonern ſo weit als nöthig folgen, die Transportwagen decken und erforderlichen Falls ſie unterſtützen ſollten.

Der Abmarſch der Truppen wurde durch ein Gallen-Fieber verhindert, welches den General Leavenworth, mehrere Offiziere und etwa die Hälfte des Regiments ergriff; auch die Pferde erkrankten etwa in demſelben Verhältniſſe und wie es ſchien an der nämlichen Krankheit. Der Oberſt Dodge erhielt daher den

Digitized by Google

Befehl, mit den geſunden Menſchen und Pferden vorauszumarſchiren, weil man ſie dadurch vor der Erkrankung zu ſchützen hoffte. Der Befehl über die Zurückbleibenden wurde dem Oberſten Kearney übertragen.

Als das Regiment Fort Gibſon verließ, zählte es ſtatt 800 nur 400 Mann und da von dieſen die Hälfte erkrankte, ſo blieben dem Oberſten Dodge nur etwa 200 Mann, um in die wilden und unerforſchten Regionen der Camantſchen einzudringen. Ich ſchloß mich den abziehenden Truppen an.

In dem vorhergehenden Kapitel erwähnte ich kurz einer Büffel-Jagd, an welcher der General Leavenworth und der Oberſt Dodge Theil nahmen. Als wir am nächſten Tage dem Regimente eine Strecke voraus ritten und uns beklagten, daß alle unſere Glieder von der Jagd wie zerſchlagen ſeien, äußerte der General zu dem Oberſten: „Dieſe Büffel-Jagd paßt nicht mehr für uns, wir werden zu alt und müſſen Vergnügungen dieſer Art jüngeren Leüten überlaſſen. Ich habe in meinem Leben genug Büffel gejagt und bin entſchloſſen, nicht mehr meine Arme und Beine aufs Spiel zu ſetzen und mein Pferd zu ermüden; es iſt eine Thorheit für uns und ſchickt ſich nur für junge Männer.“ Der Oberſt und ich pflichteten ihm vollkommen bei, obwol mich hauptſächlich die Rückſicht auf mein Pferd, welches noch einen langen Weg vor ſich hatte, bewog, dem Vergnügen der Jagd zu entſagen.

Kaum waren dieſe gegenſeitigen Erklärungen gegeben, als der General, welcher eben auf den Gipfel eines kleinern Hügels hinauf ritt, plötzlich ſein Pferd umwendete und uns mit leiſer Stimme zurief, daß jenſeit des Hügels eine kleine Büffel-Herde graſe und wenn ich die linke, der Lieutenant Wheelock die rechte Seite nehmen und ihm und dem Oberſten die Mitte laſſen wollten, ſo könne es eine treffliche Jagd geben! Bei den letzten Worten warf er ſeinen Mantelſack zur Erde und ſprengte davon; ich wollte ihm folgen, wurde aber durch einen Baumzweig zur Erde geworfen, war zwar ſchnell wieder auf den Füßen und im Sattel, aber von den Büffeln war nichts mehr zu ſehen. Bei dieſem Angriffe wurde weder Menſch, noch Pferd, noch Büffel verletzt. Der Oberſt und der Lieutenant hatten ſich bereits wieder dem Regimente angeſchloſſen, als ich dem General begegnete, der in demſelben Augenblicke ein ſchönes Büffel-Kalb, welches ſich während der Jagd verborgen hatte, erblickte und mit den Worten: „Das Kalb muß ich haben, bevor ich weiterreite“ abermals davon ſprengte. Ich ritt den Hügel hinauf, um Zeüge ſeiner Jagd zu ſein und bemerkte, wie das Kalb plötzlich zur Seite ſprang, und das Pferd, dadurch erſchreckt, niederſtürzte. Ich jagte ſchnell hinzu und fand den General auf ſeine Hände und Knieen geſtützt und bemüht, aufzuſtehen. Ich ſprang vom Pferde, hob ihn auf und fragte ihn, ob er verletzt ſei, worauf er zwar erwiderte: „Nein, doch hätte es leicht geſchehen können,“ dann aber ohnmächtig wurde. Ich legte ihn auf das Gras nieder, und da ich Mantelſack und Feldflaſche zurückgelaſſen hatte, auch kein Waſſer in der Nähe war, ſo nahm ich meine Lanzette zur Hand, um ihm eine Ader am Arm zu öffnen. Er erholte ſich indeß wieder und da er ſah, was ich vorhatte, verſicherte er, daß er nicht verletzt ſei. Nachdem er mit meiner Hülfe ſein Pferd

Digitized by Google

beſtiegen hatte, ritten wir fort und erreichten nach zwei oder drei Stunden das Regiment.

Von dieſem Augenblicke an hatte ſich das Geſicht des Generals auffallend verändert; er war bleich und ſchwach und wurde beſtändig von einem heftigen Huſten gequält, auch äußerte er ſelbſt mehrmals, er fürchte, daß er ſich ſchwer verletzt habe.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Großes Dorf der Camantſchen in Texas. — Blinder Lärm. — Zuſammentreffen mit einer Streifpartei der Camantſchen; ſie kehren um und begleiten die Dragoner nach ihrem Dorfe. — Große Büffel-Heerden; die Büffel durchbrechen die Reihen der Dragoner. — Wilde Pferde; ihr Scharfſinn. — Joſeph Chadwick und ich ſchießen ein wildes Pferd. Das Einfangen derſelben mit dem Laſſo. — Die Kette des Felſen-Gebirges. — Annäherung an das Dorf der Camantſchen. — Große Zahl ihrer Pferde und Preiſe derſelben.

Das Regiment brach endlich auf und wir Beide, mein Freünd Joſeph Chadwick und ich, folgten ihm. Es nahm ſeinen Weg gerade weſtwärts auf der Waſſerſcheide zwiſchen dem Waſchita und dem rothen Fluſſe nach dem Felſen-Gebirge zu. Unſer Weg ging beſtändig durch eine ſchöne grüne Prairie mit einzelnen ſchönen Gruppen von Baümen und Geſtraüchen. Alles war fröhlich und munter, denn Jeder hoffte nunmehr dem tödtlichen Miasma an der Mündung des Waſchita entgangen zu ſein. Es ging auch Alles ganz vortrefflich, und nur in der zweiten Nacht entſtand großer Lärm im Lager. Wir lagerten auf einer ſchönen Prairie, wo wir jeden Augenblick den Überfall eines lauernden Feindes befürchteten. Mitten in der Nacht nun, als Alles ſicher und ruhig zu ſein ſchien, fiel plötzlich ganz in unſerer Nähe ein Schuß, dem ein furchtbares Stöhnen folgte. Sofort waren wir Alle auf den Beinen, unſere Pferde, erſchreckt durch den Schuß und den Lärm, zerriſſen ihre Riemen, womit ſie befeſtigt waren, und eilten in vollem Laufe davon und von allen Seiten erſcholl der Ruf: „Indianer! Indianer! Pahnihs!“ In wenigen Augenblicken war jedoch die Ruhe wieder hergeſtellt und wir hörten nun, wie unſere Pferde nach allen Seiten wie beſeſſen davon liefen; nur einige derſelben, die ſich von ihren Pfählen nicht hatten losreißen können, blieben im Lager zurück. Wir lagerten uns nämlich ſtets in einem Viereck von 15 — 20 Ruthen Durchmeſſer; an den Seiten entlang wurden die Sättel nebſt dem Gepäck etwa fünf Fuß von einander entfernt niedergelegt, und ein Jeder band ſein Pferd, nachdem er es hatte graſen laſſen, an einen, wenige Schritte von ſeinen Füßen in der Erde befeſtigten Pfahl, ſo daß alle Pferde ſich innerhalb des Vierecks und, wie wir glaubten, im Falle eines Angriffes in vollkommener

Digitized by Google

Sicherheit befanden. In dieſer Überzeügung hatten wir uns ruhig dem Schlafe überlaſſen, aus dem wir auf die erwähnte Weiſe geweckt wurden.

Als wir einige Augenblicke zum Kampfe gerüſtet geſtanden hatten und kein Feind ſich zeigte, ſo forſchte man allgemein nach der Urſache dieſes blinden Lärms und es ergab ſich endlich Folgendes: Ein Rekrut, welcher in dieſer Nacht auf dem Poſten ſtand, glaubte aus einem, wenige Schritte von ihm entfernten Buſche einen Indianer hervorkriechen zu ſehen; da derſelbe auf ſeinen Zuruf nicht antwortete, ſo gab er Feüer und erſchoß ein Dragoner-Pferd, welches ſich in der vorhergehenden Nacht verlaufen hatte, dann unſerer Spur gefolgt war und nun, als es das Lager erreicht, ſeinen Tod fand.

Wir wurden durch dieſen Vorfall zwei Tage aufgehalten, denn wir mußten über vier Meilen zurückreiten, um unſere entflohenen Pferde aufzuſuchen, von denen indeß funfzehn oder zwanzig gar nicht wieder gefunden wurden.

Am vierten Tage unſeres Marſches entdeckten wir friſche Büffel-Spuren und bald darauf eine ungeheüre Heerde, welche auf den entfernten Hügeln graſte. Auch den Rauch von den Feüern der Indianer ſahen wir in verſchiedenen Richtungen vor uns aufſteigen und an demſelben Tage Nachmittags erblickten wir eine große Anzahl Indianer zu Pferde in der Entfernung von mehreren Engliſchen Meilen, die uns zu beobachten ſchienen. Das Blitzen der Lanzenſpitzen im Sonnenſchein ließ uns anfangs glauben, daß es mexikaniſche Reiterei ſei, die ſich unſerem weiteren Vordringen widerſetzen wolle; als wir jedoch etwas näher gekommen waren, erkannten wir durch unſere Ferngläſer, daß es eine Streifpartei der Camantſchen war.

Das Regiment machte Halt und nachdem die erforderlichen Befehle ertheilt waren, marſchirten wir gerade auf die Indianer zu, die indeß, nachdem wir uns ihnen bis auf etwa zwei Engliſche Meilen genähert hatten, plötzlich hinter dem Hügel verſchwanden und nach einiger Zeit in anderer Richtung, und zwar auf einem entfernteren Hügel, wieder erſchienen. Das Regiment änderte ſogleich ſeinen Marſch, allein kaum war dies geſchehen, ſo verſchwanden die Indianer abermals, um an einer anderen Stelle wieder zum Vorſchein zu kommen. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen befahl der Oberſt Dodge dem Regiment zu halten, während er ſelbſt mit wenigen Offizieren und einem Fähnrich, der eine weiße Fahne trug, vorwärts ritt; ich ſchloß mich ihm an und diesmal hielten die Indianer Stand. Als wir ihnen ſo nahe gekommen waren, daß wir alle ihre Bewegungen beobachten konnten, hielten wir an; der Fähnrich ritt eine kurze Strecke vorwärts und bewegte die weiße Fahne, um ſie aufzufordern, zu uns zu kommen. Kaum hatten ſie dies Zeichen bemerkt, ſo ſprengte ein Indianer auf einem milchweißen Pferde und mit einer langen Lanze, woran ein Stück einer weißen Büffelhaut befeſtigt war, auf uns zu.

Die Entfernung zwiſchen beiden Theilen betrug etwa eine halbe Engliſche Meile auf einer ſchönen, ſich allmälig abdachenden Prairie; auf dieſer Strecke tummelte er ſein wildes Pferd eine Viertelſtunde lang umher, bis er endlich unſerer Fahne ſich näherte, dieſelbe einen Augenblick mit ſeiner Lanze berührte,

Digitized by Google

dann ſein Pferd herumwarf und auf den Oberſten Dodge losſprengte. Als er dieſem nahe gekommen war, reichte er ihm die Hand, welche der Oberſt ſogleich ergriff und ſchüttelte, worauf wir ſeinem Beiſpiele folgten. Sobald die übrigen Indianer ſahen, daß ihr Abgeſandter freündlich empfangen und nicht ermordet wurde, wie ſie ohne Zweifel erwartet hatten, kamen ſie in vollem Jagen zu uns herangeſprengt. Das Regiment marſchirte in regelmäßiger Ordnung auf und es begann nun ein allgemeines Händeſchütteln, indem jeder Indianer die Reihen der Dragoner entlang ritt und einem Jeden die Hand reichte. Dies währte natürlich einige Zeit und ich betrachtete mir unterdeß den ſtattlichen Krieger, welcher mit der weißen Fahne an der Lanze zu uns gekommen war. Er ritt ein ſchönes wildes Pferd, weiß wie Schnee, mit einer ſtarken Mähne und einem langen, vollen Schweiſe, der den Boden berührte. Der Zaum war an einem ſchweren Spaniſchen Gebiſſe befeſtigt und an den Füßen trug er ein Paar ſchwere Spaniſche Sporen, die er dem Pferde bei jedem Sprunge tief in die Seiten drückte, ſo daß ſie ganz mit Blut bedeckt waren; Gebiß und Sporen hatte er offenbar in den beſtändigen Kämpfen an der mejikaniſchen Gränze erbeütet. Der Köcher hing an einem Riemen auf dem Rücken und der Schild am linken Arm, in der linken Hand hielt er den Bogen, in der rechten eine vierzehn Fuß lange Lanze und an der linken Seite, quer über den Schenkel, befand ſich die Flinte in einem ſchönen Futteral von Ziegenfell.

Auf ähnliche Weiſe waren auch die Übrigen ausgerüſtet, von denen Mehrere noch ein zweites Pferd am Zügel führten, welches, wie wir erfuhren, das Lieblings-Kriegsroß war; aus allen dieſen Umſtänden erſahen wir, daß ſie ſich auf einem Kriegszuge befanden.

Nachdem das Händeſchütteln vorüber war, ſtiegen wir von den Pferden, die Pfeiſe wurde angezündet und ging von Hand zu Hand, worauf die Unterredung begann, die mit Hülfe eines Spaniers, den wir glücklicher Weiſe bei uns hatten, und eines Camantſchen, der etwas Spaniſch verſtand, geführt wurde.

Der Oberſt Dodge ſetzte ihnen auseinander, daß wir in friedlicher Abſicht in ihr Land kämen, — daß der Präſident uns beauftragt habe, in ihre Dörfer zu gehen, um die Haüptlinge der Camantſchen und Pahni-Picts zu ſehen, ihnen die Hand zu reichen, die Friedens-Pfeiſe mit ihnen zu rauchen und Handels-Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, die für beide Theile vortheilhaft ſein würden.

Sie hörten aufmerkſam zu und verſtanden Alles vollkommen; ſie erklärten, daß ſie dem Worte des Oberſten Vertrauen ſchenkten, daß ihr großes Dorf nur einige Tagemärſche entfernt ſei, daß ſie ihren Kriegszug aufgeben und uns dahin begleiten wollten. Wir brachen noch an demſelben Tage auf und ſie haben uns getreülich über Berg und Thal geleitet und des Nachts neben uns geruht.

Wir hatten etwa dreißig Oſagen, Tſchirokihs, Senecas und Delawaren als Führer und Jäger bei uns, die, mit den 90 — 100 Camantſchen, unſerem Zuge, wie er über die grünen Prairien dahin marſchirte, ein höchſt maleriſches

Digitized by Google

Anſehen gaben. Da wir jetzt ganz auf Buffel-Fleiſch angewieſen waren und faſt ſtündlich bei Büffel-Heerden vorüber kamen, ſo hatten wir ſtets friſches Fleiſch in hinreichender Menge, denn die Indianer der verſchiedenen Stämme ſuchten natürlich ihre Geſchicklichkeit und die Abrichtung ihrer Pferde im beſten Lichte zu zeigen.

Eines Tages, als das Regiment auf dem Marſche war und die Indianer auf eine Heerde Büffel Jagd machten, brachen die erſchreckten Thiere durch die Dragoner hindurch und rannten Pferde und Reiter über den Haufen, was zu höchſt komiſchen Scenen Anlaß gab, wobei ſie indeß auch manchen Schuß aus Flinten und Piſtolen erhielten.

Die Büffel ſehen ſehr ſchlecht, was wol größtentheils dem dichten Haar zuzuſchreiben iſt, welches ihnen über die Augen herabſchlägt; ſie folgen daher hauptſächlich dem Geruch und ſobald einer davon laüft, folgt die ganze Heerde, ohne ſich um das zu kümmern, was um ſie her vorgeht.

Der Landſtrich, welchen wir zwiſchen dem falſchen Waſchita und dem Dorfe der Camantſchen durchzogen, iſt auch reich an wilden Pferden, von denen wir täglich mehrere Heerden ſahen. Kein anderes Thier der Prairieen iſt ſo wild und ſo ſcharfſinnig, als das wilde Pferd und keinem anderen iſt ſo ſchwer beizukommen. Ihr Auge iſt ſo ſcharf, daß ſie ihren Feind ſchon erkennen, wenn er auch noch eine Engliſche Meile entfernt iſt; ſie laufen dann ſogleich davon und machen gewöhnlich erſt Halt, nachdem ſie drei bis vier ſolcher Meilen zurückgelegt haben. Ich habe oft den Verſuch gemacht, mich an ſie heranzuſchleichen, wennn ſie graſten und ſpielten, doch iſt mir dies nur ein Mal gelungen. Ich ſtieg nämlich vom Pferde und ſchlich mit meinem Freünde Chadwick einige Engliſche Meilen weit durch eine Schlucht hin, bis wir uns einer Heerde auf Flintenſchuß-Weite genähert hatten, wo ich, hinter einem kleinen Gebüſche verſteckt, eine Skizze entwarf. Die Heerde zeigte faſt alle Farben, wie man ſie unter einer Meüte Engliſcher Hunde findet: einige waren milchweiß, andere glänzend ſchwarz, noch andere fuchsroth, braun, ſtahlgrau oder gefleckt; ihre dichten Mähnen hingen in der wildeſten Unordnung über Hals und Geſicht herab und der lange Schweif ſchleppte auf der Erde.

Nachdem wir unſere Neügier befriedigt hatten, beſchloſſen wir, uns eines dieſer Pferde dadurch zu bemächtigen, daß wir es durch den Knorpel am obern Theile des Halſes ſchoſſen; es wird dadurch betaübt, fällt zu Boden und wird an den Füßen gefeſſelt, erhebt ſich aber bald wieder ohne weiteren Nachtheil von der Verwundung zu haben. Erfahrene Jäger bedienen ſich oft dieſes Mittels, wenn ſie der Thiere auf andere Weiſe nicht habhaft werden können. Wir waren nur mit leichten Vogelflinten bewaffnet, die nicht ſo ſicher eine Kugel ſchießen, wie eine Büchſe. Wir ſchoſſen ein ſchönes ſtahlgraues Pferd, es ſtürzte und im nächſten Augenblicke war die ganze Heerde aus dem Geſicht verſchwunden. Wir eilten ſogleich auf unſer Schlachtopfer zu und fanden zu unſerer großen Betrübniß, daß wir nicht nöthig hatten, es zu feſſeln, denn es war todt — unſere Schüſſe hatten ihm die Halswirbel

Digitized by Google

zerſchmettert. Mein Freünd Chadwick war außer ſich über dieſen unglücklichen Schuß und wir kamen überein, bei dem Regimente nichts von dieſem Vorfalle zu erzählen.

Gewöhnlich fängt man die Pferde dadurch, daß man ihnen, während man ſie im vollen Jagen verfolgt, die Schlinge des Laſſo um den Hals wirft, wodurch ſie zu Boden geriſſen werden. Der Laſſo iſt ein von ungegerbtem Leder geflochtener oder gedrehter Riemen, zehn bis fünfzehn Ellen lang und an dem einen Ende mit einer Schlinge verſehen.

Will der Indianer ein wildes Pferd einfangen, ſo beſteigt er den ſchnellſten Renner, den er erhalten kann, ſchlingt ſich den Laſſo um den Arm und ſprengt in vollem Jagen unter die Heerde; hat er einem wilden Pferde die Schlinge des Laſſo um den Hals geworfen, ſo ſteigt er ab und laüft ſo ſchnell er nur kann, während er den Laſſo allmälig und vorſichtig durch die Hand gleiten läßt, bis das Pferd, durch Mangel an Athem erſchöpft, zu Boden fällt. Er nähert ſich nun vorſichtig dem Kopfe des Pferdes, feſſelt es an den Vorderfüßen, löſt den Laſſo, damit es wieder frei athmen kann und befeſtigt eine Schlinge um die untere Kinnlade des Thieres, wodurch er es in ſeine Gewalt bekommt und es ihm unmöglich macht, ſich auf den Rücken zu werfen, denn es ſchlägt gewaltig um ſich, ſobald es wieder frei zu athmen vermag, bis es, ganz mit Schaum bedeckt, ſich der Macht des Menſchen unterwirft und für ſeine Lebensdauer deſſen Sklave wird. Er legt nun vorſichtig die Hand auf die Naſe und die Augen des Pferdes, bläſt ihm in die Naſenlöcher und es iſt gezähmt; er nimmt ihm dann die Feſſeln ab und führt oder reitet es ins Lager zurück.

Die wilden Pferde dieſer Gegenden ſind kleine, aber kräftige Thiere mit ſtark hervortretenden Augen, ſchmaler Naſe, hohen Naſenlöchern, dünnen Füßen und zarten Schenkeln. Sie ſtammen unſtreitig von den bei der Eroberung Mejico's durch die Spanier eingeführten Pferden ab, von denen einige in die Prairien entliefen, dort verwilderten und die Stamm-Raſſe aller wilden Pferde bildeten, welche auf den Ebenen von hier bis zum Winnipeg-See, 400 — 600 Meilen gegen Norden herumſchwärmen. Über das erſte Erſcheinen der Pferde unter den Indianern gibt es viele ſehr merkwürdige Sagen, welche das Obige beſtätigen. Die Sioux nennen das Pferd Schonka-Wakon, Medizin-Hund.

Sie ſind den Indianern dieſer weiten Ebenen von großem Nutzen bei der Jagd, auf ihren Wanderungen u. ſ. w. und ihre Kleinheit macht ſie zu dieſen Zwecken geeigneter, als wenn ſie von größerer und ſtärkerer Raſſe wären. In der Zeit, wenn es an Büffeln und anderem Wilde fehlt, werden die Pferde in großer Anzahl getödtet und gegeſſen. Hinſichtlich der Ernährung werden ſie Winter und Sommer ſich ſelbſt überlaſſen, da ſie ſtets Gras in hinreichender Menge finden.

Wir trafen auf unſerem Marſche viele Heerden dieſer ſchönen Thiere und hatten mehrmals Gelegenheit zu ſehen, wie die Indianer ſie mit dem Laſſo einfingen. Den erſten glücklichen Fang dieſer Art machte einer unſerer Führer

Digitized by Google

und Jäger Namens Beatte, ein Franzoſe von Geburt, der von ſeiner Kindheit an unter den Oſagen gelebt hatte und die Geſchicklichkeit und Gewandtheit der Indianer in noch höherem Grade beſaß als dieſe ſelbſt; er gilt für den geſchickteſten Jäger dieſer weſtlichen Regionen.

Als nämlich eines Tages das Regiment zu der gewöhnlichen Stunde um Mittag Halt machte, bat Beatte den Oberſt Dodge um Erlaubniß, mit einigen Jägern auf eine in der Ferne weidende Heerde wilder Pferde Jagd machen zu dürfen. Nachdem ſie die Erlaubniß erhalten, ritten ſie eine Schlucht entlang und näherten ſich den nichts Böſes ahnenden Thieren, die, ſobald ſie die Reiter erblickten, die Flucht ergriffen. Ich beobachtete durch mein Fernglas alle Manöver Beatte's, dem es, nachdem er die Heerde zwei bis drei Engliſche Meilen weit verfolgt hatte, endlich gelang, ein Pferd mit der Schlinge zu fangen und es „nieder zu brechen." Bald darauf kam Beatte mit ſeinem wilden Pferde, welches am ganzen Körper zitterte und mit weißem Schaum bedeckt war, zurück, band ihm eine Büffelhaut über den Rücken, eine Schlinge um die untere Kinnlade, und als wir aufbrachen, ritt er es ohne Schwierigkeit. Das Ganze, vom Beginn der Jagd an, war das Werk einer Stunde.

Die Pferde, welche während unſeres Marſches eingefangen wurden, waren indeß nur von mittelmäßiger Güte, da man die Schönſten auf dieſe Weiſe nicht erhalten kann, indem ſie, ſobald ſie verfolgt werden, an der Spitze der Heerde davon eilen und in wenigen Augenblicken verſchwunden ſind. Man kann ſich nur dadurch ihrer bemächtigen, daß man ſie (wie bereits früher beſchrieben) am Genick verwundet, wodurch jedoch ſtets der Muth des Thieres gebrochen wird.

Nachdem wir noch mehrere ſehr beſchwerliche Tagemärſche zurückgelegt, ſagten uns unſere Camantſchen-Führer, daß wir in der Nähe ihres Dorfes ſeien und wir erblickten in der That bald darauf von einer ſanft aufſteigenden Anhöhe herab das einige Engliſche Meilen entfernte Dorf in einem der reizendſten Thäler, die das Auge jemals geſehen hat. Das Thal ſtreift von Nordweſt nach Südoſt, iſt mehrere Engliſche Meilen breit und wird in der Entfernung von einer ſchönen Bergkette begränzt, die offenbar ein Ausläufer der Rocky Mountains iſt und, gleich den anderen Gliedern dieſer gewaltigen Gebirgskette, aus röthlichem Granit oder Gneis beſteht. In der Mitte dieſes ſchönen Thales ſahen wir aus dem Gebüſche, welches die Ufer der Flüſſe bekränzt, die Spitzen der Wigwams der Camantſchen hervorragen. Bis auf eine Engliſche Meile von dem Dorfe war das Thal mit graſenden Pferden und Maulthieren bedeckt. Die Führer der uns begleitenden Streifpartei erklärten nun, das Regiment möge Halt machen, während ſie voran in das Dorf reiten und dort melden wollten, wer wir ſeien. Wir ſtiegen daher ab und konnten deütlich ſehen, wie die Indianer ſchnell ihre Pferde einfingen und bald darauf einige Hunderte ihrer tapferſten Krieger in vollem Jagen auf uns zukamen und gleich regulärer Kavallerie vor uns in einer Linie aufmarſchirten. Wir waren ſchnell wieder zu Pferde geſtiegen und das Regiment ſtellte ſich in drei Reihen auf, vor denen der Oberſt Dodge mit ſeinem Stabe hielt, wobei auch mein

Digitized by Google

Freünd Chadwick und ich uns befanden. In der Mitte dieſer erſten Linie ließ der Oberſt eine weiße Fahne aufpflanzen, worauf die Indianer ebenfalls eine ſolche abſandten und daneben aufſtellten *).

Die beiden Linien, aus alten Feinden beſtehend, die ſich nie geſehen hatten, hielten in der Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten einander gegenüber, und es gereicht den Camantſchen, die man als mörderiſch und feindſelig ſchildert, zur Ehre, daß ſie völlig unbewaffnet vor uns erſchienen, die wir mit glänzenden Waffen als Kriegs-Partei mitten in ihr Land eingedrungen waren. Sie mußten uns als ihre natürlichen Feinde betrachten — denn dafür halten ſie alle bleichen Geſichter — und dennoch kamen ſie ohne alle Waffen ganz nahe zu uns heran, ohne irgend einen Ausdruck der Furcht oder des Mißbehagens, vielmehr zeigte ſich auf allen Geſichtern unverkennbare Freüde und Ungeduld, uns die Hände zu reichen, und das auf die einfache Verſicherung des Oberſten Dodge, daß wir in friedlicher Abſicht zu ihnen kämen.

Nachdem wir auf dieſe Weiſe etwa eine halbe Stunde lang uns gegenſeitig angeblickt hatten, ſprengte der Haupt-Anführer auf den Oberſten zu, reichte zuerſt dieſem die Hand, dann den übrigen Offizieren, und endlich, indem er die einzelnen Glieder entlang ritt, auch jedem Dragoner; dieſem Beiſpiele folgten die anderen Haüptlinge und Krieger, und nach Beendigung dieſer Ceremonie, die über eine Stunde währte, ritten die Indianer langſam nach ihrem Dorfe zurück und führten uns an die Ufer eines ſchönen klaren Fluſſes und zu einer friſchen Quelle, etwa eine halbe Engliſche Meile vom Dorfe, indem, wie ſie ſagten, dort ein paſſender Platz für unſer Lager ſei.

Kaum hatten wir uns gelagert oder vielmehr unſere Sachen auf den Boden gelegt, ſo ritten der Major Maſon, Kapitän Brown, Kapitän Duncan, Lieutenant Wheelock, mein Freund Chadwick und ich durch das Dorf in die Prairie, wo mindeſtens 3000 Pferde und Maulthiere graſten. Wir waren ſehr begierig, die ſchönen *Arabiſchen Pferde* zu ſehen, welche die Krieger der Camantſchen beſitzen ſollten und von denen ſo viel Rühmens gemacht wurde. Wir ritten überall herum, fanden uns indeß ſehr getaüſcht, denn es waren zwar einige ziemlich hübſche Pferde darunter, aber die ſchönen arabiſchen Roſſe, von denen wir im Oſten ſo viel hatten ſprechen hören, mußten ſich entweder weiter ſüdwärts befinden, oder es waren bloße „Phantaſie-Pferde.“

Die Pferde der Camantſchen ſind im Allgemeinen klein, ſehr dauerhaft

*) Bei allen Indianer-Stämmen, die ich beſuchte, ſowol bei den noch im Urzuſtande lebenden, als bei denen, die ſchon cultivirter ſind, iſt, wie bei den civiliſirten Völkern, die *weiße Fahne* ein Zeichen des Waffenſtillſtandes und gilt für heilig und unverletzlich. Wenn der Haüptling in den Krieg zieht, ſo nimmt er eine weiße Fahne mit, die gewöhnlich in einem Stücke eines weißen Felles oder Baumrinde beſteht, welches um einen kleinen Stab gewickelt iſt und von ihm unter der Kleidung oder auf andere Weiſe getragen wird; außerdem hat er noch eine *rothe* Fahne bei ſich und je nach den Umſtänden wird entweder die *weiße* Fahne, als Zeichen des Waffenſtillſtandes, oder die *rothe*, als Zeichen des Kampfes oder „*für Blut*“, wie die Indianer ſagen, entfaltet.

Digitized by Google

und brauchbar und ſämmtlich wilder Abkunft. Unter den großen hier weidenden Heerden befinden ſich vielleicht ein Drittheil Maulthiere, die werthvoller ſind, als die Pferde.

Die Offiziere und Soldaten kauften hier eine Anzahl der beſten Pferde, wofür ſie eine ſchlechte Decke und ein großes Meſſer gaben, was zuſammen etwa vier Dollars werth war. Wollte man dieſe Pferde in den öſtlichen Städten wieder verkaufen, ſo dürfte man dort mindeſtens 80—100 Dollars für das Stück erhalten. Es wurden uns ſtündlich Pferde zum Kauf angeboten und wenn wir Gegenſtände zum Tauſch gehabt und überdies die Mittel beſeſſen hätten, die Pferde nach Hauſe zu bringen, ſo hätte man einen anſehnlichen Gewinn machen können, wie ſich aus folgendem Vorfall ergibt. Ein junger hübſcher Indianer trieb ſich mehrere Tage um mein Zelt herum und betrachtete unausgeſetzt einen alten abgenutzten baumwollenen Schirm, den ich zum Schutze gegen die Sonne ausgeſpannt hatte, da ich am Fieber litt. Endlich ſchlug er mir vor, das hübſche Pferd, welches er ritt, gegen meinen Schirm und ein Meſſer auszutauſchen. Als ich nicht geneigt dazu war, indem ich den Schirm nicht entbehren konnte, ſo bot er mir das Pferd für den Schirm allein an, und da ich auch dies ablehnte, ſo brachte er ein anderes, noch ſchöneres Pferd zum Verkauf, weil er glaubte, das erſte ſei mir nicht gut genug geweſen, um den Schirm dafür hinzugeben. Nachdem ich ihm nun mit vieler Mühe begreiflich zu machen geſucht, daß ich krank ſei und den Schirm nicht entbehren könne, kehrte er in das Dorf zurück und kam nach kurzer Zeit mit einem der größten und ſchönſten Maulthiere zurück, die ich jemals geſehen habe; da ich jedoch auch dies verſchmähte, ſo ritt er endlich fort.

Als ich dem Kapitän Duncan, in deſſen Zelte ich wohnte, dieſen Vorfall erzählte, rief er aus: „Verdammter Kerl! wo iſt er geblieben? He, Goſſet! nimm meinen alten Schirm aus dem Gepäck, den ich mit der Bratpfanne zuſammen eingepackt.“ — Der Kapitän, mit dem Schirm, holte den Indianer bald ein, begleitete ihn ins Dorf und kehrte in kurzer Zeit, zwar nicht mit dem Maulthiere, aber doch mit dem Pferde, welches mir angeboten wurde, zurück.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Beſchreibung und Anſicht des Dorfes der Camantſchen. — Catlin malt eine Familien-Gruppe. — Wanderung der Camantſchen. — Wunderbare Reiter-Künſte. — Bildniſſe der Camantſchen-Häuptlinge. — Schätzung ihrer Zahl. — Pahni-Picts, Keiowäs und Weicos.

Das Dorf der Camantſchen, neben dem wir lagerten, beſteht aus 600 bis 800 Leder-Zelten, welche aus Stangen und Büffel-Häuten ganz auf die-

Digitized by Google

ſelbe Weiſe gemacht ſind, wie dies früher von den Sioux und anderen Miſſouri-Stämmen beſchrieben worden iſt. Das Dorf mit ſeinen Tauſenden wilder Bewohner, mit ſeinen Pferden und Hunden, ſeinen wilden Beluſtigungen und haüslichen Beſchäftigungen bot ein merkwürdiges Schauſpiel und die Gebraüche, ſo wie die Geſtalten des Volkes reichen Stoff für den Pinſel und die Feder dar.

Wenn wir weißen Männer im Dorfe herumgingen, ſo wurden wir mit eben ſo großer Neügier angeſtaunt, als ob wir aus dem Monde gekommen wären, und den Kindern und Hunden ſchien das Blut zu erſtarren, ſo oft wir uns zeigten. Eines Tages, als ich mit Chadwick durch das Labyrinth der Hütten wanderte, kamen mehrere Kinder aus der Hütte des Haüptlings, um uns zu betrachten; ich zog ſchnell mein Skizzenbuch hervor, um dieſe Gruppe zu zeichnen, während mein Freünd über meine Schulter weg die Aufmerkſamkeit derſelben durch irgend eine Liſt zu feſſeln ſuchte. Es waren dies die Kinder des Haüptlings, und die einzigen, welche in dieſem Augenblicke zu Hauſe waren, denn der ehrwürdige alte Mann und ſeine vier Frauen befanden ſich, gleich vielen hundert anderen, in unſerem Lager.

Die Camantſchen haben, gleich den nördlichen Stämmen, zahlreiche Spiele, mit denen ſie ſich bei ſchönem Wetter auf deu Prairieen bei ihrem Dorfe unterhalten.

Im Ball-Spiel, ſo wie in einigen andern Beluſtigungen, ſtehen ſie weit hinter den Sioux und einigen anderen nördlichen Stämmen zurück; aber im Pferderennen und Reiten werden ſie von keinem anderen Indianer-Stamme auf dem Kontinent üllertroffen. Das Wettrennen iſt ihre Haupt-Unterhaltung und es gibt wol nirgends vollendetere Jockeys als hier; auch iſt dies wol ganz natürlich in einem an Pferden ſo reichen Lande, das ſo vorzüglich zum Reiten geeignet iſt und wo dieſe Übung von Kindheit an getrieben wird. Unter ihren Reiterkünſten ſetzte mich beſonders eine Kriegsliſt in Erſtaunen, die vou jedem jungen Maune des Stammes erlernt wird; ſie beſteht darin, daß der Indianer plötzlich ſeinen Körper auf die Seite des Pferdes herabfallen läßt und ſich dadurch vor den Waffen ſeines Feindes ſchützt, indem er horizontal hinter dem Körper ſeines Pferdes hängt und mit der Ferſe ſich auf dem Rücken deſſelben feſthält, wodurch er in den Stand geſetzt wird, ſich ſchnell wieder hinauf zu ſchwingen, um ſich nöthigenfalls auf die andere Seite hinabfallen zu laſſen. Dies Hinabwerfen geſchieht in vollem Jagen und der Reiter hält dabei Bogen, Schild und die vierzehn Fuß lange Lanze und bedient ſich dieſer Waffen, während er bei ſeinem Feinde vorüberſprengt, indem er den Pfeil über den Rücken des Pferdes oder unter den Hals deſſelben hindurch ſchießt.*) Wenn die jungen Leüte dies Manöver zu unſerer Unterhaltung ausführten, indem ſie um unſere Zelte herum gallopirteu, hatte ich mehrmals

---

*) Einige junge Pahnis, welche ſich derſelben Kriegsliſt bedienen, erzählten mir, daß ſie den Pfeil unter dem Bauche des Pferdes hindurch abſchießen und ihren Feind auf dieſe Weiſe tödlich verwunden könnten. Ich habe dies Kunſtſtück zwar nicht ſelbſt geſehen, aber

Digitized by Google

vergeblich verſucht, mich ihnen zu nähern, um herauszubringen, auf welche Weiſe ſie es möglich machten, ſo neben dem Pferde zu hangen, während ihr Körper anſcheinend nur durch den Hacken auf dem Rücken des Pferdes feſtgehalten wurde. Endlich löſte mir ein junger Indianer, dem ich etwas Tabak ſchenkte, das Räthſel, und das Manöver war mir nun allerdings erklärlicher, obwol es noch immer gleich bewunderuswürdig bleibt. Jedes Pferd hat nämlich um den Hals einen kurzen Strick von Haaren, deſſen beide Enden in der Mähne am Widerriſt befeſtigt ſind, wodurch eine Schlinge entſteht, durch welche der Arm ſo geſteckt wird, daß das Gewicht des Körpers auf der Mitte des Oberarms ruht, während der Reiter ſich mit dem Hacken auf dem Rücken des Pferdes feſthält, um ſich jeden Augenblick wieder in die aufrechte Stellung verſetzen zu können.

Außerdem ſind dieſe Indianer noch Meiſter in mehreren andern Reiterkünſten, die ſie uns ebenfalls zum Beſten gaben und auf die ſie nicht wenig ſtolz ſind. Ein Volk, welches buchſtäblich einen großen Theil ſeines Lebens auf dem Pferde zubringt, muß natürlich ungemein gewandt im Reiten ſein, ſowol auf der Jagd, als im Kriege, und ich bekenne ohne Zögern, daß von allen Völkern, die ich auf meinen Reiſen geſehen habe, die Camantſchen die ausgezeichnetſten Reiter ſind und ich zweifle, ob ſie von irgend einem Volke auf der Erde hierin übertroffen worden.

Die Camantſchen ſind von Wuchs klein und neigen ſich zur Beleibtheit. In ihren Bewegungen ſind ſie ſchwerfällig und ungeſchickt und zu Fuß einer der unanſehnlichſten und häßlichſten Stämme, die ich geſehen habe, aber ſo wie ſie zu Pferde ſitzen, ſind ſie plötzlich wie verwandelt und überraſchen den Zuſchauer durch die Leichtigkeit und Eleganz ihrer Bewegungen. Ein Camantſche zu Fuß iſt außerhalb ſeines Elements, wie ein Fiſch außer dem Waſſer; aber in dem Augenblicke, wenn er die Hand auf das Pferd legt, wird ſelbſt ſein Geſicht ſchön und er fliegt anmuthig davon, wie ein ganz anderes Weſen.

Unſer Lager wurde beſtändig von Alt und Jung, von Männern, Frauen und Hunden, mit einem Worte von Allem, was es in ihrem Dorfe Lebendiges gab, umſchwärmt, während die Haüptlinge und andere angeſehene Perſonen des Stammes in unſere Zelte kamen. Es fehlte mir daher während unſeres Aufenthaltes bei dieſem Dorfe nicht an hinreichendem Stoff für meinen Pinſel und meine Feder.

Der oberſte Haüptling dieſes Stammes, welcher uns als das Oberhaupt der Nation vorgeſtellt wurde, hatte einen ſanften und gefälligen Ausdruck in ſeinem Geſicht ohne beſonders hervortretende Züge; er war ſehr einfach gekleidet mit ſehr wenigen Verzierungen und das Haar hing ihm frei um das Geſicht und die Schultern. Sein Name iſt J-ſchäh-ko-nih (Bogen und Köcher). Der einzige Schmuck, den er trug, waren ein Paar Muſcheln in den Ohren und ein Bären-Zahn, der an einer Schnur um den Hals befeſtigt war und

---

nach Dem, was ich geſehen, bin ich geneigt zu glauben, daß jene jungen Männer auch im Stande waren auszuführen, weſſen ſie ſich rühmten.

Digitized by Google

auf der Bruſt herabhing. Er ſchien das Vertrauen und die Achtung des ganzen Stammes zu beſitzen.

Mehrere Tage nach unſerer Ankunft vertrat ein ungeheüer beleibter Indianer, ein wahrer Fleiſchklumpen, Namens Ta-wah-qui-nah (Felſenberg) die Stelle des erſten Haüptlings und es mußten ihm von dem Dragoner-Regiment alle Honneurs gemacht werden, bis der oben erwähnte Haüptling, welcher auf einem Streifzuge begriffen zu ſein ſchien und den man zurückberufen hatte, eintraf, worauf Ta-wah-qui-nah, der größte und beleibteſte Indianer, den ich jemals geſehen habe, ſeine Würde niederlegte.

Dieſer gewaltige Mann, der mindeſtens drei Zentner wog, benahm ſich wunderlich genug bei Ausübung ſeiner temporären Autorität. Er war ein echter John Falſtaff, mit einem Afrikaniſchen Geſicht und einem drei Zoll langen Barte am Kinn. Er erzählte mir, daß er ſeinen Namen erhalten habe, weil er einen großen Trupp Camantſchen in einem geheimen, unterirdiſchen Gange durch einen hinter dem Dorfe liegenden Granit-Berg geführt und dadurch das Leben derſelben gerettet habe, da ſie von einem mächtigeren Feinde ſo eingeſchloſſen geweſen ſeien, daß dies der einzige Rettungsweg blieb. Der Berg, durch welchen er ſeine Landsleute hindurch führte, hieß Ta-wah-qui-nah (Felſenberg) und von dieſem erhielt er ſeinen Namen, der viel paſſender geweſen wäre, wenn der Mann „Fleiſchberg“ geheißen hätte.

Beleibtheit findet ſich unter allen Indianer-Stämmen ſehr ſelten bei den Männern; es iſt dies wohl ihrem beſchwerlichen und thätigen Leben, ſo wie dem Mangel aller Gewürze zuzuſchreiben, von denen einige unter den civiliſirten Völkern dieſelbe zu bewirken pflegen.

Iſch-a-ſo-ieh (der den Wolf führt) und Is-ſa-wa-tamah (der mit Haaren gebundene Wolf) ſind auch angeſehene Haüptlinge und offenbar Männer von großem Einfluſſe, da die erſten Haüptlinge verlangten, daß ſie gleich nach ihnen gemalt werden ſollten. Der zuerſt Genannte war der Führer der uns begegnenden Streifpartei, von der ich oben geſprochen habe. Auf dem Marſche nach dem Dorfe ſtellte er ſich an die Spitze und machte den Führer, weshalb ihm der Oberſt Dodge eine ſchöne Flinte ſchenkte.

His-uh-ſam-tſches (der Spanier), ein kleiner tapferer Mann, wurde uns als einer der ausgezeichnetſten Krieger vorgeſtellt und er iſt gewiß einer der außerordentlichſten Menſchen, die jetzt in dieſen Gegenden leben. Er iſt von halb-ſpaniſcher Abkunft und obgleich die Halb-Indianer gewöhnlich verachtet werden, ſo hat er ſich doch ſtets im Kampfe ſo ausgezeichnet, daß er die größte Achtung des ganzen Stammes genießt. Dieſer war es, der, als wir der Streifpartei begegneten, mit der weißen Fahne an der Spitze ſeiner Lanze ſo kühn zu uns heranſprengte. Ich malte ihn mit dem Schilde am linken Arm, dem Köcher auf dem Rücken und der vierzehn Fuß langen Lanze in der rechten Hand. Dieſer kleine Mann von ſchlankem Wuchſe beſaß auerordentliche Muskelkraft in ſeinen Beinen und Armen. Wir ſahen mehrere Proben ſeiner ungewöhnlichen Stärke und Gewandtheit, auch erhielten wir häufig Beweiſe von ſeiner Höflichkeit und Freündſchaft. Von letzteren will ich nur einen Fall

Digitized by Google

anführen. Als wir unſer Lager nach einem paſſendern Orte auf der anderen Seite des Dorfes verlegten, mußten wir über einen tiefen und reißenden Fluß ſetzen, wobei unſere Kranken auf Tragbahren fortgeſchafft wurden. Ich befand mich mit meinem Freünde Chadwick hinter dem Regimente und ſah, wie jener kleine Mann beim Hinüberſchaffen der Kranken von jeder Tragbahre das eine Ende auf den Kopf nahm und ſo, bis an das Kinn in dem ſchlammigen Waſſer ſtehend, durch den Fluß hindurchwatete. Als alle Kranke hinüber waren, rief er mir zu, abzuſteigen, er wolle mich auf ſeinen Schultern durch das Waſſer tragen, und da ich dies ablehnte, indem ich es vorzog auf meinem Pferde zu bleiben, ſo ergriff er die Zügel und führte es an der ſeichteſten Stelle hindurch. Als wir am jenſeitigen Ufer waren, ſchenkte ich ihm ein ſchönes Meſſer, worüber er ſehr erfreüt zu ſein ſchien.

Außer den genannten Haüptlingen und Kriegern malte ich noch Koſſ-o-ko-roko (Nackenhaar des Stiers) und Hah-nih (Biber); jener iſt ein Haüptling, dieſer ein Krieger von fürchterlichem Anſehen, aber ein angeſehener Mann.

Nach dem, was ich von den Camantſchen geſehen habe, bin ich vollkommen überzeügt, daß ſie ein zahlreicher und ſehr mächtiger Stamm und daß die Angaben über ihre Menge und ihre Tapferkeit nicht übertrieben ſind.

Eine genaue Schätzung ihrer Zahl iſt für jetzt unmöglich; nimmt man indeß ihre eigenen Angaben über die Zahl ihrer Dörfer ſüdlich vom Red-River, ſo wie die weiter weſtlich liegenden und die, welche ſich ohne Zweifel noch im Norden des Red-River befinden, ſo kann man wohl annehmen, daß ſie aus 30,000—40,000 Seelen beſtehen und 6000—7000 gut berittene und gut bewaffnete Krieger ſtellen können. Dieſe Angabe macht durchaus nicht auf Genauigkeit Anſpruch, denn dies Volk iſt ſo wenig bekannt, daß man mit Gewißheit von ihnen nur ſagen kann, ſie ſind ein ſehr zahlreicher und kriegeriſcher Stamm.

Sie ſprachen viel von ihren Verbündeten und Freünden, den Pahni-Picts, deren Dörfer ſich drei bis vier Tagemärſche weiter weſtlich befinden und in deren Nähe auch die ihnen ebenfalls verbündeten kleinen Stämme der Keiowäs und Weicos wohnen.

Digitized by Google

Neünunddreißigſtes Kapitel.

Das Regiment marſchirt nach dem Pahnih-Dorfe. — Beſchreibung und Anſicht des Dorfes. — Raths-Verſammlung in dem Dorfe. — Befreiung des Sohnes vom Richter Martin. — Auslieferung der drei Pahni- und Keiowä-Frauen an ihre Landsleüte. — Rückkehr des Regiments nach dem Camantſchen-Dorfe. — Bildniſſe der Pahni-Picts, Keiowäs und Weicos. — Lager am Canadian-Fluſſe. — Ungeheüre Büffel-Heerden und großes Gemetzel unter ihnen. — Ungewöhnliche Erkrankung der Soldaten. — Schlechtes Waſſer. — Der Horn-Froſch. — Tod des Generals Leavenworth und des Lieutenants Mac Clure.

Da ich Krankheits halber die Dragoner nicht nach dem Dorfe der Pahnihs begleiten konnte, ſo nahm Chadwick mein Skizzen- und Taſchenbuch mit ſich und ich gebe den folgenden Bericht nach den Aufzeichnungen meines Freündes:

„Wir marſchirten vier Tage durch ein ſchönes Land, größtentheils Prairie und gewöhnlich am Fuße einer gewaltigen Bergkette von röthlichem Granit, die ſich, ohne einen Baum oder Strauch, an manchen Stellen zu ungeheürer Höhe emporthürmten. Dieſe Maſſen lagen in ſolcher Verwirrung über und durcheinander, als ob ſie aus den Wolken herabgefallen wären. So fanden wir die Berge, welche das Pahnih-Dorf am Ufer des Red-River, etwa zwanzig Meilen von dem großen Dorfe der Camantſchen, einſchließen. Das Dragoner-Regiment lagerte ſich im Viereck etwa eine halbe Engliſche Meile vom Dorfe, wo wir drei Tage blieben. Das Dorf beſteht aus 500 — 600 Wigwams, die aus langem Prairie-Graſe gemacht ſind, das auf Stangen ruht, welche oben zuſammengebogen ſind, ſo daß die Hütten in der Ferne das Anſehen von Bienen-Körben haben.

„Zu unſerem großen Erſtaunen fanden wir, daß dieſe Indianer große Felder von Mais, Kürbiſſen, Melonen und Bohnen beſitzen, und da auch Büffel in Menge vorhanden ſind, ſo leben ſie ſehr gut.

„Am Tage nach unſerer Ankunft hielt der Oberſt Dogde mit dem Haüptling in der Hütte deſſelben eine Berathung, wobei die meiſten Offiziere zugegen waren. Er ſagte ihnen, daß er in friedlicher Abſicht komme und daß die Regierung wünſche, einen dauernden Frieden mit ihnen zu ſchließen. Sie ſchienen ſehr erfreüt hierüber zu ſein.

„Der erſte Haüptling dieſes Stammes iſt ein ſehr alter Mann, der dem Oberſten Dodge mehrmals auf ſehr beredte Weiſe antwortete und ihn der freündlichen Geſinnungen der Haüptlinge und Krieger gegen die bleichen Geſichter verſicherte."

„Nachdem der Oberſt den Zweck unſeres Kommens auseinandergeſetzt, fügte er hinzn, daß er von ihnen Auskunft über die Ermordung des Richters Martin und ſeiner Familie am Falſe Waſchita erwarte, da die Camantſchen uns geſagt, die Pahni-Picts hätten dies Verbrechen begangen. Der Oberſt ſagte auch, daß er von den Camantſchen erfahren, die Pahni-Picts hätten den

Digitized by Google

Sohn des Ermordeten bei ſich und er erwarte, daſs ſie ihm denſelben ausliefern würden, indem dies die unerläſsliche Bedingung des mit ihnen abzuſchlieſsenden Freündſchafts-Bündniſſes ſei. Sie leügneten indeſs Alles und erklärten auf das Beſtimmteſte, daſs ſie weder von dem Morde, noch von dem Knaben etwas wüſsten. Die Forderung wurde mehrmals wiederholt und eben ſo oft Alles geleügnet, bis endlich ein Neger, der bei den Pahnis lebte, und ſehr gut Engliſch ſprach, in die Hütte kam und ausſagte, daſs vor Kurzem ein Knabe in das Dorf gebracht worden ſei und jetzt als Gefangener unter ihnen lebe. Dieſe Ausſage erregte groſse Überraſchung und Unwillen in der Verſammlung und der Oberſt erklärte den Haüptlingen, daſs ſie in der Hütte bleiben müſsten und daſs alle friedlichen Unterhandlungen abgebrochen würden, bis der Knabe herbeigeholt wäre. Bei dieſen Worten verharrten Alle eine Zeit lang in düſterem Schweigen. Der Oberſt ſagte ihnen nun, daſs er, als Beweis ſeiner freündſchaftlichen Geſinnungen gegen ſie, von ihren Feinden, den Oſagen, zwei Pahni- und ein Keiowä-Mädchen, die einige Jahre bei jenen Indianern als Gefangene gelebt, gegen einen hohen Preis losgekauft und den weiten Weg bis hierher mitgebracht habe, um ſie ihren Freünden und Verwandten zu überliefern, daſs ſie dieſelben aber nicht eher ſehen würden, als bis der Knabe ihm übergeben ſei. Auch verlangte er noch die Auslieferung eines Jägers (Ranger) aus den Vereinigten Staaten, Namens Abbé, der in dem vorhergehenden Sommer von ihnen gefangen genommen wurde. In Bezug auf dieſen Mann erklärten ſie, daſs ein Trupp Camantſchen, über die ſie keine Kontrolle hätten, denſelben gefangen und über den Red River in das Mejikaniſche Gebiet geführt hätten, wo er getödtet worden ſei. Wegen des Knaben hielten ſie eine lange Berathung und da ſie ihre Pläne durch die Ausſage des Negers vereitelt ſahen, andererſeits aber von den friedlichen Geſinnungen des Oberſten überzeügt waren, da er ihnen die Gefangenen von den Oſagen zurückbrachte, ſo lieſsen ſie den Knaben herbeiholen, den ſie mitten in einem Mais-Felde verborgen hatten. Als der Knabe, ein munterer, kluger Burſche von neün Jahren, in die Hütte kam, rief er mit groſsem Erſtaunen aus: „Wie! hier ſind weiſse Männer?“ und als der Oberſt ihn nach ſeinem Namen fragte, erwiderte er: „Ich heiſse Mattheu Wright Martin.“ Der Oberſt umarmte ihn und gab ſogleich den Befehl, die Pahni- und Keiowä-Mädchen herbeizuholen. Als dieſe in die Hütte traten, wurden ſie ſogleich von ihren Verwandten und Freünden erkannt und mit der gröſsten Freüde begrüſst und umarmt. Der ehrwürdige alte Haüptling, dem bei dieſem Beweiſe von der Freündſchaft der weiſsen Männer das Herz aufging, erhob ſich von ſeinem Sitze, umarmte den Oberſten, an deſſen linke Wange er die ſeinige legte und blieb in dieſer Stellung mehrere Minuten, während die Thränen ihm aus den Augen rannen. Dann umarmte er jeden Offizier nach der Reihe auf dieſelbe ſchweigende und herzliche Weiſe, eine Ceremonie, die über eine halbe Stunde währte.*)

*) Der oben erwähnte Knabe wurde von den Dragonern, die abwechſelnd für ihn ſorgten,

„Von dieſem Augenblicke an nahm die Berathung, welche bis dahin ſehr ernſt und ungewiß geführt worden war, eine freündſchaftliche Wendung und der alte Mann befahl, den Dragonern etwas zu eſſen zu geben, da ſie wol hungrig ſein würden.“

„Das kleine Lager, welches ſich in einem traurigen Zuſtande befand, indem ſchon vor zwölf Stunden die letzten Lebensmittel aufgezehrt waren, wurde ſehr erfreüt durch die Ankunft mehrerer Frauen, die getrocknetes Büffel-Fleiſch und friſchen Mais brachten. Es erſchien dies wie eine Gabe des Himmels, denn das Land von dem Dorfe der Camantſchen bis hierher war ganz von Wild entblößt und unſere letzten Lebensmittel waren aufgezehrt.“

„Während die Berathungen mehrere Tage in befriedigender Weiſe fortdauerten, kamen die Krieger der Keiowäs und Weicos, zweier benachbarten befreündeten Stämme weiter weſtwärts, ſo wie zahlreiche Trupps anderer Camantſchen, die von unſerer Ankunft gehört hatten, herbei, ſo daß endlich über 2000 dieſer wilden und furchtloſen Männer verſammelt waren, die von ihren Pferden herab mit den Waffen in der Hand unſer elendes kleines Lager anſtaunten, in welchem ſich nur 200 Mann befanden, die halb verhungert und zur Hälfte ſo krank waren, daß ſie im Falle eines Angriffes keinen erfolgreichen Widerſtand hätten leiſten können.“

Das Kommando kehrte nach einer Abweſenheit von vierzehn Tagen in einem traurigen Zuſtande faſt ohne Lebensmittel nach dem Dorfe der Camantſchen zurück, wo es ebenfalls nichts zu eſſen gab. Der Oberſt Dodge ließ daher ſofort Anſtalten treffen, um nach den Quellen des Canadian-River (Kanadiſcher Fluß) aufzubrechen, eine Strecke von etwa zwanzig Meilen, wo wir, wie die Indianer verſicherten, unzählbare Büffel-Heerd'en finden würden. Es vergingen indeß noch mehrere Tage mit den Zurüſtungen und während dieſer Zeit kamen täglich Haufen von Pahnih-Picts, Keiowäs und Camantſchen aus anderen Dörfern, um uns zu ſehen, und viele von ihnen erboten ſich freiwillig, uns bis an die Gränze zu begleiten. Dies Alles gab mir wieder hinreichende Beſchäftigung für meinen Pinſel.

Die Pahnih-Picts ſind unſtreitig ein zahlreicher und mächtiger Stamm, der mit den Keiowäs und Weicos das Land an den Quell-Flüſſen des Red-River und bis in den ſüdlichen Theil des Felſen-Gebirges hinein bewohnt. Der alte Haüptling gab mir durch Zeichen mit den Händen und Fingern zu verſtehen, daß ſie zuſammen an 3000 Krieger hätten; iſt dies richtig und rechnet man nach der gewöhnlichen Regel auf vier Perſonen einen Krieger, ſo würde dies 12,000 Seelen ergeben. Wenn man indeß berückſich-

wohlbehalten nach Fort Gibſon gebracht, und dort einem Offizier übergeben, welcher den beneidenswerthen Auftrag erhielt, den Verlorenen in die Arme ſeiner troſtloſen Mutter zurückzuführen.

Digitized by Google

tigt, daß die Indianer bei ſolchen Gelegenheiten immer etwas übertreiben, ſo kann man wohl 8000—10,000 mit Zuverläſſigkeit annehmen. Da dieſe Indianer mit dem großen Stamme der Camantſchen verbündet ſind, mit ihnen gemeinſchaftlich jagen und ſchmauſen, und bereit ſind, gemeinſchaftlich ihr Land zu vertheidigen, ſo würden ſie, wenn man ſie auf ihrem Grunde und Boden angriffe, in der That einen furchtbaren Feind bilden.

Die Pahnih-Picts nennen ſich ſelbſt Tow-ih-ähdſchi, ein Name, deſſen Bedeütung ich nicht erfahren konnte. Sie ſind nicht mit den Pahnihs verwandt, die 200 Meilen weiter nördlich am Platte-Fluſſe wohnen und die ſie nur als Feinde kennen; es findet zwiſchen Beiden weder Familien- noch Stamm-Verwandtſchaft, noch irgend eine Ähnlichkeit in der Sprache oder den Gebraüchen Statt. Die Pahnihs am Platte-Fluſſe ſcheeren das Haupt, während die Pahnih-Picts dieſen Gebrauch verabſcheüen und gleich den Camantſchen und anderen Stämmen ihr Haar lang wachſen laſſen.

Der oben erwähnte alte Haüptling der Panih-Picts, Wi-ta-ra-ſcha-ro, den ich gemalt habe, war ein vortrefflicher gutherziger alter Mann von neünzig oder mehr Jahren; er begleitete uns mit einem Theil ſeines Volkes bis zum Fort Gibſon, wo er, wie ihm der Oberſt Dodge verſprochen hatte, für die uns bewieſene Freündſchaft anſehnliche Geſchenke erhalten ſollte.

Den zweiten Haüptling, Skei-ſi-ro-ka, lernten wir als einen ſehr liebenswürdigen Mann kennen, der bei ſeinem Stamme in großer Achtung ſtand.

Die Pahnih-Picts erſcheinen gleich den Camantſchen zu Fuß ſehr plump und ungeſchickt, ſind aber ebenfalls treffliche Reiter. Unter den Frauen dieſes Stammes ſahen wir mehrere, die hinſichtlich ihrer Formen und des Ausdrucks ſehr hübſch waren, obgleich ſie eine ſehr dunkle Farbe hatten. Die Kleidung der Männer beſteht, wie bei den Camantſchen, aus Beinkleidern und Mokaſſins von gegerbtem Leder und außerdem tragen ſie noch den Schurz (Breech-Cloth), der ebenfalls von gegerbten Haüten oder Pelzwerk gemacht und oft ſehr hübſch mit Muſcheln und dergleichen verziert iſt. Bei der Wärme des Klimas tragen ſie über dem Gürtel ſelten ein Kleidungsſtück, auch haben ſie gewöhnlich keine Kopfbedeckung, wie man ſie bei den nördlichen Stämmen findet, wo das kältere Klima dergleichen nothwendig macht.

Die Frauen der Camantſchen und Pahnih-Picts ſind ſtets ſehr anſtändig und bequem mit einem langen Gewande von Hirſchhaut bekleidet, das vom Kinn bis zu den Knöcheln reicht und oft ſehr hübſch verziert und mit langen Reihen von Hirſch-Zähnen beſetzt iſt, die höher geſchätzt werden als jeder andere Schmuck.

Die Keiowäs ſind ein ſchönerer Menſchenſchlag als die Camantſchen und Panihs, groß und gut gewachſen, haben einen leichten und anſtandsvollen Gang und langes Haar, welches oft bis auf die Erde reicht. Man findet bei ihnen gewöhnlich das ſchöne, im Norden ſo haüfige Römiſche Profil, wodurch ſie ſich beſtimmt von den Camantſchen und Panih-Picts unterſcheiden. Die Sprache der Keiowäs und Weicos iſt von derjenigen der Camantſchen

Digitized by Google

und Panih-Picts gänzlich verſchieden und dieſe Stämme ſind ſich in dieſer Beziehung völlig fremd *).

Der erſte Haüptling der Keiowäs, Namens Teh-tut-ſah, war ein ſehr wohlgeſitteter, hochherziger Mann, der die Dragoner und Offiziere, ſo lange ſie ſich in ſeinem Lande befanden, ſehr freündlich behandelte. Sein langes Haar, welches er in mehreren Bündeln zuſammengebunden und mit großen ſilbernen Nadeln verziert hatte, reichte ihm bis zum Knie hinab. Er begleitete uns nebſt mehreren anderen ſeines Stammes bis zum Fort Gibſon.

Die beiden Keiowä-Kinder, Bruder und Schweſter, welche aus der Gefangenſchaft bei den Oſagen losgekauft wurden, um ihrem Stamme zurückgegeben zu werden, habe ich gemalt; aber nur das Mädchen ſah die Ihrigen wieder, der Knabe wurde am Dadignis in der Nähe des Forts Gibſon von einem Widder in den Unterleib geſtoßen und ſo heftig gegen einen Zaun geſchleüdert, daß er augenblicklich ſtarb.

Kots-a-to-ah (der geraücherte Schild) iſt ein berühmter Mann dieſes Stammes, faſt ſieben Fuß groß und nicht nur einer der tapferſten Krieger, ſondern auch der ſchnellſte Laüfer der ganzen Nation; man erzählt von ihm, daß er einen Büffel im Laufe überhole und ihn dann mit der Lanze oder dem Meſſer erlege!

Uſch-ih-kitz (der mit der Feder ficht), Oberhaupt des Weico-Stammes, zeichnet ſich dadurch aus, daß er nach jeder Rede, die er bei unſeren Zuſammenkünften hielt, Alles, was ihm in den Weg kam, gleichviel ob Freünd oder Feind, umarmte.

Sechs angeſtrengte Tagemärſche brachten uns von dem Dorfe der Camantſchen an das Nordufer des Canadian-Fluſſes, wo wir in einer ſchönen Ebene und mitten unter zahlloſen Büffeln unſer Lager aufſchlugen. Wir verweilten dort mehrere Tage, um Menſchen und Pferden einige Erholung zu gönnen und getrocknetes Fleiſch für die bevorſtehende Reiſe zu ſammeln.

Die benachbarten Ebenen waren auf viele Engliſche Meilen weit nach allen Seiten hin mit graſenden Büffel-Heerden bedeckt; es hatten daher Offiziere und Soldaten hinreichende Gelegenheit ihre Jagdluſt zu befriedigen, was ſie denn auch in vollem Maße gethan haben. Von früh bis in die Nacht hinein war das Lager verödet, denn Alle zerſtreüten ſich in kleinen Trupps nach allen Richtungen, um Tod und Verderben unter die armen Thiere zu bringen, die auf die muthwilligſte Weiſe getödtet wurden, ohne daß man ſich in den meiſten Fällen damit aufhielt, das Fleiſch abzuſchneiden. In zwei Tagen wurden mehrere hundert Stück getödtet und kaum von einem Dutzend das Fleiſch benutzt. Die armen Thiere, welche ſich überall von ihren Feinden verfolgt und angegriffen ſahen, waren zuletzt ſo erſchreckt und verwildert, daß ſie bald hierhin, bald dorthin raunten und oft gerade auf die Jäger zu liefen,

*) In Bezug auf dieſe mehrmals in dieſem Werke erwähnte Verſchiedenheit der Indianer-Sprachen verweiſe ich auf das im Anhange B. mitgetheilte Vokabularium mehrerer Sprachen.

Digitized by Google

von denen ſie dann mit Leichtigkeit erlegt wurden; ja ſie kamen ſogar in unſer Lager, ſpangen über die Feüer, ſtießen Keſſel und Töpfe um, verjagten die Pferde und brachten das ganze Lager in Aufruhr.

Als wir endlich wieder aufbrachen, wurden die Kranken, welche nicht reiten konnten, auf Tragbahren, die zwiſchen zwei Pferden befeſtigt waren, fortgeſchafft. Faſt alle Offizier-Zelte waren in Lazarethe umgewandelt und überall hörte man ſeüfzen und ſtöhnen. Die ganze Strecke von dem Camantſchen-Dorfe bis zu dem Lager am Canadian-Fluſſe beſteht aus Prairie, und zwar iſt es meiſt hohes, trocknes Land ohne Waſſer, woran wir oft großen Mangel litten. Wir waren Tag für Tag den brennenden Sonnen-Strahlen ausgeſetzt, ohne daß auch nur eine Wolke die Hitze gemildert oder ein Gebüſch uns Schatten gegeben hätte. Das Gras war größtentheils verdorrt und bot unſeren Pferden kaum eine kärgliche Nahrung. Zuweilen war mehrere Engliſche Meilen weit kein anderes Waſſer zu finden, als in den ſtehenden Pfühlen, worin die Büffel ſich herumgewälzt hatten. Oft, wenn wir zu dieſen ſchmutzigen Lachen kamen und die Büffel vertrieben, ſtürzten unſere Pferde unaufhaltſam darauf los, tranken gierig das ſchmutzige und verdorbene Waſſer und ſtürzten in einigen Fällen todt nieder — auch die Menſchen (mich nicht ausgenommen) ſprangen von den Pferden, tranken im Übermaße das widrige, lauwarme Waſſer und füllten auch noch ihre Feldflaſchen damit an, um unterwegs das ſchmutzige Getränk zu verzehren.

Wir ſahen auf unſerem Marſche viele tiefe Schluchten, auf deren Boden ſich Spuren von wilden und reißenden Flüſſen zeigten, die aber ausgetrocknet waren und wenn ſie, wie dies zuweilen der Fall, kühles und klares Waſſer enthielten, ſo war daſſelbe ſo ſalzig, daß ſelbſt unſere Pferde es verſchmähten.

Das verdorbene und unverdauliche Waſſer, ſo wie die intenſive Hitze in der heißeſten Zeit des Sommers, bewirkten eine beiſpielloſe Erkrankung unter den Menſchen und Pferden. Beide litten und ſtarben an derſelben Krankheit, nämlich an einem ſchleichenden und ſchmerzhaften Gallen-Fieber, welches in eine tödtliche Afficirung der Leber überzugehen ſchien.

In dieſen trüben Tagen litt ich an einem heftigen Fieber. Mein treüer Freünd Joe (Joſeph) Chadwick ritt ſtets neben mir, füllte für mich die Feldflaſche, ſammelte die Mineralien, welche meine gelbſüchtigen Augen im Vorbeireiten entdeckt hatten, oder leiſtete mir andere Dienſte, als ich zu ſchwach war, um ohne Hülfe mein Pferd beſteigen zu können. Wir ſammelten während des Marſches über dieſe trockenen, ausgedörrten Ebenen viele merkwürdige Mineralien und außerdem eine Anzahl Horn-Fröſche[33]), die wir in Blechbüchſen aufbewahrten und auf dieſe Weiſe lebend nach Hauſe zu bringen hofften. Mein Freünd Joe fing mehrere dieſer Thiere, deren Horn ½ — ¾ Zoll lang und ſehr ſpitz war. Ich hatte dieſe ſonderbaren Thiere während meines Aufenthaltes am oberen Miſſouri ſo häufig geſehen, daß ſie nichts Neües für mich waren; dagegen war Freünd Joe von einer wahren Froſch-Manie beſeſſen und nahm jeden mit ſich, den er fand, wobei er ſich ſchon

Digitized by Google

im Voraus darauf freüte, welches Aufſehen dieſe Thiere daheim machen würden. *)

Als wir nach einem beſchwerlichen Tagemarſche gegen Abend Halt machten und uns nach Waſſer und einem bequemen Lagerplatze umſahen, ritt ich mit Chadwick nach einem entfernten Gehölze, um zu ſehen, ob dort vielleicht Waſſer vorhanden ſei. Wir fanden in der That einen kleinen ſtehenden Pfuhl und als unſere Pferde hineingingen, um zu trinken, ſahen wir zu unſerer Überraſchung plötzlich eine Menge Fröſche, die auf der Oberfläche des Waſſers hinſprangen, bis ſie das Land erreichten. Mehrere blieben in der Mitte auf dem Waſſer ſitzen und wenn wir ſie ſtörten, ſo ſprangen ſie in die Luft, kamen mit dem Kopfe voran wieder herab und verbargen ſich auf dem Grunde. Das war etwas für Freünd Joe! Zuerſt Fröſche mit Hörnern und nun gar Fröſche mit Schwimmfüßen, die auf der Oberfläche des Waſſers herumſpringen und darauf ſitzen konnten! Wir bemühten uns vergeblich, eines dieſer Thiere zu fangen, und beſchloſſen daher, am nächſten Morgen zurückzukehren. Im Lager theilten wir unſere wichtige Entdeckung mit, wurden dafür aber ausgelacht. Da wir indeß nicht an demjenigen zweifeln konnten, was wir mit eigenen Augen geſehen hatten, ſo waren wir ſchon frühzeitig an dem bekannten Orte, wo es auch Chadwick gelang, eines jener wunderbaren Thiere zu fangen; allein bei genauer Unterſuchung ergab ſich, daß es ein ganz gewöhnlicher, aus unſeren Knaben-Jahren uns ſehr wohlbekannter Froſch war, den nur, gleich uns, die Nothwendigkeit gezwungen hatte, ſich zu dieſer Pfütze zu flüchten, deren Waſſer ſo zähe und ſchleimig war, daß ein Froſch nicht nur auf der Oberfläche mit trockenen Füßen und ohne einzuſinken herumſpringen konnte, ſondern auch oft nur mit Mühe unterzutauchen vermochte. Im Lager wurden wir wegen unſerer Fröſche mit Schwimmfüßen tüchtig ausgelacht und der arme Chadwick mußte ſpäter öfters ſeine kleinen Lieblinge aus der Taſche hervorholen, um unſere Reiſegefährten zu überzeügen, daß Fröſche wirklich zuweilen Hörner haben.

Es erreichte uns hier ein Eilbote aus dem Lager, welches am Falſe Waſchita zurückgeblieben war, mit der betrübenden Nachricht, daß der General-Lieutenant Leavenworth, der Lieutenant Mac Clure und zehn oder fünfzehn Soldaten dort geſtorben ſeien. Dies verbreitete allgemeine Niedergeſchlagenheit in unſerem kleinen Lager und namentlich betrachteten die Kranken, welche an derſelben Krankheit litten, wie ihre dort geſtorbenen Kameraden, dies als eine ſchlechte Vorbedeütung und gaben alle Hoffnung auf, wieder geſund zu werden.

Der General ſcheint uns noch einige Tage bis zu den Croß-Timbers, etwa 10 — 12 Meilen vom Falſe Waſchita, gefolgt zu ſein, wo ihn der Tod ereilte. Ich bin überzeügt, daß ſein Tod eine Folge der oben (im 36. Kapitel) erwähnten Jagd auf ein Büffel-Kalb war. Da ich täglich neben ihm ritt und

*) Als ich mehrere Monate ſpäter meinen Freünd in St. Louis beſuchte, zeigte er mir ſeine Horn-Fröſche, die ſich in ihren Blechbüchſen ganz wohl befanden, obgleich ſie mehrere Monate ohne Nahrung darin gelebt hatten.

Digitized by Google

mit ihm ſpeiſte, ſo bemerkte ich, daß ſeit jener Stunde, wo er mit dem Pferde ſtürzte, ſeine Züge ſich auffallend verändert hatten und als ich eines Tages zu ihm ſagte: „General, Sie haben einen böſen Huſten," da erwiderte er: „Jawol, ich habe mir den Tod geholt, als ich jenes verteüfelte Büffel-Kalb verfolgte, und es iſt ſehr gut, Catlin, daß ſie mein Bildniß gemalt haben, ehe wir abmarſchirten, denn dies wird wol Alles ſein, was mein geliebtes Weib jemals wieder von mir ſehen wird."

Vierzigſtes Kapitel.

Rückkehr nach Fort Gibſon. — Bedeütende Erkrankungen an dieſem Orte. — Tod des Lieütenants Weſt, des Preüßiſchen Botanikers Beyrich und ſeines Dieners. — Indianiſche Raths-Verſammlung im Fort Gibſon. — Ausrüſtung von Handels-Partieen nach dem Lande der Camantſchen. — Wahrſcheinliche Folgen derſelben. — Merkwürdige Mineralien und foſſile Muſcheln. — Bergketten mit foſſilen Muſcheln, Eiſen und Gips. — Salpeter und Salz.

Als wir von unſerem Lager am Canadian-Fluſſe aufbrachen, hatten wir eine große Anzahl Kranke, die auf Tragbahren fortgeſchafft wurden, und da auch mehrere unſerer Pferde unterweges ſtarben, ſo kamen wir nur langſam vorwärts und erreichten erſt nach einem funfzehntägigen mühſamen Marſche Fort Gibſon, wo wir in einem ſehr elenden Zuſtande anlangten. Mehrere Kranke hatte man mit Leüten zu ihrer Bedienung zurücklaſſen müſſen, andere waren unterweges geſtorben und begraben worden und noch Andere erreichten nur das Fort, um daſelbſt zu ſterben und ſo doch wenigſtens ein ordentliches Begräbniß zu erhalten. Von denen, die in das Hoſpital gebracht wurden, ſtarben täglich vier bis fünf Mann, und da auch von dem hier ſtationirten neünten Infanterie-Regiment eben ſo viel derſelben Krankheit erlagen, ſo hörte ich täglich ſechs bis acht Mal die gedämpfte Trommel unter meinem Fenſter, denn der Begräbniß-Platz lag in geringer Entfernung von meiner Wohnung.

Unter Denen, die hier der Tod hinwegraffte, befand ſich auch mein vielgeliebter Freünd, der Lieutenant Weſt, welcher den General Leavenworth auf dieſem unglücklichen Zuge als Adjutant begleitete und eine trauernde Wittwe und kleine Kinder hinterließ. Mit ihm zugleich wurde der *Preüßiſche Botaniker Beyrich* beerdigt, ein trefflicher, gelehrter Mann, der von dem Sekretär des Kriegs-Departements den Auftrag erhalten hatte, die Expedition zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zu begleiten. Er hatte in St. Louis einen bequemen Wagen und ein Geſpann kleiner Pferde gekauft, um darin mit ſeinem Diener die Reiſe durch die Prairie zu machen und ſeine Pflanzen-Sammlungen fortzuſchaffen. Auf dieſe Weiſe begleitete er das Regiment von St. Louis bis zum Fort Gibſon, über hundert Meilen weit und von da bis zum Falſe

Digitized by Google

Waſchita und Croß-Timbers und wieder zurück. Er brachte von dieſer Reiſe eine ſehr bedeütende und unſtreitig ſehr werthvolle Sammlung von Pflanzen mit und war ſeit mehreren Wochen unermüdlich mit dem Ordnen und Trocknen derſelben beſchäftigt, als auch ihn endlich die herrſchende Krankheit ergriff, die leichtes Spiel mit ihm zu haben ſchien, da er in Folge der Lungenſchwindſucht, woran er litt, ſehr ſchwächlich war. Dieſer fein gebildete, treffliche Mann, zu dem ich mich ſehr hingezogen fühlte, bewohnte ein Zimmer neben dem meinigen, wo er ſtarb, wie er gelebt, ruhig und lächelnd, und zwar in einem Augenblicke, wo Niemand glaubte, daß ſein Leben in Gefahr ſei. Der Arzt, Dr. Wright, machte eben ſeinen Morgenbeſuch bei mir, als ein Neger-Knabe, der ſich allein in dem Nebenzimmer befand, hereintrat und ſagte, der Herr Beyrich ſterbe. Wir eilten ſogleich zu ihm und fanden ihn völlig angekleidet auf dem Bette liegend, nicht im Todeskampfe, ſondern wie er eben, ohne ein Wort oder eine Zuckung, zum letzten Male aufathmete. An dem vorhergehenden Tage ſtarb ſein treüer Diener, ein junger Deütſcher, an derſelben Krankheit. Beide wurden neben einander beerdigt und allgemeine Trauer gab ſich unter den Offizieren und Bürgern zu erkennen, die ihn zu Grabe geleiteten.

Nachdem wir den Canadian-Fluß verlaſſen hatten, nahm meine Krankheit immer mehr zu und ich wurde täglich ſchwächer, ſo daß ich auf das Pferd hinauf und wieder herabgehoben werden mußte, bis ich zuletzt auch nicht mehr reiten konnte. Ich wurde daher auf einen leeren Packwagen gelegt, auf dem ſich ſchon mehrere kranke Soldaten befanden. Hier lag ich acht Tage lang faſt immer im Delirium auf harten Brettern und wurde beſtändig hin und her gerüttelt, ſo daß zuletzt die Haut von meinen Elbogen und Knieen abgeſcheüert war. In dem Fort erhielt ich jedoch eine bequemere Wohnung und die geſchickte Behandlung des Dr. Wright, meines Freündes und Schulkameraden, ſtellte mich bald wieder her.

Hoffentlich wird man den traurigen Ausgang dieſes Unternehmens ſich zur Lehre dienen laſſen und künftig nicht wieder Soldaten aus dem Norden in der heißeſten Jahreszeit, im Juli und Auguſt, nach dem Süden ſenden. Von den 450 ſchönen Leüten, die vom Fort Gibſon ausmarſchirten, war nach vier Monaten ſchon der dritte Theil geſtorben, und von denen, die noch lebten, erlagen noch viele der tödtlichen Krankheit, die ſie ſich in jenem unheilvollen Lande zugezogen hatten.

Als nach unſerer Rückkehr aus den Prairieen die Krankheit etwas nachgelaſſen hatte, ſandte der Oberſt Dodge Boten an alle benachbarten Indianer-Stämme und ließ ſie auffordern, zu einer Beſprechung mit den Pahnihs u. ſ. w. nach dem Fort zu kommen. Sieben oder acht Stämme fanden ſich in großer Anzahl am erſten Tage des Monats ein, als die Berathungen begannen; ſie währten mehrere Tage und gaben dieſen halbcivilisirten Söhnen des Waldes Gelegenheit, ihren wilden und ungebändigten rothen Brüdern des Weſtens die Hand zu reichen, ſie zu umarmen und die Pfeife mit ihnen zu rauchen, als feierliches Unterpfand des dauernden Friedens und der Freündſchaft.

Digitized by Google

Der Oberſt Dodge, der Major Armſtrong, als Agent, und der General Stokes, als Kommiſſär für die Indianer-Angelegenheiten, hatten bei dieſen Berathungen den Vorſitz und es kann kein intereſſanteres und unterhaltenderes Schauſpiel geben, als dieſe Zuſammenkünfte, wo civiliſirte, halbciviliſirte und wilde Menſchen mehrere Tage frei mit einander verkehrten. Die prahleriſchen Reden der halbciviliſirten (und Halb-Indianer) Tſchirokihs und Tſchoktahs mit allem ihrem Prunke und ihrer Verſchlagenheit wurden von den kurzen und in mißtönenden Kehllauten geſprochenen Reden der wilden und nackten Männer übertroffen.

Nachdem die Berathungen geendigt, die Friedens-Pfeifen und die Geſchenke vom Oberſt Dodge verabreicht waren, kehrten die Indianer, von Dragonern begleitet, wieder in ihre Heimath zurück. Es wäre wol zu wünſchen geweſen, daß die Indianer Waſhington geſehen hätten, allein ſie waren nicht zu bewegen, die Reiſe dorthin zu machen.

Drei der angeſehenſten Haüptlinge der Pahnihs, fünfzehn Keiowäs-, ein Camantſchen- und ein Weicos-Haüptling begleiteten uns nach dem Fort Gibſon. Es war dies unſtreitig eine der intereſſanteſten Gruppen, die jemals unſere Gränze beſuchte und ich bin eifrig bemüht geweſen, dieſe, ſo wie ſieben andere Camantſchen-Haüptlinge, welche einen Theil des Weges mit uns zogen und dann umkehrten, zu malen.

Obgleich es ſehr verdienſtlich war, dieſe Indianer mit uns bekannt zu machen und einen allgemeinen Frieden herzuſtellen, ſo zweifle ich doch, ob ihr Zuſtand dadurch gebeſſert werden wird, wenn nicht zugleich die Regierung ſie in den Rechten ſchützt, worauf ſie von Natur Anſprüche haben.

Bereits am Tage nach der Abreiſe der Indianer wurde im Fort Gibſon eine Geſellſchaft von acht Perſonen mit großen Vorräthen, Biber-Fallen u. ſ. w. ausgerüſtet, welche die Indianer in ihre Heimath begleiten und daſelbſt einen Handelsposten errichten will; ſie werden dort in kurzer Zeit große Reichthümer erwerben, da ſie die erſten Handels-Leüte und Biber-Fänger ſind, die in jenen Theil des Landes kommen.

Ich bin zu viel unter den Indianer-Stämmen gereiſt, um nicht die üblen Folgen eines ſolchen Syſtems zu kennen. Die Waaren werden zu ſo übermäßig hohen Preiſen verkauft, daß der Indianer nur einen Schatten von dem wahren Werthe ſeines Pelzwerks empfängt. Die Indianer ſehen keine anderen Weißen als Pelzhändler und Branntwein-Verkaüfer und die natürliche Folge davon iſt, daß ſie uns verachten, uns mit Recht für geringer halten, als ſich ſelbſt, und uns weder fürchten noch achten. Wenn dagegen die Regierung dergleichen Anſiedlungen verhindern und die Indianer auffordern wollte, nach unſeren Gränz-Poſten zu kommen, ſo würden ſie ihr Pelzwerk, ihre Pferde, Maulthiere u. ſ. w. dorthin bringen, wo ein guter Markt für ſie Alle iſt — wo man ihnen den vollen Werth für ihr Eigenthum zahlt — wo Vorräthe von allerlei Waaren ſind — wo man ihnen vier bis fünf Mal ſo viel für ihre Handels-Artikel geben würde, als ſie von dem Händler in ihren

Digitized by Google

Dörfern erhalten, wo fern von dem Bereich der civiliſirten Welt keine Konkurrenz ſtatt findet.

Sie würden ferner bei ihren Beſuchen gute und gebildete Geſellſchaft ſehen und dadurch allmälig unſere Lebensweiſe annehmen, unſere Gemüſe, unſere Hausthiere, Geflügel u. ſ. w., und endlich unſere Künſte und Manufakturen in ihr Land einführen; ſie würden endlich unſere militairiſche Stärke und unſere Überlegenheit erkennen und uns fürchten und achten lernen. Mit einem Worte, es wäre dies der kürzeſte und ſicherſte Weg zur Freündſchaft, zum Frieden und endlich zur Civiliſirung. Wenn ein Geſetz zur Beſchützung der Indianer beſteht und vielleicht in Bezug auf diejenigen Nationen, mit denen wir ſchon ſeit langer Zeit Handel treiben, außer Acht gelaſſen worden iſt, ſo wäre es ſehr zu beklagen, wenn es nicht in dem gegenwärtigen Falle ausgeführt werden ſollte, wo wir mit 30,000 — 40,000 Menſchen Bekanntſchaft machten, die zwar der Civiliſation fremd, aber dennoch, wie uns ihre ungekünſtelte Gaſtlichkeit bewies, ein menſchliches Herz beſitzen, und aller edlen Gefühle des civiliſirten Menſchen fähig ſind.

Dieſe Bekanntſchaft koſtete den Vereinigten Staaten, außer einer großen Summe Geldes, mehrere tüchtige und geachtete Offiziere und mehr als hundert Dragoner.

Was das Dragoner-Regiment durch Krankheit gelitten hat, ſeitdem es ſeinen Marſch antrat, iſt beiſpiellos in dieſem Lande und faſt unglaublich. Als wir am Fort Gibſon aufbrachen, wurden am erſten Tage zehn bis fünfzehn Mann zurückgeſandt, weil ſie zu krank waren, um weiter zu marſchiren, und ſo wurden unſere Reihen täglich mehr gelichtet, ſo daß wir, nach einem Marſche von etwa vierzig Meilen, nur noch 250 Mann zählten, die fähig waren, den Marſch fortzuſetzen, und mit dieſer kleinen Schaar, die noch um ſechzig bis ſiebenzig Kranke vermindert wurde, gingen wir vorwärts und verrichteten Alles, was geſchehen iſt. Die ſchönen und maleriſchen Gegenden, welche wir durchzogen, hatten etwas Verführeriſches, aber ſie ſchienen unter dieſer zauberiſchen Außenſeite ein lauerndes Gift zu verbergen, welches Trauer über unſer Lager verbreitete, wo wir es auch aufſchlugen.

Zuweilen ritten wir mehrere Tage, ohne einen Baum zu finden, der uns gegen die brennenden Strahlen einer tropiſchen Sonne hätte ſchützen können — ohne daß auch der leiſeſte Wind uns erfriſcht hätte — während die Zunge uns am Gaumen klebte und wir vor Durſt verſchmachteten, hatten wir nichts anderes, um denſelben zu ſtillen, als das Waſſer der ſtehenden, von der Sonne erhitzten Pfühle, in denen die Büffel ſich zu wälzen pflegten. Dann aber kamen wir auch wieder durch maleriſche, wellige Gegenden mit ſchönen Quellen und Flüſſen, wo wir erquickenden Schatten und kühles Waſſer fanden.

So wurde dieſer unheilvolle Marſch vollbracht, nnd es kann den Oberſten Dodge und Kearney für ihre unermüdliche Sorgfalt, welche ſie den Leüten widmeten, kein zu großes Lob geſpendet werden.

Während ich im Fort Gibſon krank lag, pflegte mich mein Freünd Chadwick, der faſt nicht von meiner Seite kam, wie ein Bruder. Ich werde dieſe

Digitized by Google

erprobte Freündſchaft nie vergeſſen und mich noch oft namentlich des erſten Theiles unſerer Reiſe erinnern, der ſehr angenehm war, und viele Vorfälle haben Eindrücke zurückgelaſſen, die ich bis an das Ende meines Lebens bewahren werde.

Als wir den Marſch antraten, waren wir friſch und munter und begierig auf die Dinge, die da kommmen ſollten — unſer kleines Pack-Pferd trug unſere Betten und unſer Küchen-Geräth; unter letzterem eine Kaffee-Kanne und eine Bratpfanne, — hinreichender Vorrath an Zucker und Kaffee, und ſo waren wir ſicher, überall, wo wir unſere Bären-Haut ausbreiteten und unſer Feüer im Graſe anzündeten, ein gutes Mahl und erquickenden Schlaf zu finden. Da wir während des Marſches keiner militäriſchen Diſciplin unterworfen waren, ſo ritten wir hin, wo es uns beliebte, verſchoſſen unſere Munition und beſchauten jeden Winkel und jede Schlucht. Auf dieſe Weiſe reiſten wir ganz zufrieden, bis unſer Kaffee und unſer Brot aufgezehrt waren, und ſelbſt dann waren wir noch zufrieden mit bloßem Fleiſch, bis endlich auch wir Beide, wie jedes lebende Weſen, Menſchen und Thiere, anfingen von dem vergiftenden Einfluſſe irgend eines verborgenen Feindes zu leiden, der in der Luft zu ſchweben und uns mit Vernichtuug zu bedrohen ſchien.

So lange Chadwick und ich noch geſund waren, ſammelten wir auf dem Wege viele Mineralien und Verſteinerungen, die wir wochenlang mit vieler Mühe im Mantelſack mitſchleppten, bis endlich unſer Geiſt erſchlaffte und wir alles Geſammelte wieder wegwarfen.

Einer der merkwürdigſten Punkte, den wir auf unſerem Wege trafen, war eine Hügelkette, die ganz aus foſſilen Muſcheln beſtand. Am zweiten Tage, nachdem wir die Mündung des falſchen Waſchita verlaſſen, ſahen wir zu unſerem Erſtaunen, daß unſer Weg über ein Lager von verſteinerten Auſtern- und anderen Muſchel-Schaalen führte. Dieſer Hügelzug, welcher von Nordoſt nach Südweſt ſtreicht, war einige hundert Fuß hoch, $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Engliſche Meile breit und ſchien ganz aus einer Zuſammenhaüfung von Muſcheln zu beſtehen, deren Bindemitel an der Oberfläche bis zu einer Tiefe von acht bis neün Zoll durch den Einfluß der Atmoſphäre verſchwunden war, ſo daß ſie loſe herumlagen und oft mehrere Morgen Landes bedeckten, wo auch nicht ein Grashalm zwiſchen ihnen zu ſehen war und unſere Pferde bei jedem Schritt tief einſanken; ſie hatten übrigens noch ganz Farbe, Form und Anſehen der lebenden Muſcheln. Wir nahmen zuweilen eine dieſer noch geſchloſſenen Muſcheln auf, öffneten ſie mit dem Meſſer, wie eine friſche Auſter und fanden das Thier ebenfalls verſteinert, welches, wenn man es in Waſſer legte, ganz das Anſehen einer eben geöffneten friſchen Auſter hatte. Dieſer Hügelzug, der nur an einigen Stellen mit Gras bewachſen iſt, gehört gewiß zu den größten geologiſchen Merkwürdigkeiten dieſes Landes.

In einem anderen Theile des Landes, zwiſchen Fort Gibſon und dem Waſchita, ritten wir über einen, mit dem eben erwähnten parallelen, Bergzug, wo auf eine weite Strecke weder Gras noch Erde vorhanden war, ſondern unſere Pferde auf dem kahlen Felſen gingen, der eine röthliche Farbe hatte.

Digitized by Google

Als ich vom Pferde ſtieg, fand ich, daß er aus dichtem Eiſen beſtand und als ich mit meinem Beil dagegen ſchlug, gab es einen Ton und prallte ab, als wenn man auf einen Ambos ſchlägt.

Weiter weſtlich, zwiſchen dem Dorfe der Camantſchen und dem Canadian-Fluſſe kamen wir auf eine Strecke von mehreren Engliſchen Meilen über eine, nur hier und da mit einzelnen Büſcheln Gras und wilder Salbei bedeckte, kahle Fläche von dunkelgrauem, dichten Gyps, der von Oſten nach Weſten, ſo weit das Auge reichte, von drei bis fünf Zoll breiten Adern eines ſchneeweißen Gypſes durchſetzt war. Auch Salpeter und Salz kommt hier in großer Menge vor, ſo daß alſo der Mineral-Reichthum dieſer Wildniß bedeütend iſt, und nur des civiliſirten Menſchen harrt, da der Wilde dieſe Schätze nicht zu benutzen weiß.

In der Umgegend des Fort Gibſon befinden ſich ſehr viele Indianer, welche größtentheils vor wenigen Jahren aus ihren öſtlicher gelegenen urſprünglichen Wohnſitzen hierher verſetzt wurden. Ich benutzte die zwei Monate meines Aufenthalts in dem Fort, um mit meinem Pinſel und Notizbuche alle dieſe Indianer in ihren Dörfern zu beſuchen. Es waren dies die Stämme der Tſchirokihs (Cherokees), Tſchoktahs (Choctaws), Krihs oder Kricks (Creeks), Seminolen, Tſchickaſahs (Chickaſaws), Quapahs (Quapaws), Senecas, Delawaren und mehrere andere, deren Gebraüche und Geſchichte, namentlich wegen ihres Aufenthalts in der Nähe der civiliſirten Welt, von großem Intereſſe ſind.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Alton am Miſſiſſippi. — Kapitain Wharton's Krankheit im Fort Gibſon. — Catlin reiſt allein durch die Prairie nach St. Louis, eine Strecke von hundert Meilen. — Seine Ausrüſtung. — Catlin und ſein Pferd „Charley" in der Prairie. — Sonderbare Laune und Anhänglichkeit dieſes Pferdes. — Schönes Prairie-Thal. — Eines Indianers Hochſchätzung einer Zeitung. — Riqua's Oſagen-Dorf. — Zuſammentreffen mit Kapitain Wharton am Kickapu-Fluſſe. — Schwieriges Ueberſchreiten der Flüſſe. — Catlin geht über den Oſagen-Fluß. — Boonville am Miſſouri. — Catlin kommt nach Alton und geht nach Florida.

Ich verließ endlich Fort Gibſon, um ganz allein eine Strecke von mehr als hundert Meilen durch die Prairieen nach Alton zu reiſen, wo ich glücklich ankam und die Freüde hatte, meine Frau, welche während des letzten Jahres meiner Abweſenheit bei der Familie eines dort lebenden Freündes gewohnt hatte, geſund und munter anzutreffen.

Während meines Aufenthalts im Fort Gibſon, nach der Rückkehr aus dem Lande der Camantſchen, wohnte ich etwa zwei Monate lang in einem Zimmer mit meinem Leidens-Gefährten, dem Kapitain Wharton von den Dragonern, der ungefähr in demſelben Zuſtande wie ich aus den Prairieen

Digitized by Google

zurückgekehrt war. Er hatte den Auftrag gehabt, mit einer Schwadron Dragoner die Santa Fé-Caravane durch das Gebiet der Camantſchen und Pahnihs zu begleiten und war mit vielen Kranken heimgekommen, während er ſelbſt auch von der Krankheit befallen wurde. Er iſt ein Mann von den edelſten und ritterlichſten Geſinnungen, aus einer der angeſehenſten Familien Philadelphia's, aber ſeine Körper-Beſchaffenheit ſcheint zu ſchwach zu ſein für das wilde und rauhe Leben in dieſem Lande.

Wir lagen uns mehrere Wochen gegenüber, ohne ein Wort mit einander wechſeln zu können und waren einzig darauf beſchränkt, uns mit unſeren hohlen, eingefallenen Augen anzublicken. Als aber endlich unſere Ärzte uns mit Kalomel ſo weit hergeſtellt hatten, daß wir unſere Zunge wieder gebrauchen konnten, da fanden wir ein beſonderes Vergnügen daran, uns gegenſeitig unſere Erlebniſſe mitzutheilen. Der Kapitain erholte ſich früher, als ich, zog ſich aber durch zu ſtarkes Eſſen einen Rückfall zu, und mir ging es ebenſo, da ich durch ſein Beiſpiel nicht vorſichtig geworden war. Als er ſich endlich ſtark genug fühlte, um reiten zu können, ſchwor er hoch und theüer, daß er dieſen unheimlichen Ort verlaſſen wolle, um in einem kühleren und geſunderen Klima Geneſung zu ſuchen. Er brach daher eines Morgens, obgleich er noch ſo ſchwach war, daß er kaum das Pferd beſteigen konnte, mit ſeinem Negerknaben nach dem hundert Meilen entfernten Fort Leavenworth auf, wohin ſeine Schwadron bereits vor längerer Zeit abmarſchirt war.

Als ich nach einigen Wochen mich ſtark genug fühlte, beſchloß auch ich dieſen Ort zu verlaſſen und quer durch die Prairieen nach dem Miſſouri zu reiſen, eine Strecke von mehr als hundert Meilen, meiſt durch öde Wildniß. Ich ließ daher mein Pferd „Charley", welches ſich während meiner Krankheit auf der Weide gütlich gethan, einfangen, denn die täglich vorkommenden Sterbefälle hatten mir, gleich dem Kapitain, eine ſolche Furcht vor dem Aufenthalt im Fort Gibſon eingeſlößt, daß ich entſchloſſen war, abzureiſen, ſo bald ich nur ſtark genug ſein würde, mich auf dem Pferde zu erhalten. Ich packte daher meine Maler-Geräthſchaften und andere Dinge ſorgfältig ein und ſandte Alles nach dem Miſſiſſippi, um dort mit dem Dampfboote nach St. Louis geſchafft zu werden. So beſtieg ich denn eines Morgens mein Pferd Charley. Über den Sattel waren eine Bären- und eine Büffel-Haut gebreitet, und außerdem eine Kaffee-Kanne und eine zinnerne Taſſe daran befeſtigt; im Mantelſacke hatte ich einige Pfund harten Zwieback, in der Hand die Vogel-Flinte, die Piſtolen im Gürtel, das Skizzen-Buch an einem Riemen über die Schulter und einen kleinen Compas in der Taſche — ſo ſchied ich von dem Fort Gibſon, ſelbſt gegen den Rath meines Arztes und der Offiziere, die ſich um mich verſammelt hatten, um Abſchied von mir zu nehmen. Aber nichts konnte meinen Entſchluß wankend machen, denn ich hatte die feſte Überzeugung, daß, wenn ich nur erſt in der Prairie wäre und immer weiter nordwärts reiſte, ich bald meine Kräfte wieder gewinnen würde. Es kann ſich Niemand vorſtellen, welche Freüde ich empfand, als ich auf dem Gipfel eines, etwa eine Engliſche Meile entfernten Prairie-Hügels meinen Charley herumwendete und

Digitized by Google

den letzten Blick auf Fort Gibſon richtete und Gott dafür dankte, daß ich nicht innerhalb deſſelben begraben worden ſei; denn in der Prairie zu ſterben und von Wölfen gefreſſen, oder im Kampfe zu fallen und von einem Indianer ſkalpirt zu werden, ſchien mir weit annehmlicher, als ſo langſam auf dem Siechbette dem Tode zum Opfer zu fallen und in ein Grab gelegt zu werden.

So ganz allein, ohne ein anderes lebendes Weſen, als mein treües Roß Charley, und in der feſten Zuverſicht, daß ich täglich an Kräften zunehmen würde, begann ich meine lange Reiſe über das gränzenloſe Gras-Meer nordwärts zu den Ufern des Miſſouri. Zuweilen, wenn das Fieber ſich wieder einſtellte, ſtieg ich ab und legte mich eine Stunde, oder auch länger ins Gras, bis der Anfall vorüber war. In der Nacht ſchlief ich auf der über das Gras gebreiteten Bären-Haut, nahm den Sattel als Kopfkiſſen und hüllte mich in die Büffelhaut. Mein Pferd Charley wurde in der Nähe an einem langen Seile angepfählt, ſo daß es Raum zum Graſen hatte. Während wir Beide auf dieſe Weiſe ſchliefen, hatten wir allnächtlich Beſuch von Wölfen, die unſere Lagerſtätte umſchlichen; am Morgen bei Sonnen-Aufgang ſahen wir dann, wie ſie in ſicherer Entfernung von uns ſtanden und nach unſerem mit trockenem Büffelmiſt unterhaltenen Feuer ſchauten, um nach unſerer Entfernung die zurückgebliebenen Broſamen aufzuſuchen.

Charley war ein edles Thier von gelber Farbe und von der Raſſe der wilden Camantſchen-Pferde. Durch unſere lange Bekanntſchaft hatten wir eine große Zuneigung zu einander gefaßt und Eines ſchien des Anderen Wünſche und Abſichten zu errathen. Ich kaufte dies ſchöne Thier von dem Oberſten Burbank vom neunten Regiment und ritt es die ganze weite Strecke bis zu dem Dorfe der Camantſchen hin und zurück, und als die meiſten Pferde abmagerten und zum Theil ſtarben, blieb Charley ſtets kräftig und kehrte wohlbeleibt und munter zurück.

Auf meiner Reiſe durch die Prairie, wo wir fünfundzwanzig Tage allein waren, hatten wir hinreichend Gelegenheit, uns gegenſeitig noch näher kennen zu lernen. Ich machte gewöhnlich gegen Abend Halt an einem kleinen Fluſſe, wo gute Weide für Charley, Brennmaterial für mein Feüer und Waſſer für meinen Kaffee vorhanden war. Zuerſt wurde dann Charley abgeſattelt, der Piket-Pfahl in die Erde geſteckt und der Laſſo angebunden; auf dieſe Weiſe graſte er bis zum Einbruche der Nacht und nachdem ich meinen Kaffee getrunken, ſteckte ich den Pfahl nahe bei meinem Kopfe in die Erde, ſo daß ich, falls irgend eine Veranlaſſung ihn aufſchrecken ſollte, augenblicklich den Laſſo ergreifen konnte. Eines Abends hatte er ſich den Laſſo abgeſtreift und graſte, wo es ihm beliebte. Als es anfing dunkel zu werden, nahm ich den Laſſo, um ihn einzufangen, erkannte aber bald, daß er Luſt hatte, einmal etwas Freiheit zu genießen, denn er wich mir beſtändig aus, bis es endlich völlig dunkel wurde und ich die Verfolgung aufgab, in der Überzeügung, daß ich die Reiſe würde zu Fuß fortſetzen müſſen. Ich kehrte daher zu meinem Lagerplatze, von dem ich etwa eine halbe Engliſche Meile entfernt war, zurück, bereitete mein Lager und ſchlief bald ein. In der Nacht erwachte ich und ſah

Digitized by Google

zu meinem Schrecken eine große Geſtalt vor mir ſtehen, die ich, noch halb ſchlaftrunken, für einen Indianer hielt, der mich ſkalpiren wolle; ich erkannte jedoch bald mein treües Roß, welches ſchlafend mit den Vorderfüßen dicht am Rande meines Lagers ſtand, während ſein Kopf über mir herabhing. Ich ſchlief ſehr bald wieder ein und als ich bei Sonnen-Aufgang erwachte, ſah ich meinen treüen Charley am Ufer des Baches ruhig ſein Frühſtück einnehmen. Nachdem ich ſeinem Beiſpiele gefolgt war, ſuchte ich ihn einzufangen, allein er wich mir beſtändig aus. Der Beweis von Anhanglichkeit, den er mir in der Nacht gegeben, beſtimmte mich, ein anderes Mittel zu ergreifen. Ich packte daher Alles zuſamen, nahm den Sattel auf den Rücken, die Flinte in die Hand und ſetzte meinen Weg zu Fuß fort. Nachdem ich auf dieſe Weiſe etwa eine Engliſche Viertelmeile zurückgelegt hatte, ſah ich, wie Charley mit hoch erhobenem Kopfe und Schweife bald nach mir, bald nach dem verlaſſenen Lagerplatze, wo das Feüer noch brannte, hinblickte; endlich eilte er ſchnell nach dem Lager und da er fand, daß Alles dort verſchwunden war, wieherte er laut und kam im ſchnellſten Galopp auf mich zu, umkreiſte mich einige Mal, und blieb dann einige Schritte von mir ſtehen, während er wie Eſpenlaub zitterte. Ich rief ihn bei Namen, näherte mich ihm und er ließ ſich ruhig aufzaümen und ſatteln, da er gleich mir zufrieden zu ſein ſchien, daß wir wieder vereinigt waren. Obgleich nun dieſe Grille Charley's glücklich endigte, ſo wurde ich doch für die Folge vorſichtiger und bewachte ihn ſtrenger.

An dem Abend dieſes merkwürdigen Tages erreichte ich eines der lieblichſten Thäler, die ich je geſehen: ein Gras-Teppich mit Blumen von allen Farben und Formen beſäet, von einem kühlen und klaren Bache durchfloſſen, der von Fiſchen wimmelte und von zahlreichen Enten belebt wurde, umgeben von Gruppen des üppigſten Laubholzes, worunter hohe Bogenholz-Baüme [31]) und Ulmen ſich wie zum Schutze weit über die Kirſchen- und Pflaumen-Baüme erhoben, an welchen ſich die wilde Rebe, auf die anlockendſte Weiſe mit purpurfarbenen Trauben geſchmückt, emporrankte. An dem Ufer des Baches ſchlug ich mein Lager auf, befeſtigte Charley an den Pfahl, zündete mein Feüer an und hielt ein köſtliches Mahl, welches aus Fiſchen, einer gebratenen Ente und Kaffe beſtand. Ich machte dann noch einen Spaziergang und fand einige Indianer-Gräber, ein Beweis, daß dies kleine Paradies einſt bewohnt war.

Als die Sonne ſich ihrem Untergange zuneigte, während gleichzeitig der Mond im Oſten emporſtig, kehrte ich zu meiner Lagerſtätte zurück und legte mich auf die Bärenhaut. Während ich ſo da lag und zum Zeitvertreib mein kleines Gepäck durchſtöberte, fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hände, eine Nummer des in Waſhington erſcheinenden National-Intelligencer, welches ich vor einigen Jahren aus der Garniſon mitgenommen hatte. Dies Blatt errinnerte mich an das Aufſehen, welches es erregte, als ich vor mehreren Jahren bei meinem Aufenthalte unter den Mönnitariern am obern Miſſouri in einer Nummer des New York Commercial Advertiſer las. Die Indianer glaubten,

Digitized by Google

ich ſei verrückt geworden, als ſie ſahen, daß ich ſtundenlang meine Augen auf dies Blatt richtete; ſie ſtellten verſchiedene Muthmaßungen darüber auf und kamen endlich dahin überein, daß ich das Papier deshalb ſo ſtarr anſehe, um meine kranken Augen wiederherzuſtellen; ſie nannten es daher „das Medizin-Tuch für kranke Augen.“ Ich machte endlich allen dieſen Conjekturen ein Ende, indem ich einige Stellen vorlas, ſie ihnen überſetzen ließ und dann ihnen den Zweck des Blattes erklärte. Allein nun war es in ihren Augen eine noch größere Medizin und es wurden mir bedeütende Anerbietungen dafür gemacht, unter Anderen bot mir ein Jünger des Äskulap eine ſchön verzierte Büffelhaut, indem er ſagte, wenn er einen guten Dolmetſch finden könnte, ſo würde er, ſobald ich fortgegangen ſei, unter den Mönnitariern, Mandanern und Sioux umherreiſen, reiche Geſchenke und einen großen Ruhm als Medizin-Mann erwerben. Ich ließ ihm ſeine Büffelhaut und die Zeitung dazu und kurz vor meiner Abreiſe ſah ich, wie er einigen ſeiner Freünde das Zeitungsblatt zeigte, welches er mehrmals in Birkenrinde und Hirſchhaüte eingewickelt hatte, während das Ganze in einem Sack von der Haut eines Iltis ſteckte, der wahrſcheinlich zu ſeinem Medizin-Beütel beſtimmt war.

Die Entfernung vom Fort Gibſon bis zu der Stelle, wo ich den Miſſouri berührte, beträgt, wie bereits erwähnt, etwas über hundert Meilen und dieſe ganze Strecke beſteht größtentheils aus einer ſchönen Prairie im wilden Zuſtande, ohne Wege und Brücken. Ich durchzog einen großen Theil derſelben mit Hülfe meines Kompaſſes, durchwadete oder durchſchwamm die Flüſſe, ſchoß Prairie-Hühner und fing Fiſche für meine Tafel und ſchlief auf der Erde. Auf meinem Wege beſuchte ich auch Riqua's Oſagen-Dorf und blieb eine Nacht in der gaſtlichen Hütte meines alten Freündes Beatte, den ich mehrmals erwähnt habe, da er ſich als Führer und Jäger bei den Dragonern auf dem Marſche nach dem Lande der Camantſchen befand. Er war einer der außerordentlichſten Jäger, die ich jemals auf meinen Reiſen geſehen habe. Er ging indeß niemals „auf die Jagd“, ſondern „nach Fleiſch“ oder „nach Vieh“ und kam nie leer zurück. Er erzählte nie, wie viele Thiere er geſehen, wie viele er verwundet habe u. ſ. w.; aber ſein Pferd war ſtets mit Fleiſch beladen, welches er, ohne ein Wort zu ſprechen, im Lager niederlegte.

Riqua hat nebſt ſeiner Familie viele Jahre ſich in dieſem Lande bemüht, die Indianer durch ſein Beiſpiel zu civiliſiren und zum Chriſtenthum zu bekehren und dabei, nach meiner Anſicht, den richtigen Weg eingeſchlagen. Er legte nämlich einige Engliſche Meilen von dem Dorfe der Oſagen ein kleines Dorf an und bewog eine große Anzahl Familien dieſer Wilden, ſich dort niederzulaſſen, wo ſie jetzt ſeiner Lebensweiſe folgen und ſich dem Ackerbau widmen, indem er ihnen durch ſein Beiſpiel zeigte, daß ſie die Bequemlichkeiten und Genüſſe des Lebens dem Boden abgewinnen könnten, ſtatt ſich auf den unſichern Erfolg der Jagd zu verlaſſen. Ich bedauerte ſehr, dieſen intereſſanten Mann nicht zu Hauſe zu finden, da er nach dem Oſten gereiſt war.

Beatte lebte in dieſem kleinen Dorfe mit ſeinen bejahrten Ältern, bei denen ich einen ſehr angenehmen Abend verlebte. Beide ſind Franzoſen, die

Digitized by Google

den größeren Theil ihres Lebens unter den Oſagen verbracht habeu, mit deren Geſchichte ſie genau bekannt zu ſein ſcheinen. Beatte war in dem Sommer vor unſerem Camantſchen-Zuge Jäger und Führer einer Jagd-Partei, mit welcher Waſhington Irving ſeinen Ausflug au die Gränzen des Gebiets der Pahnis machte. Irving hat den Karakter und die Fähigkeiten dieſes merkwürdigen Mannes ſehr richtig geſchildert, nur begeht er den Irrthum, daß er ihn einen Halb-Indianer nennt, worüber ſich Beatte gegen mich beklagte, während wir zuſammen in den Prairieen waren. Als ich ſeine gaſtliche Hütte betrat, ſagte er, ſogleich nachdem er mich begrüßt: „Nun ſollen Sie ſehen, Herr Cattlin, daß ich kein Halb-Indianer bin, hier ſind mein Vater und meine Mutter und Sie werden ſehen, daß Beide gute, alte Franzoſen ſind.“

Am nächſten Morgen ſetzte ich meine Reiſe über die Prairie fort. Um Mittag fand ich einen gebahnten Weg, der nach einer Niederlaſſung „Kickapuh-Prairie“ genannt führte. Ich ritt auf ein Blockhaus zu, welches hier als Gaſthof diente und ſah an der Thür den Neger-Knaben meines Freündes, des Kapitains Wharton, der, wie ich oben erwähnte, einige Wochen früher als ich Fort Gibſon verließ. Auf meine Frage nach ſeinem Herrn, antwortete mir der Knabe: „Mein guter Maſſa, Maſſa Wharton in dies Haus, eben todt von Leber-Krankheit.“ Ich ſtieg ſogleich ab und eilte in das Haus, wo ich zu meinem größteu Schmerze meinen Freünd ſo ſchwach fand, daß er weder den Kopf erheben, noch ſprechen konnte; als er mich erkannte, ergriff er meine Hand, drückte ſie und wir beide vergoſſen Thränen. Ich brachte mein Ohr an ſeine Lippeu und konnte auf dieſe Weiſe ſeine Wünſche vernehmen. Er ſchien an einem heftigen Rückfall der früheren Krankheit, ſo wie auch an der Leber zu leiden. Sein Arzt, ein junger und wie es ſchien unerfahrener Mann, erklärte mir, daß der Kranke nur noch höchſtens zehn Tage zu leben habe. Ich blieb zwei Tage dort, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, etwas für ihn zu thun.

Mein Geſundheits-Zuſtand war, ſeit ich Fort Gibſon verließ, täglich beſſer geworden, und ich hoffte nun bald das Ende meiner beſchwerlichen Reiſe zu erreichen. Ich hatte indeß noch weite Prairieen zu paſſiren, in denen mir oft plötzlich ungeahnte Hinderniſſe aufſtießen. Tiefe, gleich Gräben eingeſchnittene Flüſſe verſperrten mir oft den Weg, und ich erblickte ſie erſt, wenn ich nur noch wenige Schritte von dem ſenkrechten, durch hohes Gras verdeckten Uferrande entfernt war. Mein Kompas zeigte mir, daß ich ſie überſchreiten mußte und es blieb mir daher weiter nichts übrig, als hineinzureiten und zu ſehen, wie ich wieder herauskäme. Die Flüſſe waren oft ſchlammig und ich konnte nicht eher wiſſen, ob ſie drei oder zehn Fuß tief waren, als bis mein Pferd ſich im Waſſer befand. An einem dieſer Flüſſe war ich mehrere Engliſche Meilen entlang geritten, ohne eine ſeichte Stelle zu finden, ich ritt daher hinein und ſchwamm hindurch, da aber das andere Ufer ſich drei bis vier Fuß ſenkrecht über das Waſſer erhob, ſo konnte Charley nicht hinauf. Ich ließ daher, während ich auf dem Ufer fortging und den Zaum in der Hand hielt, das arme Thier wenigſtens eine Engliſche Meile weit im Fluſſe

Digitized by Google

fortſchwimmen, bis ich endlich an eine Stelle kam, wo die Büffel durch den Fluß gegangen waren und das Ufer niedergetreten hatten, ſo daß das erſchöpfte Thier endlich ans Land kommen konnte. Nachdem ich mein Gepäck im Sonnenſchein getrocknet, ſetzte ich meine Reiſe fort.

Der Oſage-Fluß, den ich ebenfalls paſſiren mußte, war durch ſtarken Regen ſo angeſchwollen, daß er an einigen Stellen ſeine Ufer überſchwemmt hatte. Da, wo ich ihn erreichte, war er etwa fünfzig bis achtzig Schritte breit, ich ſattelte daher mein Pferd ab, band es mit dem Laſſo feſt und ſammelte nun am Ufer Treibholz, woraus ich ein kleines Floß machte, um meine Kleider, den Sattel und andere Dinge hinüberzuſchaffen. Als das Floß fertig war und ich Alles darauf gepackt hatte, trieb ich Charley ins Waſſer, der auch bald das gegenüberliegende Ufer erreichte, wo er ſofort anfing zu graſen. Nun ſprang ich in den Fluß, ſtieß ſchwimmend das Floß vorwärts und erreichte endlich das andere Ufer, aber an einer Stelle, die mindeſtens eine halbe Engliſche Meile weiter ſtromabwärts lag! Als Alles, was ſich auf dem Floß befand, glücklich gelandet war, wurde Charley eingefangen, geſattelt und bepackt und es ging wieder vorwärts.

Dies ſind einige der Vorfälle meiner über hundert Meilen langen Reiſe, die ich ganz allein zurücklegte und die mich endlich nach Bonneville am weſtlichen Ufer des Miſſouri brachte. Dort traf ich den General Arbukle, der am folgenden Tage mit zwei Ärzten auf demſelben Wege, den ich gekommen, nach dem Fort Gibſon abreiſen wollte. Ich erzählte ihm von dem Zuſtande des armen Wharton und er ſandte ſofort die beiden Ärzte voraus mit dem Befehl, ſich ſo ſchnell wie möglich zu dem Kranken zu begeben und Alles aufzubieten, um ihm das Leben zu retten. Ich half ihnen noch mehrere Gegenſtände, die er ſich gewünſcht hatte, z. B. Äpfel u. ſ. w. einkaufen und ſah ſie dann abreiſen. Ein Jahr ſpäter erfuhr ich, daß die beiden geſchickten Ärzte die Freüde hatten, den Kapitain Wharton völlig wiederherzuſtellen und nach ſeinem Poſten zu begleiten.

Von Bonneville, einer ſehr hübſchen kleinen Stadt, deren ſteinerne Haüſer im ſchönſten Styl erbaut ſind, ging ich über den Fluß nach Neü-Franklin, wo ich des ſtürmiſchen Wetters wegen einige Tage zu bleiben gezwungen war, und ereichte endlich Alton am Miſſiſſippi, das Ziel meiner Reiſe, wo meine geliebte Frau in gaſtlichem Hauſe ſeit einem Jahre mich erwartete. Einige Tage nach meiner Ankunft reiſte ſie mit mir nach der Küſte von Florida ab, 300 Meilen ſüdwärts von hier, wo ich den Winter zubringen und mich für künftige Reiſen ſtärken wollte.

Digitized by Google

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Ausflug nach Florida und Texas und Rückkehr nach St Louis. — Kickapuhs. — Wiahs. — Potowatomih's. — Kaskaskias. — Peorias. — Piankiſchahs. — Delawaren. — Mohe-conniuhs oder Mohegans. — Oneidas. — Tuskaroras. — Senecas. — Irokeſen.

Ich habe einen ganzen langen Winter an den Geſtaden des Mexikaniſchen Meerbuſens in Florida und Texas verlebt. Meine Geſundheit war in dem milden Klima bald wieder hergeſtellt und meine Frau begleitete mich überall hin. Wir beſuchten die verſchiedenen Poſten und überhaupt Alles, was in dieſen lieblichen Gegenden Intereſſe für uns hatte und kehrten endlich auf einem Dampfboote nach Neü-Orleans zurück.

Da ich fürchte, daß es den Leſer langweilen möchte, mir aüf meinen Kreüz- und Querzügen durch dieſe wilden Gegenden zu folgen, ſo will ich hier die von mir beſuchten Stämme beſchreiben, ohne mich zu ſpeziell auf die Reiſe ſelbſt einzulaſſen.

Kickapuhs.

Von dieſem einſt zahlreichen und kriegeriſchen Stamme ſind nur 600 bis 800 Seelen übrig, die im Staate Illinois am Südende des Michigan-Sees in einer der ſchönſten Gegenden der Erde leben. Branntwein und Blattern haben ihre Reihen gelichtet, und da das Wild in ihrem Lande vertilgt iſt, ſie ſelbſt aber wenig Luſt zum Arbeiten haben, ſo befinden ſie ſich in einem ſehr elenden Zuſtande. Sie haben allerdings wenig Anlaß, das Feld zu bauen, denn ihr ſchönes Gebiet iſt bereits ganz von den Niederlaſſungen der Weißen umgeben, ſo daß ſie aus Erfahrung wiſſen, es werde auch ſie bald das allgemeine Schickſal treffen, ihren Grund und Boden für eine Kleinigkeit verkaufen und nach dem Weſten wandern zu müſſen.*)

Die Kickapuhs lebten lange im Bündniſſe mit den Sakis und Foxes und ihre Sprachen ſind ſich ſo ähnlich, daß ſie faſt als zu derſelben Sprachen-Familie gehörend zu betrachten ſind. Der gegenwärtige Haüptling dieſes Stammes, Kih-an-ni-kuk (der Vorderſte), gewöhnlich der Schahnih-Prophet genannt, iſt ein ſehr ſcharfſinniger, talentvoller Mann. Als ich ihn malte, nahm er die Stellung eines Betenden an und ich erfuhr bald, daß er ein ſehr frommer Chriſt ſei; an jedem Sontage hielt er religiöſe Zuſammenkünfte, in welchen er predigte und ſeine Landsleüte ermahnte, die chriſtliche Religion

*) Seitdem das Obige niedergeſchrieben wurde, iſt der ganze Stamm, nachdem er ſein Gebiet im Staate Illinois an die Regierung verkauft hat, auf die Weſtſeite des Miſſouri übergeſiedelt; ein großer Theil von ihnen war bereits früher auf das Weſtufer des Miſſouri, etwas nördlich vom Fort Leavenworth, verſetzt worden.

Digitized by Google

anzunehmen, und ſich des Branntweins zu enthalten, der ihren unvermeidlichen Untergang herbeiführen werde, wenn ſie dem Genuſſe deſſelben nicht gänzlich entſagten. Ich wohnte eines Sonntags einer Predigt im Walde bei und obgleich ich die Sprache nicht verſtand, ſo war ich doch überraſcht durch den natürlichen Fluß der Rede und das Gewandte und Ungezwungene ſeiner Geſtikulationen.

Wie weit es dieſer rüſtige Kämpfer in der Bekehrung ſeiner Landsleüte zum Chriſtenthum gebracht hat, weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß es ſeinem Beiſpiel und ſeinen unausgeſetzten Bemühungen gelungen iſt, den Überreſt ſeines Volkes vor dem tödtlichen Gifte zu retten, welches aufgeklärte Chriſten demſelben zugeführt haben und daß der Gebrauch des Branntwein-Trinkens in dieſem Stamme gänzlich abgeſchafft worden iſt. Dies allein iſt ſchon lobenswerth und der erſte unerläßliche Schritt zu anderweitigen Verbeſſerungen. Ich lebte einige Zeit unter dieſen Indianern und war erfreüt und erſtaunt über ihre Mäßigkeit und ihr friedliches Betragen; ich habe während meines Aufenthalts unter ihnen nicht ein Beiſpiel von Trunkenheit oder dem Genuſſe geiſtiger Getränke geſehen.

Ein anderer ausgezeichneter Kickapuh und Schüler des Propheten iſt Ah-ton-wi-tuck (der Truthahn); ich malte ihn ebenfalls in betender Stellung, wie er von einem Holzſtabe das in Karakteren darauf eingeſchnittene Gebet ablieſt. Die Pelzhändler erzählten mir (ich kann jedoch die Wahrheit nicht verbürgen), daß der Prophet einem Methodiſten-Prediger die Erlaubniß, im Dorfe zu predigen, verweigerte, ihn aber im Geheimen mit ſich nahm und ſo lange bei ſich behielt, bis er das Glaubens-Bekenntniß und die Weiſe zu predigen erlernt hatte, worauf er den Geiſtlichen entließ und nun ſelbſt unter ſeinem Volke Vorträge hielt. Er gab vor, daß er eine Unterredung mit einem übermenſchlichen oder inſpirirten Weſen gehabt habe, und ſchloß ſehr richtig, daß wenn durch die Verkündigung des Chriſtenthums irgend ein Gewinn oder Einfluß zu erlangen ſei, dies eben ſo gut durch ihn geſchehen könne, wie durch jeden Anderen. Er fing daher an zu predigen und führte ein Gebet ein, welches er ſehr ſinnreich auf Ahorn-Stäbe von anderthalb Zoll Breite in Karakteren einſchnitt, die einige Ähnlichkeit mit den Chineſiſchen haben. Da dieſe Gebet-Stäbchen ſich gegenwärtig in den Händen eines jeden Kickapuh befinden, der Prophet aber ſich die Anfertigung und den Verkauf allein vorbehalten, ſo hat er auf geſchickte Weiſe den Ruhm mit dem Gewinn verbunden und auf doppelte Weiſe ſeinen Einfluß in dem Stamme zu vermehren gewußt. Alle Indianer dieſes Stammes, Männer, Frauen und Kinder, ſo weit ich ſie geſehen habe, pflegten am Abend vor dem Schlafengehen und am Morgen beim Aufſtehen das Gebet herzuſagen, wobei ſie den Zeigefinger der rechten Hand unter das oberſte Zeichen legten, bis ſie die dadurch bezeichneten Worte hergeſagt hatten, dann rückten ſie mit dem Finger zu dem nächſten Zeichen und ſo fort, bis ſie zu Ende waren; das Ganze, welches in der Weiſe eines Kirchenliedes abgeſungen wurde, währte etwa zehn Minuten.

Man hat dies eine ſehr ſinnreiche Heüchelei von Seiten des Propheten

Digitized by Google

genannt; ich will nicht entſcheiden, ob dies richtig iſt, aber mögen nun ſeine Motive und ſein Leben ſo rein ſein, wie er behauptet, oder nicht, das Eine iſt wenigſtens wahr, daß ſein Beiſpiel ſehr viel zur Verbeſſerung der Sitten dieſes Volkes beigetragen und es an Mäßigkeit und die fleißige Betreibung des Ackerbaues gewöhnt hat.

Wi-ahs.

Dieſer einſt mächtige Stamm iſt durch dieſelben Urſachen bis auf 200 Köpfe zuſammengeſchmolzen. Früher lebten die Wiahs im Staate Indiana, ſind aber mit den Piankiſchahs acht bis zehn Meilen ſüdlich vom Fort Leavenworth verſetzt worden.

Pot-o-wat-o-mihs.

Auch dieſer ehemals ſehr zahlreiche und kriegeriſche Stamm iſt durch Branntwein und Pocken bis auf 2700 Mann herabgeſunken. Man kann dieſe Indianer halbciviliſirt nennen, da ſie lange Zeit in Berührung mit den Weißen lebten, deren Sitten und Gebraüche ſie in vieler Beziehung angenommen haben und deren Blut ſich mit dem ihrigen vielfach vermiſcht hat. Die Ähnlichkeit der Sprache, ſowie der Gebraüche und der perſöhnlichen Erſcheinung läßt keinen Zweifel darüber, daß ſie früher einen Theil des großen Stammes der Tſchippewäs oder Ot-ta-was bildeten, deren nördliche Nachbarn ſie waren. Der Stamm lebt jetzt im Staate Michigan, wo er einen fruchtbaren und werthvollen Landſtrich beſitzt, den er, gleich den Kickapuhs, an die Regierung zu verkaufen und auf die Weſtſeite des Miſſouri auszuwandern im Begriff ſteht; ein Theil des Stammes iſt bereits dorthin gegangen und hat ſich in der Nähe des Forts Leavenworth angeſiedelt. Da dieſe Indianer einige Zeit lang in der Nachbarſchaft und unter dem Einfluſſe der Kickapuhs gelebt haben, ſo ſind viele von ihnen eifrige Schüler des Propheten geworden und bedienen ſich der Gebet-Stäbchen auf die erwähnte Weiſe.

Kas-kas-ki-as.

Dies iſt der Name eines Stammes, welcher früher zwiſchen dem Miſſiſſippi und Ohio einen weiten Landſtrich einnahm, der jetzt einen Theil des großen und volkreichen Staates Illinois bildet. Die Geſchichte gibt uns ausführlich Bericht über den ehemaligen kriegeriſchen Karakter und die Zahl der Kaskaskias, ſo wie über ihr trauriges Loos vom erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft mit ihren civiliſirten Nachbarn, durch deren Habſucht ſie ihr ſchönes Land verloren, während gleichzeitig der Branntwein und die Blattern, ſo wie die beiſpielloſe Grauſamkeit benachbarter feindſeliger Stämme, ihre Zahl ſo ſehr verminderten.

Es gibt vielleicht keinen zweiten Stamm auf dem Kontinent, der von

Digitized by Google

gleicher Macht ſo plötzlich zu ſo gänzlicher Unbedeütendheit herabſank und verſchwand, wie die Kaskaskias. Die Reſte dieſes Stammes ſind ſeit langer Zeit unter die Peorrias in Illinois aufgenommen worden und es iſt zweifelhaft, ob überhaupt noch ein Dutzend von ihnen exiſtirt. Mit dieſen wird in wenigen Jahren eine ſchöne Sprache ausſterben, die von allen, welche ſie umgeben, verſchieden iſt. Kih-mon-ſah (der kleine Haüptling), ein junger Mann, iſt das Oberhaupt des Stammes, doch ſollten, wie mir die Pelzhändler ſagten, ſeine Mutter und ſein Sohn ſeine einzigen Unterthanen ſein; er iſt halb civiliſirt und, wie ich glaube, ein Halb-Indianer.

Pe-o-ri-as.

Dieſer Stamm bewohnt einen Theil des Staates Illinois, zählt etwa noch 200 Seelen und wird, gleich den meiſten anderen Stamm-Überreſten an der Gränze, weſtlich vom Miſſouri verſetzt werden.

Pi-an-ki-ſchahs.

Der Überreſt dieſes Stammes, etwa 170 Köpfe, welcher ſein Gebiet in den Staaten Illinois und Indiana an die Regierung verkauft hat, wird ſich ebenfalls im Weſten des Miſſouri bei dem Fort Leavenworth niederlaſſen.

Delawaren.

Dieſer Name, deſſen bloße Nennung überall in der Indianiſchen Wildniß Schrecken verbreitete, war, gleich dem Volke, welches ihn führte, über einen ſehr großen Theil des Kontinents bekannt. Der Stamm bewohnte urſprünglich einen großen Theil der öſtlichen Gränze von Penſylvanien und einen bedeütenden Theil der Staaten Neü-Jerſey und Delaware. Kein anderer Stamm iſt von den Weißen ſo viel hin und her getrieben worden, keiner hat ſich ſo weit zurückgezogen und keiner ſich ſo ehrenvoll und tapfer jeden Fuß breit Landes erkämpft. Durch Verträge mit der Regierung von den Ufern des Delaware an den lieblichen Susquehannah, von da an den Fuß des Alleghany-Gebirges und darüber hinaus bis an den Ohio, den Illinois und Miſſiſſippi und endlich weſtwärts vom Miſſouri getrieben, wurde dort den Wenigen, welche noch übrig ſind, ein Landſtrich für ewige Zeiten, wie ſchon ein Dutzend Mal zuvor, angewieſen. Bei jeder Vertreibung wurden ſie wider ihren Willen von den Gräbern ihrer Väter und ihrer Kinder getrennt und nun hat man ſie unter neüe Feinde verſetzt, wo ſie ſogleich bei ihrer Ankunft die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen und für den Boden kämpfen mußten, auf den man ſie verſetzt hatte. Es gibt wohl keinen Stamm, für deſſen Bekehrung zum Chriſtenthum größere und anhaltendere Bemühungen gemacht worden wären; aber von den Miſſionaren der Mähriſchen Brüder, welche zuerſt in dieſer Abſicht zu ihnen kamen, bis auf den heütigen Tag iſt Alles vergeblich geweſen.

Digitized by Google

Dieſe Abneigung gegen das Chriſtenthum hat wol ihren natürlichen Grund in der Treülosigkeit, mit der ſie beſtändig von den Weißen behandelt wurden; es haben ſich dadurch Vorurtheile bei ihnen feſtgeſetzt, die jeden geiſtigen Fortſchritt unmöglich machen.

Dieſer Stamm, welcher einſt aus 10,000 — 15,000 Köpfen beſtand, zählt deren gegenwärtig kaum 800, die in den letzten fünfzig oder ſechszig Jahren in den Staaten Ohio und Indiana wohnten. Dort wurde das ihnen vorbehaltene Land bald überall von den Weißen umgeben und da ſie dieſe nicht gern zu Nachbarn haben, ſo verkauften ſie ihr Land und wanderten weſtlich vom Miſſiſſippi. Es iſt jedoch faſt unmöglich, ſie dort zu finden, indem ſie beſtändig auf Jagd- oder Kriegs-Zügen umherſchwärmen. Auch bietet ihnen das wilde Land, in welches man ſie verpflanzt hat, hinreichende Gelegenheit, dieſen Lieblings-Neigungen zu fröhnen, und da ſie beſtändig in kleinen Parteien umherziehen, ſo werden ſie bald von ihren Feinden vertilgt ſein und die Regierung, welche ihnen verſprach, daß dieſe Verſetzung die letzte ſein ſolle, wird ihre Ehre gerettet haben.

Auf meinen Reiſen am oberen Miſſouri und im Felſen-Gebirge erfuhr ich zu meinem größten Erſtaunen, daß dieſe kühnen Indianer in kleinen Trupps von ſieben oder acht Mann jene mehr als 400 Meilen entfernten Stämme beſucht hatten, und nachdem ſie von dieſen gaſtlich bewirthet worden, feierlich einen ewigen Frieden mit ihnen geſchloſſen, Geſchenke von ihnen empfangen und herzlichen Abſchied genommen, brachte doch jeder von ihnen einen Skalp mit nach Hauſe; daſſelbe Spiel wiederholten ſie auf dem Rückwege, der ſie durch andere friedliche Stämme führte.

Es gibt unter dieſem Stamme einige Haüptlinge, deren Leben ſo außerordentlich iſt, daß eine genaue Schilderung deſſelben gewiß großes Intereſſe darbieten würde, und ich bin nicht abgeneigt, künftig einmal dieſe Arbeit zu unternehmen.

Mo-hi-con-niuhs oder Mohigans (gute Bootsleüte).

Nur 400 Perſonen ſind von dieſem einſt mächtigen Stamme übrig; ſie bewohnen einen fruchtbaren Landſtrich, den ihnen die Regierung im Gebiete Wisconſin am Winnebago-See, nahe der Green-Bai, angewieſen hat, wo ſie ſich ganz wohl befinden, da ſie aus ihrem früheren Wohnſitze im Staate Maſſachuſetts die Kenntniß des Ackerbaues mitgebracht haben.

Es ſind dies die Reſte des früher mächtigen und berühmten Stammes der Pequots in Maſſachuſetts. Während ihrer Kriege und Streitigkeiten mit den Weißen trennte ſich ein beträchtlicher Theil des Stammes von den Übrigen und bildete unter der Anführung eines civiliſirten Haüptlings einen eigenen Stamm, der ſich Mo-hih-con-niuhs nannte, ein Name, den ſie bis auf den heütigen Tag beibehalten haben. Der andere Theil des Stammes iſt längſt verſchwunden.

Ich malte den Haüptling des Stammes Ih-tau-o-kaum (beide Seiten

Digitized by Google

des Fluſſes), einen ſehr ſchlauen und intelligenten Mann und aufrichtigen Chriſten, ſo wie Waun-nah-cou (die Schüſſel) und John W. Quinney, welcher eüropäiſche Kleider trug, gut Engliſch ſpricht, baptiſtiſcher Miſſions-Prediger und ein tüchtiger Redner iſt.

O-nei-da's.

Dieſer einſt zahlreiche Stamm iſt durch Kriege mit den Weißen, durch Branntwein und Blattern auf 500—600 Seelen zuſammengeſchmolzen, die auf den ihnen vorbehaltenen Ländereien im Staate Neü-York, bei Utica an den Ufern des Mohawk-Fluſſes, im elendeſten Zuſtande leben. Der Stamm gehörte zu dem Bunde der Sechs Nationen und iſt ſehr berühmt in der fruheren Geſchichte Neü-York's.

Tus-ka-ro-ra's.

Die Tus-ka-ro-ra's gehörten ebenfalls zu dem Bunde der Sechs Nationen, waren einſt zahlreich, zählen aber jetzt nur 500 Köpfe, die gegenwärtig einen ſchönen Landſtrich bei Buffalo im Staate Neü-York, von den Anſiedlungen der Weißen umgeben, bewohnen; Viele von ihnen ſind tüchtige Landwirthe, die reiche Ärnten gewinnen. Der Sohn des Haüptlings Cuſik, welcher in einem unſerer öffentlichen Inſtitute erzogen wurde, iſt jetzt Baptiſten-Prediger und, wie man mir ſagte, ein ſehr tüchtiger Redner.

Sen-e-ca's.

Der Überreſt dieſes Stammes, etwa 1200 Köpfe, wohnt im Staate Neü-York bei Buffalo, einige Engliſche Meilen vom Niagara-Falle. Früher lebte der Stamm an den Ufern der Seen Seneca und Cayuga, aber gleich allen anderen Stämmen, welche „dem Fortſchreiten der Civiliſation" im Wege ſtanden, haben ſie wiederholt ihre Ländereien verkauft und ſind immer weiter nach dem Weſten verſetzt worden; hieraus erklärt ſich die bei ihnen ſehr übliche Phraſe, daß „ſie der untergehenden Sonne folgen."

Als dieſe Indianer zuerſt der civiliſirten Welt bekannt wurden, zählten ſie 8000—10,000 Seelen und nahmen, wegen ihrer Stellung in der Mitte des Staates Neü-York, eine wichtige Stelle in der Geſchichte deſſelben ein. Die Seneca's waren immer einer der mächtigſten und thätigſten Stämme der Sechs Nationen. Es war dies ein von den ſechs Stämmen, den Senecas, Oneidas, Onondagas, Cayugas, Mohahks und Tuskaroras gebildeter Bund, der den Zweck hatte, ſich mit vereinter Kraft gegen die Angriffe benachbarter Stämme zu vertheidigen oder ſich den Einfällen der Weißen in ihr Gebiet zu widerſetzen. Ehe die Neüerungen der Weißen mit ihren zerſtörenden Kriegs-Werkzeügen, mit Branntwein und Blattern in das Land eindrangen, war der Bund ſtets ſiegreich und verbreitete überall Furcht und Schrecken. Die Kriegs-

Digitized by Google

züge deſſelben erſtreckten ſich bis Connecticut, Maſſachuſetts, Virginien, ja ſelbſt bis nach den beiden Carolinas, und überall waren ſie ſiegreich. Aber ihre vereinigte Macht war nicht im Stande, der verheerenden Fluth zu widerſtehen, die unaufhaltſam in ihr Gebiet einbrach, ſie von Land zu Land vertrieb und die meiſten in ihren Wellen begrub.

Von den Überreſten dieſes Bundes ſind die Senecas noch die zahlreichſten; an ihrer Spitze ſtand ein bejahrter Haüptling, der in den Vereinigten Staaten unter dem Namen „Rothrock" bekannt iſt. Ich malte ihn in ganzer Figur und zwar nach ſeinem Wunſche „auf dem Tafel-Felſen am Niagara-Falle ſtehend, weil nach ſeinem Tode ſein Geiſt ſich dort aufhalten werde."

Dieſer Mann war viele Jahre lang der erſte Haüptling der zerſtreüten Überreſte der Sechs Nationen, von denen ein Theil in der Nähe der Senecas lebt und die Alle zuſammen vielleicht 4000 Köpfe zählen und 200,000 Acres trefflichen Landes beſitzen. Von den Stämmen, welche den Bund bildeten, wanderten vor etwa 50 Jahren die Mohahks und Cayugas größtentheils nach Kanada und ließen die Senecas, Tuscaroras, Oneidas und Onondagas im Staate Neü-York im Beſitze fruchtbarer Ländereien, ganz von Weißen umgeben, zurück. Jetzt haben die Senecas und die anderen Überreſte der Sechs Nationen im Staate Neü-York in Folge eines Vertrages eingewilligt, ſich in das ihnen weſtlich vom Miſſiſſippi angewieſene Land zu begeben, welches mehr als 250 Meilen von ihrem gegenwärtigen Wohnſitze entfernt iſt.

Der Haüptling Rothrock galt für einen der größten Redner und er war jedenfalls ausgezeichneter durch ſeine Beredſamkeit und ſeinen Einfluß bei den Berathungen, als durch Kriegsthaten. Wenn die Geſchichte in letzterer Beziehung nicht viel von ihm zu ſagen weiß, ſo hat dies wol größtentheils darin ſeinen Grund, daß die Kriege ſeiner Nation ausgefochten wurden, ehe er daran Theil nehmen konnte und daß der größere Theil ſeines Lebens in die Zeit des Verfalls ſeines Stammes fiel, wo es, ſtatt der Schrecken eines Indianer-Krieges, einen gefährlicheren und zerſtörenderen Feind, nämlich die hinterliſtigen Eingriffe der bleichen Geſichter, zu bekämpfen galt, denen er viele Jahre hindurch zu widerſtehen bemüht geweſen iſt. Armer alter Mann — nicht die Beredſamkeit eines Cicero oder Demoſthenes würde das Unheil von Deinem untergehenden Volke abzuwenden, noch dem habſüchtigen weißen Manne zu widerſtehen vermögen, der ſeine Hand nur freigebig öffnet, um die Argloſen und Unwiſſenden um ſo ſicherer zu verderben.

Seit einer Reihe von Jahren hat dieſer talentvolle alte Mann ſowol bei dem Gouverneur von Neü-York, als bei dem Präſidenten der Vereinigten Staaten Vorſtellungen gegen die Eingriffe der weißen Männer gemacht, die, wie er ſagte, alle Mittel aufböten, um den Rothen ihre Lande zu entreißen, das Wild zu vertilgen und ſein Volk mit abſcheülichen Laſtern bekannt zu machen. Am heftigſten hat er aber gegen das Predigen der Miſſionare geſprochen; dieſe Schwarzröcke, wie er die Geiſtlichen nennt, hätten mehr Unheil als Gutes geſtiftet, indem ſie Zweifel und Uneinigkeit unter ſeinem Volke erregt, wodurch der Friede geſtört, die Wohlfahrt gefährdet und ſelbſt

Digitized by Google

die Exiſtenz ſeines Stammes bedroht werde! Um ſeinen Kummer zu verſcheüchen hatte er ſich zuletzt dem Branntweintrinken ergeben und ſtarb vor einigen Jahren in ſeinem Dorfe bei Buffalo. Der berühmte Schauſpieler Herr Placide hat ſein Grab mit einem ſchönen und paſſenden Denkmal geſchmückt und wie ich höre wird mein Freünd William L. Stone ihm ein noch dauernderes Denkmal errichten, indem er im Begriffe ſteht, eine Lebens-Beſchreibung dieſes außerordentlichen Mannes herauszugeben.

Es gibt kein beſſeres Volk als die Seneca-Indianer; ſie ſind von Allen, die ich kenne, die talentvollſten und geiſtreichſten, und ſie würden die beſten Nachbaren ſein, wenn man ſie den Ränken, Verführungen und dem Branntwein der weißen Männer entziehen könnte. Sie haben die Jagd faſt ganz aufgegeben und ſind tüchtige Landbauer geworden, die reiche Ärnten gewinnen und einen Überfluß an Schweinen, Rindvieh und Pferden, ſo wie andere Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens beſitzen.

Irokeſen.

Die Irokeſen bildeten einſt einen der zahlreichſten nnd mächtigſten Stämme, die jemals in den nördlichen Gegenden dieſes Landes gelebt haben und ſind jetzt faſt ganz vertilgt. Sie bewohnten einen weiten Landſtrich zwiſchen den Ufern des Lorenz-Stromes und dem Champlain-See und beherrſchten zuweilen durch Eroberung das ganze Land bis zu den Geſtaden des Erie-, Huron- und Michigan-Sees; aber ihre beſtändigen Kriege mit den Franzoſen, Engländern und Indianern, ſo wie Ausſchweifungen uud Krankheiten, haben ſie faſt ganz aufgerieben. Die wenigen Überreſte ſind längſt in andere Stämme aufgenommen worden.*) Ich habe von dieſem Stamme nur einen, Not-o-wä (Denker), gemalt. Er war ein vortrefflicher Menſch; ich unterhielt mich haüfig mit ihm und gewann ihn ſehr lieb. Die frühere Geſchichte ſeines Stammes, ſo wie der gegenwärtige Aufenthalt und Zuſtand der wenigen noch vorhandenen, zerſtreüten Überreſte ſchienen ihm völlig unbekannt zu ſein. Er erzählte mir jedoch, daß er immer gehört habe, die Irokeſen hätten faſt die ganze Welt erobert; aber der Große Geiſt, erzürnt darüber, daß ſein Lieblings-Volk ſo viele Menſchen erſchlagen, beſchloß, es zu ſtrafen und ſandte eine furchtbare Krankheit, welche die meiſten Irokeſen hinwegraffte, während alle übrigen, welche aufgefunden werden konnten, von ihren Feinden getödtet

*) Einige Schriftſteller haben die Sechs Nationen mit dem Namen Irokeſen bezeichnet — in wie weit dies richtig iſt, will ich nicht entſcheiden; ſo viel iſt indeß gewiß, daß nicht der ganze Stamm der Irokeſen zu jenem Bunde gehörte. Ihre urſprüngliche Heimath waren die Ufer des Lorenz-Stromes, und obgleich ein Zweig ihrer Nation, die Mohahks, einen mächtigen Theil jenes Bundes bildeten, ſo redeten doch die übrigen Mitglieder deſſelben verſchiedene Sprachen, und ein großer Theil der Irokeſen zog weiter nach Norden und nach Oſten, ſtatt an den beſtändigen Kriegen der Sechs Nationen Theil zu nehmen. Dieſen Theil des Stammes meine ich, wenn ich ſage, daß derſelbe faſt ganz erloſchen ſei, und dieſem Zweige gehört der von mir gemalte Irokeſe an.

Digitized by Google

wurden. Da ich gemacht hätte, daß er „nach dem Tode leben werde", ſo geſtand er mir, er ſei zwar ſtolz darauf, ein Irokeſe zu ſein, wünſche aber doch allgemein für einen Tſchippewäh gehalten zu werden, damit er ſo lange leben könne, als der Große Geiſt ihm bei ſeiner Erſchaffung beſtimmt habe.

Seitdem dies Kapitel geſchrieben worden, hat die Regierung alle darin erwähnten Stämme und Überreſte von Stämmen auf die Weſtſeite des Miſſiſſippi und Miſſouri übergeſiedelt, ihnen dort Land angewieſen und zugleich für die weiten, von ihnen abgetretenen Landſtriche eine jährliche Rente ausgeſetzt*) Unter der Präſidentſchaft des Generals Jackſon wurde, trotz vieler Oppoſition, die Politik, alle halbciviliſirten und Gränz-Indiäner auf die Weſt-Seite des Miſſiſſippi zu verſetzen, eifrig durchgeführt. Es wird ſich in wenigen Jahren zeigen, ob dieſe Politik die richtige war oder nicht. Ich werde ſpäter Gelegenheit haben, mehr über dieſen Gegenſtand zu ſagen.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Flachköpfe. Nez percés. — Geſandtſchaft der Flachköpfe über das Felſen-Gebirge nach St. Louis. — Lee und Spalding gehen als Miſſionare über das Felſen-Gebirge hinüber. — Tſchinuhks. — Das Flachdrücken der Köpfe. — Die Wiege. — Schädel der Flachköpfe. — Ähnlicher Gebrauch bei den Tſchoktahs. — Sage der Tſchoktahs. — Merkwürdige Geräthſchaften der Tſchinuhks, Klickatacks, Tſchuhavlas und Na-as. — Karakter und Geſinnung der Indianer am Columbia-Fluſſe.

Nachdem wir die Stämme an der Atlantiſchen Küſte, an den Gränzen von Mejico und Kanada flüchtig betrachtet haben, wollen wir uns einen Augen" blick an die Geſtade des Großen Oceans, an die Mündung des Columbia, verſetzen.

Flachköpfe.

Der zahlreiche Stamm der Flachköpfe bewohnt die Ufer des Columbia-Fluſſes und einen weiten Landſtrich im Süden deſſelben, welcher äußerſt unfruchtbar und in manchen Gegenden ganz von Wild entblößt iſt, ſo daß ſie von Wurzeln, die ſie aus der Erde graben, und von Fiſchen leben müſſen. Sie ſind daher im Allgemeinen arm und ſchlecht gekleidet und in keiner Be-

*) Die Lage ihrer gegenwärtigen Wohnſitze zwiſchen der Gränze der civiliſirten Welt und den wilden ungebändigten Stämmen hat Catlin auf einer Karte dargeſtellt, deren Angaben ich auf die Karte Nr. 3 der 8ten oder Ethnographiſchen Abtheilung meines Phyſikaliſchen Atlas übergetragen habe, auf der auch noch andere ebenfalls dahin verpflanzte Stämme nachgewieſen ſind, über die Catlin in den folgenden Kapiteln ſpricht. — Berghaus.

ziehung mit den früher erwähnten Indianern im Oſten der Felſen-Gebirge, die im Lande der Büffel leben, zu vergleichen.

Die gewöhnlich mit dem Namen der Flachköpfe bezeichneten Indianer ſind in viele Banden getheilt, und obgleich ſie unſtreitig ihren Namen von dem Gebrauche, den Kopf platt zu drücken, erhalten haben, ſo gibt es doch nur ſehr wenige unter ihnen, welche dieſen ſonderbaren Gebrauch noch beibehalten haben.

Die Nez percés, welche an dem oberen Theile des Columbia-Fluſſes im Gebirge wohnen, gehören zu dieſem Stamme, obgleich das Plattdrücken der Köpfe, wie es bei den weiter ſtromabwärts und an der Mündung wohnenden Indianern gebräuchlich iſt, bei ihnen ſelten vorkommt. Ich malte zwei junge Männer, Hih-oh'ks-te-kin (Kaninchen-Beinkleider) und H'co-a-h'co-a-h'cotes-min (Kopf ohne Horn), die einen reich verzierten Anzug trugen, den ſie von den Sioux erhielten, welche ſie freündlich aufnahmen, als ſie durch deren Gebiet paſſirten. Sie nahmen Theil an einer Geſandſchaft, die vor einigen Jahren über die Felſen-Gebirge herüber nach St. Louis kam, um ſich zu erkundigen, ob es wahr ſei, was einige weiße Männer ihnen geſagt hätten, nämlich, „daß unſere Religion beſſer ſei, als die ihrige und daß ſie Alle verloren ſeien, wenn ſie dieſelbe nicht annähmen."

Zwei alte, ehrwürdige Männer von dieſer Geſandſchaft ſtarben in St. Louis und ich reiſte mit jenen beiden jungen Männern über 400 Meilen weit zuſammen, als ſie in ihre Heimath zurükkehrten, und gewann ſie ſehr lieb. Der zuletzt Genannte ſtarb in der Nähe der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes an einer Krankheit, die er ſich unter den Weißen zugezogen hatte; der Andere kehrte glücklich zu ſeinen Freünden zurück, um ihnen die traurige Nachricht von dem Tode ſeiner Begleiter zu bringen, zugleich aber auch zu verkündigen, daß, der Verſicherung des Generals Clarke und mehrerer Geiſtlichen zufolge, Alles, was man ihnen über unſere Religion geſagt, wahr ſei und daß bald Miſſionare, gute und fromme Männer, zu ihnen kommen würden, um ſie im Chriſtenthume zu unterrichten, damit ſie Alle an den Segnungen deſſelben Theil nehmen könnten.

Als ich zuerſt von dieſer außerordentlichen Geſandſchaft hörte, konnte ich kaum daran glauben, bis eine Unterredung mit dem General Clarke alle meine Zweifel beſeitigte. Auch iſt den beiden Geiſtlichen Lee und Spalding, die mit ihren Frauen den rauheſten und wildeſten Theil der Felſen-Gebirge überſtiegen, das ſchöne Werk, welches ſie unternommen, vollſtändig gelungen und ſie haben der Welt auf überzeügende Weiſe bewieſen, daß die Indianer in ihrem Natur-Zuſtande ein ſanftes und freündliches Volk und geiſtiger Vervollkommnung fähig ſind.

Ich bin ſtets der Meinung geweſen, daß die frommen Männer ſich in die Wildniß, außer dem Bereich und dem Einfluſſe der civiliſirten Verderbniß begeben müßten und ich ſprach dies auch gegen Herrn Spalding und ſeine Frau aus, als ich Beide auf dem Wege nach ihrem fernen Beſtimmungsorte in Pittsburgh traf. Einige Jahre ſpäter ſprach ich Herrn Lee und andere

Digitized by Google

Mitglieder der Miſſion, ſo wie auch Perſonen, welche die Niederlaſſung beſuchten, und nach Allem, was ich gehört habe, iſt das Unternehmen jener edlen Männer durch den glänzendſten Erfolg gekrönt worden und hat die ſo oft gehörte Behauptung, „daß die Indianer niemals civiliſirt oder Chriſten werden könnten,“ ſiegreich widerlegt. Auf ihrer langen Reiſe, ſo wie an dem Orte ihrer Anſiedlung wurden die Frauen von den Wilden ſtets mit der größten Freündlichkeit und Achtung behandelt, und es beſtätigt dies abermals die Verſicherungen der Reiſenden in jenen Ländern, daß die Indianer in ihrem urſprünglichen Zuſtande ein freundliches und vortreffliches Volk ſind.

Tſchinuhks.

Sie bewohnen den unteren Theil des Columbia-Fluſſes, bilden nur einen kleinen Stamm und müßten eigentlich unter dem Namen der Flachköpfe aufgeführt werden, da ſie die einzigen ſind, welche ſtreng an dem Gebrauche des Plattdrückens der Köpfe feſthalten. Das Verfahren dabei iſt folgendes: Man legt die Kinder auf ein ſtarkes Brett, bindet ſie darauf feſt, ſo daß ſie ſich nicht rühren können, und während der Hinterkopf auf einem Kiſſen von Moos oder Kaninchen-Fellen ruht, wird an dem oberen Theile des Brettes ein anderes ſo befeſtigt, daß es ſchräg über den Kopf des Kindes hinwegliegt; dies Brett wird nun mittelſt eines Strickes, welcher es in ſeiner Lage erhält, täglich etwas mehr herab gezogen, bis es endlich die Naſe berührt, ſo daß der Kopf von dem Scheitel bis zur Naſenwurzel eine gerade Linie bildet.

Es ſcheint dies ein ſehr grauſames Verfahren zu ſein, ich zweifele jedoch, daß es viele Schmerzen verurſacht, da es in der früheſten Kindheit vorgenommen wird, wenn die Knochen noch weich ſind und leicht ſich in jede beliebige Form bringen laſſen. Ein ſolcher Schädel hat im Profile oben nicht mehr als 1½ — 2 Zoll Breite, während er von vorn geſehen ſo breit iſt wie anderthalb gewöhnliche Köpfe.

Zuweilen legt man die in Kaninchen-Felle gekleideten Kinder, deren Kopf man flach drücken will, in einen aus Holz geſchnitzten Kaſten, deſſen Höhlung eben fur den Körper groß genug iſt. Hier bleiben ſie mehrere Wochen liegen und das über der Stirn befeſtigte Brett wird nur hinweggenommen, wenn die Mutter dem Kinde die Bruſt geben will. An dem Kaſten befindet ſich ein Riemen, den die Mutter über die Stirn zieht, während das Kind auf ihrem Rücken hangt.

Die Kinder bleiben drei bis acht Wochen in dieſer Lage und wenn ſie während dieſer Zeit ſterben, ſo wird die Wiege zugleich ihr Sarg, der auf irgend einen heiligen Teich geſetzt wird, wohin ſie auch oft die Kanoes mit den Leichen älterer Perſonen bringen, während ſie dieſelben auch in Felle eingewickelt auf Baüme legen, bis das Fleiſch verweſt und die Knochen getrocknet ſind; dann werden dieſelben, ſorgfältig in Haüte eingewickelt und mit Rudern, Schaufeln zum Waſſerausſchöpfen, Lebensmitteln und Pfeifen verſehen, in

Digitized by Google

ein Kanoe gelegt, damit es dem Verſtorbenen „auf ſeiner langen Reiſe zu den Jagd-Gefilden“ an nichts fehle.

Das Plattdrücken der Köpfe iſt gewiß einer der unerklärlichſten und ſinnloſeſten Gebraüche, der ſich unter den Nordamerikaniſchen Indianern findet. Über den Urſprung und Zweck deſſelben weiß Niemand etwas anzugeben. Die Indianer haben viele wunderliche und lächerliche Gebraüche, die gewiß nur dem Zufall ihre Entſtehung verdanken und, gleich manchen Gebraüchen in der civiliſirten Welt, keinen wirklichen Nutzen haben, dennoch aber lange Zeit beibehalten werden, weil die Vorfahren es ebenſo gemacht haben. Die meiſten Indianiſchen Gebraüche, namentlich diejenigen, deren Ausübung mit großem Schmerze verbunden iſt, ſind auf höchſt merkwürdige Weiſe mit der Erlangung irgend eines guten oder nützlichen Zweckes verbunden. Es dürfte aber wol nie gelingen, einen ſolchen Zweck bei dem in Rede ſtehenden unſinnigen Gebrauche nachzuweiſen, der leider bei dieſem unwiſſenden Volke entſtanden iſt, deſſen Aberglauben ihm nicht geſtattet, denſelben aufzugeben.

Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß dieſer auffallende Gebrauch nicht dieſem Stamme eigenthümlich iſt, ſondern bis vor Kurzem auch bei den Tſchoktahs und Tſchickaſahs üblich war, die einſt einen großen Theil der Staaten Miſſiſſippi und Alabama inne hatten, wo Hunderte von ihren Schädeln das Geſagte unwiderleglich beweiſen.

Die jetzt lebenden Tſchoktahs drücken ihre Köpfe nicht mehr platt; ſie haben dieſen Gebrauch, ſo wie den Medicin-Beütel und ſo manches Andere, auf die Verſicherung der Weißen Männer, daß dies Alles unnütz und lächerlich ſei, aufgegeben. Während meines Aufenthaltes unter den Tſchoktahs konnte ich über dieſen Gebrauch weiter nichts erfahren, als daß „ihre alten Leüte ſich erinnerten, davon gehört zu haben.“ Die Entfernung der Tſchoktahs von den Tſchinuhks beträgt gewiß 500 — 600 Meilen und da auf dieſer ganzen Strecke kein Stamm lebt, bei welchem ſich dieſer Gebrauch findet, es auch nicht wahrſcheinlich iſt, daß zwei Stämme im Natur-Zuſtande gleichzeitig auf eine ſo eigenthümliche Abgeſchmacktheit verfallen werden, ſo kommt man unwillkürlich zu dem Schluſſe, daß dieſe Stämme in früherer Zeit einander benachbart gelebt oder zu derſelben Familie gehört haben müſſen, durch Zeit und Umſtände aber allmälig ſo weit von einander getrennt worden ſind. Es ſpricht dies keineswegs für die Annahme, daß alle Stämme aus einem gemeinſamen Stamme hervorgegangen ſind, ſondern es beweiſt nur, mit welcher Hartnäckigkeit dieſes Volk an ſeinen Gebraüchen hangt. Viele dieſer Gebraüche ſind ſicher nicht allgemein, ſondern durch kleine Abtheilungen der Stämme von einem Ende des Kontinents zum anderen, oder von Ocean zu Ocean verpflanzt worden. Dergleichen Wanderungen ſind, wie bereits mehrfach gezeigt worden iſt, keineswegs unmöglich, da oft kleine Parteien im Kriege oder auf der Jagd vom Feinde abgeſchnitten werden und in dieſem Falle gezwungen ſind weiter zu wandern, da ſie ſich im Lande ihrer Todfeinde nicht aufhalten dürfen. Ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß entweder die Tſchinuhks vom Atlantiſchen Ocean nach Weſten gewandert, oder die Tſchoktahs von der Weſtſeite des

Digitized by Google

Felſen-Gebirges her gekommen ſind. Ich bedauere daher ſehr, daß ich nicht im Stande geweſen bin, die Sprachen dieſer beiden Stämme zu vergleichen, doch kann, wenn ſie benachbart lebten, der eine Stamm von dem anderen jenen Gebrauch entlehnt haben, ohne daß eine Verwandſchaft der Sprachen vorhanden zu ſein braucht.

Während meines Aufenthalts bei den Tſchoktahs erzählte mir einer ihrer Haüptlinge eine Sage, die ſehr für die Annahme zu ſprechen ſcheint, daß ſie aus großer Entfernung von Weſten, wahrſcheinlich von jenſeit der Felſen-Gebirge her gekommen ſind; die Sage lautet: „Vor ſehr vielen Wintern fingen die Tſchoktahs an, das von ihnen bewohnte Land, welches weit im Weſten von dem großen Fluſſe und den Schneebergen liegt, zu verlaſſen und waren viele Jahre unterweges. Ein großer Medicin-Mann führte ſie den ganzen Weg, indem er mit einem rothen Stabe vor ihnen herging, den er an jedem Abend da, wo ſie lagerten, in die Erde ſteckte. Dieſen Stab fand man an jedem Morgen gegen Oſten geneigt und der Medizin-Mann ſagte ihnen, daß ſie ſo lange oſtwärts wandern müßten, bis der Stab in ihrem Lager aufrecht ſtehen bleibe; dies ſei dann die Stelle, welche der Große Geiſt zu ihrem Wohnſitze beſtimmt habe. An einem Orte, den ſie Nah-ni-wa-ji (den abſchüſſigen Berg) nannten, ſtand endlich der Stab aufrecht in ihrem Lager, welches eine (Engliſche) Meile im Quadrat hatte, und worin die Männer auf der Außenſeite, die Frauen und Kinder in der Mitte gelagert waren, und dies iſt noch bis auf dieſen Tag „der Mittelpunkt der alten Tſchoktah-Nation.“

In der Umgegend der Mündung des Columbia-Fluſſes leben, außer den Tſchinuhks, noch die Klick-a-taks, Tſchihailas, Na-as und mehrere andere Stämme. Die Frauen der Na-as tragen in der Unterlippe einen Holzpflock, ein Gebrauch *), der eben ſo unerklärlich iſt, wie das Plattdrücken des Kopfes. Dieſe Indianer weben aus geſponnenen Hundehaaren und Wolle des Bergſchafes ein dauerhaftes und glänzendes Zeüg, welches vollkommen den Vergleich mit Erzeügniſſen amerikaniſcher oder engliſcher Fabriken aushalten kann.

Die Indianer, welche die rauhen, wilden Felſen-Gebirge bewohnen, ſind hauptſächlich die Schwarzfuß- und Krähen-Indianer, von denen bereits die Rede war; ferner die Schoſchonihs oder Schlangen-Indianer, ein Theil der Camantſchen, welche dieſelbe Sprache reden; die Schoſchokihs oder Wurzel-Gräber, welche mit den Arabohos und Nawahos die ſüdlichen Theile dieſes weiten und wilden Landſtriches bewohnen, die weſtlichen Nachbarn der Camantſchen ſind und Santa-Fé im Süden, und die Küſte von Californien im Weſten haben. Von den Schoſchonihs und Schoſchokihs bezeügen alle Reiſenden, welche ſie beſuchten, einſtimmig, daß ſie ein gutmüthiges, gaſtfreies und harmloſes Volk ſind; ſo Parker in ſeiner Reiſe über die Felſen-Gebirge, Lewis und Clarke, Kapitän Bonneville und Andere.

In Bezug auf die Indianer des Columbia-Stromes will ich hier noch das Zeügniß des Herrn Beaver, eines ſehr achtungswerthen engliſchen Geiſt-

*) Derſelbe Gebrauch findet ſich bekanntlich auch bei den Botocuden in Braſilien.

lichen, der mehrere Jahre unter dieſem Volke lebte, mittheilen; er ſchrieb mir Folgendes: „Ich bin ſtets mit Vergnügen bereit, meine vollkommene Übereinſtimmung mit dem auszuſprechen, was Sie, ſowol in Ihren Vorleſungen, als in Privat-Unterhaltugen über den vielfach verleümdeten Karakter unſerer rothen Brüder längs des ganzen Columbia-Fluſſes, namentlich in Bezug auf ihre Biederkeit, Gaſtlichkeit und Friedfertigkeit geaüßert haben. Wo ſich dort einmal das Gegentheil gezeigt hat, da trägt nach meiner feſten Überzeügung die Verworfenheit und Betrügerei der weißen Pelzhändler die Schuld.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Schawano's. — Der Schahnih-Prophet und ſeine Verrichtungen. — Tſchirokihs. — Crihks. — Tſchoktahs. — Ballſpiel. — Adler-Tanz. — Sage von der großen Fluth und einem Zuſtande nach dem Tode. — Urſprung der Krebs-Bande.

Es iſt bereits früher die Rede geweſen von den Stämmen, welche weſtlich vom Miſſouri und nördlich von St. Louis verſetzt worden ſind. Ich will jetzt über einen anderen in dieſelbe Gegend verpflanzten Stamm einige Worte ſagen und dann zu den in der Nähe des Forts Gibſon angeſiedelten Stämmen — den Tſchirokihs, Crihks, Tſchoktahs, Tſchikaſahs, Seminolen und Jutſchihs (Euchees) übergehen.

Schawano's.

Die Geſchichte dieſes Stammes iſt ſo eng mit derjenigen der vereinigten Staaten und des Revolutions-Krieges verbunden, daß ſie im Allgemeinen gut bekannt iſt. Der Stamm bewohnte früher einen großen Theil der Staaten Pennſylvanien, Neü-Jerſey und in den letzten ſechszig Jahren einen Theil der Staaten Ohio und Indiana, wohin ſie verſetzt worden waren. Gegenwärtig lebt ein beträchtlicher Theil von ihnen mehrere hundert Engliſche Meilen weſtlich vom Miſſiſſippi, wo die Regierung ihnen für das im Staate Ohio abgetretene Gebiet einen Landſtrich angewieſen hat und man hofft, daß der Reſt des Stammes auch bald dorthin wandern wird. Man hat behauptet, der Stamm ſei aus Florida gekommen; allein ich kann dies nicht glauben, denn der Umſtand, daß in Florida ein Fluß den Namen Su-wa-nih führt, worin man eine Ähnlichkeit mit dem Stamm-Namen Sha-wa-no hat finden wollen, iſt kein hinreichender Beweis. Sie haben, ſo weit unſere beglaubigte Geſchichte zurückgeht, an der Atlantiſchen Küſte, an der Delaware- und der Cheſapeak-Bucht gewohnt, von wo aus ſie im Kampfe gegen alle Arten von Ränken, gegen Bajonette und Krankheiten, durch Pennſylvanien, Delaware,

Digitized by Google

Ohio, Indiana, Illinois und Miſſouri nach ihrem jetzigen Wohnſitz am Konzas-Fluſſe, mehr als 300 Meilen von ihrer Heimath, gezogen ſind.

Sie waren an der Atlantiſchen Küſte Nachbaren der Delawaren, bekämpften bald ihre Feinde gemeinſchaftlich, bald ſich unter einander, bis endlich die Reſte beider Stämme, die das Unglück ihrer Nation überlebten, zuſammen in die weſtliche Wildniß wanderten und ſich dort als Nachbaren anſiedelten, wo ſie der Tod hoffentlich von der Nothwendigkeit, abermals eine neüe, noch entferntere Heimath zu ſuchen, befreien wird. Auf ihrer langen Wanderung ließen ſie ſich in dem ſchönen und berühmten Thale von Wy-o-ming nieder und erklärten dort bleiben zu wollen, bald aber mußten ſie auch die lieblichen Ufer des Susquehanah und die Gräber der Ihrigen verlaſſen, worauf ſie zuerſt in die Alleghany-Gebirge, dann an den Ohio und ſo immer weiter zogen, bis ſie endlich durch den „großen Beſchützer aller rothen Kinder“ in ihren gegenwärtigen Wohnort verſetzt wurden.

Es ſind gegenwärtig von dieſem Stamme etwa noch 1200 Perſonen übrig, von denen eine geringe Zahl ſich mit dem Ackerbau beſchäftigt und ein fleißiges, mäßiges und religiöſes Völkchen bildet, während der größere Theil ein elendes, abhangiges Leben führt und dem Branntwein übermäßig ergeben iſt.

Kein Stamm hat eine intereſſantere Geſchichte und keiner hat mehr berühmte Männer hervorgebracht, als die Schawanos. Der große Tecumſeh, auf den ich hier nicht eingehen kann, war Haüptling dieſes Stammes und wol der ausgezeichnetſte Indianer ſeiner Zeit.

Der gegenwärtige Haüptling, Lä-lah-ſchih-kah (der den Fluß hinaufgeht) iſt ein alter, ausgezeichneter Mann mit einem ſchönen, geiſtreichen Kopfe. Seine Ohren waren aufgeſchlitzt und hingen bis auf die Schultern herab, ſo daß man die ganze Hand durch die Öffnung ſtecken konnte. Es iſt dies ein Gebrauch, auf den ſie großen Werth legen; ſie trennen zu dieſem Zwecke den Ohrrand mit einem Meſſer ab und hängen ſchwere Gegenſtände daran, um ihn ſo weit als möglich herabzuziehen; in der dadurch entſtehenden Öffnung tragen ſie bei feierlichen Gelegenheiten ein Bündel Pfeile oder Federn.

Ten-ſquah-ta-wä (die offene Thür), gewöhnlich der Schahnih-Prophet genannt, iſt wohl einer der merkwürdigſten Menſchen, die ſeit langer Zeit an der Gränze gelebt haben. Er iſt der Bruder Tecumſeh's und ebenſo berühmt durch ſeine „Medizin,“ als jener durch ſeine Waffenthaten. Er war auf dem linken Auge blind und mit ſeinem „Medizin-Feüer“ in der rechten und der „heiligen Perlen-Schnur“ in der linken Hand, beſuchte er die meiſten der nordweſtlichen Stämme und warb überall Krieger für Tecumſeh an, welcher eine Vereinigung aller Indianer an der Gränze zur Vertreibung der Weißen und zur Vertheidigung der Rechte der Indianer zu bilden beabſichtigte, da für dieſelben, wie er ſagte, auf andere Weiſe kein Schutz zu erlangen ſei. Um dieſen gewiß ganz richtig entworfenen, großartigen Plan auszuführen, wanderte nun ſein Bruder, der Prophet, zu den Stämmen am oberen Miſſouri, wo ſeine Sendung einen erſtaunlichen Erfolg hatte. Er beſuchte die Dörfer ſeiner größten Feinde und andere, die niemals den Namen ſeines Stammes gehört hatten.

Digitized by Google

Überall verſchaffte ihm ſeine Medizin freündliche Aufnahme und es gelang ihm, 8000 — 10,000 Krieger anzuwerben, die durch Berührung des „Medizin-Feüers" und der „heiligen Perlen-Schnur" ſich eidlich verpflichtet hatten, ihm, ſobald er ſie aufrufe, zum Kampfe gegen die Weißen zu folgen und nicht umzukehren. Außer der genannten Medizin führte er noch die Figur eines todten Menſchen mit ſich, welche auf eine ſinnreiche Weiſe aus einem leichten Stoffe gemacht, mit einem dünnen Muſſelin-Überzuge verſehen war, und niemals geöffnet wurde. Auch an dieſer Figur befand ſich eine heilige Perlenſchnur, die jeder Angeworbene ebenfalls berühren mußte. Er hatte, wie ich bei meinem Aufenthalte unter dieſen Stämmen erfuhr, auf dieſe Weiſe die Sioux, Puncahs, Riccarrier, Mandaner und ſelbſt die Schwarzfüße beſucht und überall ſie ernſtlich ermahnt, niemals das Feüer in ihren Wigwams ausgehen zu laſſen, indem ihnen dies Unheil bringen werde. Als Alles vorbereitet war und die Krieger in wenigen Tagen aufbrechen wollten, wurden ſeine Pläne durch einige ſeiner politiſchen Feinde aus ſeinem eigenen Stamme, die ihm bis in jene fernen Gegenden gefolgt waren, vereitelt, indem ſie überall erklärten, daß er ein Betrüger und wer ihm folge ein Narr ſei. Um ſein Leben zu retten, mußte er ſich heimlich auf den Weg machen; er erreichte zwar ſeinen Stamm, aber der Tod Tecumſeh's und die Ränke ſeiner Feinde zerſtörten ſeine glänzenden Hoffnungen und zwangen ihn, den Reſt ſeines Lebens in Verborgenheit und einer Art von Ungnade zuzubringen, gleich allen Indianern, die „große Medizin" zu beſitzen vorgeben und auf irgend eine Weiſe den dadurch beabſichtigten Zweck verfehlen, denn ſie glauben, daß dies Mißlingen ein Beweis von dem Mißfallen des Großen Geiſtes ſei, der ſtets gerecht richte.

Ich hatte mehrere Unterredungen mit dieſem ſcharfſinnigen und einflußreichen Mann über ſeinen Bruder, von dem er ſehr offen und, wie es ſchien, mit großem Vergnügen ſprach; dagegen äußerte er ſich nie über ſeine großen Entwürfe. Er erzählte mir, daß Tecumſeh die Abſicht hatte, alle Indianer von Mexico bis zu den großen Seen in einen großen Bund zu vereinigen und auf dieſe Weiſe ein Heer aufzuſtellen, welches im Stande ſei, die Weißen zurückzutreiben, die immer weiter vordrängen, und die Indianer zuletzt zwingen würden, ihr Land zu verlaſſen und in das Felſen-Gebirge zu fliehen. Tecumſeh, ſagte er, ſei ein großer Krieger geweſen und nur ſein frühzeitiger Tod habe die Ausführung ſeiner großen Pläne vereitelt.

Gleich den Überreſten anderer Stämme, welche durch Vertilgung des Wildes in ihrem Gebiet und durch den Genuß des Branntweins in Armuth und gänzlichen Mangel verſetzt wurden, ſind die Schahwanohs Ackerbauer geworden und gewinnen jetzt Bohnen und Kartoffeln, und beſitzen Schweine und Pferde. Die Regierung hat auch mit dieſen, wie mit den meiſten anderen zerſtreüten Stämmen eine Übereinkunft wegen ihrer Verſetzung weſtwärts vom Miſſiſſippi abgeſchloſſen; es ſoll ihnen dort Land zum ewigen Eigenthum angewieſen werden, allein die Dauer dieſer „Ewigkeit" wird von Zeit und Umſtänden abhangen.

Digitized by Google

Tſchir=o=kihs.

Die Tſchirokihs leben in der Nähe des Forts Gibſon am Arkanſas=Fluſſe, 150 Meilen weſtlich vom Miſſiſſippi; es iſt dies etwa ein Drittheil des einſt ſehr zahlreichen und mächtigen Stammes, welcher einen bedeütenden Theil des Staates Georgia bewohnte, wo die Mehrzahl noch jetzt lebt. Die Trennung des Stammes wurde durch folgende Umſtände herbeigefürht. Die Central=Regierung hatte die Tſchirokihs durch feierliche Verträge als freie und unabhangige Nation anerkannt und ihnen zugleich das Recht zugeſtanden, ſich ſelbſt Geſetze zu geben. Einen ſolchen Staat im Staate wollte indeß die Regierung von Georgien nicht dulden und um die entſtandenen Zwiſtigkeiten zu ſchlichten, machte die Regierung der Vereinigten Staaten den Indianern wiederholt den Vorſchag, in die weſtlichen Gegenden auszuwandern, wo man ihnen einen ſchönen Landſtrich anweiſen wolle und wo ſie ungeſtört nach ihren eigenen Geſetzen leben könnten.

Der erſte Haüptling des Stammes, John Roß, ein civiliſirter und ſehr unterrichteter Mann, ſo wie mehrere der angeſehenſten, ihm untergebenen Haüptlinge weigerten ſich jedoch entſchieden, dieſen Vorſchlag anzunehmen und wohnen noch jetzt mit der bedeütenden Mehrzahl der Nation auf ihrem Gebiete in Georgien; nur ein Theil des Stammes, etwa 6000—7000 Köpfe, wanderten vor mehreren Jahren unter der Führung eines bejahrten, würdigen Haüptlings, Namens Dſchol=lih, nach dem Arkanſas=Fluſſe. Dieſer Mann hat, gleich ſehr vielen Tſchirockihs, eine Miſchung von weißem und rothem Blute in ſeinen Adern und namentlich bei ihm ſcheint das erſtere zu überwiegen.

Ich habe ſowol die weſtlichen, als die öſtlichen Wohnſitze dieſes intereſſanten Stammes beſucht und gefunden, daß die Tſchirokihs, ſo wie ihre Nachbaren, die Tſchoktahs und Krihks, in der Civiliſation bereits ſehr weit vorgeſchritten ſind.

Da, wie ich bereits mehrmals erwähnt habe, mein eigentlicher Zweck iſt, mich mit denjenigen Stämmen bekannt zu machen, die noch im Natur=Zuſtande leben, ſo werde ich die Tſchirokihs und andere Überreſte von Stämmen, die einſt die ſchönſten Theile der Vereinigten Staaten bewohnten und deren intereſſante und wichtige Geſchichte allgemein bekannt iſt, hier nur kurz berühren und dann wieder in die unbeſuchte Wildniß zurückkehren. Ich verlaſſe jedoch dieſen Gegenſtand, wie ich das mir liebgewordene Volk verließ, mit ſchwerem Herzen und wünſche ihm Erfolg und Segen des Großen Geiſtes, der allein das Verderben von ihnen abzuwenden vermag.

Die Tſchirokihs beſtehen in Allem aus etwa 22,000 Seelen, von denen 16,000 unter ihrem Haüptlinge John Roß noch in Georgien leben. Mit dieſem ausgezeichneten Manne war ich ſehr genau bekannt und trotz der Schmähungen ſeiner politiſchen Feinde fühle ich mich ermächtigt, ja verpflichtet, ein Zeügniß abzulegen für ſein anſpruchsloſes, feines Benehmen und

Digitized by Google

die Reinheit ſeiner Sprache, wovon er nie, weder in öffentlichen, noch in Privat-Unterredungen, abwich. *)

Außer den erwähnten Tſchirokihs in Georgien und bei dem Fort Gibſon leben noch einige hundert an den Ufern des Canadian-Fluſſes unter dem ausgezeichneten Haüptling Tutſch-ih (von den Weißen gewöhnlich „Dutch“ genannt), der ſowol durch ſeine Geſchichte, als durch ſeine ſchöne, männliche Figur und den Ausdruck in ſeinem Geſicht einer der außerordentlichſten Menſchen iſt, die gegenwärtig an der Gränze leben. Er begleitete das Dragoner-Regiment auf dem Marſche zu den Camanſchen als Führer und Jäger und ich hatte hier bei einem, mehrere Monate dauernden Beiſammenleben Gelegenheit, ſeinen Karakter zu ſtudiren und Zeüge ſeiner wunderbaren Geſchicklichkeit auf der Jagd zu ſein.

Aufgebracht über die beſtändigen Eingriffe, welche die Weißen an der Gränze des Landes der Tſchirokihs in Georgien ſich erlaubten und deren trauriges Reſultat er vielleicht vorherſah, forderte er Freiwillige auf, die nach dem Weſten auswandern wollten. Einige hundert Männer, Frauen und Kinder zogen mit ihm über den Miſſiſſippi und ließen ſich an den Quellen des White River (weißen Fluſſes) nieder, wo ſie blieben, bis auch dort die bleichen Geſichter erſchienen; ſie zogen dann über 100 Meilen weiter zu den Ufern des Canadian-Fluſſes, wo ſie die Oſagen, Camantſchen und andere Feinde von einem weiten Landſtriche vertrieben haben, den ſie jetzt als unbeſtrittenes Eigenthum bewohnen. Sie gewinnen dem Boden reiche Ärnten ab von Mais, Kartoffeln u. ſ. w., gehen nach Belieben auf die Büffel-Jagd oder folgen ihrer natürlichen Neigung zur Ausſchmückung ihrer Kleider und Kriegskeülen mit den Skalplocken ihrer Feinde.

Krihks oder Mus-ko-dſchihs.

Sie bewohnten, 20,000 Köpfe ſtark, bis vor Kurzem in den Staaten Miſſiſſippi und Alabama einen weiten Landſtrich, den ſie durch Übereinkunft mit der Regierung gegen ihren jetzigen Wohnſitz im Süden des Arkanſas neben den Tſchirokihs vertauſchten. Dort treiben ſie Ackerbau und haben ſich hübſche Haüſer gebaut, die zum Theil mit ausgedehnten Mais- und Weizen-Feldern umgeben ſind. Es gibt ſchwerlich ein ſchöneres Land auf der Erde, als das, welches die Krihks jetzt bewohnen und gewiß keinen Indianer-Stamm in Nord-Amerika, der weiter in den Handwerken und dem Landbau vorgeſchritten

*) Seitdem das Obige niedergeſchrieben wurde, iſt es der Regierung gelungen, die Tſchirokihs, welche in Georgien zurückgeblieben waren, zum Auswandern jenſeit des Miſſiſſippi zu bewegen, wo ſie ſich neben ihren alten Freünden, die, wie erwähnt, vor mehreren Jahren unter Dſcholli dorthin verpflanzt waren, anſiedelten. Auch mit den meiſten der übrigen in den letzten Kapiteln beſprochenen Stamm-Reſte hat die Regierung in Bezug auf ihre Verſetzung in den letzten Jahren Verträge geſchloſſen, ſodaß gegenwärtig nur noch einige Hundert Rothe Männer im Oſten des Miſſiſſippi leben, die wahrſcheinlich den anderen auch bald folgen werden.

Digitized by Google

wäre. Es iſt nichts Ungewöhnliches, einen Krihk zu ſehen, auf deſſen Pflanzung zwanzig bis dreißig Sklaven arbeiten, die ſie aus ihrem frühern Wohnſitze, einem Sklaven-Staate, mitgebracht haben und von denen auf ihrem langen und beſchwerlichen Marſche wol die Hälfte geſtorben iſt.

Sowol die Krihks als die Tſchirokihs und Tſchoktahs haben gute Schulen und Kirchen, die unter der Leitung trefflicher Männer ſtehen.

Zwei angeſehene Männer dieſes Stammes, Brüder und, wie ich glaube, Haüptlinge, habe ich gemalt, ſie ſind gewöhnlich in Calikot oder andere von den Weißen verfertigte Zeüge gekleidet, und ihren Anzug verzieren ſie auf phantaſtiſche, aber oft ſehr geſchmackvolle Weiſe, und namentlich verbrauchen ſie eine goße Menge von Glasperlen, die ſie theils um den Hals tragen, theils zur Verzierung der Mokaſſins und des ſchönen Gürtels verwenden.

Tſchoktahs.

Dieſer, aus 15,000 Seelen beſtehende Stamm, wurde vor einigen Jahren aus den nördlichen Theilen der Staaten Alabama und Miſſiſſippi ſüdwärts vom Arkanſas- und Canadian-Fluſſe verſetzt, wo ſie an das Gebiet der Krihks und der Tſchirokihs gränzen, denen ſie hinſichtlich der Civiliſation und der Lebensweiſe gleichſtehen.

Die Tſchoktahs ſcheinen mit ihrem Zuſtande zufrieden zu ſein und gleich den anderen Überreſten von Stämmen haben ſie noch ihre verſchiedenen Spiele beibehalten. Während meines Aufenthaltes unter ihnen ſchien die Zeit der Beluſtigungen oder irgend ein Feſt zu ſein, denn faſt der ganze Stamm verſammelte ſich täglich um die Wohnung des Agenten und unterhielt uns mit Wettrennen zu Pferde und zu Fuß, Tanz, Ringen, Ballſpiel u. ſ. w. Von allen dieſen Spielen iſt unſtreitig das Ballſpiel das intereſſanteſte und die Lieblings-Unterhaltung der ſüdlichen Stämme. Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß bei einer ſolchen Gelegenheit 800 — 1000 junge Männer an dem Spiele Theil nehmen, während fünf bis ſechs Mal ſo viel Zuſchauer, Männer, Weiber und Kinder die Spielenden umgeben.

Während meines Aufenthalts im Lande der Indianer habe ich es nie verſaümt, einem Ballſpiele beizuwohnen und bin deshalb oft fünf bis ſechs Meilen weit geritten. Ich blieb dann im Sattel ſitzen, um Alles beſſer überſehen zu können und bin oft vor Lachen über die wunderlichen Sprünge und Stellungen der Spielenden beinahe vom Pferde gefallen.

Das Spiel beginnt gewöhnlich um neün Uhr Morgens und ich habe oft bis faſt zum Sonnen-Untergange zugeſchaut. Es iſt unmöglich, ſelbſt mit Hülfe des Pinſels, mehr als eine Karikatur eines ſolchen Schauſpiels zu geben.

Als ich mich bei den Tſchoktahs befand, wurde eines Tages angekündigt, daß einige Engliſche Meilen von der Wohnung des engliſchen Agenten entfernt, ein Ballſpiel ſtatt finden werde; ich begab mich dorthin und entwarf drei Skizzen des Spiels.

Digitized by Google

Ich ritt Nachmittags mit den Lieutenants S. und M. nach dem etwas über eine Meile entfernten Ballſpiel-Platze der Tſchoktahs, wo ſich in zwei, etwa eine halbe Engliſche Meile von einander entfernten Gehölzen die Spiel-Parteien mit ihren Familien und Freünden gelagert hatten; zwiſchen beiden lag die Prairie, auf welcher das Spiel Statt finden ſollte. Da wir nichts mitgebracht hatten, worauf wir ſchlafen konnten, ſo beſchloſſen wir, wach zu bleiben, um zu ſehen, was in der Nacht geſchehe. Während des Nachmittags gingen wir zwiſchen den Zelten und den geſchmückten Indianern der beiden Lager umher und wohnten gegen Sonnen-Untergang der Ausmeſſung des Platzes und der Errichtung der Malzeichen bei; es ſind dies zwei aufrechtſtehende, etwa fünfundzwanzig Fuß hohe und ſechs Fuß von einander entfernte Stangen, die oben durch eine dritte Stange verbunden werden. Beide Malzeichen waren etwa 40—50 Ruthen von einander entfernt und genau in der Mitte zwiſchen beiden wurde eine einzelne Stange errichtet, um den Ort zu bezeichnen, wo der Ball ausgeworfen werden ſollte, nachdem durch Abſchießen einer Flinte das Zeichen dazu gegeben worden. Alle dieſe Vorbereitungen wurden von einigen alten Männern getroffen, welche die Spiel-Richter zu ſein ſchienen und zuletzt noch von einem Malzeichen zum andern eine Furche gezogen. Nun kamen aus beiden Gehölzen Frauen und alte Männer, Knaben und Mädchen, Pferde und Hunde in großer Menge herbei, ſtellten ſich längs der Furche auf und die Wetten auf das Spiel begannen. Dieſe Wetten ſcheinen hauptſächlich den Frauen überlaſſen zu ſein, die von Allem, was ihre Haüſer und Felder enthielten, etwas mitgebracht hatten: Meſſer, Kleider, Decken, Töpfe, Keſſel, Hunde, Pferde, Flinten u. ſ. w. Alle dieſe Gegenſtände wurden einigen Perſonen übergeben, welche dieſelben die Nacht hindurch bewachten.

Die Stöcke, deren man ſich beim Spiel bedient, ſind an dem einen Ende zu einem länglichen Reifen umgebogen, über den ein Netz geſpannt iſt, damit der Ball nicht hindurchfalle. Die Spieler halten in jeder Hand einen dieſer Stöcke und indem ſie hoch ſpringen, fangen ſie den Ball zwiſchen beiden Netzen und werfen ihn weiter, doch dürfen ſie ihn nicht ſchlagen oder mit den Händen fangen.

Alle Mitſpielenden gehen faſt ganz nackt und tragen nur den Schurz (Breech-Cloth, ein Stück Zeüg zur Bedeckung des Unterleibs), einen prächtigen Gürtel von Glasperlen, woran ein „Schweif" von weißen Pferde-Haaren oder Federn befeſtigt iſt, und außerdem um den Hals eine „Mähne" von bunt gefärbten Pferde-Haaren.

Das Spiel, dem ich beiwohnte, war ſchon vor drei oder vier Monaten auf folgende Weiſe angeordnet worden: Die beiden Spieler, welche die beiden Parteien anführten und abwechſelnd die Mitſpielenden in dem ganzen Stamme auswählen konnten, ſandten Läufer, welche phantaſtiſch mit Bändern und rother Farbe verzierte Ball-Stöcke trugen, die von den ausgewählten Spielern berührt wurden, wodurch dieſe ſich verpflichteten, ſich zur beſtimmten Zeit bei dem Spiele einzufinden. Nachdem nun, wie eben erwähnt, alle

Digitized by Google

Vorbereitungen zum Spiele beendigt, die Wetten gemacht und die auf's Spiel geſetzten Gegenſtände niedergelegt waren, brach die Nacht herein, ohne daß einer von den Spielern ſich gezeigt hätte. Aber bald nachdem es dunkel geworden, ſetzte ſich von jedem Lager aus ein Zug mit brennenden Fackeln in Bewegung, ſtellte ſich um ſein Malzeichen auf und begann beim Schalle der Trommeln und dem Geſange der Frauen den „Ballſpiel-Tanz." Jede Partei tanzte in ihrem Spiel-Anzuge etwa eine Viertelſtunde lang um ihr Malzeichen, wobei ſie ihre Ball-Stöcke heftig zuſammenſchlugen und ſangen, ſo laut ſie konnten, während die Frauen, welche an den Wetten Theil genommen hatten, ſich zwiſchen die beiden Parteien längs der Furche in zwei Reihen aufſtellten, ebenfalls tanzten und einen Geſang anſtimmten, worin ſie den Großen Geiſt anflehten, das Spiel zu Gunſten ihrer Partei zu entſcheiden, und zugleich die Spieler ermuthigten, in dem bevorſtehenden Kampfe alle ihre Kräfte aufzubieten. Während dieſer Zeit ſaßen vier alte Medizin-Männer, welche mit dem Auswerfen des Balles und mit dem Richter-Amte beauftragt waren, an der Stelle, wo der Ball ausgeworfen werden ſollte, und rauchten eifrig, damit der Große Geiſt ſie erleüchte und ſie in den Stand ſetze, in einer ſo wichtigen Angelegenheit ein richtiges und unparteiiſches Urtheil zu fällen.

Dieſer Tanz wurde auf dieſelbe Weiſe die ganze Nacht hindurch mit halbſtündigen Pauſen wiederholt. Um neün Uhr Morgens nahmen nun beide Parteien ihre Plätze ein und das Spiel begann damit, daß die Richter, nachdem eine Flinte abgeſchoſſen worden, den Ball in die Höhe warfen. Es entſtand nun ein augenblicklicher Kampf zwiſchen beiden Parteien, indem jeder von den 600—700 Spielern den Ball mit den Stöcken zu faſſen und zwiſchen die Stangen des Malzeichens ſeiner Partei zu werfen ſuchte; gelingt dies, ſo zählt es Eins. Von dieſem Kampfe, wo Alles läuft, ſpringt, ſich ſtößt und drängt und Jeder mit aller Kraft ſeiner Stimme ſchreit, kann ſich Niemand eine Vorſtellung machen, der nicht Zeüge davon war. Da der Vorderſte die meiſte Ausſicht hat, den Ball zu erhaſchen, ſo wird Alles aufgeboten, um dies zu verhindern und es kommt dabei oft zu Schlägereien, wobei indeß ſelten Jemand verletzt wird, da es allgemeine Vorſchrift bei den Ball-Spielen iſt, daß die Waffen im Lager zurückgelaſſen werden.

So oft der Ball zwiſchen die Stangen eines Malzeichens geworfen worden, wird eine Pauſe von etwa einer Minute gemacht; dann werfen die Richter den Ball wieder in die Höhe, das Spiel beginnt von Neüem und dies währt ſo lange, bis es einer Partei gelungen iſt, den Ball einhundert Mal in ihr Malzeichen zu werfen. Das Spiel, welchem ich beiwohnte, endigte eine Stunde vor Sonnen-Untergang und nachdem die Sieger ihre Gewinne in Empfang genommen hatten, gaben ſie, der Übereinkuft gemäß, einige Kannen Branntwein zum Beſten, wodürch Alle in die heiterſte Stimmung kamen, ohne betrunken zu ſein.

Am folgenden Tage verſammelten ſich die Indianer in der Nähe der Wohnung des Agenten, wo ſie verſchiedene Tänze und andere Beluſtigungen aus-

Digitized by Google

führten, von denen ich die meiſten ſchon beſchrieben habe; einer dieſer Tänze, der Adler-Tanz, war mir jedoch neü, weshalb ich einige Worte darüber ſagen will. Dieſer maleriſche Tanz, welcher zu Ehren des Adlers Statt findet, für den ſie eine religiöſe Verehrung zu hegen ſcheinen, wird von 12—16 jungen Leüten aufgeführt, die bis auf den Gürtel und den Schurz ganz nackt und mit weißem Thon bemalt ſind. Ein Jeder hält in der Hand einen Adler-Schwanz und trägt einen Schmuck von Adler-Federn auf dem Kopfe. Die Tänzer ſitzen in Reihen von je vier Mann hinter einander auf der Erde, von denen bei dem Schall der Trommel vier (denn nur ſo viel nehmen gleichzeitig am Tanze Theil) aufſpringen und um einige in die Erde geſteckte Lanzen herumtanzen; die Pas, oder vielmehr Sprünge, waren von Allem, was ich früher geſehen, verſchieden und ſehr ſchwierig, indem die Tänzer nach jedem Sprunge niederhockten und mit dem Körper faſt den Boden berührten.

Ich habe bereits oben die merkwürdige Sage dieſes intereſſanten Stammes erwähnt, wonach ſie behaupten, aus dem Weſten gekommen zu ſein; ich will hier noch einige ihrer Sagen mittheilen, wie ſie mir von einem gebildedeten und ſehr einflußreichen Indianer, von den Weißen gewöhnlich „Peter Pinchlin" genannt, erzählt wurden.

Die Sage von der großen Fluth. „Unſere Nation hat folgende Sage von der großen Fluth: Es war eine lange Zeit auf der ganzen Erde völlig finſter; die Doktoren der Tſchoktahs ſchauten lange nach dem Tageslichte umher, bis ſie endlich verzweifelten, es jemals wieder zu ſehen und das ganze Volk ſehr unglücklich war. Endlich erſchien im Norden ein Licht, worüber große Freüde entſtand, bis man entdeckte, daß es ein großer Berg von fließendem Waſſer ſei, welcher Alle bis auf eine Familie vernichtete, die daſſelbe erwartet und ein großes Floß gebaut hatte, worauf ſie ſich rettete."

Die Sage vom Zuſtande nach dem Tode. „Unſer ganzes Volk glaubt, daß der Geiſt in einem künftigen Zuſtande fortlebt — daß er nach dem Tode weit nach Weſten wandern und über einen furchtbar tiefen und reißenden Strom ſetzen muß, der auf beiden Ufern von hohen und ſteilen Bergen eingefaßt iſt — über dieſem Strom liegt von einem Berge zum anderen ein langer, ſchlüpfriger Tannen-Baum ohne Rinde, über den die Verſtorbenen gehen müſſen, um in die ſchönen Jagd-Gefilde zu gelangen. Auf der anderen Seite des Stromes ſtehen ſechs Perſonen aus den ſchönen Jagd-Gefilden, welche auf die den Strom überſchreitenden, wenn ſie ſich auf der Mitte des Tannen-Stames befinden, große Felsſtücke ſchleüdern. Die Guten kommen glücklich hinüber in die ſchönen Jagd-Gefilde, wo ein ewiger Tag herrſcht, — wo die Baüme ſtets grünen — wo der Himmel wolkenlos iſt — wo ſtets ein ſanfter, kühler Wind weht — wo ununterbrochene Feſtlichkeiten und Tänze herrſchen — wo man keine Mühe und Arbeit kennt, das Volk nie alt wird, ſondern ewig jung bleibt und der Freüden der Jugend genießt.

„Die Schlechten dagegen, welche die geſchleüderten Felsſtücke ankommen ſehen, ſuchen denſelben auszuweichen, gleiten aus und ſtürzen viele tauſend Fuß tief hinab in das Waſſer, welches von todten Fiſchen und anderen Thieren

Digitized by Google

übel riecht, wo ſie durch Wirbel ſtets wieder auf dieſelbe Stelle zurückgebracht werden — wo die Baüme alle abgeſtorben, die Gewäſſer mit Kröten, Eidechſen und Schlangen angefüllt ſind — wo die Todten ſtets hungrig ſind und nichts zu eſſen haben — wo ſie ſtets krank ſind und niemals ſterben — wo die Sonne niemals ſcheint und wo die Böſen zu Tauſenden beſtändig einen hohen Felſen hinanklettern, von wo aus ſie die ſchönen Jagd-Gefilde, das Land der Seligkeit erblicken, aber niemals erreichen können.“

Die Sage von der Entſtehung der Krebsbande. „Es beſteht unter unſerem Volke ein Verein, welcher die «Krebs-Bande» heißt. Vor ſehr langer Zeit lebten Dieſelben unter der Erde und pflegten aus dem Schlamme hervorzukommen — ſie waren eine Art Krebſe und gingen auf Händen und Füßen und lebten in einer Höhle tief unter der Erde, wo auf viele Meilen weit kein Licht war. Sie hatten keine Sprache, auch verſtanden ſie keine. Der Eingang in ihre Höhle führte durch den Schlamm und ſie gingen durch denſelben in ihre Höhle und ſo konnten die Tſchoktahs lange Zeit hindurch ſie nicht fangen. Die Tſchoktahs ſuchten ihnen aufzulauern, wenn ſie hervorkamen und ſich in den Sonnenſchein legten, um ſie anzureden und Bekanntſchaft mit ihnen anzuknüpfen.

„Eines Tages wurde ein Theil von ihnen ſo plötzlich von den Tſchoktahs überraſcht, daß ſie nicht Zeit hatten, durch den Schlamm in ihre Höhle zu fliehen, ſondern durch einen andern Eingang, der ſich im Felſen befand, in dieſelbe gelangten. Die Tſchoktahs ſuchten lange Zeit ſie durch Rauch herauszutreiben, was ihnen endlich gelang — ſie behandelten ſie gütig — lehrten ihnen die Tſchoktah-Sprache und das Gehen auf zwei Beinen — ſchnitten ihnen die Zehen-Nägel ab, pflückten ihnen das Haar vom Körper und nahmen ſie in ihre Nation auf — die Übrigen leben unter der Erde bis auf dieſen Tag.“

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Fort Snelling an den St. Anthony-Waſſerfällen. — Schilderung des oberen Miſſiſſippi. — Ausſicht am oberen Miſſiſſippi und Dubuque's Grab. — Die St. Anthony-Waſſerfälle. — Fort Snelling. — Eine Wiege der Sioux und die Weiſe, die Kinder fortzuſchaffen. — Trauer-Wiege. — Sioux-Bildniſſe. — Feier des 4. Juli bei den St. Anthony-Waſſerfällen. — Hunde-Tanz der Sioux. — Dorf der Tſchippewäer. — Die Tſchippewäer paſſiren den Trageplatz bei dem St. Anthony-Fall. — Rinden-Kanoes der Tſchippewäer. — Leder-Kanoes der Mandaner. — Kanoes der Sioux. — Schneeſchuhe der Sioux und Tſchippewäer. — Bildniſſe von Tſchippewäern. — Schneeſchuh-Tanz.

Da ich während des Winters an der Küſte von Florida meine Geſundheit wiederhergeſtellt hatte, ſo eilte ich, einem Zugvogel gleich, mit den Schwä-

Digitized by Google

nen und wilden Gänſen der Kühle und Friſche des Nordens zu, blieb aber weit hinter jenen ſchnellen Seglern der Lüfte zurück, denn als ich dort ankam, hatten ſie nicht nur bereits gebrütet, ſondern ihre Jungen waren auch ſchon flügge.

Ich habe den majeſtätiſchen Miſſiſſippi von dem Balize bis zu den St. Anthony-Waſſerfällen befahren und bin gleich jedem Reiſenden, der den verbrauchten Weg der Touriſten verläßt, mit Bewunderung erfüllt. Denn Alles, was man unterhalb St. Louis und einige hundert Engliſche Meilen oberhalb dieſer Stadt am Miſſiſſippi ſieht, gibt keine Idee von der Großartigkeit der Scenen, die von der Mündung des Wisconſin bis zu den St. Anthony-Fällen beſtändig vor dem Auge des Reiſenden wechſeln und ihn, trotz Sonnenſchein, Gewitter und Regen, auf dem Verdecke gefeſſelt halten.

Wenn man den Miſſiſſippi hinauffährt, ſo wird man bis Rock Island (Felſen-Inſel) nur wenige maleriſche Landſchaften ſehen; von da an wird die Gegend allmälig intereſſanter und von Prairie du Chien bis zum Pepin-See enthüllt jede Biegung des Fluſſes dem Auge des erſtaunten Reiſenden immer neüe und großartigere Scenen und er wird nicht müde dieſelben in ſtummer Bewunderung zu betrachten.

Das Land iſt überall, es mag bewaldet ſein oder nicht, mit üppigem Graſe bedeckt, und die ſchönen Hügel, die ſich zu beiden Seiten des Fluſſes als Kegel, Dome und Wälle erheben, ſind vom Fuße bis zur Spitze mit einem Gras-Teppiche überzogen, auf welchem Baumgruppen, zuweilen wie von Menſchenhand geordnet, mit dem dunkleren Grün ihres Laubes maleriſch vertheilt ſind.

Die Landſchaften, die man zwiſchen Prairie du Chien und der Mündung der St. Peters-Flüſſe mit Einſchluß des Pepin-Sees paſſirt, entſchädigen den Reiſenden vollkommen für die Zeit und Koſten, welche ein Beſuch dieſer Gegenden erfordert. Ich ſchlage daher den faſhionablen Touriſten vor, ihren nächſten Ausflug nach St. Louis zu machen, von da mit dem Dampfboote nach Rock Island, Galena, Dubuque, Prairie du Chien, dem Pepin-See, St. Peters-Fluſſe und den St. Anthony-Fällen zu fahren, dann nach Prairie du Chien zurückzukehren, und Fort Winnebago, Green Bay, Mackinaw, Sault de St. Marie, Detroit, Buffalo und den Niagara-Fall zu beſuchen und dann heimzukehren. Auf dieſe Weiſe werden ſie zwar nur einen kleinen Theil, aber doch eine ſchöne Probe des großen „Fernen Weſten" ſehen; es iſt dies zugleich derjenige Theil, welcher leicht und für Damen zugänglich iſt.

Ein intereſſanter Punkt am oberen Miſſiſſippi iſt Dubuque's Grab, welches etwa gleich weit von St. Louis und Fort Snelling entfernt iſt. Dieſer Punkt hat ſeinen Namen von dem erſten Bergmann, welcher ſich hier anbaute, und auf der Spitze des Hügels neben ſeiner Wohnung ſein Grabmal mit einem Kreüze und einer Inſchrift errichtete. Nach ſeinem Tode wurde ſein Körper, wie er es verordnet, in dem Grabmal, nur mit dem Sterbe-Hemde bekleidet, auf einen platten Stein gelegt, wo jetzt noch jeder Reiſende, der ſich die Mühe gibt, dieſen mit Gras und Blumen bedeckten Hügel zu erſteigen,

Digitized by Google

ſeine Gebeine ſehen kann. Am Fuße des Hügels befindet ſich jetzt ein ausgedehntes Hüttenwerk, wo die in den umliegenden Hügeln gegrabenen Bleierze verſchmolzen werden.

Auf der Landſpitze zwiſchen dem Miſſiſſippi und dem St. Peters-Fluſſe hat die Regierung der Vereinigten Staaten ein ſtarkes Fort erbaut, welches nach einem ausgezeichneten Offizier, der den Bau deſſelben leitete, den Namen Fort Snelling erhielt. Die Lage dieſes Fort iſt ſowol in Bezug auf Geſundheit, als hinſichtlich der Vertheidigung, vortrefflich gewählt; es liegt mehr als hundert Fuß über dem Fluſſe und gewährt einen höchſt maleriſchen Anblick. Es befindet ſich dort gewöhnlich ein Regiment Soldaten, um den Frieden unter den die Umgegend bewohnenden Sioux und Tſchippewäs zu erhalten und die Bürger der Vereinigten Staaten an der Gränze zu beſchützen.

Die St. Anthony-Waſſerfälle, etwa 190 Meilen oberhalb St. Louis und zwei Meilen oberhalb des Forts und der Vereinigung beider Flüſſe, bieten zwar einen ſchönen Anblick dar, ſind aber doch nur unbedeütend im Vergleiche mit dem Niagara und anderen Waſſerfällen in Nord-Amerika, denn ihre ſenkrechte Höhe beträgt nur achtzehn Fuß, aber ſie ſind eine halbe Engliſche Meile breit und ſowohl oberhalb als unterhalb befinden ſich Stromſchnellen.

Die Sioux, welche in der Nähe der Waſſerfälle leben und das ganze umliegende Land weſtlich vom Miſſiſſippi bewohnen, ſind ein Theil des großen Stammes am oberen Miſſouri, mit dem ſie die meiſten Gebraüche gemein haben, im äußeren Anſehen aber ſich ſehr von ihm unterſcheiden. Das Land der Sioux erſtreckt ſich, wie bereits früher erwähnt, von dem Fuße des Felſen-Gebirges bis an die Ufer des Miſſiſſippi. Diejenigen, welche in der Umgegend des Forts wohnen, alſo in einer Gegend, wo es weder Biber noch Büffel gibt, ſind arm und, im Vergleich mit denen am Miſſouri, denen die erwähnten, ſo wie andere Thiere die Haüte zu ihrem hübſchen Anzuge liefern, ſchlecht gekleidet; aber auch in Hinſicht auf Moralität und Körperkraft ſtehen ſie, wie überall an der Gränze in der Nähe der Anſiedlungen, wo Branntwein, Blattern und andere Krankheiten ihre Geſundheit untergraben, weit hinter den Letzteren zurück.

Die Horden der Sioux, welche das Fort Snelling beſuchen und in der Nähe deſſelben wohnen, ſind die Horde des ſchwarzen Hundes, die Horde des rothen Flügels und Wa-bi-ſcha's Horde. Die erſte Horde wohnt nur wenige Engliſche Meilen oberhalb Fort Snelling an den Ufern des St. Peters-Fluſſes und zählt 500—600 Köpfe; die zweite Horde wohnt zwölf Meilen ſtromabwärts auf der Weſtſeite des Fluſſes am Anfange des Pepin-Sees und die dritte Horde hat ihr Dorf zwölf Meilen unterhalb des Pepin-Sees, ebenfalls weſtlich vom Miſſiſſippi auf einer ſchönen Prairie, welche den Namen Wa-bi-ſcha's Prairie führt. Die hier genannten Horden, ſo wie mehrere andere in dieſem Theile des Landes, treiben Ackerbau und ſammeln Vorräthe für den langen Winter dieſer Gegenden.

Während meines Aufenthalts in dem Fort war der größte Theil dieſer Horden dort verſammelt und unterhielt die in Menge dort anweſenden Wei-

ßen, Männer und Frauen, mit ihren Tänzen und Spielen. Das Fort wird im Sommer viel beſucht, da in jeder Woche ein Dampfboot von St. Louis dorthin abgeht.

Die Gebraüche dieſes Volkes erregen bei den Reiſenden aus dem Oſten, welche dieſelben zum erſten Male ſehen, großes Erſtaunen und namentlich war die Art, wie die Frauen der Wilden ihre kleinen Kinder in den ſchön verzierten Wiegen tragen, für die Damen von großem Intereſſe. Das Kind wird nämlich von der Geburt an mittelſt breiter Bänder auf ein gerades Bret gebunden; die Füße ſind gegen einen breiten Reifen geſtemmt, ſo daß das Kind, wenn die Mutter es an einem breiten, über ihre Stirn gehenden Bande auf dem Rücken trägt, ſich in einer aufrechten Stellung befindet. Die Bänder, womit das Kind an das Bret befeſtigt wird, ſind mit ſchöner Stickerei von Stachelſchwein-Stacheln, mit Figuren von Pferden, Menſchen u. ſ. w. verziert. Ein breiter Reifen von elaſtiſchem Holze geht über die Stirn des Kindes hinweg, ohne ſie zu berühren, damit bei einem Falle der Kopf nicht beſchädigt werde. Aus demſelben Grunde werden auch, wenn die Mutter das Kind beim Reiten auf dem Rücken trägt, die Arme deſſelben feſtgebunden. Von dem erwähnten Reifen hängt ein kleines, hübſch verziertes Spielwerk nebſt mehreren glänzenden und tönenden Gegenſtänden zur Unterhaltung des Kindes herab; denn ſobald die Mutter nicht zu Pferde iſt, werden die Arme des Kindes losgemacht, damit es nach Gefallen mit den erwähnten Gegenſtänden ſpielen kann.

Dieſer Gebrauch mag auf den erſten Blick grauſam erſcheinen, allein ich bin der Meinung, daß er ſehr zweckmäßig, und der Lebensweiſe dieſes Volkes ganz angemeſſen iſt, wofür ſchon der Umſtand ſpricht, daß er ſeit Jahrhunderten bei allen Stämmen Nord-Amerika's eingeführt iſt. Längs der Gränze, wo die Indianer wegen dieſes Gebrauchs ausgelacht worden ſind, haben ſie in einigen Fällen denſelben aufgegeben; aber ſelbſt dort ſieht man ſie, wenn ſie auch ſchon längſt jeden anderen ihrer einheimiſchen Gebraüche verlaſſen, doch noch ihre Kinder auf dieſe Weiſe mit ſich herumſchleppen.

Das Kind bleibt in dieſer Wiege fünf, ſechs oder ſieben Monate; dann wird es, in eine Decke gehüllt, auf dem Rücken getragen. Stirbt das Kind während dieſer Zeit, ſo wird es beerdigt und die betrübte Mutter füllt nun die Wiege mit ſchwarzen Stachelſchwein-Stacheln und Federn und trägt dieſelben ein Jahr oder auch länger mit eben der Sorgfalt herum, als ob das Kind ſich noch lebend darin befände. Oft ſieht man dieſe Mütter, wie ſie bei ihrer Arbeit die Trauer-Wiege neben ſich an die Wand des Wigwams ſtellen und ſich mit derſelben unterhalten, als ob ſie das Kind noch lebend vor ſich hätten. Die Anhanglichkeit dieſer Frauen an ihr verlorenes Kind iſt ſo groß, daß ſie die Trauer-Wiege ſtets ſorgfältig mit ſich führen, die Laſt, welche ſie tragen, mag noch ſo ſchwer und der Weg, den ſie zu machen haben, noch ſo beſchwerlich ſein.

In der Mitte des kleinen Spielzeügs, welches, wie oben erwähnt, vor dem Geſichte des Kindes herabhangt, wird die bei der Geburt aufgerollte und

Digitized by Google

getrocknete Nabelſchnur ſorgfältig aufbewahrt, weil ſie glauben, es bringe dies dem Kinde Glück. Ich kaufte mehrere dieſer kleinen Spielwerke von den Frauen, aber jedesmal öffneten ſie dieſelben und nahmen ein kleines Bündelchen Baumwolle oder Moos heraus, worin ſich die kleine „Medizin" befand, die ſie um keinen Preis mit verkauft haben würden, „weil dadurch die Geſundheit des Kindes gefährdet werde."

Während meines Aufenthalts in dem Fort malte ich To-toh-wah-kon-da-pih (blaue Medizin), einen alten Arzt der Ting-tah-to-a-Bande, der aber nicht ſehr berühmt war, bis ihm der Arzt des Forts, Doctor Jarvis, aus der dortigen Apotheke allerlei Arzneien mittheilte und ihn im Gebrauche derſelben unterrichtete. Seit dieſer Zeit iſt ſein Ruf ſchnell geſtiegen und er hütet ſich wohl, zu verrathen, welcher Hülfe er den Erfolg ſeiner myſteriöſen Operationen verdankt.

Sodann malte ich, außer einigen Haüptlingen und anderen angeſehenen Sioux, die beiden geſchickteſten Ballſpieler des Stammes. Dies Spiel unterſcheidet ſich von der Art, wie ich es bei den Tſchoktahs beſchrieben habe, dadurch, daß jeder Spieler nur einen Ballſtock hat, den man gewöhnlich mit beiden Händen hält und an deſſen Ende ſich ebenfalls ein Reifen befindet, worin der Ball aufgefangen und weiter geworfen wird — eine Spielweiſe, die, wie mich dünkt, ungleich ſchwieriger iſt, als die bei den Tſchoktahs übliche mit zwei Stöcken. Der Schweif, den die Spieler an den Gürtel befeſtigen, beſteht nicht aus weißen Pferdehaaren, ſondern aus Federn. Im Übrigen iſt das Spiel bei allen Stämmen daſſelbe.

Der vierte Juli (Jahrestag der Unabhangigkeits-Erklärung) wurde im Fort Snelling auf eine ungewöhnliche, aber nicht unintereſſante Weiſe gefeiert. Die Anweſenheit von mehreren Hunderten der wildeſten Tſchippewäer und eben ſo vieler Sioux bot uns Stoff genug zu wilden und grotesken, ernſten und lächerlichen Schauſpielen, und der Indianer-Agent, Major Talliafferro, benutzte dieſe Gelegenheit, um dem Zwecke meiner Reiſe, Skizzen von den Sitten und Gebraüchen der Urbewohner zu ſammeln, förderlich zu ſein; er ſagte nämlich den Indianern, daß ich ein großer Medizin-Mann ſei, der bereits ſehr viele Stämme beſucht und ihren Spielen beigewohnt habe, und der jetzt gekommen ſei, um zu ſehen, ob die Sioux und Tſchippewäer im Ballſpiel u. ſ. w. ihren Nachbarn gleich kämen. Wenn ſie uns daher am nächſten Tage (4. Juli) ein Ballſpiel und einige ihrer Tänze zum Beſten geben wollten, ſo werde er die „dicke Flinte" 21 Mal (die übliche Zahl der Salutſchüſſe an jenem Tage) abfeüern laſſen. Dies Verſprechen, welches ſie als eine ihnen dargebrachte Ehrenbezeigung betrachteten, ſo wie ein Faß Mehl, eine Quantität Schweinefleiſch und Taback, welches ich ihnen gab, verſchaffte uns an dem Tage der Unabhangigkeit folgendes Schauſpiel:

Um elf Uhr Morgens (die gewöhnliche Zeit für den Beginn der Feſtlichkeiten bei den Indianern) erſchienen die jungen Leüte, welche an dem Ballſpiele Theil nehmen wollten, mit dem Ballſtocke in der Hand, ganz nackt bis auf den Schurz und den Gürtel; an letzterem war ein faſt bis auf die Erde

Digitized by Google

reichender Schweif von Stachelſchwein-Stacheln und Federn oder weißen Pferde-Haaren befeſtigt. Nachdem das Spiel zwei Stunden gewährt, unterhielten uns die Spieler auf dem Platze vor dem Hauſe des Agenten wol drei Stunden lang mit mehreren ihrer höchſt phantaſtiſchen und maleriſchen Tänze, als dem Bettler-, Büffel-, Bären-, Adler- und Krieger-Tanz.

Bei dem zuletzt genannten, welcher beſonders hübſch und ergreifend iſt, hören ſie in gewiſſen Zwiſchenraümen auf zu tanzen, worauf einer der Tanzenden in den Kreis tritt und mit lauter Stimme und höchſt bezeichnenden Geberden die von ihm während ſeines Lebens vollbrachten Heldenthaten herzählt — die Zahl der Skalpe, welche er geraubt, der Feinde, welche er beſiegt hat, wobei er zugleich dieſelben Bewegungen und Stellungen annimmt, wie bei der Vollbringung dieſer Heldenthaten. Iſt er mit der Aufzählung ſeiner Thaten zu Ende, ſo wird die Wahrheit ſeiner Erzählung von den Übrigen durch den Ausruf „Wauh!“ beſtätigt, worauf der Tanz von Neüem beginnt, bis ein Anderer in den Kreis tritt und ſo fort.

Während dieſes Tanzes wurde folgender Scherz ausgeführt, der große Heiterkeit und Gelächter erregte. Eine hübſche Frau trat plötzlich in den Kreis (was einiges Erſtaunen zu erregen ſchien, da es den Frauen nicht geſtattet iſt, an dem Tanze Theil zu nehmen) und fing an ihre erſtaunlichen Thaten aufzuzählen — die unglaubliche Menge Pferde, welche ſie geſtohlen, — die Skalpe, welche ſie geraubt u. ſ. w., bis endlich ihrer Heldenthaten ſo viele waren, daß alle Krieger dadurch in den Schatten geſtellt wurden. Dennoch bekräftigten Alle das, was ſie geſagt hatte, und um ſo große Thaten einer Frau zu belohnen, ſchenkten ſie ihr einen Keſſel, eine Wiege, Glasperlen, Bänder u. ſ. w. Nachdem ſie dieſe Geſchenke einer anderen Frau zur Aufbewahrung übergeben hatte, fing ſie an, ſich zu entkleiden, ſtand plötzlich als Soldat, mit Rock und langen Beinkleidern da und lachte Alle wegen ihres Irrthums aus. Sie fing nun ihren Tanz und die Aufzählung ihrer Heldenthaten von Neüem an, indem ſie verſicherte, daß ſie wirklich ein Mann und ein großer Krieger ſei. Alle ſtimmten ihr bei, bekannten ihren Irrthum und machten ihr andere Geſchenke, als eine Flinte, ein Pferd, Taback und eine Kriegs-Keüle. Als ſie auch dieſe Geſchenke in Sicherheit gebracht hatte, warf ſie plötzlich den Soldaten-Anzug ab und zeigte ſich zum großen Erſtaunen Aller in einem reichen Frauen-Anzuge. Die Gewandtheit, womit ſie dies Alles ausführte, gefiel ſo allgemein, daß ſowol von den Indianern, als von den Zuſchauern ein donnernder Beifall erſcholl und der Haüptling ihren Kopf mit einem ſchönen Buſch von Adler-Federn, die in einem Kamm von Schwan-Dunen befeſtigt waren, ſchmückte. Meine Frau, welche mich hierher begleitet hatte, ſo wie die Damen und Offiziere der Garniſon, wohnten dieſem Schauſpiel bei.

Noch mehrere Tage nach dieſem Feſte hörte man auf den Ebenen am St. Peters-Fluſſe und bei dem Waſſerfalle den Schall der Trommeln und Raſſeln und das gellende Geſchrei der Tänzer, bis endlich Alles verſtummte. Als jedoch um dieſe Zeit der General Patterſon mit ſeiner Familie aus Philadelphia ankam, wurden große Vorbereitungen zu einem neüen Tanze getroffen

Digitized by Google

und die Indianer ſagten mir, wenn ſie zwei Hunde erhalten könnten, die der Garniſon von keinem Nutzen mehr ſeien, ſo wollten ſie ihre Lieblings-Unterhaltung, den Hunde-Tanz, aufführen. Die beiden Hunde wurden von den Offizieren herbeigeſchafft, in Gegenwart der Zuſchauer geſchlachtet und die Herzen und Lebern derſelben ganz und ungekocht etwa in der Höhe des Geſichts eines Mannes an zwei Stangen befeſtigt, und dann in zollbreite Streifen zerſchnitten. Es begann nun ein lebhafter Tanz, wobei Jeder ſeine eigenen Thaten beſang, daß man hätte taub werden mögen; auf dieſe Weiſe tanzten immer je zwei zu den Stangen hin, nahmen einen Streifen des Herzens oder der Leber in den Mund, nachdem ſie zuvor mehrmals darauf geſpuckt hatten, biſſen ein Stück ab und aßen es auf. Dies Alles geſchah, ohne daß ſie dabei aus dem Takte kamen, oder zu ſingen aufhörten. So ging es fort, bis nur noch zwei Biſſen übrig waren, welche zwei der Tänzer in den Mund nahmen und den beiden Muſikern brachten, welche dieſelben aufaßen. Es iſt dies einer der geſchätzteſten Tänze bei den Indianern, obgleich keinesweges der hübſcheſte; der Bettler-Tanz, der Entdeckungs-Tanz und der Adler-Tanz ſind bei Weitem anmuthiger und graciöſer. Der Hunde-Tanz iſt jedoch ſehr ehrenvoll, denn nur diejenigen dürfen daran theilnehmen, die dem Feinde einen Skalp geraubt, und ſie rühmen ſich dabei, ihren Feind im Kampfe erlegt und ein Stück ſeines Herzens auf dieſelbe Weiſe verſchlungen zu haben.

Wie die Sioux das Land am Weſtufer des Fluſſes in der Nähe des Forts in Beſitz haben, ſo machen die Tſchippewäer Anſpruch auf das ganze Gebiet im Oſten des Stromes von der Mündung des Tſchippewä-Fluſſes in den Pepin-See bis zu den Quellen des Miſſiſſippi. Während eines Monats waren mehr als tauſend der Letzteren bei dem Fort, um einige Streitigkeiten mit den Sioux zu ſchlichten, und ſo waren dieſe Todfeinde, welche ſeit Menſchengedenken beſtändig ſich bekriegen, auf verſchiedenen Seiten des Forts gelagert, ſchlichteten durch Vermittelung ihres Agenten die Streitigkeiten, hielten ihre Reden, nahmen gegenſeitig an ihren Spielen Theil, bewirtheten einander, rauchten zuſammen und waren anſcheinend die beſten Freünde, die jedoch, ſobald ſie wieder auf ihrem Jagd-Gebiete angekommen, ſogleich wieder den Kriegsruf erſchallen laſſen und den Tomahak ſchwingen.

Der Major Talliafferro, Agent der Regierung für die Sioux, bietet wahrſcheinlich das einzige Beiſpiel eines Beamten an dieſer Gränze dar, welcher die Pflichten ſeines Amtes funfzehn Jahre lang treü und redlich erfüllt hat. Die Indianer ſchätzen ihn ſehr hoch, nennen ihn ihren Großen Vater und hören aufmerkſam auf ſeinen Rath.

Die Wigwams der Tſchippewäer beſtehen aus dünnen in die Erde geſteckten Stangen, die oben gegen einander gebogen und mit Birken-Rinde bedeckt werden. Als ich eines Tages mit meiner Frau durch die Lager ging, kamen alle Frauen der Tſchippewäer herbei, um ihr die Hand zu reichen und ihre Kinder vorzuſtellen; auch brachte jede etwas Ahorn-Zucker (Muk-kuks), den ſie ſelbſt bereiten und in großer Menge zum Verkauf mitgebracht hatten.

Nachdem die Tſchippewäer ihre Geſchäfte mit den Sioux abgemacht hatten,

Digitized by Google

brachen ſie ihre Zelte ab, brachten die Rinden-Kanoes ins Waſſer, packten Alles hinein und ruderten bis in die Nähe des St. Anthony-Waſſerfalles, wohin wir uns begeben hatten, um zu ſehen, auf welche Weiſe ſie, wie der übliche Ausdruck iſt, „den Tragplatz machen", d. h. den Waſſerfall umgehen. Zu dieſem Zwecke ruderten ſie mit ihren Kanoes in eine kleine Bucht unterhalb des Waſſerfalles, wo dieſelben entladen, ans Ufer gezogen, und dann mit Allem, was ſie enthalten hatten, von den Frauen zu Lande bis etwa eine halbe Engliſche Meile oberhab des Waſſerfalles, getragen, dort wieder in den Fluß gebracht und von Neüem beladen wurden, worauf die Fahrt ſtromaufwärts weiter ging.

Die Rinden-Kanoes der Tſchippewäer ſind wol die hübſcheſten und leichteſten von allen Fahrzeügen. Die Rinde einer einzigen Birke reicht gewöhnlich hin zu einem Kanoe und ſie haben eine ſo zweckmäßige Geſtalt und ſind mit der Wurzel des Tamarack, welche ſie Wat-tap nennen, auf ſo künſtliche Weiſe zuſammengenäht, daß ſie vollkommen waſſerdicht ſind und ſo leicht wie Kork auf dem Waſſer ſchwimmen. Ihre Lenkung erfordert indeß große Übung und Gewandheit, und ein Weißer muß ſehr geſchickt im Balanciren ſein, wenn er nicht augenblicklich mit dem Kanoe umſchlagen will.

Die Kanoes der Sioux ſind dagegen ausgehöhlte Baumſtämme, deren Anfertigung äußerſt mühſam iſt. Mit dieſen beiden Arten von Kanoes kontraſtiren auffallend die runden Leder-Fahrzeüge der Mandaner (ſiehe das vierundzwanzigſte Kapitel), die aus einem runden, mit einer Büffelhaut überzogenen Flechtwerke von Weiden-Zweigen beſtehen und die Geſtalt einer Wanne haben. Die Frau, welche ein ſolches Kanoe rudert, ſteht am vordern Rande deſſelben, ſtreckt das Ruder ſo weit vor ſich ins Waſſer, als ſie reichen kann, und zieht es dann nach ſich, wodurch das Kanoe ziemlich ſchnell fortbewegt wird. Es iſt gewiß ein ſehr merkwürdiger Umſtand, daß dieſe ſo roh conſtruirten Kanoes ganz die Form der in Wales gebraüchlichen „Coracle" haben, die auf gleiche Weiſe fortbewegt werden, während die der umwohnenden Stämme aus ganz verſchiedenen Stoffen und auf ganz andere Weiſe verfertigt werden.

Die Tſchippewäer bedienen ſich im Winter auf der Jagd auch der Schnee-Schuhe, mit denen ſie leicht über den Schnee hinlaufen, während namentlich die Büffel tief in denſelben einſinken und daher leicht von den Indianern eingeholt und getödtet werden, wie dies bereits früher erwähnt wurde. Wenn zu Anfang des Winters der erſte Schnee fällt, ſo wird der Schneeſchuh-Tanz mit Schnee-Schuhen aufgeführt.

Digitized by Google

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Catlin fährt in einem Rinden-Kanoe den Miſſiſſippi hinab. — Sioux-Indianer ſchießen auf ihn. — Der Pepin-See und der Liebes-Sprung. — Sonderbar geformte Hügel: Pike's Zelt, Cap au l'ail, der Geſims-Hügel. — Prairie du Chien. — Ballſpiel der Frauen. — Bildniſſe der Winne-Bago's, Menomonihs. — Dubuque. — Lockwood's Höhle. — Camp des Moines. — Beſuch in Kih-o-kuk's Dorfe.

Nachdem meine Frau in Geſellſchaft mehrerer anderer Damen am Bord eines Dampfbootes nach Prairie du Chien abgereiſt war, ſchiffte ich mich mit dem Korporal Allen von der Garniſon des Forts Snelling, welcher die Erlaubniß, mich zu begleiten, erhalten hatte, in einem leichten Rinden-Kanoe ein. Wir hatten Vorräthe auf zehn Tage und beſchloſſen, alles Merkwürdige oder Schöne, was uns auf unſerem Wege vorkommen möchte, zu betrachten. So erreichten wir nach zehn Tagen Prairie du Chien, ohne daß uns, außer einem Vorfalle am erſten Tage unſerer Reiſe und etwa ſechs Meilen unterhalb der Mündung des St. Peters-Fluſſes, etwas Beſonderes begegnet wäre. Wir entdeckten nämlich Nachmittags drei Zelte der Sioux am Ufer, deren Bewohner uns zuriefen und mit ihren Decken winkten, um uns einzuladen, ans Land zu kommen. Da wir nichts bei ihnen zu thun hatten, ſo ruderten wir weiter, als einer dieſer Wilden in ſeine Hütte lief, ſeine Flinte holte und eine Ladung Rehpoſten auf uns abſchoß. Einer dieſer Poſten traf in das Boot und ging durch mehrere Falten meines Mantels, der zuſammengelegt vor meinen Knieen lag, und mehrere ſchlugen dicht neben unſerem Boote ein, daß uns das Waſſer ins Geſicht ſpritzte. Das war kein Scherz; ich ruderte ſchnell ans Ufer. Als das Kanoe das Land berührte und alle Indianer unter Geſchrei und Gelächter herbeigelaufen kamen, ſtand ich raſch von meinem Sitze auf, ſchnitt ein ſo grimmiges Geſicht, als nur möglich, ſteckte meine beiden Piſtolen in den Gürtel, nahm ein halbes Dutzend Kugeln in den Mund, ergriff meine Doppelflinte und ſprang ſchnell ans Land. Indem ich mich nun zwiſchen die Indianer und ihre Wigwams ſtellte, drohte ich, ſie Alle in wenigen Minuten zu vernichten. Da aber die Flinte bereits wieder in die Hütte zurückgebracht worden war, ſo konnte der Mann, welcher auf uns geſchoſſen hatte, nicht ausfindig gemacht werden, was dieſem Schurken das Leben rettete. So ſtanden wir eine Weile einander gegenüber, ohne uns anders als durch Geberden verſtändlich machen zu können; es iſt dies übrigens eine Sprache, die unter allen Völkern der Erde verſtanden wird. Ich nahm nun mein Skizzenbuch zur Hand, zeichnete ſie und deütete ihnen an, daß ich ihre Bildniſſe an „Muzzabuckſa" (Eiſenzahn, ſo nennen ſie ihren Agenten, den Major Talliafferro) ſenden würde. Dieſe Drohung und die Verſicherung des im Kanoe gebliebenen Korporals, daß ich ein „großer Kapitän" ſei, ſchienen ſie ſehr zu beunruhigen. Ich zog mich endlich langſam zurück, behielt aber dieſe Kerle ſtets im Auge, die in düſterem

Schweigen daſtanden und bald mich, bald den Korporal anblickten. Dieſer hatte ſie dadurch von dem Kanoe entfernt gehalten, daß er ſeine Patrontaſche umhing und die Flinte mit aufgeſtecktem Bajonnet auf ſie richtete. Wir nahmen unſere Sitze wieder ein und ruderten ungeſtört weiter.

Dieſer Vorfall, gleich vielen anderen, welche unter dieſem Theile des Stammes der Sioux ſich ereigneten, läßt ſich indeß einigermaßen entſchuldigen; die Weißen, welche ſeit mehreren Jahren den Branntwein unter ihnen eingeführt haben, machen ſie betrunken und betrügen ſie dann auf alle Weiſe. Im trunkenen Zuſtande, wie in dem erwähnten Falle, ſuchen ſie dann oft ſich für die ihnen zugefügten Beleidigungen zu rächen.

Der übrige Theil unſerer Reiſe ging ruhig von Statten; wir hatten Hirſche, Enten und Fiſche zur Nahrung, unſer Lager war gewöhnlich auf dem Graſe am Fuße eines Hügels, wo in der melancholiſchen Stille der Nacht die harmoniſchen Laute des Ziegenmelkers uns einſchläferten, während häufig das klägliche Geheül des hungernden Wolfs oder der ſonderbare Ruf „Huh! huh!" des beſchwingten Herrſchers der Finſterniß ertönte.

Wenn wir den Morgen-Thau abgeſchüttelt, unſeren Kaffee getrunken, unſer leichtes Fahrzeug wieder flott gemacht und die Friſche des Morgens durch angeſtrengtes Rudern überwunden hatten, während der Korporal ſeinen Boots-Geſang anſtimmte, ſo gaben wir uns ganz der Betrachtung der umgebenden wilden Natur-Scenen hin. Wir fuhren in jede Bucht hinein, unterſuchten jeden Stein, erforſchten jede Höhle und beſtiegen faſt jeden der höchſten Hügel bis zum Gipfel. Den Reiſeluſtigen empfehle ich ganz beſonders die Erſteigung des unter dem Namen von Pike's Zelt bekannten Hügels, welcher etwa 20 Meilen oberhalb Prairie du Chien liegt und der höchſte Punkt am Fluſſe iſt; ferner der Hügel „La Montaigue qui tromps à l'eau", „Bad Axe Mountain" und des höchſten Hügels am Pepin-See, welcher dem ſogenannten „Liebesſprung gegenüber liegt und den beſten Überblick über den See gewährt.

An den Ufern dieſes ſchönen Sees verweilten wir mehrere Tage, zogen unſer Kanoe häufig auf den Strand und ſammelten eine Menge der ſchönſten Geſchiebe, welche die Wellen dort ausgeworfen haben, als Agat, Karneol, Jaſpis und Porphyr. Als der reichſte Fundort am See galt in dieſer Beziehung die Sandſpitze (Point aux Sables); aber ſeitdem die Dampfboote und andere Fahrzeüge ſo haüfig dort landen, ſind die ſchönſten Exemplare bereits aufgeſucht worden und der Reiſende muß ſich daher in die kleinen Buchten begeben, welche weniger beſucht werden.

Der „Liebes-Sprung" iſt ein ſteiler, vorſpringender Felſen, der ſich auf der Oſtſeite des Sees 600 — 700 Fuß hoch erhebt. Von dem Gipfel deſſelben ſoll ſich vor etwa Funfzig Jahren ein hübſches Indianiſches Mädchen, die Tochter eines Haüptlings, in Gegenwart des ganzen Stammes hinabgeſtürzt haben, weil ſie den von ihrem Vater für ſie beſtimmten Mann nicht heirathen wollte. Nachdem wir die ſchönen Ufer des Pepin-Sees verlaſſen hatten, kamen wir zu dem ſchönen Hügel, „Pike's Zelt" genannt. Er verdankt ſeinen Namen

Digitized by Google

dem Umſtande, daß er ſich wie ein Zelt erhebt und von dem Lieutenant Pike zuerſt erſtiegen wurde. Wir blieben hier einen halben Tag, erſtiegen ebenfalls den Gipfel und erfreüten uns der lieblichen Landſchaft, die ſich an ſeinem Fuße ausbreitet. Es iſt jedem Reiſenden, deſſen Zeit und Kräfte es geſtatten, zu empfehlen, dieſen Hügel zu erſteigen, indem ein ähnlicher Punkt ſich wohl ſchwerlich irgendwo finden möchte.

Ein anderer ſchöner Punkt iſt das „Knoblauchs-Kap" (Cap au l'ail), etwa vier Meilen oberhalb Prairie du Chien; ferner die „Geſims-Felſen" (Cornice Rocks) am weſtlichen Ufer, wo wir zwei Tage verweilten, bis wir in jeder Bucht, wo wir nur irgend die Angel hinwerfen konnten, Fiſche gefangen hatten. Wer das Angeln und wolſchmeckende Fiſche liebt, dem rathe ich, einige Tage hier zu verweilen, wo er ſeine Leidenſchaft und ſeinen Appetit vollkommen befriedigen kann.

In der Mitte der Längen-Erſtreckung des Pepin-Sees, welcher durch eine fünf Meilen lange und eine Meile breite Erweiterung des Fluſſes gebildet wird, landeten wir an der Sand-Spitze, wo wir einige Tage verweilten, uns an Fiſchen und wildem Geflügel gütlich thaten, unſere Taſchen mit Agat und Karneol füllten, und endlich unſere Reiſe nach dem Ausfluſſe des Sees fortſetzten. Ein friſcher Nordweſt-Wind brachte uns ſchnell vorwärts, indem ich am Steüer ſaß und der Korporal im Vordertheil des Kanoes einen großen Regenſchirm aufgeſpannt hielt. So fuhren wir raſch vorwärts bis endlich der Wind immer ſtärker wurde, die Wellen mit weißem Schaum bedeckt waren und ſich mit ſolcher Heftigkeit am Ufer brachen, daß wir nicht landen konnten, ohne Gefahr zu laufen, unſer gebrechliches Fahrzeüg zerſchmettert zu ſehen. Es blieb uns nun nichts anderes übrig, als in der Nähe des Ufers unſern Kurs weiter zu verfolgen und in die erſte Bucht einzulaufen, oder um die erſte Landſpitze herumzuſteüern, die ſich uns darbieten würde. So trieb uns der Wind über drei Meilen weit, ohne daß wir einen zum Landen geeigneten Punkt gefunden hätten, bis wir endlich zu unſerer Freüde am Ausgange des Sees die Mündung des Tſchippewä-Fluſſes erreichten, wo wir völlig ſicher waren. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn unſer Kanoe war halb voll Waſſer und vier oder fünf von den Strebehölzern waren zerbrochen, ſo daß wir nothwendig hätten ſinken müſſen, wenn die Fahrt noch etwas länger gewährt hätte. Wir blieben für den übrigen Theil des Tages hier, beſſerten das Kanoe aus und ſetzten dann die Reiſe weiter fort.

In Prairie du Chien, welches nahe der Mündung des Wisconſin-Fluſſes in den Miſſiſſippi und 120 Meilen oberhalb St. Louis liegt, traf ich meine Frau, die, nachdem ich einige Tage dort verweilt, am Bord des Dampfbootes nach Dübüque reiſte, während ich hier von dem Korporal Abſchied nahm und mich allein in meinem Kanoe einſchiffte.

Prairie du Chien iſt einer der älteſten und wichtigſten Handels-Poſten der Pelz-Compagnie; doch werden gegenwärtig hier nur wenig Geſchäfte gemacht, was wol theils der großen Sterblichkeit unter den Indianern in der Nachbarſchaft, theils der Ausrottung des Wildes, welches in dieſen Gegenden

Digitized by Google

faſt ganz verſchwunden iſt, zugeſchrieben werden muß. Die Prairie iſt einige Engliſche Meilen breit und wird von einer ſchönen, mit Gras bewachſenen Hügelkette eingeſchloſſen. In dem von der Regierung dort errichteten ſtarken Fort befinden ſich gewöhnlich drei bis vier Kompagnien Soldaten, um, wie bei dem St. Anthony-Waſſerfall, den Frieden unter den feindlichen Stämmen zu erhalten und die Gränz-Bewohner vor den Angriffen der Wilden zu ſchützen. Auf der Prairie leben 40 — 50 Familien, meiſtens Franzoſen und einige Halb-Indianer, die den größten Theil ihres Lebens als Biberfänger (Trägger), Pelzhändler und Voyageurs [16]) hingebracht haben und daher wiſſen, wie man mit den Indianern umgehen muß; ſobald dieſe Letzteren die ihnen von der Regierung bewilligten Jahrgelder in Empfang genommen haben, ſind ſogleich die Voyageurs bei der Hand, um ihnen für Branntwein und unnützen Tand das Geld aus der Taſche zu locken. Die Indianer, welche dorthin kommen, um Handel zu treiben und ihre Jahrgelder in Empfang zu nehmen, ſind daher faſt beſtändig betrunken und krank, und das Herz des Reiſenden empört ſich bei den Scenen der Verworfenheit, die ſich ſeinem Auge darbieten.

Als ich mich in dem Fort aufhielt, kamen die Sioux der Wa-bi-ſcha's Bande dorthin, um ihre Jahrgelder zu empfangen, die augenblicklich faſt ganz in die Taſchen der Pelzhändler übergingen, indem dieſe ihnen ſtets Waaren auf ein Jahr Kredit geben. Dabei wird ihnen ſo viel Branntwein verabreicht, als ſie trinken mögen, um ſie deſto ſicherer zu übervortheilen. Dieſe Schwelgerei währt zwei bis drei Wochen und endigt gewöhnlich mit dem Verluſt einiger Menſchenleben.

Nachdem die Sioux ſich mehrere Tage im Branntwein gütlich gethan hatten, beſchloſſen ſie, auch dem ſchönen Geſchlecht ein Vergnügen zu bereiten; es wurde daher in dem Dorfe bekannt gemacht, daß die Frauen ein Ballſpiel aufführen würden. Die Männer wählten von den ihnen auf Kredit gegebenen Gegenſtänden eine Menge Bänder, Zeüge und andere Dinge aus, die an einer auf zwei Stäben ruhenden Querſtange als Preis für die Siegerinnen aufgehangen wurden. Das Ballſpiel der Frauen unterſcheidet ſich dadurch von dem der Männer, daß zwei Bälle durch ein, etwa einen halben Fuß langes Band verbunden ſind, und jede Frau ſucht nun die Bälle mittelſt eines Stabes über das Malzeichen ihrer Partei hinauszuwerfen. Die Männer, größtentheils halb betrunken, ſtehen oder liegen in Gruppen um die Spielenden herum und ergötzen ſich an den poſſirlichen Stellungen derſelben.

Prairie du Chien iſt der Verſammlungsort der Winnebagos und Menomonihs, welche die Ufer des Wisconſin- und Fox-Fluſſes, ſo wie den größten Theil des Landes öſtlich vom Miſſiſſippi und weſtlich von der Green- (Grünen) Bai bewohnen.

Die Winnebagos, einſt ein mächtiger und kriegeriſcher Stamm, zählen jetzt etwa noch 4000 Seelen, die in einem Lande, wo es weder Wild noch Menſchen zu bekämpfen gibt, in einem höchſt elenden und ärmlichen Zuſtande leben. Die meiſten verkaufen ſelbſt ihre Flinten und ihren Schießbedarf für

Digitized by Google

Branntwein, und gleich den Sioux und Menomonihs, welche dieſen Handelsposten beſuchen, haben ſie viel durch die Blattern gelitten.

Unter den Winnebagos, welche ich hier malte, befand ſich auch Wah-tſchi-hahs-ka (der Mann, welcher alle zur Thür hinaus wirft), gewöhnlich der „Boxer" genannt. Er war der größte Mann ſeines Stammes und trug, als ich ſein Bildniß malte, an jedem Arm die Haut einer Klapperſchlange und in der einen Hand die Kriegskeüle. Als in dem Sommer nach meiner Anweſenheit die Blattern ſo fürchterlich in der Prairie wütheten, wurde auch der Boxer von dieſer Krankheit ergriffen; in der Fieberhitze ſprang er in den Fluß und ſchwamm nach einer Inſel, wo er ſtarb und die Hunde ſeinen Korper verzehrten und kein Freünd ihn beſtattete.

Die Menomonihs ſind, gleich den Winnebagos die Ueberreſte eines weit mächtigeren und unabhängigen Stammes, durch Branntwein und Blattern ebenfalls ſehr entnervt und an Zahl vermindert worden, ſo daß ſie gegenwärtig nur etwa noch aus 3000 Seelen beſtehen, die hauptſächlich an den Ufern des Fox-Fluſſes und der Green-Bai wohnen. Sie beſuchen Prairie du Chien, um ihre Jahrgelder zu empfangen und ergeben ſich dort denſelben Ausſchweifungen, wie die oben erwähnten Stämme. Da es in dem von ihnen bewohnten Lande keine Büffel gibt, ſo tragen ſie Decken und ſchmücken ſich mit Glasperlen, Wampum und anderen Dingen. Auch von dieſem Stamme malte ich Mehrere und unter Anderen einen mehr als hundert Jahre alten Indianer, der früher ein berühmter Haüptling und jetzt ein Liebling der Offiziere und Ärzte des Forts war.

In Dubuque, wo ich mit meinem Kanoe landete, fand ich meine Frau in dem gaſtlichen Hauſe einer befreündeten Familie und verwendete hier einige Wochen auf die Unterſuchung der ausgedehnten Blei-Gruben. Als ich eines Tages mit meiner Frau, einer anderen Dame und einem Manne Namens Jeffries die Lockwoods-Höhle beſuchte, drängte ſich dieſer durch eine Spalte, die mir den Durchgang nicht verſtattete, in eine noch unerforſchte Abtheilung der Höhle, welche Waſſer enthielt, das ſo durchſichtig war wie die Luft. Jeffries ging hinein in das Waſſer und wir ſtanden lautlos in ſtiller Bewunderung der Scene, die ſich vor uns entfaltete. Die brennende Fackel in ſeiner Hand ließ die Ausſchmückung dieſes prachtvollen Palaſtes erkennen; die glänzenden Stalagmiten, welche ſich von dem Boden erhoben, reflektirten ein goldenes Licht durch das Waſſer, während die mit Stalaktiten behangenen Wände gleich Diamanten blitzten. Die Geſtalt Jeffries erſchien rieſenhaft und mit der brennenden Fackel in der einen und einem Hammer in der anderen Hand erſchien er einem Cyklopen nicht unähnlich. Das Waſſer hatte das Anſehen eines Sees von flüſſigem Feuer und als er mit dem Hammer auf die Stalaktiten ſchlug, rollte es wie ein Donner durch die Höhle.

Dubuque, eine kleine Stadt von 200 Haüſern, die ſämmtlich in zwei Jahren erbaut worden ſind, liegt an einem der ſchönſten Punkte des Fluſſes und in einem der reichſten und ergiebigſten Theile des Bergwerks-Bezirks. Auch hat dieſe Gegend vor den meiſten anderen Bergwerks-Ländern noch den

Digitized by Google

Vortheil voraus, daß unmittelbar über den reichſten Bleigruben das Land Mais und alle andere Vegetabilien in reichlicher Fülle erzeügt. Es iſt dies gewiß der reichſte Theil des Kontinents, und Diejenigen, welche einige Jahre hier leben, werden mir gewiß beiſtimmen, wenn ich dieſe Gegend die Fundgrube des Landes nenne.

Von Dubuque begleitete ich meine Frau auf dem Dampfboote bis nach dem Lager Des Moines, welches der Überwinterungs-Poſten der drei Schwadronen Dragoner des Oberſten Kearney iſt. Als wir hier angekommen waren, brachte ich meine Frau und zwei meiner Freünde in meinem Rinden-Kanoe durch die Stromſchnelle von Des Moines, eine Strecke von drei Meilen, die wir in ſehr kurzer Zeit zurücklegten. Am Fuße der Stromſchnelle beſtieg meine Frau mit den beiden Herren das nach St. Louis fahrende Dampfboot, während ich nach Des Moines zurückkehrte, wo ich mich dem Indianer-Agenten, General Street, anſchloß, welcher eine Reiſe nach dem Kih-o-kucks-Dorf der Sakis und Fuchs-Indianer machte.

Der Oberſt Kearney gab uns acht Dragoner nebſt Pferden u. ſ. w. mit und wir erreichten das etwa zwölf Meilen oberhalb Des Moines liegende Dorf nach einem Marſche von zwei Tagen. Das Land, durch welches wir kamen, hatte das Anſehen eines Gartens und bedarf nur der Kultur; das Dorf hat eine ſchöne Lage auf einer großen Prairie am Ufer des Des Moines-Fluſſes. Die Indianer ſchienen mit allen Lebens-Bedürfniſſen und ſelbſt mit Luxus-Gegenſtänden reichlich verſehen zu ſein.

Der Haüptling Kih-o-kuck, ein ſchöner, ſtattlicher Mann, mit großer Würde und Anmuth in ſeinen Manieren, hörte nebſt den übrigen Haüptlingen mit großer Geduld der Vorleſung der Aktenſtücke zu, welche der General Street aus Waſhington erhalten hatte. Nach beendigter Vorleſung brachte er uns guten Branntwein und Wein und lud uns ein, zu trinken und bei ihm zu wohnen. Sodann rief er fünf ſeiner Laüfer oder Ausrufer herbei und theilte ihnen mit leiſer Stimme den Inhalt der von dem Agenten vorgeleſenen Aktenſtücke mit, — dem Einen war die Bekanntmachung in dem Dorfe, wo wir uns befanden, übertragen, die übrigen eilten mit demſelben Auftrage nach dem anderen Dorfe. Beide Dörfer umfaßten die ganze Nation.

Kih-o-kuck kam mit zwanzig der Angeſehenſten ſeines Stammes und ſeiner ganzen Garderobe zu uns, damit ich denjenigen Anzug auswählen möchte, den ich zu ſeinem Bildniſſe für den paſſendſten hielte; ich wählte mit ſeiner Zuſtimmung einen ganz Indianiſchen Anzug. Auf ſeinen Wunſch malte ich ihn zu Pferde, denn er iſt ſtolz auf ſeine Reitkunſt und er macht ſich in der That ſehr ſtattlich auf ſeinem ſchwarzen Roſſe, welches wol das ſchönſte im Lande iſt *). Sein Bildniß fiel zu ſeiner Zufriedenheit aus und der Gedanke, ſich

*) Zwei Jahre ſpäter hielt ich in dem Stuyveſant Inſtitute in Neü-York Vorträge über die Gebraüche der Indianer. Unter den 1500 Zuhörern befand ſich auch Kih-o-kuck, ſeine Frau und ſein Sohn nebſt zwanzig Haüptlingen und Kriegern ſeines Stammes, die, auf dem Wege nach Waſhington, damals gerade in Neü-York anweſend waren. Ich zeigte den

Digitized by Google

auf dieſe Weiſe unſterblich gemacht zu ſehen, hat ſeine Eitelkeit gewiß nicht wenig vermehrt. Ich malte ſodann noch ſeine Lieblingsfrau (er hat deren ſieben), ſeinen Lieblings-Sohn, den er zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hat, und zehn der angeſehenſten Männer und Frauen. Als ſämmtliche Bildniſſe vollendet waren, reichten mir Alle die Hand, wünſchten mir wohl zu leben und ließen mir, als Zeichen der Anerkennung, die werthvollſten Gegenſtände ihres Anzuges zurück, unter denen ſich auch eine reiche Wampum-Schnur befand, welche Ke-o-kuck von dem Nacken ſeiner Frau nahm. Sie zogen ſodann in guter Laune nach ihrem Dorfe, um ſich zur Herbſt-Jagd vorzubereiten.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Catlin's Boot ſchlägt um in den Stromſchnellen von Des Moines. — Die Inſel Maſcotin. — Tod Joe Chadwick's. — Der Weſten, nicht der ferne Weſten. — Der wahrſcheinliche künftige Zuſtand des großen Miſſiſſippi-Thales.

In St. Louis, wohin ich mich zuerſt begab, fand ich auch meinen treuen Freünd Joe Chadwick wieder, den ich ſchon öfter als meinen Gefährten auf dem unglücklichen Marſche zu den Camantſchen erwähnt habe. Da wir ſeit

Zuhörern eine Anzahl von Bildniſſen, die alle von den Indianern erkannt wurden, und als ich endlich Kih-o-kuk's Bildniß auf die Staffelei ſtellte, ſprangen ſie Alle auf und begrüßten es mit einem gellenden Schrei. Als die Stille wieder eingetreten war, erhob ſich Kih-o-kuk und richtete folgende Worte an die Verſammlung: „Meine Freünde, ich hoffe, Ihr werdet es meinen Leüten verzeihen, daß ſie ſo großen Lärm machen; aber ſie waren zu aufgeregt, mich auf meinem Lieblings-Kampf-Roſſe zu ſehen, das ſie ſogleich Alle wieder erkannten."

Ich ſagte hierauf zu der Verſammlung, daß dieſe Äußerung mich um ſo mehr freüe, da einige Perſonen gemeint hätten, die Zeichnung könne nicht richtig ſein, denn ein ſo ſchönes Pferd habe kein Indianer an der Gränze. Als dies der Dolmetſch dem Kih-o-kuk überſetzte, ſtand er unwillig auf und ſagte, daß die meiſten ſeiner Begleiter von dem Bilde gar nichts gewußt, dennoch aber das Pferd ſogleich erkannt hätten; auch möchte er wohl wiſſen, warum Kih-o-kuk nicht eben ſo gut ein ſchönes Pferd ſollte reiten können, als die weißen Männer? Dieſe Worte wurden von der Verſammlung mit lautem Beifall aufgenommen und der Dolmetſch, Herr Le Clair, fügte noch hinzu, daß er das Pferd, welches er im Bilde ebenfalls ſogleich erkannt, für 300 Dollars an Kih-o-kuk verkauft habe, und daß es von allen Pferden, ſowol der Weißen, als der Rothen Männer an der Granze das ſchönſte ſei.

Als ich bald darauf von der Büffel-Jagd mit Bogen und Pfeil ſprach und erwähnte, daß der Pfeil oft durch den Körper des Büffels quer hindurchgehe, wovon ich ſelbſt mehrmals Zeüge geweſen ſei, ſchienen einige von den Zuhörern es zu bezweifeln. Ich wandte mich daher abermals an Kih-o-kuk, der auch meine Angabe beſtätigte, und hinzufügte, daß er glaube, einer ſeiner jungen Begleiter habe dies auch gethan, worauf der bezeichnete junge Mann ſogleich aufſtand, einen Bogen unter ſeiner Büffelhaut hervorzog und der Verſammlung erzählte, daß er mit demſelben einen Pfeil quer durch den Körper eines Büffels hindurchgeſchoſſen habe. Auch ein Haüptling, welcher mit vierzig Sioux vom oberen Miſſouri dem Vertrage beiwohnte, erklärte auf Befragen, daß dies von den Jägern ſeines Stammes ſehr oft geſchehe.

Digitized by Google

zwei Jahren uns nicht geſehen, und ich in dieſer Zeit Manches erlebt hatte, was meinen Freünd intereſſiren konnte, ſo erzählte ich ihm einige meiner Abenteüer, während ich ſein Bildniß malte, das er ſeiner Mutter ſchicken wollte, da er im Begriffe ſtand, ſich zur Texaniſchen Armee zu begeben, in welcher der Gouverneur Hauſton ihm eine Anſtellung verſchafft hatte. Vor Allem gefielen ihm die nachſtehenden beiden Erlebniſſe außerordentlich:

„Nachdem ich, wie oben erwähnt, meine Frau nebſt einigen anderen Damen in meinem Rinden-Kanoe durch die Stromſchnellen gerudert und an Bord des nach St. Louis fahrenden Dampfbootes gebracht hatte, zog ich mein Kanoe längs des Oſtufers der Stromſchnellen an einer Leine etwa eine Meile weit fort und machte dann Halt, um an Bord des erſten vorüberfahrenden Dampfbootes nach Des Moines zurückzukehren.

Nach längerem Warten entdeckte ich mehrere Engliſche Meilen ſtromabwärts ein Dampfboot, welches ſich langſam durch die Stromſchnellen hindurcharbeitete. Ich legte daher meine Flinte und ein paar ſchöne Piſtolen, die ich bei allen Büffel- und anderen Jagden im Weſten ſtets im Gürtel getragen, vor mir ins Kanoe und fuhr bis in die Mitte des hier etwa anderthalb Meilen breiten Stromes. Als das Dampfboot näher kam, rief ich meinem alten Freünde, dem Kapitain Rogers, zu, er möge die Maſchine nicht anhalten, denn ich glaubte durch geſchicktes Rudern nach Indianiſcher Art das Boot zu erreichen. Aber die Wellen der Stromſchnelle waren zu ſtark für mein kleines Fahrzeug und in dem Augenblick als ich es nach dem Dampfboote hinlenken wollte, wurde vom Bord deſſelben ein Tau ſo ungeſchickt geworfen, daß eine Schlinge ſich mir über die Schulter und um die Ecke des Kanoes ſchlang, und da es in demſelben Momente vom Bord aus angezogen wurde, ſo ſtürzte ich kopfüber in den Fluß. Ich tauchte indeß ſogleich wieder auf und zwar neben meinem Mantelſack, der meine Reiſe-Notizen und manche andere werthvolle Dinge enthielt, während meine Flinte und die beiden Piſtolen auf dem Boden des Fluſſes lagen. Der Kapitän Rogers zog mich nun beim Kragen ins Boot zur großen Beluſtigung aller auf dem Verdeck befindlichen Reiſenden, unter denen ich mehrere Bekannte fand, die das Vorhergehende nicht angeſehen hatten und daher über mein plötzliches Erſcheinen ſo erſtaunt waren, als ob ich gerades Weges aus dem Bauche eines Wallfiſches käme. Mein Mantelſack, welcher eine halbe Engliſche Meile ſtromabwärts aufgefiſcht wurde, war nebſt Allem, was er enthielt, ganz durchnäßt, auch mein Kanoe wurde an Bord gebracht und war mir nun nur noch lieber geworden; aber meine Flinte und Piſtolen liegen noch heüt auf dem Boden des Fluſſes, wo es einem Jeden frei ſteht, ſie ſich zu holen. Nachdem das Dampfboot mehrere Engliſche Meilen zurückgelegt hatte und wir eine wilde romantiſche Felſenküſte erreichten, brachte ich mein Kanoe wieder ins Waſſer und ruderte der Küſte zu, wo ich den ganzen Inhalt meines Mantelſacks im Sonnenſchein ausbreitete. Mein Nachtlager ſchlug ich an einem kleinen Bache auf, in welchem ich einige ſchöne Fiſche für meinen Tiſch fing und am nächſten Morgen brachte mich eine Fahrt von wenigen Stunden wieder nach dem Lager Des Moines.“

Digitized by Google

Mein Freünd Joe lachte herzlich über dies Abenteüer; und ich erzählte ihm dann weiter, daß ich einige Tage ſpäter mit meinem Kanoe an Bord eines Dampfboots ging, welches mich nach Rock Island brachte, wo ich mit dem General Street Geſchäfte abzumachen hatte. Von da kehrte ich mit einer ſchönen doppellaüfigen Vogelflinte, die ich in der Garniſon gekauft hatte, nach dem Lager Des Moines zurück.

„Ich verließ Rock Island an einem ſchönen October-Tage um elf Uhr Morgens und um 3½ Uhr Nachmittags landete ich an der Inſel Mas-co-tin und zog wie gewöhnlich mein Kanoe auf den Strand. Dieſe ſchöne Inſel, welche ihren Namen von einer Bande der Illinois-Indianer erhalten hat, die früher auf derſeben wohnte, iſt ſechs bis ſieben Meilen lang, gegenwärtig unbewohnt, mit hohen Ufern und mit hohem, üppigen Graſe bewachſen. Ich erſtieg mit dem Ruder in der Hand das Ufer und wollte eben die Inſel etwas näher in Augenſchein nehmen, als mein Blick zufällig auf den Fluß fiel und ich zu meinem größten Schrecken bemerkte, daß mein kleines Kanoe etwa dreißig Ruthen vom Ufer ſchwamm und vom Winde quer über den Fluß getrieben wurde. Alle Flüche, die ich in meinem Umgange mit der „civiliſirten" Welt gelernt hatte, drängten ſich unwillkührlich über meine Lippen, als ich an den Strand hinunterlief, ſchnell meine Kleider abwarf, in den Fluß ſprang und mit der größten Schnelligkeit vorwärts ſchwamm. Da aber das Boot vom Winde eben ſo ſchnell vorwärts getrieben wurde, ſo blieb mir nichts übrig, als nach dem Lande zurück zu ſchwimmen wozu ich nur eben noch ſo viel Kräfte hatte, um bis dahin zu gelangen, wo ich Grund erreichte und ans Ufer gehen konnte. Wäre ich noch einige Ruthen weiter geſchwommen, ſo würden meine Kräfte nicht ausgereicht haben, mich ans Ufer zurück zu bringen, denn es war Herbſt und das Waſſer bereits ſo kalt, daß ich an allen Gliedern wie gelähmt war. Ich zog ſchnell meine Kleider an, die ich beim Hinablaufen an den Strand an verſchiedenen Stellen abgeworfen hatte, ſtieg auf das hohe Ufer hinauf und verfolgte mein Kanoe, welches mit meiner Flinte, meinem Mundvorrathe, dem Feüerzeüge und Schlaf-Apparat dem gegenüberliegenden Ufer zutrieb, mit dem Blicke.

„Der Fluß war hier faſt eine Engliſche Meile breit und ich ſah, wie das unglückliche Kanoe am andern Ufer in ein Weiden-Gebüſch hineinſchwamm. Ich ging eine Zeit lang am Ufer auf und ab, einſam wie ein Neüſeeländiſcher Pinguin; endlich ſetzte ich mich nieder und ſtellte folgende wenig erbauliche Betrachtungen an: „„Ich bin hier allein auf einer unbewohnten Inſel, ohne etwas zu eſſen und ohne Mittel mir etwas zu verſchaffen; und wenn ich die Nacht oder ein halbes Dutzend Nächte hier zubringen muß, ſo habe ich weder Feüer noch Decken, um mich zu wärmen. Es bleibt mir daher nichts übrig, als ich muß mein Kanoe wieder zu erhalten ſuchen."" Ich ging daher ſogleich ans Werk und ſchleppte von allen Seiten die am Strande liegenden angeſchwemmten Baumſtämme zuſammen, um ein Floß zu bauen, mit dem ich über den Fluß, hinüberſetzen könnte. Es war dies keine leichte Arbeit, denn ich hatte nur wenig Material und kein Werkzeüg, um Baüme zu fällen. Ich fügte

Digitized by Google

daher die wenigen Stämme, wie ich ſie von der verſchiedenſten Länge und Dicke fand, ſo gut es gehen wollte zu einem Floſſe zuſammen, ſchob es mit dem Ruder vorſichtig vom Ufer und fand, daß es eben hinreichend war, mich zu tragen. Ich ſetzte mich in der Mitte auf ein Bündel Rinde und befand mich ſo einige Zoll hoch über dem Waſſer, während meine Füße auf dem Floſſe ruhten, welches etwas unter die Oberfläche ſank. Ich ſteckte das Ruder durch eine Öffnung zwiſchen den Baumſtämmen und ruderte quer über den Fluß, während die Strömung mich abwärts trieb; dennoch war ich froh, daß ich überhaupt nur vorwärts kam. Endlich erreichte ich das gegenüberliegende Ufer etwa drei Engliſche Meilen unterhalb des Punktes, wo ich mich eingeſchifft hatte.

„Da einige Baumſtämme meines Floſſes verfault waren, ſo hatten ſie, als ich mich in der Mitte des Fluſſes befand, ſo viel Waſſer eingeſogen, daß ſie ganz unter die Oberfläche geſunken waren und ich faſt bis zum Gürtel im Waſſer ſaß. Als ich endlich das Ufer erreichte, ſtießen einige der längſten Baumſtämme unter dem Waſſer an, das ganze Floß ging auseinander, ich wollte ans Ufer ſpringen, allein die Entfernung war noch zu groß und ich ſtürzte der ganzen Länge nach ins Waſſer. Ich war jedoch ſogleich wieder auf dem Trocknen und machte mich nun auf, um mein Kanoe zu ſuchen, das ich denn auch glücklich etwa eine Engliſche Meile oberhalb meines Landungsplatzes in dichtem Weidengebüſche fand. Ich ruderte nun nach derſelben Stelle der Inſel zurück, wo mein Unglück begonnen hatte, um mich ganz der Freüde hinzugeben, die aus dem Gegenſatze zwiſchen meiner frühern und meiner jetzigen Lage entſtand.

„Die Inſel Mas-co-tin hatte auf dieſe Weiſe alle ihre Schrecken für mich verloren und ich verweilte zwei Tage und zwei Nächte an ihren einſamen Ufern, wo ſich zahlreiche Gräber der Rothen Männer befinden. Als ich in meinem kleinen Kanoe dieſe liebliche Inſel verließ, konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: „Schlafet dort in Frieden, ihr tapferen Männer, bis die ruchloſe Hand des weißen Mannes und die gefühlloſe Pflugſchar dereinſt eüre Gebeine aus dieſer ſtillen und ſchönen Ruheſtätte aufwühlt!“

„Nach zwei oder drei Tagen traf ich wieder im Lager Des Moines ein, wo ich mich mit meinem Kanoe am Bord eines Dampfbootes nach St. Louis einſchiffte, das ich ohne weitere Fährlichkeiten erreichte.“

Als ich die Erzählung meiner Abenteüer beendigt hatte, war auch das Bildniß Joe's fertig und ich freüte mich, daß es all das Feüer und den „Jägerblick“ wiedergab, die mich auf unſeren frühern Streifzügen in den fernen Wildniſſen ſo oft ergötzt hatten. Einige Tage ſpäter ſandte er das Bildniß ſeiner Mutter und reiſte nach Texas ab, wo er ſich der Texaniſchen Armee anſchloß. Er wurde in dem erſten Gefecht, an dem er Theil nahm, gefangen und befand ſich unter den vierhundert Kriegern, welche Santana erſchießen ließ!

Als ich in St. Louis landete, eilte ich ſogleich zu meiner Frau und ließ mein kleines Kanoe unter der Obhut des Kapitains. Bei meiner Rückkehr

Digitized by Google

war es jedoch, gleich einem anderen, früher erwähnten, durch irgend eine „Medizin-Operation" verſchwunden und es blieb mir nichts davon als die Abbildung, welche ich nach meinem Abenteüer an dem Ufer der Inſel Mascotin entworfen habe.

Nachdem ich meinen Freund Joe gemalt hatte, ſchrieb ich die nachſtehenden Bemerkungen in mein Notizbuch:

Der Weſten — nicht der „Ferne Weſten," denn dieſer iſt ein Phantaſie-Gebilde — ſondern der einfache Weſten — die weite und herrenloſe Wildniß, welche ſich zwiſchen den gegenwärtigen Wilden und der civiliſirten Welt ausdehnt — der große und faſt gränzenloſe Garten der Erde — iſt das Thema des Tages. Ich meine die endloſen, ſchönen Ebenen, wo die Natur in ihrem reichſten Schmucke erſcheint, auf deren grünen Gefilden, die ſich gränzenlos wie der Ocean ausdehnen, die ſtolzeſten, edelſten Menſchen Jahrhunderte lang ihre wilden Roſſe tummelten, zum Großen Geiſte in der Sonne beteten und ihm für ihr freies und glückliches Leben ihren Dank darbrachten. — Jenes ſchöne und berühmte Land, das keinen Geſchichtſchreiber hatte, der ſeine Schönheit und ſeinen Ruhm geſchildert hätte, — wo zu einer Zeit, als die „civiliſirte" Welt noch im Embryo lag, unerſchrockene, muthige Männer wohnten, deren ritterliche Thaten Niemand aufgezeichnet hat — wo einſt das mit Federn geſchmückte Schlachtroß ſich baümte, der gellende Kriegsruf ertönte und der Dampf der Adler-Pfeife zur Bekräftigung der eingegangenen feierlichen Verpflichtungen emporſtieg. Ich meine das neutrale Gebiet, wo man den Dampf der Wigwams nicht mehr ſieht, aber wo die bleichenden Gebeine der Büffel und die Gräber der Wilden die Geſchichte vergangener Zeiten und Tage erzählen — das Land des Schweigens, wohin die rothen Männer zuweilen zurückkehren und ſich auf den Gräbern ihrer Väter düſteren Betrachtungen überlaſſen, und wohin die civiliſirten Männer, voll Freüde und Fröhlichkeit vordringen.

So iſt das große Thal des Miſſiſſippi und Miſſouri, welches ich faſt in allen Richtungen durchzogen habe und über deſſen gegenwärtigen und künftigen Zuſtand ich allerlei erbauliche Betrachtungen anſtellte.

Ich ſah den Menſchen in dem ungekünſtelten und unſchuldigen Natur-Zuſtande, in dem vollen Beſitz der Genüſſe, die Gott ihm beſcheert; ich ſah ihn, mit ſeiner Pfeife und im Kreiſe ſeiner Kinder glücklicher als Könige ſein können; ich ſah ihn vor der Annäherung der Civiliſation zurückweichen, die mit allen ihren Laſtern gleich dem Diebe in der Nacht zu ihm kam; ich ſah auch, wie in jener Finſterniß das Licht der Religion angezündet wurde und wie er ſtaunte und dann ſich zurückzog gleich dem erſchreckten Hirſch, der durch das Licht geblendet wird; ich ſah ihn, wie er den Schauplatz ſeiner Kindheit verließ und die ſtärkſten Bande zerriß, welche ihn an die Erde und ihre Freüden feſſelten, wie er Thränen vergoß (und dies iſt der einzige Fall, in dem es geſchah) und ſchweigend die Hand vor den Mund hielt, wenn er den letzten Blick auf die ſchönen Jagd-Gefilde warf und dann traurig nach der untergehenden Sonne hin ſeine Wanderung begann. Alles dies geſchah

Digitized by Google

mit jener Würde und jenem Anſtande, die den Indianern auch in dem höchſten Grade des Unglücks und der Verzweiflung nicht verlaſſen. Andererſeits ſah ich auch die Annäherung des lärmenden, geſchäftigen, ſchwatzenden, pfeifenden, hüpfenden, aufgeblaſenen und fröhlichen weißen Mannes; ich ſah, wie zum erſten Male die frevelnde Hand den geheiligten Boden mit der Pflugſchaar durchwühlte und die Gebeine, die Pfeife und den Tomahak der tapferen Krieger an das Tageslicht brachte.

Dies weite Land, wo die Natur-Menſchen vor dem modernen Kreüz-Zuge immer mehr verſchwinden, iſt das Miſſiſſippi-Thal, welches im Oſten von dem Alleghany-, im Weſten von dem Felſen-Gebirge, im Süden von dem Meerbuſen von Mejico, im Norden von der großen Seen-Kette begränzt und auf eine Strecke von mehr als 850 Meilen von dem mächtigen Miſſiſſippi durchſtrömt wird, deſſen Ufer und Plateaus, welche faſt überall den fruchtbarſten Boden und einen großen Reichthum an Blei, Eiſen und Steinkohlen beſitzen, eine Bevölkerung von hundert Millionen Menſchen zu ernähren im Stande ſind. Das Fluß-Syſtem dieſes ungeheüren Landſtriches bietet, außer der großen Seen-Kette im Norden, eine Binnen-Schiffahrt für Dampfboote von mehr als drittehalbtauſend Meilen dar. In dem ſüdlichen Theil lebt bereits eine zerſtreüte Bevölkerung von fünf Millionen Menſchen, aber der größere Theil, wo der Acker (etwa 1⅓ Magdeburgiſche Morgen) für 1 Thaler 20 Silbergroſchen verkauft wird, liegt noch herrenlos da und wartet der kultivirenden Hand des Menſchen.

Dies reiche Land, welches die unternehmende Jugend der öſtlichen Staaten zur Einwanderung anlockt, hat den Vortheil, daß ein Jeder ſich in der geographiſchen Breite ſeines Heimath-Landes, und zwar auf einem fruchtbareren Boden, anſiedeln kann; Die Beſitzer von Zucker-, Reis-, Baumwollen- und Taback-Pflanzungen, von Mais-, Roggen- und Weizen-Feldern, von Louiſiana bis Montreal, dürfen nur nach dem Weſten gehen, wo ein Jeder von ihnen die paſſende Bodenart und das paſſende Klima findet.

Bis zu den Ufern des Miſſiſſippi iſt die große Woge der Civiliſation bereis weſtlich vorwärts gerollt und hat das hinter ihr liegende Land mit größeren und kleineren Städten bedeckt. Aber noch mehrere hundert Engliſche Meilen weiter gegen Weſten ſind die unternehmenden Pioniere mit ihren Familien vorgedrungen, in das Land, wo der in die Erde vergrabene Tomahak kaum vom Roſt angegriffen und das Kriegsgeſchrei ſo eben erſt verhallt iſt. Unter dieſen Leüten bin ich herumgeſtrichen. Am Red River (Rothen Fluß) ſah ich den reichen Louiſianer, wie er ſeine Baumwollen- und Zucker-Pflanzungen abgränzte und ſeine Neger die erſte Bearbeitung des Bodens mit der Hacke begannen. Ich ſaß mit ihm an ſeiner gaſtlichen Tafel in ſeinem Blockhauſe und trank mit ihm Jeres und Champagner, während er von „Oxhoften" und dem „Stande der Papiere" ſprach oder „nach Baumwolle geht." In den weſtlichen Theilen von Arkanſas und Miſſouri genoß ich die aufrichtigſte Gaſtfreündſchaft des barſchen, aber ehrenwerthen Kentuckiers und des ruhigen, freündlichen und geſelligen Tenneſſiers. Dieſer hat „eine ſchmähliche Ausſicht

auf Mais", Jener eine „mächtige Baumwollen=Ärnte", oder er rechnet, daß er einen „mächtigen Haufen Taback erhalten werde." — Das Fieber macht in dieſem Lande „mächtig ſchwach" und zuweilen iſt es faſt unmöglich, es „abzu=ſchütteln." — Aber unter allen dieſen beſcheidenen Dächern herrſchen Intelli=genz, Gaſtfreündſchaft und Heiterkeit und der Reiſende, welcher dieſe Dinge zu würdigen weiß, kann bei einer guten Taſſe Kaffee, Mais=Brot und friſcher Butter mit dem beſcheidenen Pionier ſehr angenehme Augenblicke verleben.

Die Gegend am oberen Miſſouri und Miſſiſſippi, funfzig bis ſechzig Meilen oberhalb St. Louis, gehört zu den ſchönſten Ländern der Erde, mit beſtändigem Wechſel von Wald und grünen Feldern, und ihrer Breite nach für die Bewohner der nördlichen und öſtlichen Staaten geeignet; auch iſt „Jonathan" von „da unten aus dem Oſten" bereits dort angekommen und hat ſeine weißen Einfriedigungen aufgeſtellt, die ſich wie weiße Bänder über die grüne Prairie hinziehen.

Auf dieſe Weiſe füllen ſich jene weiten Landſtriche mit Bewohnern, die alle ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Vorurtheile in ihre neüen Wohnſitze mit hinüber nehmen. Aber der gewaltige Miſſiſſippi, dieſe große Verbindungs=Straße aller dieſer verſchiedenen Bewohner, wird die Sitten und Gebraüche derſelben vermiſchen, die Vorurtheile vertilgen; aus dieſer Vermiſchung wird ein neües Volk hervorgehen und hier wird ſich, wenn alle locale Schroffheiten abgeſchliffen ſind, der wahre Karakter des Amerikaners ausbilden. Der Kern, aus dem derſelbe hervorgehen wird, iſt bereits vorhanden: es iſt der biedere Kentuckier, welcher zuerſt die Lebensweiſe des Oſtens verließ und mit ſeiner Flinte kühn in die Wälder des Miſſiſſippi eindrang, deſſem Antlitz der Stempel der Redlichkeit deütlich aufgeprägt iſt und deſſen biederer Händedruck einem Jeden, auch ohne Worte, ſagt, daß er willkommen ſei.

Im Oſten hört man zuweilen ſagen, daß der Miſſiſſippi „zu weit — daß er außerhalb der Welt ſei." Wie lächerlich und wie ſchwach muß ein ſolcher Einwurf Denjenigen erſcheinen, der den Miſſiſſippi bis zu dem St. Anthony=Waſſerfalle hinauf verfolgte, der die Staaten Miſſouri, Illinois, Michigan und Wisconſin durchreiſte und ſich überzeügt hat, daß er eine Welt für ſich iſt, die an Genüſſen und Unterhaltung keiner anderen nachſteht.

Digitized by Google

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Coteau des Prairies. — Mackinaw und Sault de Ste. Marie. — Das Fangen der Weißfiſche. — Kanoe-Wettfahrt. — Reiſe in einem Rinden-Kanoe den Fox-Fluß hinauf und den Wisconſin hinab. — Der Steinbruch des rothen Pfeifenthons auf dem Coteau des Prairies. — Indianiſche Sagen in Bezug auf den rothen Pfeifen-Thon. — Der Sprung-Felſen. — Catlin und ſein Gefährte werden auf ihrer Reiſe von den Sioux angehalten. — Monſieur La Tromboiſe. — Lager am Pfeifenthon-Steinbruch. — Baptiſte's „Erzählung von dem Medizin-Beütel". — Einleitung zu der „Geſchichte des Hundes" — Abreiſe von den Mandanern in einem Kanoe. — Catlin fährt in der Nacht bei den Rikkariern vorüber. — Lager an einem Thonhügel während eines Gewitters.

Von St. Louis reiſte ich über das Alleghanny-Gebirge nach meinem Geburtslande, wo meine Frau bei meinen Ältern blieb; von da ging ich nach Buffalo am Erie-See, ließ dort meine Sammlung und folgte dann den Windungen der Seen von Buffalo bis Detroit, von da nach dem Maria-Waſſerfalle (Sault de Ste. Marie), nach Mackinaw und der Green [Grün]-Bai) und von da, den Fox-(Fuchs-) und den Wisconſin-Fluß entlang, nach Prairie du Chien, von wo ich zum zweiten Male den mächtigen Miſſiſſippi bis zu dem St. Anthony-Waſſerfalle hinauffuhr, dann den trägen, aber mit ſchönen Ufern eingefaßten St. Peter's-Fluß bis zu ſeiner Quelle hin verfolgte und von da zu Pferde zu den allmälig in Terraſſen aufſteigenden, baumloſen, aber mit Gras bewachſenen Ebenen der Coteau des Prairies (welche die Waſſerſcheide zwiſchen dem St. Peters-Fluſſe und dem Miſſouri bilden), wo ich bei dem Steinbruche des rothen Pfeifenthons mein Lager aufſchlug.

Dieſe Reiſe — ein Weg von mehr als 800 Meilen — hat mir Gelegenheit verſchafft, einige Punkte zu beſuchen, die ich noch nicht geſehen hatte und einige berühmte Indianer der Tſchippewäer, Menomonihs und Winnebagos zu malen. Ich kann die Bewohner des Oſtens völlig über die Geſinnungen der Indianer in dieſem Theile des Landes beruhigen, denn ich bin mitten durch alle jene Stämme hindurch gereiſt und kann verſichern, daß ſie, eben ſo wie die Sioux, ſehr friedlich gegen die Weißen geſinnt ſind.

Es waren zwei Schwadronen Dragoner und zwei Kompagnien Infanterie von Prairie du Chien nach der Green-Bai geſandt worden, weil man Feindſeligkeiten befürchtete, obwol zu einer Beſorgniß dieſer Art, wie es mir ſchien, gar keine Veranlaſſung vorhanden war, denn der Haüptling der Winnebagos erwiderte dem Offizier, welcher ihn fragte, ob ſie fechten wollten, daß ſie nicht könnten, wenn ſie auch wollten, da ſie weder Flinten noch Munition, noch auch etwas zu eſſen hätten, auch liege die Hälfte ihrer Krieger an den Blattern krank. „Wenn Ihr uns", fügte er hinzu, „Flinten, Schießbedarf, Schweinefleiſch und Mehl geben und für unſere Frauen und Kinder ſorgen wollet, ſo wollen wir für Euch kämpfen, bedürft Ihr aber unſerer, ſo wollen wir es verſuchen, für Euch zu fechten, wie wir ſind."

Digitized by Google

Die Blattern hatten arge Verwüſtungen unter den Winnebagos und Sioux angerichtet. Auch der berühmte Sioux-Haüptling Wa-be-ſchah und der größte Theil ſeiner Horde ſind dieſer Krankheit zum Opfer gefallen und die Überlebenden ſind auf das Furchtbarſte entſtellt. In Prairie du Chien ſtarben viele Halb-Indianer und Franzoſen an dieſer Krankheit und man erzählte mir dort, daß die bereits mehrere Jahre zuvor geſchehene Impfung ſich vollkommen als Schutzmittel bewährt habe, daß dagegen in allen Fällen, wo die Impfung erſt vor Kurzem ſtatt gehabt, nicht nur Erkrankung, ſondern auch faſt immer der Tod erfolgte.

Bei dem Sault de St. Marie ſah ich eine große Anzahl Tſchippewäer, die, gleich den in dortiger Gegend lebenden Franzoſen, Engländern und Amerikanern, faſt ausſchließlich von Fiſchen leben. Es iſt dieß der Weiß-Fiſch, welcher dem Lachſe gleicht, aber kleiner iſt, und von den Indianern und Franzoſen in dem bewegten Gewäſſer der Stromſchnellen mit einem Streich-Netze gefangen wird und an keinem anderen Orte ſo groß und ſo wohlſchmeckend wird. Dieſe Fiſcherei war lange Zeit von großer Wichtigkeit für die Indianer, welche ſich zur Betreibung derſelben ſtets in großer Menge verſammelten; aber vor Kurzem haben einige Spekulanten gefunden, daß dieſelbe viel zu werthvoll ſei, um im ausſchließlichen Beſitze von Wilden zu bleiben, und ſie werfen jetzt ihre Netze dort aus, während der arme Indianer, welcher ein Eindringling genannt wird und gezwungen iſt, ſich mit einem dürftigen Fange in den Buchten zu begnügen, ruhig zuſehen muß, wie der unerſättliche weiße Mann ſeine Fäſſer und Boote mit den ſchönſten Fiſchen füllt und ſie auf die Märkte ſendet, um ſie zu Gelde zu machen.

Ich war hier ſo glücklich, einer Indianiſchen Regatta oder Kanoe-Wettfahrt beizuwohnen, die unter großem Geſchrei, Abſchießen von Flinten u. ſ. w. Statt fand und zu der ſich eine bedeütende Menge Indianer eingefunden hatte. Die in dieſer Gegend wohnenden Indianer ſind alle Tſchippewäer und ihre Kanoes ſind von Birken-Rinde gemacht und faſt ſämmtlich von gleicher Form, außerordentlich leicht, und werden mit wunderbarer Schnelligkeit gerudert.

Von Sault de St. Marie machte ich mehrere Ausflüge auf dem Oberen See, ſowol auf der Seite der Vereinigten Staaten, als von Kanada, und malte mehrere Tſchippewäer. Von Mackinaw ging ich nach Green-Bai, einer aufblühenden Stadt, im Herzen eines fruchtbaren Landes und Hauptſitz der Land-Spekulanten. Dort ſchiffte ich mich in einem großen Rinden-Kanoe ein, welches von fünf Franzöſiſchen Voyageurs [36]) gerudert wurde. Ich hatte das Glück vier luſtige Reiſe-Gefährten zu finden, die nach dem Fort Winnebago und dem Miſſiſſippi wollten; dieſe waren Herr C. Jennings, früher Beſitzer des City-Hotels in Neü-York, Herr Irving, ein Verwandter von Washington Irving, Herr Robert Serril Wood, ein Engländer, (die beiden letztern beſaßen eine unerſchöpfliche Unterhaltungs-Gabe), und der Lieutenant Reed von der Armee der Vereinigten Staaten. Alle unſere Vorräthe wurden Herrn Jennings übergeben, den wir zum Major der Expedition ernannten und

Digitized by Google

bald ſowol wegen der philoſophiſchen Würde und Geduld, womit er ſeinem ſchwierigen Amte vorſtand, als auch wegen ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit und Erfahrung in der Kochkunſt zum Oberſten beförderten. Die kleinen unterhaltenden Ereigniſſe unſerer Fahrt auf dem vielfach gewundenen Fox-Fluſſe, in den Stromſchnellen, längs der von ſchönen Prairien, Eichen-Lichtungen und unabſehbaren Feldern wilden Reiſes begränzten Ufer, begleitet von Herrn Wood's Guitarre oder den „chansons pour rire" unſerer gebraünten Bootsleüte, ſind alle ſorgfältig aufgezeichnet worden und ſollen künftig einmal anderweitig benutzt werden; hier möge es genügen zu bemerken, daß unſere leichte Barke uns glücklich nach dem Fort Winnebago brachte, wo wir einen Tag verweilten. Herr Wood und ich kauften hier ein leichtes Rinden-Kanoe, da unſere Reiſegefährten einen andern Weg einſchlugen, und ruderten am nächſten Tage den Wisconſin hinab nach Prairie du Chien, welches wir nach einer angenehmen Fahrt von drei Tagen und zwei Nächten glücklich erreichten. Wir kamen nun in den mächtigen Miſſiſſippi und fühlten uns für unſere Anſtrengungen hinreichend belohnt durch die unvergleichlichen Schönheiten, welche ſich unaufhörlich unſerem Auge während der Fahrt dargeboten hatten.

Der Wisconſin, den die Franzoſen mit Recht „den ſchönen Fluß" nennen, kann ſich wegen ſeiner ſchönen Ufer und Prairien-Hügel jedem anderen Fluſſe Nord-Amerika's und vielleicht der Welt an die Seite ſtellen. Er iſt an Lieblichkeit und Schönheit, wenn auch nicht an Größe, dem Miſſiſſippi bei Prairie du Chien vollkommen gleich.

Mein trefflicher und hochgeſchätzter Reiſe-Gefährte hat, gleich einem echten Engländer, alle Beſchwerlichkeiten der Reiſe auf dem oberen Miſſiſſippi, dem St. Peters-Fluſſe, und auf dem Landwege nach dem ſchönen Plateau der Weſtwelt getreülich mit mir getheilt.

So weit bin ich in wenigen Wochen herumgezogen, um klaſſiſchen Boden zu erreichen.

Man wundere ſich nicht, daß ich in dieſem entlegenen Winkel die Indianiſche „Muſe" aufgeſucht habe, denn hier weilt ſie, hier muß ſie angerufen werden — und man deüte es mir nicht übel, wenn meine Erzählung jetzt einen etwas poetiſchen Anſtrich gewinnt. Ich will es verſuchen, bevor ich dieſe berühmte Gegend verlaſſe, einige ihrer karakteriſtiſchen und geheimnißvollen Legenden mitzutheilen. Dieſer Ort iſt berühmt — nicht in der Geſchichte, denn er hat keine — ſondern in den Sagen und Erzählungen, an denen dieſe weſtliche Welt ſo reich iſt.

„Hier fand, nach den Sagen der Indianer, die geheimnißvolle Entſtehung der rothen Pfeife ſtatt, die ihren Rauch des Friedens und des Krieges in die entfernteſten Gegenden des Kontinents entſendet hat, und aus deren roth gefärbtem Rohr jeder Krieger raucht, wenn er den unwiderruflichen Eid des Krieges und der Zerſtörung leiſtet. Hier entſtand auch die friedliche Kalumet, deren Rauch die Wuth des unbarmherzigen Wilden mildert."

„Hierher berief vor langer Zeit der Große Geiſt die Indianiſchen Nationen; er ſelbſt ſtand an dem Abhange des rothen Pfeifenthon-Felſens, brach ein

Digitized by Google

Stück von demſelben ab und machte eine große Pfeife daraus, die er über ihnen, ſowie gegen Norden, Süden, Oſten und Weſten rauchte, und ihnen ſagte, daß dieſer Stein roth, daß er ihr Fleiſch ſei — daß ſie denſelben zu ihren Friedens-Pfeifen nehmen ſollten — daß er ihnen Allen gehöre und daß die Kriegskeüle und das Skalpir-Meſſer auf dieſem Boden nicht erhoben werden dürfen. Bei dem letzten Zuge aus der Pfeife verwandelte ſich ſein Kopf in eine große Wolke und die ganze Oberfläche des Felſens war auf mehrere Meilen weit geſchmolzen und verglaſt; unten öffneten ſich zwei große Ofen und zwei Frauen (die Schutzgeiſter dieſes Ortes, Tho-mec-cos-tih und Tho-me-coste-won-dih) gingen in die Flammen hinein und noch jetzt antworten ſie auf die Anrufungen der Oberprieſter oder Medizin-Männer, welche ſie um Rath fragen, wenn ſie dieſen Ort beſuchen.“

In der Nähe dieſes Ortes auf einem hohen Hügel befindet ſich das „Neſt des Donners“, wo „ein ſehr kleiner Vogel bei ſchönem Wetter auf den Eiern ſitzt, und der Himmel wird von Blitzen zerriſſen bei der Annäherung eines Sturmes, welcher durch das Auskriechen der Brut verurſacht wird!“

„Dieſer Vogel lebt ewig, iſt aber unfähig, ſein Geſchlecht fortzupflanzen; die Medizin-Männer haben ihn oft geſehen, er iſt etwa ſo groß, wie das letzte Glied des kleinen Fingers! Sein Gefährte iſt eine Schlange, deren feürige Zunge die Jungen tödtet, ſo wie ſie auskriechen und das feürige Getöſe an dem Himmel dahinfährt.“

Dies ſind einige Sagen dieſes berühmten Landes, welches ſchon an und für ſich, wegen ſeiner Schönheit und Lieblichkeit, auch ohne ſeine berühmten Sagen, ein Paradies genannt zu werden verdient.

Auf dieſem Hügel, auf welchem der große Geiſt ſtand, als er die Friedens-Pfeife einweihte, wo man in der Ferne nichts ſieht, als die Tauſende von baum- und buſchloſen Grashügeln, deren lebhaftes Grün in das lebhafteſte Blau übergeht — lagerten wir, mein trefflicher Reiſegefährte und ich, dicht in unſere Büffelhaüte gehüllt, und ſprachen von den Mühſeligkeiten des Lebens, von Freünden, die wir verloren, von Plänen, die uns fehlgeſchlagen, von den Beſchwerden, die wir zu überwinden hatten, um in unſere Heimath zurückzukehren. Wir haben hier ein Gewitter in ſeiner ganzen furchtbaren Schönheit geſehen, und es liegt eine erhabene Größe in dieſer Naturerſcheinung, die nur Der ſich vorſtellen kann, der ſie hier ſelbſt geſehen hat.

Wir befanden uns auf der Oberfläche eines dreißig Fuß hohen Abſturzes, der ſich zwei Engliſche Meilen weit erſtreckte und größtentheils ſo platt war, als ob flüſſiges Glas über ſeine Oberfläche wäre ausgegoſſen worden. Nicht weit von unſerem Lagerplatze ſah man die tief eingedrückten „Fußſtapfen des Großen Geiſtes, wo er ſtand, als das Blut der Büffel, die er verzehrte, in die Felſen eindrang und ſie roth färbte.“ Dieſe Fußſtapfen haben Ähnlichkeit mit denen eines großen Vogels. Wenige Schritte weiter ſtürzt ein kleiner Bach über den Abhang hinab in ein kleines Becken und hier zwiſchen Felſen von den ſchönſten Farben, aber von wildeſter Geſtalt, vollzieht der arme Indianer ſeine Abwaſchung. Etwas weiter abwärts auf der Ebene bei fünf ge-

Digitized by Google

waltigen Granit-Blöcken, ſucht er die Schutzgeiſter dieſes Ortes durch ein Opfer von Taback zu gewinnen und bittet ſie um die Erlaubniß, ein kleines Stück des rothen Thons zu einer Pfeife nehmen zu dürfen. Noch weiter hin, auf einer weiten Ebene, ſieht man, gleich den Hügeln der Gaffers oder Sandratten, die älteren und neüeren Ausgrabungen und auf der Oberfläche der Felſen verſchiedene Zeichen und Hieroglyphen — ihre Wakons, Totems und Medizin.

Auf dem Wege dorthin wurden wir, mein Engliſcher Reiſegefährte und ich, von einem Trupp Sioux aufgehalten, weil wir es gewagt hatten, uns dem „heiligen Entſtehungsorte der Pfeife" zu nähern! Als wir uns an einem „Traverſe des Sioux" genannten Orte in der Handels-Hütte von Le Blanc am St. Peters-Fluſſe, noch etwa dreißig Meilen von dem Steinbruche befanden, ſammelte ſich ein Haufe Krieger um unſere Wohnung, um uns zu ſagen, daß wir Gefangene ſeien und nicht weiter gehen dürften. Zuerſt erhob ſich Ti-o-kun-hko (der ſchnelle Mann) und ſagte:

„Meine Freünde, ich bin kein Haüptling, aber der Sohn eines Haüptlings — ich bin der Sohn meines Vaters — er iſt ein Haüptling — und wenn er weggegangen iſt, ſo iſt es meine Pflicht, für ihn zu ſprechen — er iſt nicht hier — aber was ich ſage, iſt die Rede ſeines Mundes. Man hat uns geſagt, daß Ihr nach dem Pfeifen-Steinbruch geht. Wir kommen nun, um zu fragen, zu welchem Zwecke Ihr dorthin gehet und welche Geſchäfte Ihr dort habt." (Hier riefen Alle „Hau, hau!", wodurch ſie ihre Zuſtimmung zu dem, was geſagt worden, ausdrücken, denn „Hau" bedeütet „Ja.")

„Brüder — ich bin ein Tapferer, aber kein Haüptling — mein Bogen ſteht auf dem Gipfel des Sprung-Felſens; Alle können ihn ſehen und Alle wiſſen, das Ti-o-kun-hko's Fuß dort geweſen iſt." (Hau, hau!) „Brüder — Wir betrachten Eüch und ſehen, daß Ihr Tſchi-mo-ki-mon-Kapitäne (weiße Offiziere) ſeid; wir wiſſen, daß Ihr von Eürer Regierung abgeſandt worden ſeid, um zu ſehen, was jener Ort werth iſt und wir glauben, daß die weißen Männer ihn kaufen wollen." (Hau, hau!)

„Brüder — Wir haben immer geſehen, daß die weißen Männer, wenn ſie in unſerem Lande etwas erblicken, was ſie brauchen können, Offiziere abſchicken, um es zu ſchätzen und wenn ſie es nicht kaufen können, ſo nehmen ſie es auf andere Weiſe." (Hau, hau!)

„Brüder — ich ſpreche ſtark, mein Herz iſt ſtark und ich ſpreche ſchnell; dieſe rothe Pfeife wurde dem Rothen Manne von dem Großen Geiſte gegeben — ſie iſt ein Theil unſeres Fleiſches und daher große Medizin." (Hau, hau!)

„Brüder — wir wiſſen, daß die Weißen Männer gleich einer großen Wolke ſind, die im Oſten aufſteigt und unſer ganzes Land bedecken wird. Wir wiſſen, daß ſie unſer ganzes Land haben werden; aber wenn ſie uns jemals unſeren Pfeifen-Thon nehmen, ſo werden ſie ſchwer dafür büßen müſſen." (Hau, hau, hau!)

„Brüder — wir wiſſen, daß niemals ein weißer Mann in dem Stein-

Digitized by Google

bruche des rothen Pfeifenthons geweſen iſt und unſere Haüptlinge haben oft im Rathe beſchloſſen, daß nie ein weißer Mann dorthin gehen ſoll. (Hau, hau!)

„Brüder — Ihr habt gehört, was ich geſagt habe, und ihr könnt nicht weiter gehen, ſondern Ihr müßt umkehren. (Hau, hau, hau!)

„Brüder — Ihr ſeht, daß der Schweiß mir vom Geſichte herablaüft, denn ich habe mich angeſtrengt."

Hierauf erwiderte ich:

„Meine Freünde, es thut mir leid, daß Ihr uns und den Zweck unſeres Beſuches in Eürem Lande ſo ſehr verkannt habt. Wir ſind keine Offiziere — wir ſind von Niemandem abgeſandt worden — wir ſind zwei ſchlichte Männer, welche reiſen, um die Sioux zu ſehen, ihnen die Hand zu reichen und zu erforſchen, was es Merkwürdiges in ihrem Lande gibt. Dieſer Mann iſt mein Freünd, er iſt ein Sa-ga-noſch (ein Engländer)."

Alle ſchrieen jetzt: „Hau, hau, hau!", ſprangen auf, reichten meinem Begleiter die Hand und mehrere zeigten ihm Engliſche Medaillen, die ſie auf der Bruſt trugen.

„Wir haben gehört, daß der Steinbruch des rothen Pfeifenthons eine große Merkwürdigkeit iſt; wir ſind deshalb gekommen, um dorthin zu gehen und werden uns nicht aufhalten laſſen."

Hier wurde ich von einem ſchwarzen, grimmig ausſehenden Burſchen unterbrochen, welcher aufſprang, ſein langes zottiges Haar ſchüttelte, ſeine Augen, in welchen ſich der wüthendſte Haß kundgab, auf mich richtete und mit der Fauſt wenige Zoll vor meinem Geſichte herumfuhr, während er folgende Rede hielt:

„Bleiche Geſichter! Ihr dürft nicht ſprechen, bis wir Alle geſprochen haben; Ihr ſeid unſere Gefangenen — unſere jungen Männer (Soldaten) ſtehen um das Haus herum und Ihr müßt anhören, was wir ſagen. Was zu Eüch geſprochen wurde, iſt wahr, Ihr müßt umkehren. (Hau, hau!)

„Wir hörten das Wort «Saganoſch» und es macht unſere Herzen froh; wir reichten unſerem Bruder die Hand — ſein Vater iſt unſer Vater — er iſt unſer Großer Vater — er lebt jenſeit des großen Sees — ſein Sohn iſt hier und wir freüen uns — wir tragen unſeren Großen Vater, den Saganoſch, auf unſerer Bruſt und wir halten ſein Geſicht glänzend — wir reichen Eüch die Hand, aber kein weißer Mann war jemals bei der rothen Pfeife und keiner ſoll jemals dorthin gehen." (Hau!)

„Ihr ſeht, daß dieſe Pfeife (er hielt eine rothe Pfeife neben ſeinen nackten Arm) ein Theil unſeres Fleiſches iſt. Die Rothen Männer ſind ein Theil des rothen Steines." (Hau, hau!)

„Wenn die weißen Männer ein Stück des rothen Pfeifenſteines hinwegnehmen, ſo machen ſie dadurch ein Loch in unſer Fleiſch und das Blut wird immer fließen. Wir werden das Blut nicht ſtillen können." (Hau, hau!)

„Der Große Geiſt hat uns geſagt, daß wir aus dem rothen Stein nur Pfeifen machen und aus denſelben zu ihm rauchen ſollen." (Hau!)

Digitized by Google

„Warum wollen die weißen Männer dorthin gehen? Ihr habt keine gute Abſicht; wir wiſſen, Ihr habt keine und je eher Ihr umkehrt, um ſo beſſer.“ (Hau, Hau!)

Nach dieſem Redner ſprach Muſſa (Eiſen):

„Meine Freünde, wir wollen Eüch kein Leid zufügen; Ihr habt die Worte unſerer Haüptlinge gehört und Ihr ſehet nun, daß Ihr umkehren müßt.“ (Hau, hau!)

„Tſchan-dih-pah-ſcha-kah-frih (der rothe Pfeifenſtein) iſt uns von dem Großen Geiſte gegeben worden und Niemand darf nach ſeinem Preiſe fragen, denn er iſt Medizin.“ (Hau, hau!)

„Meine Freünde, ich glaube, was Ihr zu uns geſprochen habt; ich glaube, daß Eüre Abſichten gut ſind; aber unſere Haüptlinge haben uns immer geſagt, daß es keinem weißen Manne erlaubt iſt, dorthin zu gehen — und ihr könnt nicht dorthin gehen.“ (Hau, hau!)

Ein anderer Indianer ſagte: „Meine Freünde, Ihr ſehet, ich bin ein junger Mann; Ihr ſehet an meiner Kriegskeüle zwei Skalpe von den Köpfen meiner Feinde, meine Hände ſind in Blut getaucht, aber ich bin ein guter Menſch. Ich bin ein Freünd der Weißen, der Pelzhändler, und ſie ſind unſere Freünde. Ich bringe ihnen jährlich 3000 Haüte von Biſam-Ratten, die ich in meinen eigenen Fallen fange.“ (Hau, hau!)

„Wir gehen gerne nach dem Pfeifenſtein und holen uns ein Stück zu unſeren Pfeifen; aber wir fragen vorher den Großen Geiſt. Wenn die weißen Männer dorthin gehen, ſo werden ſie etwas davon nehmen und die Öffnung nicht wieder ausfüllen und der Große Geiſt wird beleidigt werden.“ (Hau, hau, hau!)

Der nächſte Redner ließ ſich in folgender Weiſe vernehmen:

„Meine Freünde, höret mich an! Was ich ſagen werde, iſt die Wahrheit.“ (Hau!)

„Ich brachte ein großes Stück Pfeifenſtein mit und gab es einem weißen Manne, um ſich eine Pfeife daraus zu machen; er war unſer Pelzhändler und ich wünſchte, daß er eine gute Pfeife haben möchte. Als ich das nächſte Mal zu ihm kam, war ich unglücklich, denn ich ſah, daß er aus dem Stein eine Schüſſel gemacht hatte.“ (Iuch!)

„Auf dieſe Weiſe würden die weißen Männer den Pfeifenſtein benutzen, wenn ſie ihn erhalten könnten. Ein ſolches Verfahren würde den großen Geiſt beleidigen und das Herz des Rothen Mannes krank machen. (Hau, hau!)

„Brüder, wir wollen Eüch kein Leid zufügen — wenn Ihr umkehrt, wird es gut ſein für Eüch und Eüre Pferde — Ihr könnt nicht vorwärts gehen. (Hau, hau!)

„Wir wiſſen, daß wenn Ihr nach dem Pfeifenſtein geht, der Große Geiſt auf Eüch ſieht — die Weißen Männer denken nicht daran. (Hau, hau!)

„Ich habe nichts mehr zu ſagen.“

Nachdem noch ein Dutzend ähnlicher Reden gehalten worden, erwiderte ich:

Digitized by Google

„Meine Freünde, Ihr habt uns völlig verkannt; wir ſind keine Offiziere, wir ſind von Niemandem abgeſandt — die Weißen Männer bedürfen der rothen Pfeife nicht — es iſt nicht werth, ſie ſo weit bis nach Hauſe mitzunehmen, wenn Ihr ihnen auch Alles ſchenken wolltet. Sie bedienen ſich nicht der Pfeifen — ſie wiſſen nicht, wie ſie daraus rauchen ſollen. (Hau, hau!)

„Meine Freünde, ich glaube eben ſo wie Ihr, daß der Große Geiſt jenen Ort den Rothen Männern zu ihren Pfeifen gegeben hat. (Hau, hau, hau!)

„Ich billige das Verfahren, welches Ihr beobachtet, um ihn zu erhalten und zu beſchützen und ich werde Alles thun, was ein Mann vermag, um die Weißen zu verhindern, ihn Eüch zu nehmen. (Hau, hau!)

„Aber wir ſind gekommen, um ihn zu ſehen und wir können nicht glauben, daß man uns daran verhindern wird.“

Hier ſprang wieder ein Indianer auf und rief:

„Weißer Mann! Deine Worte ſind ſehr freündlich; Ihr habt irgend eine Abſicht, ſonſt würdet Ihr nicht ſo entſchloſſen ſein zu gehen — Ihr habt keine gute Abſicht, und je ſchneller Ihr umkehrt, um ſo beſſer. Es iſt unnütz, noch mehr hierüber zu ſagen — wenn Ihr es für das Beſte haltet zu gehen — verſucht es. Das iſt Alles, was ich zu ſagen habe.“ (Hau, hau!)

Da dieſer Indianer während ſeiner Rede einige Male die Fauſt dicht vor mein Geſich hielt, ſo trat der junge Le Blanc auf ihn zu und ſagte ihm, daß wenn er ſich nicht in gebührender Entfernung halte, ſo werde er ihn ſogleich zu Boden ſchlagen.

Als alle dieſe Reden gehalten waren, erklärte ich, daß wir dennoch dorthin gehen würden. Am nächſten Morgen beſtiegen wir unſere Pferde und ritten, ohne im Mindeſten beläſtigt zu werden, mitten durch ſie hindurch.

Wie uns Herr Le Blanc erzählte, waren dies die unruhigſten und treüloſeſten von allen Sioux, die ihm wiederholt mit dem Tode gedroht hatten, und er befürchtete, daß ſie einſt ihre Drohung ausführen würden. Er rieth uns umzukehren, wie ſie es verlangt hätten; wir folgten jedoch ſeinem Rathe nicht.

Die merkwürdigen Schilderungen, welche die Indianer ſchon vor längerer Zeit mir von dieſem Orte entworfen, hatten den lebhafteſten Wunſch in mir erregt, denſelben zu beſuchen.*) Aus den Sagen der Indianer ergibt ſich, daß dieſer Ort früher von allen Stämmen beſucht und von ihnen als neütraler Boden betrachtet wurde. Seit einigen Jahren haben jedoch die Sioux ihn ausſchließlich in Beſitz genommen und da derſelbe in der Mitte ihres Landes liegt und ſie mächtiger ſind, als irgend ein anderer Stamm, ſo iſt es ihnen

*) Es war bereits mehrmals die Rede von den rothen Pfeifen der Indianer, die ſich faſt bei allen Stämmen finden, und wol ſämmtlich von Coteau des Prairies herſtammen, denn alle Stämme, die ich beſucht habe, nannten immer jenen Ort als den Fundort des Steines. Auch iſt das Material, aus dem ſie gemacht werden, ſtets genau daſſelbe, und unterſcheidet ſich von jeder anderen bis jetzt in Eüropa oder Amerika entdeckten Mineral-Maſſe. In meinem Indianiſchen Muſeum befinden ſich Exemplare von den zahlreichen Varietäten dieſes Steines, die ich ſelbſt an dem Fundorte geſammelt habe.

Digitized by Google

gelungen, alle Übrigen davon entfernt zu halten. Wahrſcheinlich iſt dies auf Antrieb der Weißen geſchehen, die ihnen vorgeſtellt haben, daß ſie großen Einfluß und Reichthum dadurch erlangen könnten, wenn ſie den übrigen Stämmen den Beſuch des Steinbruchs nicht geſtatteten, ſondern ſelbſt die Pfeifen anfertigten und ſie dann jenen verkauften.

Daß früher und ſelbſt noch bis vor Kurzem jene berühmte Gegend von den meiſten Stämmen beſucht wurde, haben mir nicht nur Hunderte von Indianern verſichert, die ſelbſt dort waren, ſondern es geht dies auch noch aus den in den Quarz-Felſen eingegrabenen Totems und Wappen der verſchiedenen Stämme hervor, welche dieſen Ort ſeit Jahrhunderten beſucht haben. *) Die unzähligen Inſchriften und Zeichnungen, welche ſich dort auf den Felſen befinden, ſowie die alten Nachgrabungen nach dem Pfeifenſtein, werden indeß niemals irgend einen Aufſchluß geben über die Zeit, wann dieſe Ausgrabungen begonnen oder wann die Sioux ſich das ausſchließliche Beſitz-Recht angemaßt haben.

Von den vielen Sagen, die ich ſelbſt unter den verſchiedenen Stämmen geſammelt habe, wurde mir die nachſtehende von einem ausgezeichneten Kniſteneaux am oberen Miſſouri mitgetheilt, als er mir eine ſchöne rothe Pfeife ſchenkte. Nachdem er mir erzählt, daß er dort geweſen ſei und eine genaue Schilderung der Gegend entworfen, fuhr er fort:

„Zur Zeit der großen Überſchwemmung, die vor vielen Jahrhunderten Statt fand, und alle Völker der Erde vertilgte, verſammelten ſich alle Stämme der rothen Männer auf dem Côteau des Prairies, um ſich aus dem Waſſer zu retten. Nachdem ſie hier von allen Seiten her zuſammen gekommen waren, ſtieg das Waſſer immer mehr, bis es endlich ſie Alle bedeckte, worauf ihr Fleiſch in den rothen Pfeifen-Thon verwandelt wurde. Daher iſt jene Gegend ſtets als neütrales Land betrachtet worden — es gehörte allen Stämmen zugleich und es war allen erlaubt, dorthin zu gehen und zu rauchen.

„Als Alle zuſammen ertranken, ergriff eine junge Frau Kwaptahw (Jungfrau) den Fuß eines vorüber fliegenden ſehr großen Vogels und wurde nicht weit von da auf die Spitze einer hohen Klippe geführt, die ſich über dem Waſſer befand. Hier gebar ſie Zwillinge, deren Vater der Kriegs-Adler war, und ihre Kinder haben ſeitdem die Erde bevölkert.“

„Aus dem Pfeifenſtein, welcher das Fleiſch ihrer Vorfahren iſt, rauchen ſie zum Zeichen des Friedens und die Adler-Federn ſchmücken das Haupt der Tapferen.“

Die Sioux haben folgende Sage:

*) Wenn etwa ſpätere Reiſende an der Wahrheit des hier Geſagten zweifeln ſollten, weil ſie nur Sioux dort antreffen, ſo verweiſe ich ſie auf den Reiſebericht von Lewis und Clarke, welche vor etwa vierzig Jahren jene Gegend beſuchten, ehe der Einfluß der Pelzhändler den Zuſtand der Dinge dort verändert hatte. Der General Clarke, mit dem ich in St. Louis oft über dieſen Gegenſtand ſprach, ſagte mir, daß jeder Stamm am Miſſouri ihm erzählt habe, er ſei dort geweſen und der Große Geiſt habe auf jenem Boden, wo ſie mit ihren Feinden geraucht hätten, den Frieden unter ihnen erhalten.

„Vor der Erſchaffung des Menſchen pflegte der Große Geiſt die von ihm getödteten Büffel an dem Rande der rothen Felſen oben auf dem Côteau des Prairies zu verzehren, und ihr Blut rann auf die Felſen und färbte ſie roth. Eines Tages, als eine große Schlange in das Neſt des Vogels gekrochen war, um die Eier zu verzehren, kroch das eine Junge mit einem Donnerſchlage aus und der Große Geiſt, welcher ein Stück des Pfeifenthons in der Hand hielt, um es nach der Schlange zu werfen, formte es zu einem Menſchen. Die Füße dieſes Menſchen wuchſen in dem Boden feſt und er ſtand hier viele Menſchenalter gleich einem großen Baum und wurde daher ſehr alt; er war älter als heüt zu Tage hundert Menſchen zuſammengenommen. Endlich wuchs noch ein anderer Baum neben ihm hervor und es kam eine große Schlange, welche beide an den Wurzeln abnagte, worauf ſie zuſammen weggingen; und von dieſen ſtammen alle Menſchen ab, die die Erde bewohnen.“

Dieſe Sage fand ich bei den Sioux am oberen Miſſouri, aber ein Stamm dieſer Indianer am unteren Miſſiſſippi, dem ich ſie erzählte, ſchien ſie nicht zu kennen. Der Grund hiervon liegt vielleicht in dem Betruge oder der Unwiſſenheit des Dolmetſch, von dem man in dieſem Lande haüfig ganz abhangig iſt, oder auch — und dies iſt ſogar wahrſcheinlicher — in den ſehr unbeſtimmten und zahlreichen Fabeln, die in den verſchiedenen Horden oder Familien deſſelben Stammes von demſelben Ereigniſſe erzählt werden.

Ich werde ſpäter noch einige ſehr ſonderbare und unterhaltende Sagen mittheilen, woraus hervorgeht, daß die Meinungen über ihren Urſprung, die Erſchaffung der Welt u. ſ. w. keinesweges bei den verſchiedenen Stämmen, ja nicht einmal bei einem und demſelben Stamm gleich lauten und daß ſehr viele dieſer Theorien von den Medizin-Männern erfunden worden ſind, um ſich in einem Theile des Stammes, dem ſie angehören, einen großen Einfluß zu verſchaffen.

Unter den Sioux am Miſſiſſippi, die in der Gegend des rothen Pfeifenſteins leben, fand ich folgende Sage über denſelben Gegenſtand:

„Viele Jahre nach der Erſchaffung der Rothen Männer, als alle die verſchiedenen Stämme im Kriege mit einander waren, ſandte der Große Geiſt Boten zu ihnen und berief ſie nach der „Rothen Pfeife.“ — Er ſtand auf dem Gipfel der Felſen und die Rothen Männer waren auf der darunter liegenden Ebene verſammelt. Er nahm ein Stück von dem rothen Felſen und machte eine große Pfeife daraus; er rauchte über Allen und ſagte, daß es ein Theil ihres Fleiſches ſei; daß, wenn ſie auch Krieg mit einander führten, ſie doch an dieſem Orte als Freünde zuſammen kommen müßten; daß dieſer Stein Allen gehöre; daß ſie ihre Pfeifen aus demſelben machen und daraus zu ihm rauchen ſollten, wenn ſie ihn beſänftigen oder ſein Wohlwollen zu erlangen wünſchten. — Der Rauch ſeiner großen Pfeife zog über ſie Alle hin und er verſchwand in den Wolken deſſelben; bei dem letzten Zuge aus ſeiner Pfeife fuhr eine Feüerflamme über den Felſen und ſchmolz ihre Oberfläche — in dieſem Augenblicke gingen zwei Frauen, in Flammen gehüllt, unter

Digitized by Google

die beiden Medizin-Felſen hinein, wo ſie noch bis auf den heütigen Tag ſich aufhalten und man muß ſie um Rath fragen und zu gewinnen ſuchen, wenn man ſich Pfeifenſtein holen will."

Während meines Aufenthalts in dem Dorfe der Mandaner hielt einer dieſer Indianer, deſſen Bildniß ich gemalt hatte, folgende Rede an mich:

„Mein Bruder — Du haſt mein Bild gemacht und ich liebe es ſehr. Meine Freünde erzählen mir, daß ſie die Augen ſich bewegen ſehen und es muß ſehr gut ſein — es muß etwas leben. Ich freüe mich, daß es geſchehen iſt — obgleich viele von unſerem Volke ſich fürchten. Ich bin ein junger Mann, aber mein Herz iſt ſtark. Ich bin auf den Medizin-Felſen geſprungen — ich habe meinen Bogen dort aufgeſtellt und kein Mandaner kann ihn wegnehmen.*) Der rothe Stein iſt ſchlüpfrig, aber mein Fuß war ſicher — ich glitt nicht aus. Mein Bruder, dieſe Pfeife, welche ich Dir gebe, habe ich von einem hohen Berge mitgebracht, der nach dem Aufgange der Sonne hin liegt — wir haben viele Pfeifen von dort mitgebracht — und wir brachten ſie in Frieden mit. — Wir ließen unſere Totems (Zeichen) an den Felſen zurück — wir ſchnitten ſie tief in die Steine ein und ſie ſind noch dort. Der Große Geiſt ſagte allen Völkern, ſie ſollten friedlich dort zuſammenkommen und alle Völker verbargen die Kriegskeüle und den Tomahak. Die Dah-cotahs, welche unſere Feinde ſind, ſind ſehr ſtark — ſie haben den Tomahak aufgenommen und das Blut unſerer Krieger iſt auf die Felſen geſtrömt. Mein Freünd, es iſt nöthig, daß wir unſere Medizin beſuchen — unſere Pfeifen ſind alt und abgenutzt. Mein Freünd, ich wünſche, daß Du mit unſerem Großen Vater darüber ſprichſt."

Der Haüptling der Puncahs am oberen Miſſouri erwähnte ebenfalls jenes Ortes als er mir eine ſchöne Pfeife zum Geſchenk überreichte; er ſagte:

„Mein Freünd, dieſe Pfeife, von der ich wünſche, daß Du ſie annimmſt, iſt von meinen eigenen Händen aus der Erde gegraben, geſchnitten und polirt worden, wie Du ſie jetzt hier ſiehſt. Ich wünſche, daß Du ſie annimmſt und wenn Du daraus rauchſt, Dich erinnerſt, daß dieſer rothe Stein ein Theil unſeres Fleiſches iſt. Dies iſt eine von den letzten, die wir jemals verſchenken können. Unſere Feinde, die Sioux, haben die rothe Blut-Flagge über dem

*) Der Medizin- oder Sprung-Felſen ſteht von der Hauptmaſſe ſieben bis acht Fuß entfernt, gleich einer Saüle von 35 Fuß Höhe und etwa ſieben Fuß Durchmeſſer; er iſt oben und an den Seiten wie polirt. Es erfordert einen tüchtigen Sprung, um den Felſen zu erreichen, und es iſt ungemein ſchwierig, auf der glatten Fläche nicht auszugleiten. Einige junge Indianer haben den Sprung mit Erfolg gewagt und ihre Bogen in die Spalten des Felſens geſteckt, wo man ſie noch ſieht; Andere glitten aus und ſtürzten in die Tiefe, wo ſie auf dem zackigen Felſen augenblicklich den Tod fanden. Nicht weit von dem Sprung-Felſen befindet ſich auf der Ebene ein zehn Fuß hoher, kegelförmiger Hügel, unter welchem ein junger Sioux-Indianer begraben liegt, der bei dem Verſuche, den Sprung-Felſen zu erreichen, ſein Leben verlor, und deſſen Vater mit dreißig anderen Sioux während meiner Anweſenheit in dem Steinbruche das Grab ſeines Sohnes beſuchte und mir das unglückliche Ende deſſelben erzählte.

Digitized by Google

Pfeifen-Steinbruch aufgeſteckt und unſere **Medizin wird dort von ihnen mit Füßen getreten. Die Sioux ſind zahlreich und wir können nicht mehr nach** dem Berge der rothen Pfeife gehen. Wir haben geſehen, daß alle Völker dort zuſammen rauchten — aber, mein Bruder, es iſt nicht mehr ſo."

Dies ſind einige von den Erzählungen in Bezug auf jene merkwürdige Gegend; ich könnte deren noch mehrere mittheilen, allein ſie laufen alle auf daſſelbe hinaus.

Der Steinbruch des Pfeifenthons liegt ſechzig Meilen faſt genau weſtlich von dem St. Anthony-Waſſerfalle, auf dem Rücken der Waſſerſcheide zwiſchen dem St. Peters-Fluſſe und dem Miſſouri, gleich weit von beiden entfernt. Dieſer Scheide-Rücken wird von den Franzoſen Côteau des Prairies genannt, der Steinbruch liegt nahe dem Südende deſſelben und folglich nicht genau auf dem höchſten Punkte, denn er ſtreicht im Allgemeinen von Norden nach Süden und dacht ſich gegen Süden allmälig ab.

Wir kamen von Oſten her und ſtiegen unaufhörlich über eine Aufeinanderfolge von Abhängen und Terraſſen, die ſich unmerklich zu einer großen Höhe zu erheben ſchienen; die weſtliche Abdachung dieſes majeſtätiſchen Walles, nach dem Miſſouri hin, hat denſelben eigenthümlichen Charakter. Von dem höchſten Punkte dieſes Rückens ſieht man keinen Baum und keinen Strauch, obgleich das Auge nach Oſten und Weſten in unbegränzte Fernen ſchweift; die Oberfläche iſt nur mit kurzem Graſe bewachſen, welches in der Ferne allmälig eine blaue Färbung annimmt und dadurch dem weiten Ocean gleicht.

Die ganze Oberfläche dieſes unermeßlichen Landſtriches iſt feſt und eben, faſt ohne Steine oder Kies, und mit einem Raſen von drei bis vier Zoll hohem Graſe bedeckt. Ein Wagen würde hier ſo leicht, wie auf einer macadamiſirten Landſtraße dahin rollen und die Abhänge ſind ſo ſanft, daß ein Reiter ſie ohne Gefahr im Galopp hinauf- und hinabreiten kann.

Die Ausdehnung und der wahre Charakter dieſer weiten Prairieen iſt der Welt nur unvollkommen bekannt. Ich kann verſichern, daß man auf denſelben (natürlich mit Ausnahme der Flüſſe und Schluchten, die allerdings an manchen Orten nicht zu paſſiren ſind) mit einer Kutſche von dem St. Anthony-Waſſerfalle bis zu der Anſiedlung des Lords Selkirk am nördlichen Red River (rothen Fluß), von da bis an die Mündung des Yellow Stone-Fluſſes in den Miſſouri — von da zum Platte-und Arkanſas-Fluſſe und dem ſüdlichen Red River durch Texas bis zum Meerbuſen von Mexico — eine Strecke von mehr als 600 Meilen Länge — beſtändig über grüne Fluren fahren kann.

Nach dem oben erwähnten Zuſammentreffen mit den Sioux kamen wir bei mehreren ihrer Dörfer vorüber und überall kündigte man uns an, daß wir umkehren müßten; wir ſetzten aber unſeren Weg dennoch fort und als wir etwa zwanzig Meilen über ein ſchönes Prairie-Land zurückgelegt hatten, brachte unſer indianiſcher Führer uns zu der Wohnung eines alten Bekannten von mir, des Herrn Fromboiſe, der hier am Fuße des Côteau des Prairies

und etwa acht bis zehn Meilen von dem Pfeifenſteinbruche, im Dienſte der Amerikaniſchen Pelz-Compagnie ganz behaglich lebt.

Als wir im vollen Galopp auf ſein Haus zuſprengten, kam er uns an der Thür mit den Worten entgegen:

„Ah, Monsieur, wie geht es Ihnen? — Quoi! ha, est ce vous. Monsieur Cataline — est il possible? Oui, oui, vraiment le même — mon ami, Cataline — comment se va-t-il? et combien — aber verzeihen Sie, daß ich Franzöſiſch ſpreche. — Wie iſt es Ihnen ergangen, ſeitdem ich Sie zum letzten Male ſah? Und wie, beim Himmel, ſind Sie in dieſe wilde Gegend, ſo weit von der civiliſirten Welt gekommen? Steigen Sie ab, meine Herren, und ſeien Sie willkommen in meiner kleinen Hütte.“

„Monſieur La Fromboiſe, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Freünd und Reiſe-Gefährten, Herrn Wood aus England, vorzuſtellen.“

„Monſieur Wood, ich bin erfreüt, Sie zu ſehen und hoffe, Sie werden die Einfachheit meiner Hütte und meine ſchlechte Unterhaltung entſchuldigen.“

„Ich verſichere Ihnen, mein theürer Herr, daß es gar keiner Enſchuldigung bedarf, denn Herrn Catlin und mir, die wir ſo lange unter freiem Himmel zugebracht haben, erſcheint ihr Haus wie ein Palaſt.“

„Treten Sie ein, meine Herren; wir ſind von Rothen Männern umgeben, die nicht wenig erſtaunt ſein werden, Sie zu ſehen.“

„Das iſt es eben, was wir wünſchen. Catlin! das iſt herrlich — oh! wie glücklich ſind wir.“

„Nun, meine Herren, gehen Sie ins Zimmer; Sie ſehen, ich habe zwei Zimmer in meinem Hauſe, oder vielmehr in meiner Hütte, aber ſie ſind klein und unbequem. Was ich habe, ſteht Ihnen von Herzen zu Dienſten, und ich verſichere Ihnen, daß dies der glücklichſte Augenblick meines Lebens iſt. Ich kann Ihnen keine Feder-Betten zum Schlafen geben; aber ich habe viele neüe Büffel-Haüte und Sie, Monſieur Cataline, wiſſen jetzt, wie man ein Bett daraus macht. Wir haben Büffel-Fleiſch, Büffel-Zungen, wilde Gänſe, Enten, Prairie-Hühner, Wildpret, Forellen, junge Schwäne, Biber-Schwänze, Tauben, Pflaumen, Trauben, junge Bären, etwas grünen Mais, Melonen-Kürbiſſe, Zwiebeln, Waſſer-Melonen und Kartoffeln, etwas Kaffee und Thee.“

„Mein Freünd, die Hälfte oder ein Drittel von allen dieſen Dingen, die ſämmtlich Luxus-Gegenſtände für uns ſind, würde uns glücklich machen; geben Sie ſich unſertwegen keine Mühe, wir werden ganz glücklich unter Ihrem Dache ſein.“

„Ich bedaure, meine Herren, daß ich ſie nicht ſo empfangen kann, wie ich es gern möchte; aber wenn ſie die Jagd lieben, ſo kann es Ihnen als Erſatz dienen, daß es hier viele Büffel gibt; in geringer Entfernung von hier ſind die Prairien ganz damit bedeckt, auch gibt es hier in den Prairien und auf den Seen unzählige Prairie-Hühner, Enten, Gänſe und Schwäne. Sie werden lange bei mir bleiben, meine Herren, und es ſoll uns an Unterhaltung nicht fehlen. Ich verſichere Ihnen, daß ich mich glücklich ſchätze, Sie bei mir zu ſehen. Verzeihen Sie, wenn ich mich einen Augenblick entferne, um

Digitized by Google

Ihnen eine Mahlzeit zu beſorgen und einige Indianer abzufertigen, die ſich in meinem Waarenlager befinden, um zu handeln und ihre Jahres-Rente in Empfang zu nehmen."

„Das iſt ein prächtiger Menſch," ſagte mein Begleiter.

„Ja, das iſt er. Ich kenne ihn ſchon länger, er iſt ein echter Gentleman. Sie ſehen hier ein Beiſpiel, wie bleibend die Manieren eines waren Gentleman ſind und wie wenig ein in der Wildniß und unter den Wilden zugebrachtes Leben dieſelben vernichten kann. Ich könnte Ihnen noch mehrere Perſonen dieſer Art nennen, deren Antlitz mit Schmutz überzogen zu ſein ſcheint, das aber, wenn derſelbe einmal entfernt iſt, ſich nur um ſo glänzender darſtellt.

Wir blieben einige Tage bei dieſem höflichen und gaſtlichen Mann bis wir uns von den Beſchwerden der Reiſe erholt hatten. Er verſah uns dann mit friſchen Pferden und begleitete uns nach dem Steinbruch, den er früher beſucht hatte, und deſſen Sagen ihm größtentheils bekannt waren.*) In ſeinen Adern rollte Indianiſches Blut und wie alle Franzoſen in dieſen wilden Gegenden, war er ein leidenſchaftlicher Sänger und Geſchichten-Erzähler; auch Herr Wood ſang ſehr gut, da ich aber nicht zu ſingen vermag, ſo blieb mir, um auch meinerſeits etwas zur Unterhaltung beizutragen, nichts anderes übrig, als einige Erlebniſſe meiner früheren Reiſen zu erzählen. Eines Abends trug ich daher nach meinem Notiz-Buche die Schilderung der Abenteüer einer Nacht vor, wie mein früherer Reiſe-Gefährte Baptiſte daſſelbe zu erzählen pflegte, als ich ihn am oberen Miſſouri beauftragt hatte mir einen *Medizin-Beütel* zu verſchaffen. Er begann in folgender Weiſe:

„Je commence...."

„Hole der Teüfel Eüer commence", ſagte Bogard, ſprecht doch Engliſch."

„Pardon, Monsieur, en Americaine —"

„Nun ja, meinetwegen Amerikaniſch, nur nicht das verdammte Parlez vous."

„Bien, excusez — nun, Monsieur Bogard, zuerſt müſſen Sie wiſſen, der „Medizin-Beütel" iſt nichts als Betrug, es iſt keine „Medizin" darin — keine Pillen; er iſt etwas miſterieux; etwas Hexerei, wie ich glaube. Sie müſſen wiſſen, que tous les sauvages dergleichen bei ſich tragen, um Glück zu haben. Ce n'est que — pardon — es iſt nichts als Hokuspokus, um die Zauberer abzuhalten. Sie müſſen wiſſen, que ces articles niemals können verkauft werden, ſie ſehen daher, daß man ſie nicht kaufen kann. So mein Freünd hier, Monsieur Cataline, der alle curiosités des pays sauvages ſammelt, hatte große applique zu mir gemacht, pour um zu erhalten einen dieſer Medizin-Beütel für ſeine collection curieuse und ich hatte pour moi

*) Als ich ein Jahr zuvor mit ihm in Prairie du Chien zuſammen traf, gab er mir eine ſehr ausführliche Beſchreibung des Steinbruchs und entwarf aus der Erinnerung eine Karte von demſelben, die ſehr genau iſt, und die ich noch beſitze.

Digitized by Google

même la curiosité extrême pour für zu ſehen, wie ces étranges ausſehenden Dinge ſeien composés.

„Gut. Eines Tages, als wir an der Mündung des Yellow Stone waren, dachte ich, nun iſt es Zeit und ſagte zu Monsieur Cataline: que pensez vous? Kon-te-wonda, un des chefs — pardon, einer der Haüptlinge der Kniſteneaux, iſt heüt geſtorben. Er hatte einen magnifique et extrement curieux Medizin-Beütel; er ſeien gemacht aus der Haut von die weiße Wolf und gefüllt mit tauſend Dingen, die wir ſehen werden. Wie? Ich habe geſehen, Monſieur Cataline, den Beütel legen auf ſeine Bruſt und die Hände im Kreüz darüber. Que pensez vous? Ich kann ihn holen dieſe Nacht, wie? Wenn Sie wollen ihn holen und nicht erzählen, wie? Es iſt kein Unrecht, es iſt kein Diebſtahl — er iſt todt, wie? — Aber werdet Ihr Eüch nicht fürchten, Baptiſte, ſagte Monſieur Cataline, dieſem armen Burſchen den Medizin-Beütel zu nehmen, worauf er alle ſeine Hoffnungen in dieſer und in jener Welt geſetzt hat? — Pardon, je n'ai pas peur; non, Monsieur, rien de peur. Ich haben nie einen Geiſt geſehen — ich haben keine Furcht, mais, ich vermuthen, es iſt doch nicht ganz recht; aber ich haben große disposition pour für zu obliger meinen Freünd et la curiosité moi même, pour um zu ſehen, woraus er ſein gemacht; ich werden gehen in der Nacht, wie?

„Gut, Baptiſte, ich habe nichts dagegen, ſagte Monſieur Cataline, wenn Ihr den Muth nicht verliert; ich werde mich ſehr freüen, wenn ich ihn habe und Eüch ein gutes Geſchenk dafür geben; aber ich glaube, es wird ein unangenehmes Geſchäft ſein.“ — Thut nichts, Monſieur Cataline, ſagte ich, vorausgeſetzt, daß er todt ſein, vollkommen todt! Gut, ich hatten geſehen, wie ſie den Kniſteneaux begraben — ich gaben genau Acht und ich ſah, wo ſie den Medizin-Beütel hingelegt. Er wurden mit einem Strick feſt an den Leib gebunden und dann einige Felle umgewickelt — dann ſie haben den Mann in die Grube gelegt und flache Steine darauf und etwas Erde, aber nur für den nächſten Tag, dann eine große Cérémonie ſollte ſein über ihm und dann wollten ſie die Grube ausfüllen. Nun war die einzig mögliche Zeit für zu holen den Medizin-Beütel, wie? Ich hatte damals eine hübſche kleine Frau, eine Aſhiniboin-Squah, und wir ſchliefen in einem der Magazine im Fort, Sie wiſſen — wie?

„So ich war den ganzen Tag perplex zu wiſſen, wie ich ſollte gehen; es konnte Jemand da wachen — oder er ſeien nicht todt, nicht ganz todt! Wie? Aber das thut nichts — le jour war bien long et la nuit ſchauerlich, oh, wahrlich ſchauerlich! voll Beſorgniß, mais sans peur, je n'avais pas peur! So bald nach Mitternacht, als es war Zeit pour gehen, ich gehen ganz leiſe, daß meine Frau nicht aufwachen. Oh, diable, l'imagination! quelle solitude! Ich paſſiren die Thür, ich paſſiren das Thor, ich endlich ankommen bei die Grab! Nun Baptiste, courage, courage! nun ſeien der Zeit gekommen. Gut, ich mich nicht fürchten vor todter Mann, mais, vielleicht dieſer Medizin-Beütel ſein gegeben von dem grand Esprit dem Judia-

Digitized by Google

ner für etwas? Möglich; ich will ihn laſſen behalten. Ich will umkehren! Nein, Monsieur Cataline wird mich auslachen. Ich muß ihn haben, ma foi, mon courage! So ich ſteige vorſichtig nieder in das Grab; aber mein Herz ſtieg herauf in meinen Mund. Oh, mon Dieu! courage, Baptiste, courage! ce n'est pas l'homme, den ich fürchten, la médecine, la médecine. Als ich haben aufgehoben die großen Steine, ich haben geſtreckt meinen Kopf hinaus in die Dunkelheit und haben mich umgeſehen über die ganze contrée; personne, personne — Niemand zu ſehen! Gut, ich haben ſacht niederknieen über ihm (oh, courage, courage oui) und wenn ich haben weggenommen die Robe, ich habe immer geſagt „pardon, courage! pardon, courage!" bis ich haben entfernt alle die Felle von dem Körper; dann ich haben wollen den Strick aufbinden, mais! dans l'instant, zwei kalte Hände faſſen mich an die Arme! und ich waren ganz todt, ganz zu Stein. Oh, St. Esprit! ich konnten genau ſehen in der Dunkelheit zwei Augen ſtarren wie Feüer ſur auf mich! und dann, oh! er ſprechen zu mir: „Wer biſt Du?" (Sacré, vengeance! es will nicht gehen, ihn zu täuſchen, nein). „Ich bin Baptiſte, der arme Baptiſte!" — „Dann biſt Du mein" (und er ſchlingen beide Arme meinen Körper) „lieg ſtill, Baptiſte." — Oh, heilige Jungfrau, oh, mon Dieu! ich konnten nicht athmen! Miserable! je sui perdu! oh pourquoi ich bin geweſen ein ſolcher Narr, in dieſe kalten Arme zu gehen! — „Baptiſte? (er ziehen die Arme immer enger um mich!) gehörſt Du mir nicht, Baptiſte?" — Ja, oh diable! gehören? Oui, oui, je suis certainement perdu, verloren, verloren für immer! O! könnt Ihr mich nicht laſſen gehen? — „Nein Baptiſte, wir müſſen uns niemals trennen." — „Grand Dieu! c'est fini, fini, fini avec moi!" — „Liebſt Du mich denn nicht mehr, Baptiſte?" — „Quoi, nein! est ce vous, Wih-né-on-ka?" — „Ja, Baptiſte, es iſt «die ſich beügende Weide», die Dich umfaßt hält; ſie liebt Dich und will Dich nicht gehen laſſen. Traümſt Du, Baptiſte?" — „Oui, diable!" —

„Das war eine ſehr hübſche Geſchichte, Baptiſte, und ſehr gut erzählt; Ihr habt es aber wohl niemals wieder verſucht, einen Medizin-Beütel zu holen?"

„Non, Monsieur Bogard, je vous assure, ich hatten genug an der Irrthum von die Nacht, pour denn je crois qu'il fut l'esprit, le Grand Esprit."

Als ich dieſe Erzählung beendigt hatte, ſangen meine Gefährten einige hübſche Lieder und forderten mich dann auf, wieder etwas zu erzählen und zwar

Die Geſchichte von dem Hunde.

„Vor einiger Zeit fuhr ich mit Bogard und Baptiſte in einem kleinen Kanoe den mächtigen Miſſouri hinab von der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes bis St. Louis, eine Strecke von nur etwas mehr als 200 Meilen. Bogard und Baptiſte ruderten und ich ſaß am Steüer; ſo fuhren wir zwiſchen verſunkenen Baumſtämmen und Sandbänken, zwiſchen Treibholz und ſchwimmenden Büffel-Heerden hindurch — wir lagerten uns im Graſe, oder,

Digitized by Google

um die Moskitos zu vermeiden, auf einem kahlen Strande; gegen Sonnen-Untergang zündeten wir unſer Feüer am Fuße eines Hügels an, kochten und verzehrten unſer Mahl und ruderten dann noch etwa eine Meile, worauf wir ans Land gingen, unſere Büffel-Haüte auf dem Boden ausbreiteten, die Piſtolen neben uns legten, die Flinte in den Arm nahmen, eine andere Büffelhaut über uns deckten und nun getroſt einſchliefen. So lagen wir vor allen Feinden geſichert und nur der ſchleichende Wolf brachte uns allnächtlich eine übelklingende Serenade und verſuchte oft, die Enden der Büffelhaut, welche uns als Decke diente, abzunagen; auch „Kaleb“ (der greüliche Bär) ſtattete uns öfters einen Beſuch ab, und ging, wie wir aus ſeiner tief eingedrückten Fußfigur erkannten, rund um unſer Lager herum, ohne uns weiter zu beläſtigen. Unſere Nahrung beſtand täglich von früh bis ſpät aus Büffel-Fleiſch, denn Kaffee und Brot hatten wir nicht. Der höchſte Luxus war der Höcker einer fetten Büffel-Kuh, und um uns dieſen Leckerbiſſen zu verſchaffen, gingen wir oft ans Land, oder ſchoſſen von unſerem Kanoe aus auf das ſchönſte Exemplar der am Ufer graſenden Heerde. Zuweilen lieferten die Antilope, das Bergſchaf und der ſtattliche Hirſch einen köſtlichen Vorrath für unſere Speiſekammer; während wir ein ander Mal, wenn wir in der Nähe von Streifparteien waren und unſere Flinten nicht abzuſchießen wagten, ſchweigend in eine kleine Bucht ruderten und die Angelſchnur auswarfen, um einen Katzenfiſch zu fangen, der, wenn wir ihn hatten, zuweilen zu groß und zu zähe war; fingen wir nichts, ſo gingen wir zu Bett. Unſere Mahlzeiten hielten wir gewöhnlich auf einem Haufen Treibholz, wo unſer Feüer leicht zu unterhalten war, während wir rittlings auf den Stämmen ſaßen, die uns zugleich als Seſſel und als Tiſch dienten.

„Auf dieſe Weiſe fuhren wir den Strom hinab und ſuchten uns die Zeit mit Anekdoten und Scherzen zu verkürzen, bis wir endlich, vierzig Meilen von der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes, das Dorf der freündlichen und gaſtlichen Mandaner erreichten, von denen ich bereits ausführlich geſprochen habe, über die ich aber ſpäter einmal noch mehr zu ſagen hoffe. Nachdem ich dort einige Zeit verweilt, brachte ich mein kleines Kanoe wieder ins Waſſer und ſetzte die Reiſe nach St. Louis fort. Als wir bereits das Dorf und den kühnen Vorſprung, auf dem es ſteht, aus dem Geſichte verloren hatten, hörten wir auf einmal den gellenden Ruf der Indianer und ſahen einen Trupp derſelben, der uns mit den Händen und den Büffelhaüten winkte, ans Land zu kommen. Ich ruderte ans Ufer und als ſie uns erreichten, riefen ſie: „Mei-nihk-i-ſunk-ti-ka (Wieſel) ſtirbt! das Bild, welches Du von ihr gemacht haſt, iſt ihr zu ähnlich — Du haſt ſo viel von ihr in das Bild hineingebracht, daß das Boot mit dem Bilde zugleich einen Theil ihres Lebens hinwegführte — ſie blutet aus dem Munde — ſie verliert all ihr Blut; Du haſt die Bande ihres Herzens zerriſſen und es wird bald brechen; wir müſſen ihr Bild zurück haben, dann wird ſie wieder geſund werden — Deine Medizin iſt groß, zu groß; aber wir wünſchen Dir Gutes.“ Als Herr Kipp, welcher die Indianener begleitete, mir dieſe Anrede überſetzt hatte, ſuchte ich das Bild hervor, und

Digitized by Google

obgleich ich mich ungern von demſelben trennte, ſo gab ich es ihnen doch und wünſchte ihnen eine glückliche Reiſe. Sie ritten in vollem Jagen mit dem Bilde nach dem Dorfe zurück; allein das Mädchen iſt, wie ich ſpäter erfuhr, dennoch geſtorben und man wird mich nun für immer als die Urſache ihres Todes betrachten. Dies iſt nicht die „Geſchichte," aber ich werde ſie erzählen, ſobald ich dazu kommen kann.

„Wir fuhren nun weiter ruhig den Strom hinab, bis der aufſteigende Rauch uns die Nähe des Dorfes der Rikkarier verkündete! Wir erſchraken nicht wenig, denn alle Boote, die nicht ſtark bewaffnet ſind, ſuchen ſich in der Nacht bei dem Dorfe vorüber zu ſchleichen. Wir ruderten daher vorſichtig unter ein Weiden-Gebüſch, wo wir bis zum Einbruch der Nacht blieben, die aber zu unſerem Mißvergnügen nicht finſter wurde, indem der Mond in vollem Glanze am Himmel aufſtieg. Um elf Uhr Abends ruderten wir leiſe bis in die Mitte des Fluſſes und überließen uns dann der Strömung. Wir hatten uns im Boote niedergelegt und mit einem Haufen grüner Zweige bedeckt, damit man uns für die Krone eines ſchwimmenden Baumſtammes halten ſollte. An dem Ufer vor dem Dorfe fand in dieſem Augenblicke ein ergreifendes Schauſpiel ſtatt. Hunderte von Fackeln wurden in allen Richtungen geſchwenkt und ließen uns die Gruppen ſo wie einige an Stangen hangende friſche Skalpe deütlich erkennen; es wurde der Skalp-Tanz gefeiert. *)

„An der Spitze einer Sandbank am unteren Ende des Dorfes badeten ſich einige hundert Frauen und Mädchen, und dorthin trieb die Strömung unſer kleines Fahrzeüg, ſo daß wir die gleich Waſſernixen halb aus dem Waſſer hervorragenden Geſtalten deütlich im Mondlichte erkennen konnten. Sie ſtarrten uns an und ſangen dann: „Tſchih-na-ſih-nun, Tſchih-na-ſih-nun ke mon-ſchuh, kih-ne-he-na, ha-way-tah? ſchih-ſcha, ſchih-ſcha!" („Wie geht es Dir, wie geht es Dir? Wohin gehſt Du, alter Baum? Komm her, komm her!") — „Lah-kih-huhn! Lah-kih-huhn! notoh, catogh!" („Ein Kanoe, ein Kanoe! ſehet das Ruder!") — Augenblicklich verſtummte der Geſang, die Fackeln wurden ausgelöſcht und das ganze Dorf war plötzlich finſter! Wir ruderten ſchnell vorwärts, bis beim Anbruch des Tages das Fernrohr uns die Gewißheit gab, daß auf den grünen Prairieen zu beiden Seiten des Fluſſes weder Freünd noch Feind zu ſehen war, und obgleich wir in der Nacht nicht geſchlafen hatten, ſo ruderten wir dennoch den ganzen Tag unausgeſetzt fort.

„Die Nacht brach an, als wir am Fuße eines ſteilen Hügels landeten, wo uns die Stiche der Moskitos faſt zur Verzweiflung brachten. Wer nicht Gelegenheit hatte, an den Ufern des Miſſouri oder Miſſiſſippi unter einen

---

*) Einige Wochen vor meiner Abreiſe von der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes traf dort die Nachricht ein, daß eine Partei Träpper und Pelzhändler in der Prairie zwei Rikkarier verbrannt hätten. Herr M'Kenzie gab mir daher den Rath, das Dorf der Rikkarier nicht zu beſuchen, ſondern in der Nacht bei demſelben vorüberzufahren. Später erfuhr ich, daß die Rikkarier aus Rache für jene unmenſchliche That der Träpper zwei Weiße erſchlagen und ſkalpirt hatten und daß ſie in der oben erwähnten Nacht um die Skalpe derſelben tanzten.

Digitized by Google

Schwarm dieſer Plagegeiſter zu gerathen, der hat keine Vorſtellung von der fürchterlichen Qual, welche dieſe kleinen Inſekten verurſachen. [37].)

Da nicht weit von unſerem Landungsplatze ſtromabwärts eine mit Baumſtämmen angefüllte Krümmung des Fluſſes ſich befand, wie wir an dem Geraüſch des Waſſers erkannten, ſo blieb uns, da wir nicht wagen durften, ſie in der Nacht zu paſſiren, nichts anderes übrig, als zu einem Hügel unſere Zuflucht zu nehmen, der ſich, unter einem Winkel von 45°, etwa 200 Fuß aus dem Waſſer erhob, ganz kahl war und aus Thon beſtand. Baptiſte, welcher zuerſt die ſteile, von der Sonne getrocknete Wand auf Händen und Füßen hinaufkletterte, rief uns zu: „Montons, montons! essayez-vous, essayez! ce n'est pas difficile Monsieur Cataline! Nous avons ici une belle place pour für zu machen eine Schlaf, eine gute Schlaf, denn die verdammte Rikkarih und die verdammte Muskit kommen niemals si haut, montez, montez en haut!“

Bogard und ich nahmen unſere Büffel-Haüte und unſere Flinten und ſtiegen mit Mühe, auf Händen und Füßen kriechend, zu Baptiſte hinauf. Wir fanden dort, in der Höhe von etwa 100 Fuß über dem Fluſſe, einen ebenen Raum von zehn bis funfzehn Fuß im Durchmeſſer, während über uns der ſteile Abhang ſich auch noch ungefähr 100 Fuß erhob. Hier, außer dem Bereiche der Moskitos und aller anderen irdiſchen Hinderniſſe, hofften wir nun, uns von den Gefahren und Mühen der vergangenen Nacht erholen zu können. Wir waren indeß kaum eingeſchlafen, als das Geraüſch von fallenden Regentropfen auf unſere Büffel-Haüte uns ſehr unangenehm weckte und zugleich aus der ſchwärzeſten Wolke, die jemals über die Berge gezogen, ein furchtbares Gewitter mit unaufhörlichen Blitzen und Donnern losbrach. Der Regen goß in Strömen herab und von dem ſteilen Abhange über uns ſtürzte eine Fluth von Waſſer und aufgeweichtem Thon auf uns hernieder. Der arme Baptiſte, welcher im Schlafe von der Büffel-Haut herunter gerutſcht war, wollte ſich aufrichten, ſank aber tief in den aufgeweichten Schlamm.“

„Unſere Lage wurde mit jedem Augenblicke unerträglicher; wir wickelten die Büffel-Haut, auf welcher wir gelegen, zuſammen, ſetzten uns darauf, mit dem Rücken gegen einander gelehnt, und breiteten die andere Büffel-Haut über unſere Köpfe aus, um ſo doch wenigſtens den Oberkörper gegen den Regen zu ſchützen, während unſere Füße und Beine dem Regen und Schlamm preisgegeben waren.

„Wir bilden hier eine hübſche Geſellſchaft,“ ſagte ich, „wir ſitzen hier wie die drei Grazien!“ — „Die drei Grazien!“ rief Baptiſte, und Bogard fügte hinzu: „Grazien! ja, wahrhaftig, es iſt Alles hier ſehr graziös und ich glaube, wir werden in weniger als einer Stunde mit aller Grazie begraben ſein!“

„Monsieur Cataline! excusez meinen Rücken, s'il vous plait. Bogard! comment, comment? — Bonne nuit, Messieurs. Oh, mon Dieu, mon Dieu! Je vous rends grace — je vous prie pour für mich zu retten cette nuit — delivrez nous! delivrez nous! Je vous adore, Saint

Digitized by Google

Esprit — la Vierge Marie — oh, je vous rends grace! pour für de m'avoir conservé von die verdammte Rikkarih und die verteufelte Moſkit. Eh bien, eh bien!"

„Trotz aller ſeiner Muthloſigkeit fiel der arme Baptiſt dennoch ſehr bald in einen tiefen Schlaf, während Bogard und ich die Enden der Büffel-Haut feſthielten und die Erlebniſſe der letzten Tage und früherer Zeit beſprachen. Baptiſte, welcher jetzt laut ſchnarchte, fiel im Schlafe vorn über und zog dadurch die Büffel-Haut über uns weg; indem wir nun die Haut wieder an uns zogen, erwachte er.

„Bon jour, Monsieur Bogard. bon jour Monsieur Cataline; n'est-ce-pas Morgen bald?

„Nein es iſt etwa Mitternacht."

„Quel temps?"

„Nun, es regnet noch immer ſehr ſtark."

„Oh, Diable, ich wünſchen, ich ſein in der Hölle!"

„Da könnt Ihr noch vor Tagesanbruch ſein."

„Pardon! pardon, Monsieur Bogard; das ſein hier ſchlechter Spaß — oh, vengeance! Ich ſein bedeütend herabgerutſcht von die Sitz!"

„Wie, Ihr ſitzt im Schlamme?"

„Oui, Bogard, in der Schlamm! mais, ich ſein froh, mein Kopf iſt nicht in der Schlamm. Seht, Bogard, ich war eingeſchlafen und heben meinen Kopf ſehr plötzlich und halten mich grade und bin heruntergerutſcht von der Sitz. Nun, — remercie, Bogard, remercie, — eh bien, — ah, ſehr gut — ha, ha, ha! wahrhaftig, Bogard, das ſein ein guter Witz. Monſieur Cataline wird zeichnen mein Bild, wie ich ausſehen jetzt — er wird zeichnen uns Alle — das wird ſehr ſchön ſein, nicht? Ha, ha, ha, ha — wir müſſen abgeben eine ſehr ſchöne Landſchaft, wie? Ha, ha, ha, ha, ha!

„Aber, Baptiſte, um des Himmels willen, höret auf zu lachen und ſchlaft, wir wollen morgen ſo viel lachen und ſprechen, als es Eüch beliebt."

„Pardon, Monsieur Cataline, haben Sie geſchlafen?

„Nein Baptiſte, ich habe nicht geſchlafen; Bogard hat mich, während Ihr ſchlieft, mit der Schilderung einer Büffeljagd unterhalten, die vor etwa einem Jahre an der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes Statt fand. Ich werde ſie aufſchreiben und nach Neü-York ſenden."

„Das gefallen mir ſehr und ich werde ſehr gern vous donner eine Beſchreibung von etwas, wenn Ihr ihn wollt aufſchreiben, wie?"

„Gut, ich höre gern Alles, was es in dieſem Lande Merkwürdiges und Unterhaltendes gibt."

„Sehr gut, Monſieur Cataline, ich werden Eüch erzählen ſehr viel Intereſſantes; mais, aber, Ihr werden niemals erzählen, wie wir ſein geweſen feſt, dieſe Nacht, wie?"

„Nein Baptiſte, ich werde es weder erzählen, noch malen."

„Gut, je commence, — diable, Bogard! Ihr müſſen ſitzen grad, ou il n'est pas possible für zu halten die Haut über Alle. Je commence.

Digitized by Google

Monsieur Cataline, zu beſchreiben ein Hunde-Feſt, wobei ich war zugegen bei die verdaumten Pieds noirs; ich werde beſchreiben eine grande, magnifique Cérémonie und Ihr werden ſie aufſchreiben?"

„Ja, ich werde ſie zu Papier bringen."

„Pardon, pardon, ich ſein ſehr müde, ich werden erzählen morgen, vielleicht ich werden — eh bien, — aber Ihr werden Niemand ſagen, wie wir ausſehen, Monſieur Cataline?

„Nein, Baptiſte, niemals."

„Eh bien — bonne nuit."

So verbrachten wir die Nacht, bis endlich die Sonne aufging und uns geſtattete, einen Blick auf unſere Umgebung zu werfen. Unſere Lage war keineswegs erfreulich. Der ganze Hügel war eine zähe Thonmaſſe und ein Schritt über den Rand unſeres Lagerplatzes hätte uns unvermeidlich hundert Fuß tief in den Fluß hinabbefördert. Wir ſelbſt ſahen aus wie Büffel, die ſich im Schlamme gewälzt haben, und es blieb uns nichts übrig, als ſtill zu ſitzen, bis die Sonne die Oberfläche des Thons ſo weit getrocknet hatte, daß wir es wagen konnten, vorſichtig hinabzuſteigen. Dies geſchah um elf Uhr Morgens und als wir glücklich unten angekommen waren, rief Baptiſte aus: „Nun haben wir doch die verdammten Muskit betrogen, wie?"

Dies iſt nun freilich noch immer nicht die verſprochene „Geſchichte", aber einer von den kleinen Vorfällen, der nicht gut übergangen werden konnte, da er zum beſſeren Verſtändniß der Erzählung ſelbſt dient. Die Geſchichte ſelbſt iſt blutig und gibt einen Begriff von der Macht des Aberglaubens bei den Indianern. Drei mächtige, ſtolze und tapfere Krieger ſanken ins Grab und mein Leben wurde als Sühnopfer gefordert, und das Alles in Folge eines Bildniſſes, welches ich gemalt hatte.

Neünundvierzigſtes Kapitel.

Die Geſchichte des Hundes. — Die Geſchichte Wei-dſchun-dſchen's (Taubenei-Kopf). — Fernere Nachrichten über den Steinbruch des rothen Pfeifenthons. — Geſchiebe in der Prairie. — Chemiſche Analyſe des rothen Pfeifenthons.

Ich komme nun endlich zu der lange verſprochenen „Geſchichte des Hundes." Nachdem wir, nämlich Baptiſte, Bogard und ich, von der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes etwa 170 Meilen ſtromabwärts zurückgelegt hatten, landeten wir bei dem Handels-Poſten der Amerikaniſchen Pelz-Compagnie, welcher der Obhut des Herrn Laidlaw anvertraut iſt und etwa 250 Meilen oberhalb St. Louis liegt. Wir wurden herzlich willkommen geheißen und nachdem wir an einer wohlbeſetzten Tafel Platz genommen, ſagte Herr Laidlaw

Digitized by Google

zu mir: „Nun, lieber Freünd, ich freüe mich, Sie wohl zu ſehen. Sie haben gewiß, ſeit Sie uns verließen, viel ſchöne Indianer geſehen und gewiß manches intereſſante Bild mitgebracht. Aber hier in unſerer Nähe iſt ſeit Ihrer Abreiſe wegen der Gemälde viel Lärm geweſen. Sie haben natürlich am Yellow Stone nichts davon erfahren, aber ich verſichere Ihnen, daß bei uns kein Tag ohne irgend einen Lärm oder Auflauf in dieſer Beziehung vergangen iſt. Der „Hund“ iſt noch nicht todt, obgleich mehrmals nach ihm geſchoſſen worden und ihm der Arm zerbrochen iſt. Die Freünde des „kleinen Bären“ haben den Bruder des „Hundes“, einen braven Mann, überfallen und getödtet. Sie bereüen es jetzt, daß ſie ſtatt des größten Schurken einen der beſten Männer der Nation getödtet haben und ſinnen daher mehr als je auf Rache. Sie haben bereits mehrmals nach Ihnen gefragt; ſie wiſſen, daß Sie den Fluß hinauf gefahren ſind und erklären, daß Sie an allem Unglück ſchuld ſeien und wenn ſie den „Hund“ nicht finden könnten, ſo würden ſie ſich aufmachen, um Sie zu ſuchen! Dieſe unglückliche Angelegenheit hat eine Aufregung unter den Sioux bewirkt, wie ich ſie noch nicht erlebt hatte, ſeit ich in dieſem Lande bin. Mein theürer Freünd, Sie dürfen deshalb Ihre Reiſe in dieſem ſchutzloſen Zuſtande nicht ſtromabwärts fortſetzen. Eine ſtarke Streifpartei der Horde des „kleinen Bären“ lagert jetzt weiter unten an dem Fluſſe und es würde Ihr Leben in Gefahr bringen, wenn Sie dort anhielten, wozu Sie vielleicht gezwungen würden.“ —

Ich muß hier für einen Augenblick etwas weiter zurückgehen. Als ich etwa vier Monate vor der Zeit, von welcher ich hier ſpreche, am Bord des Dampfbootes „Yellow Stone“ den Miſſouri hinauf fuhr, verweilte ich mehrere Wochen in dieſem Handels-Poſten, wo 600 Sioux-Familien verſammelt waren, die auf einer weiten Prairie an dem Ufer des Fluſſes ihre Zelte aufgeſchlagen hatten.

Dieſer Handels-Poſten, welcher unter Herrn Laidlaw's Aufſicht ſteht, iſt der Verſammlungs-Ort und die Haupt-Handelsniederlage für den mächtigen Stamm der Sioux, die wol noch aus 50,000 Seelen beſtehen mögen. Zu der erwähnten Zeit befanden ſich dort etwa 5000 — 6000 dieſer Indianer, um das Dampfboot zu ſehen und den Agenten für die Indianer-Angelegenheiten zu ſprechen. Während unſeres dortigen Aufenthalts war ich ſehr fleißig mit Malen beſchäftigt, denn die angeſehenſten Haüptlinge und Medizin-Männer des Stammes waren dort anweſend. Das Malen war etwas ganz Neües und Unerklärliches für dieſes Volk und erregte das größte Erſtaunen; alles Andere, ſelbſt das Dampfboot, wurde darüber vergeſſen.

Anfangs hegten ſie einige Beſorgniſſe über die Folgen, welche eine ſo auffallende und unerklärliche Operation für diejenigen haben könnte, die ſich ihr unterwarfen; nachdem man ſie aber mit dem Zwecke derſelben bekannt gemacht hatte, betrachteten ſie es als eine Ehre und ich hatte vollauf zu thun. Mein Zimmer war beſtändig mit den Haüptlingen angefüllt, die ſich nach ihrem Range auf die Erde ſetzten und in dieſer Reihenfolge mußte ich ſie malen, wobei diejenigen ausgeſchloſſen wurden, welche ſich durch nichts ausgezeichnet hatten.

Digitized by Google

Der Erſte, welchen ich malte, war der ſchon früher erwähnte Ha=wan=ghi=ta (Eichhorn), Oberhaupt der Nation, und nach ihm kamen die geringeren Haüptlinge ihrem Range gemäß an die Reihe, da ich aber unmöglich Alle malen konnte, ſo befürchtete ich Unannehmlichkeiten. Die Medizin=Männer oder Oberprieſter, welche von Vielen als die Orakel und die wichtigſten Perſonen des Stammes betrachtet werden, wurden in der That eiferſüchtig und redeten außerhalb der Hütte zu dem Volke, ſagten, daß ſie Alle Narren ſeien; daß diejenigen, welche ſich malen ließen, bald ſterben würden; daß die Bildniſſe, welche einen bedeütenden Theil Leben in ſich hätten, in den Händen der Weißen fortleben, diejenigen aber, welche ſie vorſtellten, nach dem Tode keine Ruhe haben würden.

Obgleich die bereits von mir Gemalten durch dieſe Reden etwas beunruhigt wurden, ſo wollten ſie es ſich doch nicht merken laſſen, während die, welche noch nicht gemalt waren, jenen an Muth nicht nachſtehen wollten, und daher der Gefahr, die ſie Alle mehr oder weniger fürchteten, Trotz boten. Um dieſe Zeit entſtanden Streitigkeiten unter den Haüptlingen und Kriegern der verſchiedenen Banden, und an die Stelle der bunten Fröhlichkeit trat das furchtbare Kriegs=Geſchrei und der ganze Lärm eines Indianiſchen Gefechts. Ich war damals mit dem Bildniſſe Mah=to=tſchih=ga's (Kleiner Bär), eines edlen ſchönen Mannes von der Onc=pa=pa=Horde, beſchäftigt, und zwar malte ich das Geſicht faſt im Profil, ſodaß ein Theil deſſelben in den Schatten trat. Das Bild war beinahe vollendet, als ein Indianer Namens Schon=ka (der Hund), Haüptling der Kas=a=ſchi=ta=Bande, ein böſer, mürriſcher, von den Haüptlingen aller anderen Banden verachteter Mann, in die Hütte trat, ſich dem Bilde gegenüber ſetzte, und nachdem er es einige Zeit betrachtet hatte, die Worte ſprach: „Mah=to=tſchih=ga iſt nur ein *halber Mann*!“

Eine Todtenſtille herrſchte bei dieſen Worten in dem Wigwam, während die Haüptlinge ſich ängſtliche Blicke zuwarfen, und offenbar wegen der Folgen dieſer Äüßerung beſorgt waren. Endlich fragte Mah=to=tſchih=ga, ohne die Augen zu bewegen, mit feſtem Ton: „Wer ſagt das?“ — „Schon=ka ſagt es, und Schon=ka kann es beweiſen,“ war die Antwort. Bei dieſen Worten richtete Mah=to=tſchih=ga ſeine Augen mit einem Blicke, worin ſich die tiefſte Verachtung ausſprach, auf Schon=ka und fragte: „Warum ſagt Schon=ka das?“ — „Frage We=tſchaſch=a=wa=kon (den Maler), er wird es Dir ſagen; er weiß, daß Du nur ein *halber Mann* biſt — er hat nur die eine Hälfte Deines Geſichts gemalt, und weiß, daß die andere Hälfte nichts taugt!“

„Wenn der Maler es ſagt, will ich es glauben, aber wenn der „Hund“ es ſagt, ſo muß er es *beweiſen*.“

„Schon=ka ſagt es und Schon=ka kann es beweiſen; wenn Mah=to=tſchih=ga ein Mann iſt und es nöthig hat, daß ihm die Weißen Männer Ehre erzeigen, ſo möge er ſich nicht ſchämen, ſondern thun, was Schon=ka gethan hat; gib dem weißen Mann ein Pferd und dann laß ihn Dein ganzes Geſicht ſehen, ohne Dich zu ſchämen.“

„Wenn Mah=to=tſchih=ga einen weißen Mann tödtet und ein Pferd

Digitized by Google

ſtiehlt, ſo mag er ſich ſchämen, einen weißen Mann anzublicken; bis er ihm ein Pferd bringt! Wenn Mah-to-tſchih-ga ſich in einen Hinterhalt legt und einen ehrenwerthen und tapferen Sioux ermordet, weil er ein Feigling und nicht tapfer genug iſt, ihm in ehrlichem Kampfe entgegenzutreten, dann mag er ſich ſchämen, einen weißen Mann ins Angeſicht zu blicken, bis er ihm ein Pferd gegeben hat." Mah-to-tſchih-ga kann jedem ins Geſicht ſchauen und blickt jetzt auf ein altes Weib und eine Memme!"

Bei dieſen Worten ſtand der Hund plötzlich auf, hüllte ſich in ſeine Büffelhaut und verließ, unter dem Gelächter aller Haüptlinge, den Wigwam.

Der „kleine Bär" verfolgte ihn mit den Augen bis er die Hütte verlaſſen hatte, und nahm dann ruhig ſeine frühere Stellung wieder ein. Als ſein Bildniß fertig war, ſtand er auf und überreichte mir einen ſchönen Rock von Hirſchleder, der reich mit Stachelſchwein-Stacheln und Skalplocken verziert war und auf dem er alle ſeine Kämpfe dargeſtellt hatte. Er verließ ſodann den Wigwam und an der Thür des ſeinigen trat der Hund auf ihn zu und fragte ihn: „Was meint Mah-to-tſchih-ga mit den letzten Worten, die er zu Schon-ka ſagte?" — „Ma-to-tſchih-ga ſagte es und Schon-ka iſt kein Dummkopf — das iſt genug." Bei dieſen Worten ging der Hund ſchnell nach ſeiner Hütte und der kleine Bär trat ebenfalls in die ſeinige, wo er ſogleich ſeine Flinte lud und dann, wie es bei ihnen gebraüchlich iſt, ſich mit dem Geſicht auf die Erde warf, um den großen Geiſt um Beiſtand anzuflehen. Seine Frau, welche ſeinen aufgeregten Zuſtand bemerkte und üble Folgen befürchtete, zog, ohne von dem Vorgefallenen etwas zu wiſſen, heimlich die Kugel aus der Flinte.

In dieſem Augenblicke rief der Hund außerhalb der Hütte: „Wenn Mah-to-tſchih-ga ein ganzer Mann iſt, ſo möge er herauskommen und es beweiſen; Schon-ka iſt es, der ihn ruft!" — Die Frau ſchrie auf, aber es war zu ſpät; er hatte die Flinte ergriffen und ſprang zur Thür hinaus. Beide ſchoſſen gleichzeitig. Der Hund entfloh unverwundet; aber der kleine Bär wälzte ſich in ſeinem Blute und ſonderbarer Weiſe war die ganze Seite des Geſichts, welche im Bilde fehlte, und die, wie der Hund ſagte, nichts tauge, vom Kinn bis zum Ohr, mit Einſchluß eines Theiles der Naſe und des einen Auges, weggeſchoſſen. Wer mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer bekannt iſt, der kann ſich einen Begriff machen von der Aufregung, welche dieſer Vorfall unter mehreren tauſend in eiferſüchtige Horden getheilten Sioux hervorrief. In einem Augenblicke waren Alle mit Flinten oder Bogen bewaffnet; die Freünde des Hundes ſammelten ſich um ihn und er floh unter einem Hagel von Pfeilen und Kugeln; aber die Mitglieder der One-pa-pa-Horde, welcher der Ermordete angehörte, eilten von allen Seiten zur Rache herbei, es entſpann ſich ein Kampf auf der Prairie und dem Hunde wurde der eine Arm zerſchoſſen, doch gelang es ihm endlich, zu entkommen.

Am folgenden Tage ſtarb der kleine Bär an ſeinen Wunden und wurde beerdigt. Seine Frau war untröſtlich bei dem Gedanken, daß ſie die unmittelbare, wenn gleich unſchuldige Urſache ſeines Todes geworden war.

Digitized by Google

Dieſer wunderbare und unglückliche Vorfall wurde bald das allgemeine Geſpräch im ganzen Dorfe und die aberglaübige Menge betrachtete mich als die Urſache alles Unheils. Ich packte daher ſchnell meine Gemälde und Geräthſchaften ein und Alle, ſowohl die Pelzhändler, als die Reiſenden, waren bereit, mich zu ſchützen. Ich entging indeß der unmittelbaren Rache wol hauptſächlich dadurch, daß ich mein aufrichtiges und herzliches Bedauern zu erkennen gab, indem ich der Wittwe und den Verwandten des Getödteten anſehnliche Geſchenke gab und nebſt Herrn Laidlaw und den übrigen Herren ihm ein ehrenvolles Begräbniß veranſtaltete und über ſeinem Grabe eine ſchöne Sioux-Hütte errichtete, auf deren Spitze eine weiße Flagge wehte.

Dem ehrenwerthen und tapferen Mah-to-tſchih-ga wurden viele Thränen nachgeweint und alle Krieger ſeiner Horde ſchwuren, nicht eher zu ruhen, als bis der Hund den Tod ihres Haüptlings und Führers mit dem Leben gebüßt habe.

An dem Tage der Beerdigung reiſte ich am Bord des Dampfbootes nach der Mündung des Yellow Stone-Fluſſes ab, und während meiner Abweſenheit hatten die Freünde des Ermordeten faſt das ganze Land der Sioux durchſtreift, ohne den Hund auffinden zu können. Unglücklicherweiſe kommt ſein Bruder, ein ehrenwerther und von Allen, die ihn kannten, geachteter Mann, ihnen in den Weg und der Durſt nach Rache verleitet ſie, ihn zu tödten. Tiefe Reüe folgte jedoch dieſer raſchen That, und der Gedanke, einen ſo edlen Mann ſtatt eines ſolchen Nichtswürdigen getödtet zu haben, ſteigerte ihre Erbitterung gegen den Hund auf das Höchſte und ſie ſchwuren, ihre Waffen nicht eher niederzulegen und weder Weib noch Kind zu umarmen, bis vollſtändige Rache das Haupt des Schuldigen getroffen habe. So ſtand dieſe Angelegenheit, als ich auf meiner Reiſe den Fluß abwärts Herrn Laidlaw wieder beſuchte, wie ich zu Anfang dieſes Kapitels erzählt habe.

Die Aufregung unter den Sioux hatte den ganzen Sommer hindurch fortgewährt. Viele von ihnen betrachteten mich als den alleinigen Urheber alles Mißgeſchickes; ich hätte, meinten ſie, gewußt, daß die eine Hälfte von des Mannes Geſicht nichts tauge, ſonſt würde ich ſie nicht auf dem Bilde weggelaſſen haben; ich müſſe folglich auch alles aus dieſer Weglaſſung entſtandene Unheil vorher gewußt haben; ich ſei daher ein gefährlicher Mann und wenn der Hund nicht aufzufinden ſei, ſo müſſe ich für meine Vermeſſenheit büßen. Es wurden Raths-Verſammlungen gehalten und in aller Feierlichkeit mein Tod beſchloſſen. In einer dieſer Verſammlungen erhob ſich ein junger Mann von der Onc-pa-pa-Horde und ſagte: „Das Blut zweier Haüptlinge iſt ſo eben auf die Erde gefloſſen und hundert Bogen ſind geſpannt, um noch mehr Blut zu vergießen! Auf wen ſollen wir ſie richten? Ich bin ein Freünd der weißen Männer, aber es iſt Einer hier, deſſen Medizin zu groß iſt — er iſt ein großer Medizin-Mann! Seine Medizin iſt zu groß! Er war der Tod Mah-to-tſchih-ga's'! Er machte nur eine Seite ſeines Geſichts! Er wollte nicht die andere machen — die Seite, welche er machte, war lebend, die andere war todt und Schonka ſchoß ſie weg! Wie iſt das? Wer ſoll ſterben?"

Digitized by Google

Nach dieſem ſprach Ta-ſih-kih-da-tſcha von der Jankton-Horde: „Vater! dieſer Medizin-Mann hat uns großen Kummer verurſacht! Du ſagteſt zu unſeren Haüptlingen und Kriegern, ſie müßten ſich malen laſſen — Du ſagteſt, er ſei ein guter Mann und wir glaubten Dir! — Du dachteſt ſo, mein Vater, aber Du ſiehſt, was er gethan hat! Er ſieht unſere Haüptlinge und Frauen an und macht ſie dann lebend! Auf dieſe Weiſe hat er unſere Haüptlinge hinweggeführt und wenn ſie todt ſind, kann er ihre Geiſter quälen! — Sie werden unglücklich ſein. Wenn er ſie dadurch lebend machen kann, daß er ſie erblickt, ſo kann er uns viel Unglück zufügen! — Du ſagſt, ſie lebten nicht — wir ſehen ja ihre Augen ſich bewegen! ihre Augen folgen uns, wohin wir auch gehen, das iſt genug! Ich habe nichts mehr zu ſagen! — Auf dieſen Redner folgte ein junger Mann der One-pa-pa-Horde: „Vater! Du weißt, daß ich der Bruder Mah-to-tſchi-gas bin! Du weißt, daß ich ihn liebte — beide Seiten ſeines Geſichts waren gut und der Medizin-Mann wußte dies auch! Warum ließ er die Hälfte ſeines Geſichts weg? Er brauchte ſich nie zu ſchämen, ſondern blickte dem weißen Mann immer gerade ins Geſicht! Warum wurde jene Seite ſeines Geſichts weggeſchoſſen? Dein Freünd iſt nicht unſer Freünd und er hat ſein Leben verwirkt. Du mußt uns ſagen, wo er iſt — wir müſſen ihn ſehen!"

Sodann nahm Toh-kei-i-to (ein Medizin-Mann der Jankton-Horde, einer der beſten Redner) das Wort: „Mein Freünd, es ſind junge Leüte, die ſo eben geſprochen haben — ich fürchte mich nicht! Dein weißer Medizin-Mann hat mein Bildniß gemalt und es war gut — ich freüe mich darüber — ich bin ſehr froh, zu ſehen, daß ich leben ſoll, nachdem ich todt bin! — Ich bin alt und fürchte mich nicht! — Einige unſerer jungen Leüte ſind närriſch. Ich weiß, daß dieſer Mann viele unſerer Büffel in ſein Buch hineingeſteckt hat! denn ich war bei ihm und wir haben ſeitdem keine Büffel zu eſſen gehabt; es iſt wahr — aber ich fürchte mich nicht! Seine Medizin iſt groß und ich wünſche ihm alles Gute — wir ſind Freünde!"

Auf dieſe Weiſe wurde die Angelegenheit während meiner Abweſenheit von dem abergläubigen Volke erörtert und deshalb gab Herr Laidlaw mir den Rath, einen anderen Weg einzuſchlagen, weil an der Mündung des Cabri-Fluſſes, ſiebenzehn Meilen ſtromabwärts, einige hundert Indianer von der Horde des kleinen Bären gelagert ſeien, die mich ihrer Rache opfern würden. Allein trotz dieſes wohlgemeinten Rathes ſetzte ich meine Reiſe mit Baptiſte und Bogard in dem kleinen Kanoe ſtromabwärts fort. Als wir bei dem erwähnten Lager der Sioux vorüber kamen, hilten wir uns am entgegengeſetzten Ufer, und obgleich die gewöhnliche Einladung (welche darin beſteht, daß mehrere Kugeln einige Ruthen vor dem Fahrzeüg ins Waſſer geſchoſſen werden) auch an uns erging, ſo ließ man uns doch, als wir nicht darauf achteten, ruhig weiter ziehen, da wir nicht erkannt wurden. In St. Louis erzählte mir der Major Bean, welcher einige Wochen ſpäter dort ankam, daß der Hund endlich bei den Black Hills (ſchwarzen Bergen) getödtet worden und dieſe Angelegenheit ſomit für immer abgemacht ſei.

Digitized by Google

Dies iſt die „Geſchichte des Hundes“, die den Tod dreier tapferer Krieger veranlaßte und auch beinahe einem „großen Medizin-Mann“ das Leben gekoſtet und den Leiſtungen ſeines Pinſels für immer ein Ziel geſetzt hätte! Übrigens wird dieſe Geſchichte unſtreitig zu einer höchſt wunderbaren Sage unter den Sioux Veranlaſſung geben und durch Erzählung und Geſang von Geſchlecht zu Geſchlecht unter dieſem abergläubigen Volke fortgepflanzt werden.

Nachdem ich dieſe merkwürdige und unglückliche Geſchichte beendigt hatte, wurde ich aufgefordert, die

Geſchichte von Wei-dſchun-dſchoe (Taubenei-Kopf)

zu erzählen und ich that dies ſo, wie ich ſie zuerſt Baptiſte erzählt hatte.

„Nun, Baptiſte, ich verſprach Dir geſtern Abend eine Geſchichte zu erzählen; war es nicht ſo?“

„Oui, Monsieur, oui, von der Tauben-Kopf.“

„Nein, Baptiſte, von dem Taubenei-Kopf. Der Indianiſche Name dieſes Mannes in der Sprache der Aſſinneboiner war Wei-dſchun-dſchoe.“

„Wie! comment? Wei-dſchun-dſchoe, le frère de ma douce Wih-nion-ka, le fils du Chef Assinneboin? Aber, excusez, fahren Sie fort, s'il vous plait.“

„Wei-dſchun-dſchoe war ein Krieger der Aſſinneboiner — jung, ſtolz, ſchön, tapfer und voll Anſtand. Er war Sieger in manchem Kamfe geweſen, zahlreiche Skalpe von den Köpfen ſeiner Feinde ſchmückten ſeinen Anzug und er hatte gerechte Anſprüche auf die höchſten Ehrenſtellen des Landes, denn ſein Vater war Haüptling der Nation.“

„Le même! derſelbe — mon frère — mon ami! Bien, ich ſeien composé, fahren Sie fort, Monsieur!“

„Dieſer junge Aſſinneboiner wurde vom Major Sanford, dem Indianer-Agenten, auserwählt, um ſeinen Stamm bei der Geſandtſchaft zu vertreten, die ſich im Winter des Jahres 1832 unter der Führung des genannten Offiziers nach Waſhington begab.“

„Als die Geſandtſchaft von der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes den Miſſouri hinabfuhr und die erſten Anſiedlungen der Weißen erreichte, fingen Wei-dſchun-dſchoe und ein anderer Indianer ſeines Stammes an, für jedes Haus, bei welchem ſie vorüber kamen, einen Einſchnitt in das Rohr ihrer Pfeife zu machen, um bei der Rückkehr ihren Landsleüten zeigen zu können, wie viele Haüſer der weißen Männer ſie auf ihrer Reiſe geſehen hätten. Anfangs ging dies ganz gut, aber je weiter ſie den Fluß hinabfuhren, um ſo zahlreicher wurden die Wohnungen und bald waren nicht nur die Pfeifenröhre, ſondern auch die Handgriffe ihrer Kriegskeülen mit Einſchnitten bedeckt. Als daher das Boot eines Tages anlegte, ſtiegen Wei-dſchun-dſchoe und ſein Begleiter ans Land, ſchnitten ſich lange Stäbe, ſchälten die Rinde ab und begannen nun die Einſchnitte von den Pfeifenröhren und der Kriegskeüle auf die Stäbe zu übertragen, zugleich aber auch für jedes Haus, an dem ſie vorüberfuhren, ein neües Zeichen hinzuzufügen. Auch dieſe Stäbe waren bald mit Einſchnitten bedeckt und in den nächſten Tagen noch mehrere andere,

ſo daß ſie zuletzt nicht wußten, was ſie mit ihren Stäben machen ſollten, und als ſie nun gar St. Louis, eine Stadt von 15,000 Bewohnern, erreichten, da warfen ſie, nach einer kurzen Berathung, alle ihre Stäbe in den Fluß!

„Ich befand mich bei der Ankunft der Geſandtſchaft in St. Louis und benutzte den Aufenthalt derſelben, um mehrere Indianer zu malen. Der Erſte war Wei-dſchun-dſchoe, der nur mit Widerſtreben den von dem Major Sanford und von mir an ihn gerichteten Anforderungen nachgab, indem ſeine Furcht und ſein Stolz einen harten Kampf zu beſtehen hatten. Er erſchien mürriſch in meinem Zimmer, hatte aber glänzende Toilette gemacht. Er trug ſeine National-Tracht; die Beinkleider und der Rock waren von dem Fell des Bergſchafes, reich mit Stachelſchwein-Stacheln und Skalplocken verziert; darüber hing ſein langes Haar in Flechten faſt bis auf die Erde; den Kopf bedeckte der Schmuck aus den Federn des Kriegs-Adlers — ſein Mantel war die Haut eines jungen Büffel-Stiers, auf welcher ſeine Kriegsthaten abgebildet waren — Köcher und Bogen hatte er umgehängt und ſein Schild war aus der Halshaut eines Büffels gemacht.“

„Nachdem ich ihn und ſeinen Gefährten gemalt hatte, reiſten ſie in Begleitung des Majors Sanford nach Waſhington ab. Dort war Wei-dſchun-dſchoe überall voran — er war der Erſte, der dem Präſidenten die Hand reichte — der Erſte, der ihn anredete und der Letzte, der ihn verließ — aber er war auch nicht unempfindlich gegen den Beifall und die Bewunderung des ſchönen Geſchlechts. Er beſuchte die größeren Städte, ſah die Forts, die Schiffe, die Kanonen, Dampfboote, Luftballons u. ſ. w. und kehrte im nächſten Frühjahr nach St. Louis zurück, von wo ich auf meinem erſten Ausfluge nach dem Yellow Stone-Fluſſe die Reiſe in ſeine Heimath auf demſelben Dampfboote mit ihm machte.

Er hatte in Waſhington ſein prächtiges National-Koſtüm gegen einen vollſtändigen Militair-Anzug ausgetauſcht; vielleicht war dieſer ein Geſchenk des Präſidenten. Als er auf dem Verdecke des Dampfbootes erſchien, trug er einen Rock vom feinſten blauen Tuche mit Goldtreſſen beſetzt, auf den Schultern zwei gewaltige Epauletten, um den Hals eine glänzend ſchwarze Binde, und ſeine Füße waren in ein Paar waſſerdichter Stiefel mit hohen Abſätzen gezwängt, wodurch ſein Gang unſicher und ſchwankend wurde.“

„Ha, ha, ha! — pardon, Monsieur Cataline, ich muß lachen — er waren ein fein Gentleman, wie?“

„Auf dem Kopfe trug er einen hohen Biber-Hut mit breiter Silbertreſſe und einem zwei Fuß langen rothen Federbuſch; der ſteife, gerade Rock-Kragen reichte ihm bis über die Ohren hinauf und über den Rücken hing ſein langes, mit rother Farbe geſchmücktes Haar in Flechten herab. Um den Hals trug er eine große ſilberne Medaille an einem blauen Bande und an einem breiten über die rechte Schulter gehenden Riemen hing ein breiter Säbel. Die Hände waren mit ziegenledernen Handſchuhen bekleidet, in der Rechten trug er einen großen Fächer, in der Linken einen blauen Regenſchirm. So hatte man in Waſhington den armen Wei-dſchun-dſchoe ausſtaffirt und in dieſem Aufputze

Digitized by Google

ſtolzirte er, das „Yankee Doodle" (National-Lied der Amerikaner) pfeifend, auf dem Verdecke des Dampfbootes umher."

„So reiſte ich mit dieſem neugebackenen Gentleman von St. Louis aus über 400 Meilen weit und ich konnte ihn nie anſehen, ohne zu lachen, denn er ſah wirklich aus wie ein geſtiefelter Kater!

„Diable! das ſein ein guter Vergleich! Ich haben ihn geſehen, wenn er ſein angekommen bei der Yellow Stone; Sie wiſſen, ich waren dort. Ich mußten lachen, wenn er ſein herunter gekommen von der Boot und alle die Aſſineboins waren dort, ihn zu ſehen. Ich waren faſt todt vor Lachen."

„Nachdem Wei-dſchun-dſchoe in ſeiner Heimath angekommen und die üblichen Begrüßungen unter ſeinen Freünden vorüber waren, begann er die einfache Erzählung ſeiner Erlebniſſe unter den Weißen; aber ſeinen Landsleüten erſchien Alles ſo unglaublich, daß ſie ihn für einen Lügner erklärten. „Er iſt," ſagten ſie, „unter den Weißen geweſen, die große Lügner ſind und Alles, was er dort gelernt hat, iſt, daß er zurückkehrt und Lügen erzählt." Er verfiel ſchnell in Ungnade, verlor alle Ausſicht auf eine bedeutende politiſche Stellung, wurde von den Haüptlingen gemieden und als ein verlorenes Glied des Stammes betrachtet. Nur der große Haufe des Stammes lauſchte noch am Feüer den Erzählungen des „vielgereiſten Indianers."

„Am Tage nach ſeiner Ankunft verfertigte ſeine Frau ſich aus den Schößen, als einem überflüſſigen Theile des Rockes (es war ein Frack), ein Paar Beinkleider und aus der ſilbernen Hut-Treſſe ein Paar Strumpfbänder. Den ſo verkürzten Rock trug nunmehr ſein Bruder, während er ſelbſt mit Köcher und Bogen, aber ohne Rock, erſchien und ſeine ſtaunenden Freünde ſein feines Hemd mit koſtbaren Hemdknöpfen bewunderten. Der Säbel behauptete noch immer ſeinen Platz, aber ſchon um Mittag vertauſchte er die Stiefeln mit Mokaſſins, und in dieſem Aufzuge ſaß er erzählend unter ſeinen Freünden, wobei er jedoch einem Fäßchen Branntwein, welches er aus Waſhington mitgebracht, ſo fleißig zuſprach, daß ihm endlich die Zunge zu ſchwer wurde."

„Eine ſeiner Geliebten hatte ihre Blicke auf ſeine ſchönen ſeidenen Tragebänder gerichtet und am nächſten Tage ſah man ihn, Yankee Doodle und Waſhington's Marſch pfeifend, mit dem Branntwein-Fäßchen unter dem Arme nach der Hütte ſeiner alten Bekanntſchaft hinſchwanken. Sein weißes Hemd, oder derjenige Theil deſſelben, welcher im Winde geflattert hatte, war auf anſtößige Weiſe verkürzt worden — ſeine blauen, mit Goldtreſſen beſetzten Pantalons waren in ein Paar komfortable Beinkleider verwandelt — dabei hatte er Bogen und Köcher umgehängt und der breite Säbel, welcher auf der Erde nachſchleppte, war ihm zwiſchen die Beine gekommen und diente ihm ſo gewiſſermaßen als Steüer, um ihn ſicher über die „unruhige Oberfläche der Erde" hinwegzuführen.

„Auf dieſe Weiſe waren zwei Tage vergangen, das Fäßchen war leer und von ſeinem ganzen ſtattlichen Aufzuge war ihm nur noch der Regenſchirm übrig geblieben, an dem nun ſein ganzes Herz hing und den er in jedem Wetter bei ſich führte, während er übrigens wieder eine Leder-Kleidung trug.

Digitized by Google

In dieſem Aufzuge, mit dem Regenſchirm, als dem einzigen noch übrigen Beweis ſeiner ehemaligen Größe, in der Hand, fing er nun an, in nüchternen Augenblicken ſeinem Volke einfach und wahr zu erzählen, was er auf ſeiner Reiſe im Oſten geſehen und erlebt hatte. Aber zum Unglück für ihn war dies Alles für ſie zu wunderbar und zu unwahrſcheinlich, als daß ſie es hätten glauben können. Er erzählte der ſtaunenden Menge, die ſich ſtets um ihn verſammelte, von der großen Menge Haüſer, die er geſehen — von den großen und kleinen Städten mit all' ihrem Reichthum und Glanz — von dem Reiſen auf Dampfbooten, Poſtwagen und Eiſenbahnen. Er beſchrieb unſere Forts, die Schiffe von 74 Kanonen, — die großen Brücken — das große Rathhaus in Waſhington und was darin geſchehe — die wunderbaren Maſchinen in dem Patent-Büreau, welches er die „größte Medizin-Hütte" nannte, die er jemals geſehen — er ſchilderte die große Militair-Parade, welche er in Neü-York ſah — das Aufſteigen des Luftballons in Caſtle Garden — die Menge der weißen Menſchen, die Schönheit der weißen Squahs (Frauen) — aber dies Alles überſtieg ſo ſehr das Faſſungs-Vermögen ſeiner Zuhörer, daß es „unmöglich wahr ſein konnte" und er mußte daher „der größte Lügner in der ganzen Welt" ſein. *)

„Er erlangte indeß einen Ruhm anderer Art: man nannte ihn den Medizin-Mann, und zwar einen von der außerordentlichſten Art, denn wer im Stande ſei, ſo außerordentliche und ſinnreiche Dinge zu ihrer Unterhaltung zu erfinden und heraufzubeſchwören, der müſſe mehr als ein gewöhnlicher Menſch ſein. Seine „Medizin" war jedoch ſo groß, daß die Haüptlinge und Alle ihn als das außerordentlichſte Weſen betrachteten und ihm diejenigen Ehrenbezeigungen und Hochachtung erwieſen, die in dem Indianer-Lande denen zu Theil werden, die ſich durch ihre „Medizin" oder „Myſterien" auszeichnen. Man nannte ihn nicht nur die „größte Medizin", ſondern auch die „Lügen-Medizin." Allein die Achtung und Bewunderung, welche man ihm anfangs bewies, ging bald in Scheü, dann in Furcht und zuletzt in Schrecken über, ſo daß ſie endlich übereinkamen, die Welt von einem Ungeheüer zu befreien, welches ſo übermenſchliche Fähigkeiten beſitze.

„Wie! Monſieur Cataline, ſie haben geſucht, ihn zu tödten?"

„Ja, Baptiſte. Der Unglückliche lebte auf dieſe Weiſe drei Jahre lang, während welcher Zeit er fortfuhr „Alles, was er auf ſeiner Reiſe in den „Fernen Oſten" erlebt hatte, zu erzählen, bis ſeine Medizin ſo beunruhigend groß wurde, daß ſie glaubten, ihn als Zauberer tödten zu müſſen. Ein junger Mann des Stammes übernahm die Ausführung dieſes Vorhabens. Er hatte mit den anderen Verſchworenen die feſte Überzeügung, daß Wei-dſchun-dſchoe's Medizin zu groß und daß er ein ſo gewaltiger Lügner ſei, daß eine Flinten-Kugel ihn nicht tödten werde. Die Ungewißheit, was zu thun ſei, währte mehrere Wochen, bis der junge Mann einen Traum hatte, der alle Schwierig-

*) Zum Unglück für dieſen armen Teüfel war ſein Reiſegefährte, welcher ſeine Ausſagen hätte beſtätigen können, auf dem Heimwege an der Braüne geſtorben.

Digitized by Google

keiten hob. Er begab ſich nämlich, der Vorſchrift des Traumes gemäß, in das Fort an der Mündung des Yellow-Stone-Fluſſes, und trieb ſich ſo lange um das dortige Vorrathshaus herum, bis es ihm gelang, den Henkel eines eiſernen Topfes zu ſtehlen, der, wie er glaubte, die erforderlichen Eigenſchaften beſaß. Er ging nun in den Wald, und feilte ſo lange an dem Henkel bis derſelbe in den Flintenlauf hineinpaßte. Nun kehrte er mit der Flinte unter der Büffelhaut wieder in das Fort zurück, ſtellte ſich hinter Wei-dſchun-dſchoe, der mit dem Pelzhändler ſprach, und zerſchmetterte ihm den Kopf!

„Sacré! vengeance! oh, mon Dieu! Laſſen Sie mich ſchreien, immer! Oh, es ſeien nicht wahr, ich hoffe Monſieur, nicht wahr?“

„Ja, Baptiſte, es iſt wahr. So endigten die Tage und die Größe und aller Stolz und alle Hoffnungen Wei-dſchun-dſchoe's, des Taubenei-Kopfes. Er war ein tapferer Krieger, der an 2000 Meilen weit reiſte, um den Präſidenten und die großen Städte der civiliſirten Welt zu ſehen, und der, weil er bei ſeiner Rückkehr die Wahrheit und nichts als die Wahrheit erzählte, verachtet und als Zauberer ermordet wurde.“

Von dem St. Anthony-Waſſerfalle reiſten wir, d. h. Herr Wood, ich und unſer Indianiſcher Führer O-kup-pih, längs des St. Peters-Fluſſes etwa 17 Meilen weit, überſchritten ihn zuerſt an einem Punkte, welcher „Traverſe des Sioux“ heißt und dann etwa ſechs Meilen oberhalb der Mündung des Terre Bleu. Hier verließen wir den St. Peters-Fluß und nachdem wir in nordweſtlicher Richtung etwa 25 Meilen weit über eine der ſchönſten Prairieen der Welt zurückgelegt hatten, erreichten wir den Fuß des Côteau des Prairies, wo ſich, wie bereits erwähnt, Herr La Tromboiſe uns anſchloß. Dieſer Landſtrich, ſo wie die Gegend am St. Peters-Fluſſe, hat größtentheils ſehr fruchtbaren Boden und einen Überfluß an trefflichem Waſſer, welches aus tauſend Quellen hervorſprudelt. Schon in der Entfernung von mehreren Meilen ſahen wir den Bergrücken wie eine am Horizont ſtehende blaue Wolke vor uns und wir merkten es kaum, als wir an ſeinem Fuße angekommen waren, ſo allmälig erhebt ſich das umliegende Land. Über dieſe Schwellen oder Terraſſen, welche ſich allmälig übereinander erheben, reiſten wir acht bis zehn Meilen weit, bis wir endlich den Rücken erreichten. Von dem Rücken bis an den Fuß, eine Strecke von acht bis zehn Meilen, ſieht man nach allen Richtungen hin weder Baum noch Gebüſch, dagegen iſt das ganze Land mit einem grünen Raſen von fünf bis ſechs Zoll langem Graſe bedeckt, und unſer Führer verſicherte uns, daß der Weſtabhang, nach dem Miſſouri hin, dem öſtlichen hinſichtlich der Neigung, der Länge und der Baumloſigkeit ganz gleich ſei.

Oben auf der Höhe dieſes Walles oder Rückens fanden wir den berühmten Steinbruch oder Fundort der rothen Pfeife. Das Merkwürdigſte iſt hier eine ſenkrechte Mauer von Quarz, 25—30 Fuß hoch, die ſich, mit der entblößten Seite nach Weſten gerichtet, etwa zwei Engliſche Meilen weit von Nor-

Digitized by Google

den nach Süden erſtreckt und ſich dann an beiden Enden unter die Prairie verliert, die dort etwas höher iſt und jene Quarz-Maſſe wahrſcheinlich noch auf viele Meilen weit bedeckt. Ein kleiner Bach, welcher etwas hinter der Quarz-Mauer aus mehreren Quellen entſpringt, hat die Erde hinweggeſpült und fließt nun auf eine Strecke von zwei Engliſchen Meilen über einer vollkommen ebenen Quarz-Fläche und ſtürzt ſich dann über den Rand der Mauer in ein kleines Baſſin hinab, von wo er dem Miſſouri zufließt, in den er ſich unter dem Namen „Big Sioux-Fluß“ ergießt.

Dieſe ſchöne Mauer beſteht aus mehreren horizontalen Schichten von hellgrauem, roſenrothem und fleiſchfarbigem Quarz und iſt, faſt auf der ganzen ſenkrechten Seite, und auf mehreren Morgen der horizontalen Oberfläche wie polirt oder durch Schmelzung verglaſt.

Am Fuße dieſer Mauer liegt eine ebene, etwa eine halbe Engliſche Meile breite Prairie und hier iſt der Fundort des rothen Pfeifenſteins. Die Indianer graben zu dieſem Zwecke durch mehrere ſchiefrige Schichten des rothen Steins hindurch bis zu der Tiefe von vier oder fünf Fuß.*) Aus den zahlreichen Spuren von älteren nnd neüeren Ausgrabungen ergibt ſich, daß dieſer Ort ſeit vielen Jahrhunderten des rothen Steins wegen beſucht worden iſt, und aus der großen Anzahl von Gräbern und Überreſten alter Befeſtigungs-Werke, ſowie aus den noch vorhandenen Sagen ſcheint hervorzugehen, daß die Indianer-Stämme ſeit langer Zeit eine aberglaübige Verehrung für dieſen Ort gehegt und daß die verſchiedenen Stämme regelmäßige Wanderungen dorthin unternahmen, um ihre Pfeifen zu erneüern.

Einige Ruthen von der Quarz-Mauer entfernt und auf der Prairie, wo der Pfeifenſtein gegraben wird, liegen fünf gewaltige Gneis-Blöcke in einer Reihe neben einander, von denen der kleinſte 12 — 15 Fuß, der größte 25 Fuß im Durchmeſſer hat. Der Feldſpath dieſer Geſchiebe iſt ſehr großkörnig und es liegen Kryſtalle darin von einem Zoll Dicke. Die abgerundete Oberfläche der Blöcke iſt ganz mit grauem Mooſe überzogen, wodurch ſie ein ſehr altes und ehrwürdiges Anſehen erhalten. Unter denſelben befinden ſich die beiden oben erwähnten Löcher oder Öfen, worin, nach der Erzählung der Indianer, die beiden Frauen, die Schutzgeiſter dieſes Ortes, ſich aufhalten.

Die Indianer hegen eine ſo große Ehrfurcht vor dieſen Steinen, daß ſie ſtets dreißig bis vierzig Schritte von denſelben entfernt bleiben, wenn ſie um die Erlaubniß bitten, etwas von dem rothen Stein für ihre Pfeifen holen zu dürfen.

Dieſe fünf Geſchiebe unterſcheiden ſich weſentlich von den vielen tauſend Blöcken, die in dem großen Thale des Miſſouri und Miſſiſſippi, von dem

*) In den vielen älteren und neüeren Ausgrabungen konnte ich erkennen, daß dieſe Schichten an verſchiedenen Punkten eine ſehr verſchiedene Mächtigkeit hatten und an einigen Stellen von einer vier bis fünf Fuß mächtigen Schicht eines Geſteins überlagert wurden, welches der unterſten Schicht der Quarz-Mauer ähnlich oder in der That ein Theil derſelben war.

Digitized by Google

Yellow Stone-Fluſſe bis faſt an den Meerbuſen von Mexico, zerſtreüt ſind. Dieſe letzteren zeigen eine unendliche Manchfaltigkeit in der Färbung, und man ſieht ſie vom Weißen durch alle Schattirungen bis zum Dunkelrothen, ſo wie gelbe, blaue (?) und faſt pechſchwarze.

Der Côteau des Prairies bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem St. Peters-Fluſſe und dem Miſſouri. Das Südende deſſelben liegt etwa in der Breite des St. Anthony-Waſſerfalles und gleich weit von beiden Flüſſen entfernt. Von hier ſtreicht er in nördlicher, etwa 2—3° gegen Weſten abweichender Richtung 50—60 Meilen weit und dacht ſich dann allmälig gegen Norden ab. An ſeinem Oſt-Fuße entſpringen der St. Peters-Fluß und ſeine Nebenflüſſe, am Nord-Fuße der Red River (rothe Fluß) nebſt mehreren anderen in die Hudſons-Bai ſich ergießenden Flüſſen, am Weſt-Abhange der Jaques-Fluß und einige andere Nebenflüſſe des Miſſouri und am Süd-Fuße der Red Cedar- (rothe Ceder-), Joway- (Aiowä-) und der Moines-Fluß.

So erſtreckt ſich dieſer wunderbare, zehn bis zwanzig Meilen breite Wall mehrere hundert Engliſche Meilen weit. Er ſteigt von allen Seiten ganz allmälig an, ohne Baum, ohne Strauch und, ausgenommen bei dem Pfeifenſtein-Bruche, ohne Felſen — überall ſieht man, ſo weit das Auge reicht, nur eine gleichförmige Grasdecke. Dagegen ſind ſowol der Rücken als die Abhänge mit Granit-Geſchieben beſäet. *)

*) Der Dr. Jackſon in Boſton, ein tüchtiger Mineralog und Chemiker, dem ich einige Stücke des Pfeifenſteins überſandte, ſagt in Silliman's American Journal of Science, vol. XXXVII. pg. 394., daß derſelbe kein Steatit (Speckſtein) ſondern ein neües Mineral ſei, härter als Gyps, aber weicher als Kalkſpath. Er theilt an dem erwähnten Orte folgende Analyſe dieſes Minerals mit:

Waſſer. . . . . —	8,^{4}.
Kieſelerde. . . . . —	48,^{2}.
Thonerde. . . . . —	28,^{2}.
Talkerde. . . . . —	6,^{0}.
Kohlenſaure Kalkerde. —	2,^{6}.
Eiſen-Suboxyd. . . . . —	5,^{0}.
Mangan-Oxyd. . . . . —	0,^{6}.
	99,^{0}.
Verluſt (wahrſcheinlich Talkerde) . . . . . —	1,^{0}.
	100,^{0}.

Digitized by Google

Fünfzigſtes Kapitel.

Catlins Rückkehr vom Côteau des Prairies. — Der Schwan-See. — Fangen der Moſchus-Ratte und Einſammeln des wilden Reiſes. — Catlin ſchifft ſich bei Traverſe des Sioux auf dem St. Peters-Fluſſe ein. — Ankunft bei dem St. Anthony-Waſſerfalle. — Der Pepin-See. — Prairie-du Chien. — Caſſville. — Rock Island. — Sakis und Fuchs-Indianer. — Kih-o-kuck zu Pferde. — Der Sklaven-Tanz. — Das Rauchen der Pferde. — Der Bettler-Tanz. — Das Segeln in Kanoes. — Der Entdeckungs-Tanz. — Der Tanz für die Medizin des Tapferen. — Vertrag mit den Sakis und Fuchs-Indianern.

Nachdem wir unſere Wißbegier an dem Fundorte des rothen Pfeifenſteins hinlänglich befriedigt hatten, brachten unſere Pferde uns in fünf Tagen über die weite Ebene am Fuße des Côteau des Prairies nach Traverſe des Sioux am St. Peters-Fluſſe.

Unſer Weg führte uns durch einige der lieblichſten Prairie-Landſchaften und ich zeichnete mehrere derſelben. Eine der anmuthigſten Gegenden war der Schwan-See, welcher mehre engliſche Meilen lang und mit unzähligen kleinen, dicht bewaldeten Inſeln angefüllt iſt. Auf dieſer Reiſe ſahen wir Indianer mit dem Fange der Biſam-Ratte (Fiber zibethicus, Cuvier.) beſchäftigt. Dieſe Thiere leben in großer Menge auf den nördlichen Prairien, wo ſie ihre Wohnungen in ſeichtem Waſſer aus den Stielen des wilden Reiſes erbauen. Dieſe haben die Geſtalt eines kleinen Heu-Haufens, in deſſen oberen Theile ſich eine trockene Abtheilung befindet, worin das Thier über dem Waſſer ſchläft; den Eingang bildet eine Öffnung unter der Oberfläche des Waſſers. Die Indianer fangen dieſe Thiere in ungeheürer Menge und verkaufen die Felle derſelben, welche ſehr geſucht ſind, an die Pelzhändler. Um ſie zu fangen, waten zwei Indianer bis zu ihren Wohnungen, und während der Eine mit einem Stabe an die Rückſeite derſelben ſchlägt, tödtet der Andere das Thier, ſo bald es zu entfliehen ſucht.

Der erwähnte wilde Reis (Zizania aquatica), welcher in den Flüſſen und Seen längs der Ufer in großer Menge wild wächſt, wird von den Indianern eingeſammelt und als Nahrungsmittel benutzt. Dies Einſammeln, welches den Frauen obliegt, geſchieht in der Weiſe, daß die eine das Boot rudert, während eine andere die Reis-Steugel in das Kanoe hineinbiegt, ſie mit einem Stabe feſthält und nun mit einem zweiten Stabe darauf ſchlägt, wodurch der Saame ausfällt; dies wird ſo lange fortgeſetzt, bis das Kanoe gefüllt iſt. Die Sioux bedienten ſich hierbei der Rinden-Kanoes, die ſie von den Tſchippewäern gekauft hatten.

Während wir dieſe ſchönen Gegenden durchzogen, begegneten wir den Sioux, die uns an dem Beſuche des Pfeifenſtein-Bruches verhindern wollten, uns aber diesmal nicht weiter beläſtigten.

In Traverſe des Sioux ließen wir unſere Pferde zurück und ſchifften uns in einem Kanoe, welches aus einem einzigen Baumſtamme gezimmert war, nach dem St. Anthony-Waſſerfalle ein, den wir am zweiten Tage ſpät Abends erreichten, obgleich das Kanoe ſtets umzuſchlagen drohte, wenn wir uns nicht ganz ruhig verhielten. Da wir kein Dampfboot vorfanden, wie wir gehofft hatten, ſo mußten wir unſere Reiſe auf dem Miſſiſſippi bis Prairie du Chien, eine Strecke von mehr als 80 Meilen, in unſerem kleinen Kanoe fortſetzen.

„Das wird eine ſchwere Arbeit ſein in unſerem kleinen Kanoe bis Prairie du Chien zu rudern, und wir das nicht leiſten können, Catlin."

„Ach, laſſen Sie das gut ſein, mein lieber Freünd, wir müſſen rudern, es bleibt uns nichts anderes übrig. Und dann bedenken Sie, welches Vergnügen eine ſolche Fahrt gewährt! Unſere Flinten und unſere Angeln ſind in guter Ordnung und wir ſind vollkommen Herren unſeres Bootes — wir können nach Belieben in jede Bucht, in jeden Winkel hineinrudern, jeden Berg erſteigen und uns an den kieſelreichen Geſtaden des Pepin-Sees nach Herzensluſt herumtreiben". — „Vortrefflich! das iſt gerade, was ich liebe; wir werden Vergnügen und Arbeit in Fülle haben. Laſſen Sie uns ſogleich aufbrechen". — Wir nahmen daher Abſchied von unſeren Freünden und vertrauten uns in dem kleinen ſchwankenden Fahrzeüge abermals den grünen Gewäſſern des Miſſiſſippi an.

So ruderten wir zehn Tage lang bei gutem und ſchlechtem Wetter, tranken unſeren Kaffe und lebten von Fiſchen, Geflügel, Muſcheln, Schnecken, Fröſchen und Klapperſchlangen; letztere, gehörig zubereitet, ſchmeckten köſtlich.

An dem öſtlichen Ufer des Pepin-Sees wurden wir durch heftige widrige Winde drei Tage aufgehalten. Als wir endlich unſere Reiſe fortſetzen konnten, landeten wir am Fuße des Berges Strombolo, wie ihn die Soldaten nennen, während er eigentlich von den Franzoſen La Montaigne que tromps à l'eau genannt wird. Wir erſtiegen ihn ohne große Mühe und hatten von ſeinem Gipfel eine der herrlichſten Ausſichten, welche die weſtliche Welt zu bieten vermag. Der Berg erhebt ſich in Pyramiden-Form 700 Fuß über den Waſſerſpiegel des Fluſſes, der ihn auf allen Seiten umfließt, und die Geſtein-Schichten, aus welchen er beſteht, korreſpondiren genau mit denen der vorſpringenden Vorgebirge an beiden Ufern des Stromes.

Als wir in Prairie du Chien ankamen, fanden wir dort kein Dampfboot und ebenſo erging es uns in dem ſechs Meilen entfernten Caſſville; wir blieben daher auf unſer kleines Fahrzeüg angewieſen, mit dem wir endlich auch Rock-Iſland (die Felſen-Inſel) glücklich erreichten, wo die Sakis und Fuchs-Indianer verſammelt waren, um einen Vertrag mit dem Gouverneur Dodge abzuſchließen. Wir kamen noch zur rechten Zeit, um der Abſchließung beizuwohnen, die mit kriegeriſchen Aufzügen und Tänzen gefeiert wurde. Die Sakis und Fuchs-Indianer hatten in der letzten Zeit ſo viel von ihren Ländereien verkauft, daß ſie für reich gelten konnten und daher ſich vor den meiſten andern halbciviliſirten und verarmten Stämmen vortheilhaft auszeichneten.

Im 46. Kapitel erwähnte ich eines Beſuchs, den ich in dem Dorfe Kih-o-kuk's abſtattete, bei welcher Gelegenheit ich ihn und mehrere andere Indianer

Digitized by Google

ſeines Stammes malte. Kih-o-kuk (der laufende Fuchs), der Haüptling des Stammes, iſt ein würdevoller, ſtolzer Mann, mit großen Fähigkeiten. Nach Beendigung des unheilvollen Krieges, den ein Haüptling der Sakis, der berühmte „Schwarze Falke", im Jahre 1833 führte, wurde Kih-o-kuh, mit Zuſtimmung des ganzen Stammes, vom General Scott zum Haüptling der Sakis und Fuchs-Indianer ernannt, weil er während der Dauer des Krieges neütral geblieben und durch ſein Anſehen zwei Drittheile der Krieger bewogen hatte, an dem Kampfe nicht Theil zu nehmen. Der Schwarze Falke, ſeine beiden Söhne und die angeſehenſten ſeiner Rathgeber und Krieger wurden bekanntlich gefangen genommen. Kih-o-kuk iſt als Redner berühmt und einer der bekannteſten Haüptlinge, da er Waſhington und andere Atlantiſche Städte mehrmals beſucht hat, wo er die, kraft der Verträge mit der Regierung der Vereinigten Staaten ſeinem Volke zuſtehenden Rechte vor Tauſenden unerſchrocken vertheidigte. Ich malte ſeinen Lieblings-Sohn, den er zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, und die älteſte ſeiner ſieben Frauen, welche die Mutter jenes Knaben zu ſein ſchien; ihr Anzug beſtand zwar aus Stoffen von Amerikaniſcher Fabrik, war aber von ihr ſelbſt auf wahrhaft prächtige Weiſe verziert worden.

Die Sakis und Fuchs-Indianer, welche einſt zwei beſondere Stämme, jedoch mit ſehr verwandter Sprache, bildeten, haben ſich vor nicht ſehr langer Zeit zu einem einzigen Volke vereinigt, welches den Namen „Sakis und Fuchs-Indianer" führt [38]). Dieſe Indiauer ſcheeren und ſchmücken den Kopf wie die früher erwähnten Oſagen und Pahnis; ſie gehören zu den Stämmen, welche vor kurzem ihre ausgedehnten Ländereien verkauft und ſich weſtlich vom Miſſiſſippi angeſiedelt haben. Ihre Zahl beträgt jetzt nicht über 6000 Köpfe, aber ſie bilden noch immer einen kriegeriſchen und mächtigen Stamm.

Der oben erwähnte „Schwarze Falke" (Makotá-Miſchokiakiah) [39]), deſſen Name überall Schrecken verbreitete, war ausgezeichneter als Redner in den Raths-Verſammlungen, denn als Krieger, und ich glaube, daß Nah-pope und der „Prophet" die Haupt-Urheber und Leiter des Krieges waren. Als ich ihn malte, war er mit einem ſchlichten Leder-Anzuge bekleidet, in den Ohren und um den Hals trug er Wampum-Schnüre und in der Hand hielt er den aus der Haut eines ſchwarzen Falken gemachten Medizin-Beütel, von dem er ſeinen Namen führt und deſſen Schwanz ihm als Fächer diente. Sein Sohn, Nah-ſe-us-kuk (der wirbelnde Donner), iſt einer der ſchönſten Indianer, die ich je geſehen habe. Er hat eine ſtarke Partei in dem Stamme für ſich, die ihn an Kih-o-kuks Stelle zu ſetzen wünſcht, und es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß Kih-o-kuk in kurzem aus dem Wege geſchafft werden wird.

Die Tänze und anderen Beluſtigungen dieſes Stammes ſind ſehr unterhaltend; ich habe mehrere derſelben gezeichnet und will hier nur einige kurz erwähnen.

Der Sklaven-Tanz gründet ſich auf einen höchſt ſonderbaren Gebrauch. Es befindet ſich nämlich in dieſem Stamme ein Verein, deſſen Mitglieder Sklaven genannt werden und aus jungen Männern der angeſehenſten Familien beſtehen, die ſich freiwillig dazu verſtehen, zwei Jahre lang Sklaven zu ſeiu

und während dieſer Zeit jede von den Haüptlingen ihnen übertragene Arbeit, mag dieſe auch noch ſo verächtlich und erniedrigend ſein, zu verrichten. Sind die zwei Jahr vorüber, ſo ſind ſie für die übrige Lebenszeit, der Stamm mag ſich befinden, wo er will, von allen niedrigen Beſchäftigungen, wie Kochen, Feüer anzünden u. ſ. w. befreit. Sie wählen einen aus ihrer Mitte zu ihrem Gebieter, der die Befehle von dem Haüptlinge empfängt und ihm wird unbedingter Gehorſam geleiſtet. An einem beſtimmten Tage haben ſie ein großes Feſt, deſſen Einleitung der erwähnte Tanz bildet.

Ein anderer, nicht weniger ſonderbarer Gebrauch dieſes Stammes iſt das ſogenannte Rauchen der Pferde. Als ich mit dem General Street in Kih-o-kuk's Dorfe ankam, hatten wir Gelegenheit, dieſem Schauſpiele beizuwohnen. Die Fuchs-Indianer, welche einen Kriegszug gegen die Sioux unternehmen wollten, hatten Mangel an Pferden und zeigten deshalb den Sakis an, daß ſie am nächſten Tage kommen würden, um zwanzig Pferde „zu rauchen", ſie möchten daher dieſe bereit halten. An dem beſtimmten Tage fanden ſich zwanzig junge Männer ein, ſetzten ſich auf der Prairie hinter dem Dorfe auf die Erde und begannen zu rauchen. Bald darauf erſchienen in der Entfernung einer halben engliſchen Meile zwanzig berittene junge Sakis, welche übereingekommen waren, jeder ein Pferd herzugeben. Sie galoppirten mehrmals um die Fuchs-Indianer herum, wobei ſie ſich ihnen immer mehr näherten; als ſie endlich ganz nahe herangekommen waren, hieb ein jeder Reiter denjenigen, welchem er ſein Pferd geben wollte, mit der Peitſche über die nackte Schulter und wiederholte dies ſo lange, bis das Blut herunterlief, dann ſtieg er ab, überreichte dem Geſchlagenen den Zügel und ſagte: „Du biſt ein Bettler — ich ſchenke Dir ein Pferd, aber Du trägſt mein Zeichen auf Deiner Schulter". Damit iſt das Pferd bezahlt und der Geber hat das Recht, bei Tänzen und anderen feierlichen Gelegenheiten ſich ſeiner Freigebigkeit zu rühmen.

Eine ſehr haüfig vorkommende Unterhaltung iſt der Bettler-Tanz; ſie ſuchen dabei durch Geſang und wunderliche Stellungen die Zuſchauer zur Darreichung von Geſchenken zu bewegen, indem ſie verſichern, daß dieſelben die Herzen der Armen erfreüen und dem Geber Segen bringen würden.

Die Sakis und Fuchs-Indianer lieben es, gleich allen anderen Indianern, an den Ufern der Flüſſe zu leben und ſind treffliche Schwimmer und Schiffer. Ihre Kanoes beſtehen aus einem ausgehöhlten Baumſtamme und ſind ungemein leicht. Bei günſtigem Winde ſtellen ſich die Männer in das Vordertheil des Kanoes, faſſen zwei Zipfel ihrer Decke mit den Händen und befeſtigen die beiden anderen Zipfel an ihre Beine, oder halten ſie mit den Füßen feſt, und ſegeln auf dieſe Weiſe ſchnell vorwärts, während die Frau am Hintertheile des Schiffes ſitzt und ſteüert.

Der Entdeckungs-Tanz iſt ſehr komiſch und ſie entwickeln dabei ein bedeütendes mimiſches Talent. Dieſer Tanz wird nicht mit Muſik, Geſang oder Geſchrei begleitet und man hört nur das im Takte erfolgende Stampfen der Füße. Es tanzen je zwei oder vier auf einmal in gebückter Stellung vorwärts, ſchauen ſich nach allen Seiten um, als ob ſie ein Thier oder Feinde erſpähen

Digitized by Google

wollten und wenn ſie etwas entdeckt haben, ſo geben ſie dem Leiter des Tanzes ein Zeichen.

Der Tanz für die Medizin der Tapferen verdient der Erwähnung wegen der ſchönen Moral, die darin liegt. Wenn die Krieger von einem Streifzuge ſiegreich und mit Scalpen zurückgekehrt ſind, aber einen der Ihrigen verloren haben, ſo tanzen ſie fünfzehn Tage lang täglich eine Stunde vor dem Wigwam des Gefallenen, vor deſſen Thür die Wittwe den Medizin-Beütel ihres Mannes an einem grünen Zweige aufhängt, während ſie ſelbſt weinend und klagend in der Hütte ſitzt. Die Krieger erzählen bei ihrem Tanze die Heldenthaten des getödteten Waffengefährten, wobei ſie zugleich Geſchenke für die Wittwe niederlegen, um ihr die Mittel zur Exiſtenz zu verſchaffen.

Die Sakis und Fuchs-Indianer bezogen bisher ſchon für die nächſten dreißig Jahre eine Jahres-Rente von 27,000 Dollars, die durch den erwähnten, während meiner Anweſenheit in Rock-Iſland abgeſchloſſenen Vertrag auf 37,000 Dollars erhöht wurde. Dieſer Vertrag betraf die Abretung eines am Ioway- (Aiowä-) Fluſſe, weſtlich vom Miſſiſſippi gelegenen Gebietes von etwa 340,000 Morgen, welches ihnen in dem Landſtriche vorbehalten war, der nach Beendigung des Krieges mit den Sakis unter dem Namen „Schwarzer Falken-Ankauf" an die Regierung übergeben wurde. Der Gouverneur Dodge ergänzte den Vertrag, indem er einen Paragraphen hinzufügte, worin ſich die Regierung verpflichtete, den Indianern für den Acker ($1\frac{1}{3}$ Morgen) 75 Cents (d. h. für das ganze abgetretene Gebiet 192,000 Dollars) zu zahlen und zwar in folgender Weiſe: 30,000 Dollars ſollten im nächſten Juni an dem Orte, wo der Vertrag abgeſchloſſen, dann, in den nächſten zehn Jahren jährlich 10,000 Dollars eben daſelbſt gezahlt, der Reſt von 62,000 Dollars aber zur Bezahlung ihrer Schulden und zu kleinen Schenkungen an Wittwen und Kinder von Halb-Indianern verwendet werden. Die Amerikaniſche Pelz-Compagnie hatte von dieſen Indianern nahe an 50,000 Dollars für Waaren zu fordern; es wurde daher in dem Vertrage feſtgeſetzt, daß die eine Hälfte dieſer Forderung ſogleich nach der Ratificirung des Vertrages, dann aber jährlich 5000 Dollars bis zur Tilgung der Schuld bezahlt werden ſollten.

Kih-o-kuk trug in ſeiner Rede darauf an (wie es übrigens bei allen Verträgen mit den Indianern, denen ich beiwohnte, der Fall war), daß die Regierung ſich in dem erſten Paragraphen verpflichte, vor Allem die Summe zu zahlen, welche hinreiche, um die anweſenden Glaübiger der Indianer, deren Rechnungen vorgelegt und anerkannt worden, zu befriedigen.

Der Kaufpreis für dieſen Landſtrich (75 Cents für den Acre) iſt verhältnißmäßig bedeütend zu nennen, denn bisher wurde ein Acre der Indianer-Ländereien gewöhnlich nur mit $1\frac{1}{2}$ — $1\frac{3}{4}$ Cents bezahlt, während die Regierung denſelben für 10 Schillinge wieder verkaufte. Früher hatten dieſe Indianer einen großen Theil der reichen Staaten Illinois und Miſſouri für den erwähnten niedrigen Preis an die Regierung verkauft; es war daher nicht mehr wie billig, daß man bei dem letzten Theile ihres Gebietes, welches ſie zu veraüßern hatten, ſich freigebiger gegen ſie bewies.

Digitized by Google

Als Beweis, wie unaufhaltſam der Strom der Einwanderung in den „Fernen Weſten" vorwärts dringt, möge folgender Vorfall dienen: Nachdem der Vertrag unterzeichnet war, richtete der Gouverneur Dodge einige Worte an die Häuptlinge und Krieger und forderte ſie zuletzt auf, mit ihren Familien und ihrem Eigenthum in einem Monat das Land zu verlaſſen und den Weißen Platz zu machen.

Bei dieſen Worten entſtand eine große Bewegung und gewaltiges Gelächter unter den Indianern, deſſen Urſache einer von ihnen mit folgenden Worten angab:

„Mein Vater, wir müſſen lachen — wir brauchen keine Zeit, um uns zu entfernen — wir Alle haben bereits die Ländereien verlaſſen und ſchon ehe wir des Vertrags wegen hierherkamen unſere Wigwams an die Tſchimokimon (Weiße Männer) verkauft — Einige für hundert, Andere für zweihundert Dollars. Es ſind ſchon vierhundert Tſchimokimon in dem Lande und mehrere Hundert dorthin unterweges — und drei Tage vorher, ehe wir kamen, verkaufte ein Tſchimokimon ſeinen Wigwam an einen anderen Tſchimokimon für 2000 Dollars, um eine große Stadt zu bauen".

Auf dieſe Weiſe füllt ſich dies ſchöne Land bis auf mehr als hundert engliſche Meilen weſtlich vom Miſſiſſippi mit aufgeklärten und intelligenten Bewohnern aus dem Oſten, deren Fleiß und Ausdauer bald alle Bequemlichkeiten und Genüſſe der civiliſirten Welt dorthin verpflanzen wird.

Die Verhandlungen bei Abſchließung des Vertrages boten ein höchſt anziehendes Schauſpiel dar. Kih-o-kuk, das anerkannte Oberhaupt des Stammes, war der Haupt-Redner. Er iſt ein ſchlauer, würdiger Mann und ganz dazu geeignet, das Geſchick dieſes Volkes zu lenken. Der alte, entthronte Häuptling, der „Schwarze Falke", war ebenfalls dort anweſend und bot einen bemitleidenswerthen Anblick dar. Mit einem alten Leibrock und einem braunen Hute bekleidet und mit einem Stocke in der Hand ſtand er nebſt ſeinen Söhnen, ſeinem ehemaligen Adjutanten Nah-pope und dem Propheten, während der Verhandlungen ſchweigend außerhalb der Gruppe; es wurde ihm und ſeinen Begleitern nicht geſtattet, zu ſprechen und den Vertrag zu unterzeichnen. Nahpope erhob ſich zwar und fing an über die Mäßigkeit zu ſprechen, allein der Gouverneur Dodge gebot ihm, ſich zu ſetzen, und dies erſparte ihm eine weit ernſtere Zurechtweiſung von Seiten Kih-o-kuk's, der ſich bereits mit einem Geſichte erhoben hatte, welches den Teüfel ſelbſt hätte erſchrecken mögen.

Digitized by Google

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Fort Moultrie. — Seminolen. — Der Florida-Krieg. — Kriegs-Gefangene. — Osceola; die Wolke; König Philipp; Co-ih-hä-dſcho; Cribl Billy; Mickenopah. — Osceola's Tod.

Von Rock Island durchwanderte ich wie gewöhnlich das Land bis ich endlich nach dem etwa 400 Meilen von dort entfernten Fort Moultrie in Süd-Carolina kam.

Hier befanden ſich 250 kriegsgefangene Seminolen und Jutſchihs (Euchees), die von hier nach dem ihnen angewieſenen Lande, 150 Meilen weſtlich vom Miſſiſſippi und 300 Meilen vom Fort Moultrie, verſetzt werden ſollten. Unter den Gefangenen waren der berühmte Os-ce-o-la, der Haüptling des Stammes, Mick-i-no-pah, und mehrere Andere, die ſich in dem Kriege mit den Vereinigten Staaten ausgezeichnet haben.

Ich will mich hier nicht darauf einlaſſen, die frühere Geſchichte und den gegenwärtigen Zuſtand dieſes Stammes, ſo wie den mehrjährigen Kampf deſſelben mit den Vereinigten Staaten ausführlich zu ſchildern; dies will ich Anderen überlaſſen. Für diejenigen, welche von den Seminolen nichts wiſſen, will ich nur bemerken, daß dieſer Stamm aus 3000—4000 Seelen beſteht, die Halbinſel Florida bewohnt und die Sprache der Krihs redet, welche bereits früher erwähnt wurden.

Das Wort „Siminole" ſtammt aus der Krih-Sprache und bedeütet „Ausreißer, Flüchtling"; dieſer Name wurde einem Theile der Krihs gegeben, die nach einem ſüdlicheren Lande wanderten, wo ſie bis auf die gegenwärtige Zeit gewohnt haben. Sie dehnten ihr Gebiet dort allmälig immer weiter aus, indem ſie den einſt zahlreichen Stamm der Jutſchichs, welcher das Südende von Kap Florida bewohnte, faſt ganz vertilgten und zuletzt die, welche noch übrig waren, unter ihren Stamm aufnahmen. Mit dieſem Stamme hat die Regierung der Vereinigten Staaten fünf Jahre lang einen mörderiſchen Krieg geführt, der dadurch veranlaßt wurde, daß die Regierung die Abtretung des von den Seminolen bewohnten Landes verlangte, wozu ſie kraft eines Vertrages verpflichtet ſeien, während die Indianer behaupteten, der Vertrag ſei nicht in gehöriger Form abgefaßt und folglich nicht bindend für ſie. Aus dem Bericht des Kriegs-Sekretärs vom Jahre 1840 ergiebt ſich, daß damals dieſer Krieg bereits 36 Millionen Dollars und 1200—1400 Offizieren und Soldaten, nebſt vielen wehrloſen Einwohnern das Leben gekoſtet hatte, und im Auguſt 1841 erſah ich aus den Zeitungen, daß der Krieg noch in derſelben Weiſe fortwährte und daß noch ebenſo wenig Ausſicht auf Beendigung deſſelben vorhanden war, wie fünf Jahre früher.

Es befanden ſich, wie bereits erwähnt, bei meiner Anweſenheit im Fort Moultrie 250 Gefangene Männer, Frauen und Kinder daſelbſt; der Bemerkenswertheſte unter dieſen war jedenfalls Os-ce-o-la, gewöhnlich Powell genannt,

weil man allgemein glaubt, daß er ein Halb-Indianer, d. h. der Sohn eines weißen Mannes Namens Powell und einer Krih-Indianerin ſei. Auf dem Kopfe trug er einen Turban von einem bunten baumwollenen Shawl mit drei Strauß-Federn; ſeine Kleider waren aus Kalico gemacht und um den Leib trug er einen ſchönen Gürtel von Glasperlen. Dieſer junge Mann wurde, obgleich er kein Haüptling iſt, von den Seminolen als die Seele des Krieges betrachtet. Von ſeinen Knaben-Jahren an hatte er ſich durch Energie und Kühnheit ausgezeichnet und als der Krieg ausbrach, gewann er ſehr bald einen ſolchen Ruf, daß ſein Name in den entfernteſten Theilen der Union und unter den Indianer-Stämmen bis zu dem Felſen-Gebirge genannt wurde Als er, wenige Monate vor meiner Ankunft, mit mehreren Haüptlingen und Kriegern gefangen genommen wurde, brachte man ſie zuerſt nach dem Fort Mellon in Florida, ſpäter aber, der Sicherheit wegen, nach Fort Moultrie, wo er dem Gram erliegt. Der Doctor Weedon, welcher ſtets um ihn iſt, erklärte, daß er nicht mehr lange leben werde.

Während meines Aufenthaltes in dem Fort Moultrie beſuchten mich an jedem Abend Os-ce-o-la, Mick-e-no-pa, Ji-hau-lo-dſchih (die Wolke), und Ih-mat-la (König Philipp) und erzählten mir, oft bis ſpät in die Nacht hinein, von dem Kriege und von der Art, wie ſie in Gefangenſchaft gerathen waren, worüber ſie ſich bitter beklagten.

Os-ce-o-la war von mittlerer Größe und gewandt in ſeinen Bewegungen; ſein Geſicht hatte einen etwas weiblichen, aber zugleich einen ſo eigenthümlichen Ausdruck, daß man ſchwerlich ſeines Gleichen finden möchte. In ſeinem Weſen war er ſehr fein und höflich, ſprach aber nur ſeine Landes-Sprache und zeigte ſich überhaupt als ein ächter, wilder Indianer.

Ji-hau-lo-dſchich, gewöhnlich die „Wolke“ genannt, ein Haüptling und ein gutmüthiger, fröhlicher Mann, der in der Gefangenſchaft ſehr beleibt wurde, da er vollauf zu eſſen und zuweilen auch von den Offizieren, bei denen er ſehr beliebt war, etwas Branntwein erhielt.

Ih-mat-la (König Philipp), ebenfalls ein Haüptling und einſt ein ſehr berühmter Mann, aber zu alt, um noch am Kriege Theil nehmen zu können, ſtarb wenige Monate, nachdem ich ſein Bildniß gemalt hatte.

Co-ih-ha-dſcho, ein ſehr angeſehener Haüptling, hatte ſich in dem Kriege ſehr ausgezeichnet.

Unter den Gefangenen befand ſich auch ein Knabe von neün Jahren, Namens Os-ce-o-la Nick-a-no-tſchih, den der Doctor Welch, der ſich mehrere Jahre in Florida aufgehalten, nach London mitgenommen hat, wo er väterlich für ſeine Erziehung ſorgt. Dieſer Doctor hat ein intereſſantes Werk herausgegeben, welches eine Geſchichte dieſes Knaben, ſo wie ausführlichere Nachrichten über Os-ce-o-la und den Krieg in Florida enthält.

Mick-e-no-pah, Oberhaupt des Stammes, ein ſehr kräftiger, würdiger Mann, fand ein großes Vergnügen daran, täglich in mein Zimmer zu kommen und zuzuſehen, wie ich ſeine Landsleüte malte, allein ich konnte ihn nicht bewegen, ſich auch malen zu laſſen, bis er endlich eine Flaſche Branntwein und eine Flaſche

Digitized by Google

Wein entdeckte, die mit Bewilligung meines Freündes, des Kapitain Morriſon, für diejenigen beſtimmt waren, die zu ihrem Bildniſſe ſaßen. Dies bewog ihn endlich, ſich auch malen zu laſſen, wenn ich „ſeine Beine getreü darſtellen könne", die er mit rothen Beinkleidern geſchmückt hatte.

Als ich Os-ce-o-la's Bildniß vollendet hatte, wurde er von einer Hals-Entzündung befallen, die an dem Tage nach meiner Abreiſe ſeinem Leben ein Ziel ſetzte. Der Doctor Weedon theilte mir über die letzten Augenblicke deſſelben nachſtehende intereſſante Einzelnheiten mit:

Etwa eine halbe Stunde vor ſeinem Tode ſchien er die Annäherung deſſelben zu fühlen und da er nicht ſprechen konnte, ſo gab er durch Zeichen zu verſtehen, daß die Haüptlinge und die Offiziere der Garniſon zu ihm kommen möchten; ſodann befahl er ſeinen beiden Frauen, die ſich nebſt zwei hübſchen kleinen Kindern bei ihm befanden, ſeinen vollſtändigen Anzug, wie er ihn im Kriege trug, herbeizubringen. Als dies geſchehen war, erhob er ſich von ſeinem Bette, kleidete ſich vollſtändig an, umgürtete ſich mit dem Kriegs-Gürtel, hing Kugelſack und Pulverhorn über die Schulter und legte ſein Meſſer neben ſich auf die Erde. Dann forderte er rothe Farbe und einen Spiegel und während ihm der letztere vorgehalten wurde, bemalte er die eine Hälfte des Geſichtes, den Hals, die Knöchel und die Oberfläche der Häude und den Griff ſeines Meſſers mit rother Farbe, als ob er in den Krieg ziehen wollte, ſteckte das Meſſer in die Scheide und Beides in den Gürtel und brachte dann ſeinen Turban mit den drei Straußfedern ſorgfältig in Ordnung. So geſchmückt legte er ſich nieder, erhob ſich aber nach wenigen Minuten wieder, reichte lächelnd allen Offizieren, Haüptlingen, ſowie ſeinen Frauen und Kindern die Hand und gab dann das Zeichen, man möge ihn niederlegen; als dies geſchehen war, zog er ſein Skalp-Meſſer mit der rechten Hand hervor, legte ſie über die linke auf der Bruſt und ſtarb ruhig und ohne allen Kampf.

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Die Nordweſt-Gränze. — Aüßere Erſcheinung und Gewohnheiten der Nordamerikaniſchen Indianer. — Jüdiſche Gebraüche und Aehnlichkeiten mit den Juden. — Wahrſcheinlicher Urſprung der Indianer. — Sprachen. — Regierungs-Weiſe. — Grauſame Strafen. — Fragen der Indianer über die Gebraüche der Weißen Männer. — Kriegs- und Friedens-Gebraüche. — Tanz der Friedens-Pfeife. — Religion. — Bilder-Schrift. — Die Politik der Verſetzung der Indianer. — Der Handel und die Blattern, die Haupturſachen des Ausſterbens der Indianer-Stämme. — Ermordung der Wurzel-Gräber und der Rikkarier. — Schluß-Bemerkungen.

Zum Schluſſe dieſes Werkes will ich noch einige Bemerkungen über die „Gränze" und über das Thun und Treiben der Rothen und Weißen Männer, welche dieſelbe bewohnen, mittheilen.

Die gewöhnlich ſogenannte Gränze iſt eine unbeſtimmte Linie, die ſich vom

Digitized by Google

Meerbuſen von Mejiko bis zum Wälder-See (**Lake of the Woods**) erſtreckt, eine Länge von mehr als 6000 Meilen hat und auf unbeſtimmte Weiſe die civiliſirte Bevölkerung von den Indianern trennt — eine bewegliche Schranke, wo die ungezügelten und natürlichen Leidenſchaften zweier Völker zuſammentreffen, die beſtimmt zu ſein ſchienen, ſich niemals zu begegnen.

Ueber die äußere Erſcheinung des Nordamerikaniſchen Indianers im Allgemeinen ließe ſich noch Vieles ſagen, was neü und belehrend ſein dürfte. Es giebt, wie ich bereits erwähnt habe, viele Stämme, welche die gewöhnliche Mannes-Größe beträchtlich überſchreiten, während andere offenbar unter derſelben zurückbleiben, ſo daß ſie im Durchſchnitt die Größe ihrer civiliſirten Brüder haben. Sie ſind weniger fleiſchig und man findet faſt nie ſtarkbeleibte Perſonen unter ihnen. Ihre Knochen ſind leichter, ihre Schädel dünner als die ihrer civiliſirten Nachbarn; auch ſind ihre Muskeln weniger hart und nur die an den Schenkeln und Füßen machen hiervon eine Ausnahme, indem die beſtändige Anſtrengung derſelben beim Gehen und Reiten ſie oft eben ſo ſtark entwickelt, wie die Muskeln an den Schultern und Armen der Arbeiter unter den Weißen.

Obgleich die Indianer gewöhnlich ſchmal in den Schultern ſind und weniger Kraft in den Armen beſitzen, ſo ſind ſie doch keinesweges ſo ſchwächlich, wie man aus den weichen und runden Formen ihrer Arme zu ſchließen geneigt ſein möchte. Der Kontraſt zwiſchen den Formen eines weißen Arbeiters und eines Indianers iſt allerdings groß, aber es giebt dafür verſchiedene Urſachen. Der weiße Arbeiter, welcher den größeren Theil ſeines Lebens hindurch ſeine Arme durch das Heben ſchwerer Laſten ſtärkt, trägt beſtändig Kleidungsſtücke über denſelben, wodurch die Haut und das Fleiſch, welches ſie bedecken, eine gewiſſe Weiche behalten und daher die Muskeln mehr hervortreten laſſen, während bei dem Indianer, welcher ſeine Arme größtentheils unbedeckt trägt, ſich eine ſtärkere Lage von Fleiſch über den Muskeln bildet und dieſe daher dem Auge entzieht, ſo daß derjenige, welcher ſie nur ruhend ſieht, ſie für ſchwächer hält, als die, welche er bei Perſonen ſeiner Farbe geſehen hat. Von Muskelkraft in den Schenkeln habe ich im Indianer-Lande die außerordentlichſten Beiſpiele geſehen, die mir jemals vorgekommen ſind. So werden z. B. bei ihren Tänzen die Muskeln ſo angeſtrengt, daß ihre Beine zuletzt einem Bündel Stricke ähnlicher ſehen als menſchlichem Fleiſch. Nach Allem, was ich geſehen, bin ich geneigt zu glauben, daß aller Unterſchied, welcher in obigen Beziehungen zwiſchen den Nordamerikaniſchen Indianern und ihren civiliſirten Nachbaren beſteht, lediglich in der Lebensweiſe und der Erziehung, keinesweges aber in der allgemeinen Körper-Beſchaffenheit ſeinen Grund hat. Ueberhaupt muß man den Indianer in Bewegung ſehen, um über ſeine Muskelkraft urtheilen zu können, und wer ein vollkommenes Modell eines Herkules oder Atlas zu haben wünſcht, der nehme den Oberkörper eines weißen Steinhauers und einen Camantſchen oder Schwarzfuß-Indianer vom Gürtel abwärts.

In den Geſichtszügen des Nordamerikaniſchen Indianers liegt etwas ungemein Kühnes und Freies, wodurch er ſich ſogleich von den Eingeborenen aller anderen Theile der Erde unterſcheidet. Die Naſe iſt gewöhnlich vorſprin-

Digitized by Google

gend und adlerförmig, und das ganze Geſicht würde, wenn man die Kupferfarbe entfernen könnte, ſich dem Europäiſchen Typus nähern. Viele Reiſende haben behauptet, die Augen der Indianer ſeien kleiner als die der Europäer, und dies hat allerdings etwas für ſich, wenn man oberflächlich nach dem erſten Eindrucke urtheilt, ohne eine nähere Unterſuchung anzuſtellen. Auch mir iſt die geringe Ausdehnung und anſcheinende Kleinheit der Augen der Indianer aufgefallen, allein dies hat ſeinen Grund darin, daß ſie im Freien beſtändig ohne allen Schutz den Sonnenſtrahlen und in den Wigwams dem Rauche ausgeſetzt ſind; beide Urſachen bewirken eine Zuſammenziehung der Augenlieder und verhindern die volle Entwickelung des Auges.

Die Zähne der Indianer ſind gewöhnlich regelmäßig und geſund, und erhalten ſich wunderbar bis ins hohe Alter. Es iſt dies offenbar dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſie ſich nicht der Gewürze, namentlich des Zuckers und Salzes, bedienen. Dagegen ſind ſie nicht weiß, ſondern gelblich, aber derſelbe Grund, welcher den Zähnen des Negers das Anſehen von Elfenbein giebt, nämlich der Kontraſt der Farbe, läßt auch die Zähne des Indianers weiß erſcheinen.

Bärte haben ſie gewöhnlich nicht, und wenn ſie damit verſehen ſind, ſo wenden ſie alle möglichen Mittel an, um ſie zu vertilgen. Es iſt ſeit den erſten Berichten über dieſe Völker viel über dieſen Gegenſtand geſtritten worden. Nach dem, was ich unter den 48 von mir beſuchten Stämmen erfahren habe, fühle ich mich ermächtigt zu behaupten, daß bei den wilden Stämmen, die ſich noch nicht bemüht haben, den Weißen nachzuahmen, von zwanzig Männern wenigſtens achtzehn von Natur ohne Bart ſind und von den Wenigen, welche die Natur damit verſehen hat, neünzehn unter zwanzig ihn ſorgfältig ausreißen, ſo oft er hervorkeimt. In der Regel geſchieht dies ſogleich bei dem Eintritt der Mannbarkeit, wird es aber zu dieſer Zeit verſaümt, ſo zupfen ſie faſt täglich die Barthaare mittelſt zweier Muſchelſchalen oder irgend einer anderen Vorrichtung aus. Zuweilen, obwol ſehr ſelten, findet man einen Indianer, der ſeinen Bart am Kinn einen oder zwei Zoll lang wachſen läßt; in dieſem Falle iſt der Bart ſehr weich, aber auch ſehr ſchwach. Wo eine Vermiſchung des Indianiſchen Blutes mit Europäiſchem oder Afrikaniſchem vorhanden iſt, wie es längs der Gränze haüfig vorkommt, da findet ſich auch der Bart; in dieſem Falle laſſen ſie den Bart wachſen, oder zupfen ihn mit vieler Mühe und großen Schmerzen aus.

Ueber die Folgen des Verkehrs der Europäiſchen und Afrikaniſchen Bevölkerung mit der Indianiſchen an der Gränze iſt viel geſchrieben und geſtritten worden, und obgleich ich es nicht unternehmen will, eine ſo ſchwierige Frage zu entſcheiden, ſo kann ich doch nicht umhin, meine auf viele Beiſpiele geſtützte Ueberzeügung auszuſprechen, daß dieſe Miſchlinge im Allgemeinen entſchieden eine Verſchlechterung der beiden Raſſen ſind, aus denen ſie entſprangen. Vielleicht hat dies mehr in der Verachtung, womit ſie von beiden Seiten behandelt werden, als in körperlicher Beſchaffenheit ſeinen Grund.

Die ſchönſten und kräftigſten Miſchlinge, welche ich geſehen habe, waren aus der Vermiſchung von Neger- und Indianer-Blut entſproſſen. Beiſpiele

41 *

dieſer Art ſind allerdings ſelten, kommen aber doch zuweilen unter den Seminolen und Tſchirokihs und ſelbſt unter den Camantſchen und Caddos vor. Es läßt ſich dies vielleicht auf folgende Weiſe erklären. Um von den Staaten, welche Sklaven halten, in das Gebiet der wilden Indianer zu gelangen, muß man mehrere hundert Engliche Meilen durch weite und faſt unzugängliche Wildniſſe und Sümpfe wandern, wozu ein kräftiger Körper und viel Muth und Ausdauer gehört. Ein Neger, welcher ſeinem Herrn entflieht, um unter einem wilden und feindſeligen Indianer-Stamme frei zu leben, wird von den Wilden mit Bewunderung aufgenommen und die Fertigkeiten und Künſte, welche er ſich in dem Umgange mit civiliſirten Menſchen erworben, verſchaffen ihm bald ein gewiſſes Anſehen, er verheirathet ſich gewöhnlich mit der Tochter eines Häuptlings und aus dieſer Vermiſchung mit dem edelſten Blute der Nation enſpringen jene ſchönen und kräftigen Miſchlinge, von denen ich oben geſprochen habe.

Obgleich diejenigen Indianer Nordamerika's, unter denen Ausſchweifungen und Krankeiten noch nicht einheimiſch geworden, unſtreitig länger leben, geſunder ſind und größere Entbehrungen und Anſtrengungen ertragen können, als civiliſirte Völker, ſo glaube ich doch nicht, daß dieſe Verſchiedenheit in der Körper-Beſchaffenheit, ſondern lediglich in der verſchiedenen Erziehung begründet iſt. Einen Beweis für dieſe Behauptung liefern die Hunderte von Männern, mit denen ich zuſammen gereiſt bin, die im Dienſte der Pelz-Compagnieen ſeit Jahren im Felſen-Gebirge lebten, ganz die Lebensweiſe der Indianer angenommen hatten und, gleich dieſen, ſtets der freien Luft und allem Ungemach des Wetters und allen Entbehrungen und Anſtrengungen, die mit einem ſolchen Leben verbunden ſind, ausgeſetzt waren, und ich muß bekennen, daß ich niemals einen abgehärteteren und geſunderen Menſchenſchlag geſehen habe; doch gilt dies nur, ſo lange ſie in dieſem Lande dieſe Lebensweiſe fortführen; kehren ſie in ihre Heimath zurück, ſo werden ſie bald ſiech, wozu freilich der Umſtand weſentlich beiträgt, daß ſie ſich dann gewöhnlich Ausſchweifungen ergeben.

Die Indianiſchen Frauen, welche ein mühevolles, beſchwerliches Leben führen, ſind ungemein kräftig und geſund und gebären ſehr leicht; auch die Kinder ſind ſehr kräftig und Krankheiten oder gar Todesfälle kommen ſelten unter ihnen vor. Wäre das Verhältniß der Todesfälle unter den Kindern der Indianer dem in den civiliſirten Theilen der Welt gleich, ſo würde das Indianer-Land, wegen des entſchiedenen Mißverhältniſſes der Geburten, längſt entvölkert ſein. Denn eine Indianerin gebärt in der Regel nur zwei oder drei Kinder; vier oder fünf kommen ſehr ſelten vor. Auch habe ich nie von Zwillings- oder gar Drillings-Geburten gehört. Für dieſe auffallende Ungleichheit zwiſchen den beiden Völkern weiß ich nur den einen Grund anzuführen, daß die Indianiſchen Frauen ihre Kinder zwei, drei und ſelbſt vier Jahre lang ſaügen!

Was frühere Reiſende über das erſtaunlich leichte und glückliche Gebären der Indianiſchen Frauen berichten, habe ich vollkommen beſtätigt gefunden. Man hat gemeint, die Natur habe dies weislich ſo eingerichtet, damit bei dem Mangel an geſchickten Aerzten und Geburtshelfern das Volk nicht ausſterbe. Ich kann nicht glauben, daß die Natur den Indianiſchen Frauen zu Gefallen von ihren

Digitized by Google

Geſetzen abweichen ſollte, ich bin vielmehr geneigt zu glauben, daß erſt die Verweichlichungen des civiliſirten Lebens das Gebären ſo ſchwierig und gefahrvoll gemacht haben und daß unſere Frauen, wenn ſie von Jugend auf wie die Indianerinnen auf langen Reiſen und über hohe Berge ſchwere Laſten getragen, breite Flüſſe durchſchwommen und gleich den Männern zu Pferde geſeſſen hätten, eben ſo leicht gebären würden, wie jene, die oft, auf der Reiſe von den Wehen befallen, ihr Pferd an einen Baum binden, auf der Erde gebären und nach einer halbſtündigen Ruhe das Pferd wieder beſteigen, um mit dem Kinde im Arm ihren Gefährten zu folgen.

Ueber die wahrſcheinliche Abſtammung der Nordamerikaniſchen Indianer — eine Frage, die ſich zuerſt dem forſchenden Geiſte aufdrängt, die aber wohl zuletzt entſchieden werden wird — habe ich hier nur wenig zu ſagen, da ein ſo dunkler und aller poſitiven Beweiſe ſo ſehr ermangelnder Gegenſtand dem Plane dieſes Werkes zu fern liegt.

Viele betrachten die Wilden dieſes weiten Landes als eine Anomalie in der Natur und verlangen, daß man zugleich über ihre Abſtammung und ihre Wohnſitze Rechenſchaft gebe. Ich bin der Meinung, daß jener Ausdruck der „Anomalie" mit weit größerem Rechte auf diejenigen angewendet werden kann, die ſich am meiſten von der einfachen Natur entfernt haben. Es ſcheint natürlich, zu fragen, woher dies Volk gekommen iſt; allein dieſe Frage iſt nur natürlich, weil wir außer der Natur ſtehen. Dem Indianer würde eine ſolche Frage albern erſcheinen, er würde gewiß ſehr erſtaunt ſein, wenn ein Fremder, ein „bleiches Geſicht", von jenſeit des großen Waſſers ihn auf ſeinem eigenen Grund und Boden, in ſeinen Wäldern, „wo der große Geiſt ihn erſchaffen", fragte, wie und von wo er hierhergekommen ſei! Der Indianer würde vielleicht ſeinerſeits fragen: „Weißer Mann, woher kommſt Du?" — „Von England, über das große Waſſer." — Und wie iſt der Weiße Mann nach England gekommen? Wie iſt ſein Geſicht weiß geworden? —

Ich habe mich nie überzeugen können, daß es nothwendig ſei, darzuthun, wie dieſes Volk in ſeine jetzigen Wohnſitze gekommen, oder daß es überhaupt von irgendwo hergekommen iſt. Und dennoch möchte ich noch eher dieſe Nothwendigkeit zugeben, als das, was nothwendig daraus folgen muß, z. B. wie es den Wilden möglich geweſen iſt, von Amerika oder Aſien aus in ihren Kanoes bis zu den Inſeln des Großen Oceans zu rudern. Ich meinerſeits begnüge mich vollkommen mit der feſtſtehenden Thatſache, daß Amerika und die meiſten Inſeln des Großen Oceans bei der Entdeckung von Wilden bewohnt gefunden wurden, und ich überlaſſe es gern den Theoretikern, der Welt zu beweiſen, wie die rohen Wilden in ihren Rinden-Kanoes im Stande waren, ohne Kompas ſo weite Strecken zurückzulegen.

Ich glaube gleich vielen Anderen, daß die Nordamerikaniſchen Indianer ein gemiſchtes Volk ſind — daß ſie Jüdiſches Blut in ihren Adern haben; obwol ich damit keinesweges denen beipflichten will, die zu beweiſen geſucht haben, daß ſie „Juden" oder „die verſchwundenen zehn Stämme Iſraels" ſind. Die Form ihres Schädels zwingt mich, ſie als eine Miſch-Raſſe, aber immer noch

Digitized by Google

als Wilde zu betrachten. Dieſe Kopf-Form, ſo wie viele ihrer Gebraüche haben mir die Ueberzeügung aufgedrungen, daß einige jener alten Stämme, die auf vielfache Weiſe und zu verſchiedenen Zeiten von den Chriſten vertrieben wurden, nach Amerika gekommen ſind, wo ſie unter den Indianern lebten und ſich mit ihnen verheiratheten, bis ſie endlich unter der größeren Zahl verſchwanden und nichts von ihnen übrig blieb, als der beſtimmte Karakter, den ſie der Indianiſchen Raſſe aufgeprägt, und diejenigen Gebraüche, weche die Wilden von ihnen annahmen und bis auf die Gegenwart beibehalten haben.

Ich gewann dieſe Ueberzeügung durch die Beobachtung ſehr vieler Gebraüche, die entſchieden Jüdiſchen Urſprungs und zum Theil ſo eigenthümlich ſind, daß es faſt unmöglich und jedenfalls höchſt unwahrſcheinlich iſt, daß zwei von einander getrennte und im Natur-Zuſtande lebende Völker dieſelben Gebraüche annehmen und ſie genau auf die nämliche Weiſe ausüben ſollten. Man wird nicht von mir erwarten, daß ich es hier unternehmen werde, eine ſo intereſſante und ſchwierige Frage zu entſcheiden; ich gebe hier bloß meine einfache Meinung und unterwerfe mich gern dem Urtheile derer, die andere Anſichten über einen Gegenſtand hegen, welcher bereits von geſchickteren Händen behandelt worden iſt, der aber wol, gleich Allem, was ſich auf den Urſprung und die Geſchichte dieſer Völker ohne Geſchichte bezieht, niemals aufgeklärt werden wird.

Ich ſehe mich genöthigt, anzunehmen, daß Amerika, wie jeder andere Kontinent, ſeine Urbewohner gehabt hat, die an Farbe und Karakter verſchieden waren, aber in Zeiten, von denen die Geſchichte nichts meldet, durch Kolonieen, die von außerhalb kamen und ſich mit ihnen vermiſchten, mehrfache Veränderungen erlitten. Aus derſelben Urſache ſind auch die Nordamerikaniſchen Indianer, ſelbſt da, wo wir ſie noch in ihrem wildeſten Zuſtande finden, ſchon weit von ihrem urſprünglichen Karakter entfernt und eines der hauptſächlichſten fremden Elemente, welches ſie in ſich aufgenommen haben, iſt ein Theil jenes zerſtreüten Volkes, das ſein Blut und ſeine Gebraüche mit den ihrigen vermiſcht hat und ſelbſt in dieſer neüen Geſtalt noch der Unterdrückung und Verfolgung ausgeſetzt iſt.

Der erſte und auffallendſte Umſtand, welcher bei den Nordamerikaniſchen Indianern an die Juden erinnert, iſt, daß ſie den Großen Geiſt, wie die Hebräer Jehovah, anbeten und nicht wie die Heiden mehrere Götter; ſie ſind nirgends Götzen-Anbeter und wiſſen von keinem Vermittler, weder von einem ſymboliſchen, noch von einem perſönlichen.

Alle Indianer-Stämme ſind in Horden getheilt, mit Haüptlingen, Symbolen, Abzeichen u. ſ. w. und viele ihrer gottesdienſtlichen Gebraüche gleichen denen, welche das Moſaiſche Geſetz vorſchreibt. Die Juden hatten ihr Allerheiligſtes und bei den Indianern vertritt die Verſammlungs- oder Medizin-Hütte, welche ſtets heilig gehalten wird, dieſe Stelle. Auch ſie haben, gleich den Juden, ihre Hohepriester und Propheten. Bei den Indianern, wie bei den alten Hebräern, iſt es den Frauen nicht geſtattet, gemeinſchaftlich mit den Männern dem Gottesdienſte beizuwohnen, auch aßen ſie abgeſondert. Die Indianer glauben gleich den Juden, daß ſie das Lieblings-Volk des Großen Geiſtes ſind, und gleich

Digitized by Google

jenem alten Volke werden ſie verfolgt und Jedermanns Hand ſcheint wider ſie erhoben, — wie die Juden ſcheinen ſie von dem Allmächtigen verflucht und von den Menſchen verachtet zu ſein.

Die Indianer kaufen ihre Frauen durch Geſchenke, wie es bei den alten Juden üblich war und bei manchen Stämmen ſind die anderen Heiraths-Gebraüche den Jüdiſchen ſehr ähnlich.

Dieſelbe Aehnlichkeit findet ſich bei den Vorbereitungen zum Kriege, bei Friedensſchlüſſen, bei der Behandlung der Kranken, bei der Beerdigung der Todten und bei der Trauer um dieſelben, ſowie bei den Bädern und Abwaſchungen, die zu allen Jahreszeiten, und zwar von Männern und Frauen getrennt, vorgenommen werden und einen Theil ihrer religiöſen Vorſchriften bilden. Ein anderer Gebrauch, der genau mit den Moſaiſchen Geſetzen übereinſtimmt, iſt die *Abſonderung der Frauen* während der monatlichen Reinigung. Dieſen Gebrauch, er mag nun Jüdiſchen Urſprungs ſein oder nicht, habe ich bei allen Stämmen gefunden, die noch im Urzuſtande lebten. Es befindet ſich zu dieſem Zwecke in der Nähe einer jeden größeren Hütte eine kleinere, die groß genug iſt, um eine Perſon aufzunehmen, und in dieſer Hütte wohnt die Frau oder Tochter, ſo lange die Periode dauert. Während dieſer Zeit darf ſie nichts berühren, was dem Familien-Haupte gehört, weder ſeine Hütte, noch ſeine Flinte, noch irgend ein Hausgeräth; geſchieht dies dennoch, ſo wird ſie mit dem Tode beſtraft. Bei einigen Stämmen iſt diejenige Frau, welche ſich dieſem Gebrauch entzieht, für jedes Unglück verantwortlich, welches während der Zeit den Einzelnen oder den ganzen Stamm betrifft. Iſt die Periode vorüber, ſo muß ſie ſich, wie bei den Juden, einer *Reinigung* in fließendem Waſſer unterwerfen. Dieſe Gebraüche finden ſich jedoch nur noch bei den im Urzuſtande lebenden Stämmen, während diejenigen, welche an der Gränze wohnen, dieſelben längſt aufgegeben haben.

Ihre *Feſte, Faſten und Opfer* haben ebenfalls außerordentlich viel Aehnliches mit denen des Volkes Gottes. Mehrere Stämme haben ein Feſt, welches genau dem Jüdiſchen Paſſah-Feſte, ein anderes, welches dem Laubhütten-Feſte der Iſraeliten gleicht, wobei ſie die erſten Früchte und das Beſte von allen Dingen opfern, wie es bei dem Sünd- und Verſöhnungs-Opfer der Juden geſchah *).

Dieſe Uebereinſtimmung mit dem Jüdiſchen Ceremonial-Geſetze beweiſt wohl unwiderleglich, daß eine Vermiſchung des Indianiſchen Blutes mit Jüdiſchem ſtatt gefunden hat, denn die Gebraüche ſind zum Theil ſo eigenthümlicher Art, daß es nicht nur höchſt unwahrſcheinlich, ſondern faſt unmöglich wäre, daß ſie ſich zugleich bei zwei Völkern finden ſollten, die niemals mit einander in Berührung gekommen. Die Indianer feiern allerdings nicht den Sabbath, haben nicht die Beſchneidung und eſſen bei allen ihren Feſten Hunde-Fleiſch, welches

*) Ueber die vier Tage dauernde religiöſe Ceremonie der Mandaner, über den Gebrauch der Weiden-Zweige und das Opfern der Finger vergl. Kapitel 22, und über das Tragen von Hörnern auf dem Kopfputze berühmter Krieger ſiehe Kapitel 15.

Digitized by Google

den Juden ein Graüel war; allein dies erklärt ſich ganz einfach dadurch, daß die Indianer nur diejenigen Gebraüche annahmen, die ihnen gefielen, während ſie ihren früheren, allgemein eingeführten Gewohnheiten treü blieben.

Viele Schriftſteller ſind der Meinung, daß alle Urbewohner Amerika's von einem gemeinſamen Stamme und ihre Sprache von einer gemeinſamen Wurzel entſprungen ſind — daß dieſer Stamm aus einem anderen Erdtheile herübergekommen ſei und dieſe Sprache eingeführt habe. Als Grund für dieſe Annahme wird die Aehnlichkeit der verſchiedenen Stämme und ihrer Sprachen angeführt.

Dieſer Meinung kann ich jedoch nicht beiſtimmen, denn es iſt eine auffallende und unerklärliche Thatſache, daß die Nordamerikaniſchen Indianer gegenwärtig mindeſtens 150 Sprachen reden, von denen zwei Drittheile gänzlich verſchieden ſind, während die Stämme, welche dieſelben ſprechen, im Ausſehen und in den Gebraüchen einander ſo ſehr gleichen, daß man ſie als eine Familie betrachten kann. Ich bin nicht der Anſicht einiger gelehrten Schriftſteller, daß die Sprachen der Nordamerikaniſchen Indianer ſich auf eine oder mehrere Wurzeln, oder auf eine Anzahl beſtimmter Idiome zurückführen laſſen, noch daß es jemals gelingen wird, ihren fremden Urſprung nachzuweiſen.

Am Schluſſe dieſes Werkes habe ich ein Wörter-Verzeichniß von den Sprachen mehrerer im Nordweſten einander benachbart lebender Stämme mitgetheilt. Ich habe alle dieſe Wörter ſelbſt ſo niedergeſchrieben, wie die Indianer ſie mir vorſprachen, und es wird, wie ich glaube, Jedermann ſich überzeügen, daß wenig oder gar keine Aehnlichkeit unter dieſen Sprachen vorhanden iſt. Ich habe Wörter aus der Sprache der Schwarzfuß-Indianer mitgetheilt, doch ſind die Sprachen der Cotonnehs und der Grosventres der Prairien, die zu demſelben großen Stamme gehören, von jener und unter ſich ganz verſchieden; daſſelbe gilt von den benachbarten Stämmen der Schaienner, Kniſteneaux, Schoſchonihs, Pahnis und Krähen-Indianer.

Ich habe auf meinen Reiſen haüfig gefunden, daß Stämme, welche lange benachbart gewohnt, gegenſeitig Wörter und Redensarten ihrer Sprachen angenommen haben, deren ſie ſich bedienen, wie wir Franzöſiſche Redensarten in unſere Unterhaltung mit einfließen laſſen. Oberflächliche Beobachter haben hieraus haüfig auf eine Aehnlichkeit der Sprachen geſchloſſen, während dieſelben doch bei genauerer Unterſuchung ſich als gänzlich verſchieden ergeben. Von den 48 Stämmen, die ich beſuchte, reden 30 ganz verſchiedene Sprachen und die übrigen 18 ſprechen Dialekte von drei oder vier Sprachen.

Aus dem, was in den vorhergehenden Kapiteln geſagt worden iſt, ergiebt ſich, daß die Nordamerikaniſchen Indianer ſich unter drei Abtheilungen bringen laſſen, nämlich: die ausgeſtorbenen Indianer, die, welche im Ausſterben begriffen ſind und die, welche noch im Natur-Zuſtande leben. Von den Ausgeſtorbenen habe ich für jetzt wenig zu ſagen, auch kann ich ihnen nichts mehr nützen; von den Lebenden wäre dagegen noch viel zu ſagen und ich bedaure, daß der Raum es mir nicht geſtattet, Alles mitzutheilen, was ich über ihren Zuſtand ſagen möchte.

Digitized by Google

Die Vergleichung des früheren Zuſtandes dieſes einſt zahlreichen Volkes mit dem, was es gegenwärtig iſt und in Kurzem ſein wird, iſt wohl geeignet, die Aufmerkſamkeit und das Mitgefühl der gebildeten Welt zu erregen. Die Geſchichte dieſes Landes bietet hinreichende Beweiſe dar, daß die Urbewohner, welche zur Zeit der erſten Anſiedlung der Anglo-Amerikaner in den verſchiedenen Theilen Nord-Amerika's lebten, ſich auf 14 Millionen Seelen beliefen, die ſeit dem, offenbar in Folge jener Anſiedlung, auf weniger als zwei Millionen zuſammengeſchmolzen ſind! ([39].)

Die ſchnelle Abnahme dieſes Volkes, welche früher oder ſpäter das gänzliche Ausſterben deſſelben herbeiführen muß, kann nicht bezweifelt werden, wenn man die Geſchichte ſeiner bisherigen Vertilgung lieſt und bedenkt, daß es von zwei Drittheilen des Kontinents verſchwunden iſt. Es leben gegenwärtig noch 400,000—500,000 Indianer im Urzuſtande und etwa 1½ Millionen kann man halb civiliſirte nennen; Letztere, welche die Gebraüche der weißen Männer nachäffen und vergeblich gegen die Ränke derſelben ſich zu behaupten ſuchen, bieten nicht das Intereſſe dar, wie die Erſteren, deren perſönliche Erſcheinung, Kleidung und Lebensweiſe ich bereits geſchildert habe. Dieſe verdanken ihre Regierungsform, welche ihnen allein von der Natur und der Nothwendigkeit vorgeſchrieben wurde, keiner fremden, einheimiſchen oder civiliſirten Nation; ihre Religion, welche ein reiner Deismus iſt, verdanken ſie nicht dem Chriſtenthum; in ihrer Kriegführung haben ſie nichts von den gebildeten Völkern entlehnt — ſie bedienen ſich nur der Waffen, welche ſie ſelbſt verfertigen können.

Wenn wir daher in ihrer Politik und ihrer Jurisprudenz nicht die Kraft und die Gerechtigkeit der Inſtitutionen der civiliſirten Welt, in ihrer Religion nicht das Licht und die Milde des chriſtlichen Glaubens finden — wenn ſie in ihren Kriegen weniger ehrenwerth ſind und dieſelben mehr aus mörderiſchen Kriegsliſten beſtehen, ſo müſſen die civiliſirten Völker mit ihrer Unwiſſenheit Nachſicht haben und zugleich anerkennen, daß ſie oft weniger heüchleriſch und weniger mörderiſch ſind.

Ihre Regierungs-Form (wenn dieſer Ausdruck überhaupt hier angewendet werden kann) iſt im Allgemeinen überall dieſelbe; an der Spitze eines jeden Stammes ſteht ein Haüptling und zwar meiſtentheils ein Kriegs- und ein Friedens-Haüptling, von denen der Erſtere oder der Letztere den Vorrang führt, je nachdem Krieg oder Frieden iſt. Dieſe Haüptlinge, deren Würde in der Regel erblich iſt, bekleiden dieſelbe nur ſo lange, als ſie im Stande ſind, die Führung von Kriegs-Zügen u. ſ. w. zu übernehmen; iſt dies nicht mehr der Fall, ſo geht die Würde auf den Nachfolger über. Dies iſt gewöhnlich der älteſte Sohn, jedoch nur in dem Falle, wenn die anderen Haüptlinge erklären, daß er deſſen ebenſo würdig ſei, wie jeder andere junge Mann des Stammes; iſt dies nicht der Fall, ſo wird der Nachfolger aus den Unter-Haüptlingen gewählt, ſo daß alſo dieſe Würde nur bedingungsweiſe erblich iſt.

Der Haüptling hat kein Recht über das Leben und die Freiheit ſeiner Unterthanen und beſitzt nur denjenigen Einfluß, den ihm ſeine Tugenden und ſeine Kriegsthaten erwerben, wodurch die Krieger und Tapferen bewogen werden,

Digitized by Google

ihm als ihrem Führer in den Kampf zu folgen oder in den Verſammlungen auf ſeinen Rath zu hören. Er iſt in der That nichts weiter als ein Führer, dem jeder junge Krieger nach Belieben folgen oder den er auch verlaſſen kann, wenn er ſich der Verachtung ausſetzen will, die denjenigen trifft, welcher ſeinen Haüptling in der Stunde der Gefahr verläßt.

Es iſt ſchwierig zu entſcheiden, ob ihre Regierungs-Form mehr demokratiſch oder mehr ariſtokratiſch iſt; in einigen Beziehungen iſt ſie rein demokratiſch, in anderen rein ariſtokratiſch. Der Einfluß von Namen und Familien wird ſtreng aufrecht erhalten und die Eigenſchaften und Auszeichnungen derſelben werden in Familien-Wappen aufbewahrt. Dagegen giebt es keinen Einfluß des Reichthums, denn eben die Haüptlinge und andere angeſehene Perſonen müſſen, um ſich beliebt zu machen, ſehr freigebig ſein und daher ſind ſie oft die Aermſten des ganzen Stammes und von Allen am ſchlechteſten gekleidet.

Sie haben weder geſchriebene noch andere Geſetze und nur für gewiſſe Verbrechen giebt es beſtimmte Strafen, die entweder durch den Gebrauch oder durch die Entſcheidung der Haüptlinge feſtgeſetzt werden. Die Haüptlinge bilden zugleich eine Art von Gerichtshof und Kongreß, indem ſie ſowol die Verbrechen unterſuchen, als auch die öffentlichen Angelegenheiten verhandeln. Für die Sitzungen dieſer Würdenträger hat jeder Stamm in der Mitte des Dorfes eine Regierungs- oder Verſammlungs-Hütte. Hier entſcheiden ſie über verübte Verbrechen, deren Beſtrafung aber dem nächſten Verwandten überlaſſen wird, auf den Aller Augen gerichtet ſind und der ſich auf keine Weiſe dieſer Verpflichtung entziehen kann, wenn er nicht die Verachtung des ganzen Stammes auf ſich laden will. Der Gebrauch, welcher das Geſetz dieſes Landes bildet, erlaubt ihm zu dieſem Zwecke jedes Mittel und es iſt ihm ſelbſt geſtattet, ſich in einen Hinterhalt zu legen und den Verbrecher zu erſchießen, ſo daß dieſer alſo niemals die Hoffnung hat, durch die „glorreiche Unbeſtimmtheit der Geſetze" *) unbeſtraft zu bleiben.

Die Gefangenen werden bei einigen Stämmen den grauſamſten Martern unterworfen und man hat deshalb die Indianer der Grauſamkeit und Gefühlloſigkeit beſchuldigt; allein man möge bedenken, daß die Verwandten der Sieger früher daſſelbe Loos getroffen hat, und daß dieſe eine ſolche Wiedervergeltung für nothwendig halten, um die Schatten ihrer getödteten Freünde zu verſöhnen. Auch trifft dieſe grauſame Behandlung immer nur Einzelne, während die Übrigen dem Stamme einverleibt werden, indem ſie die Wittwen der im Kampfe Gefallenen heirathen und dadurch völlig gleiche Rechte mit den anderen Mitgliedern des Stammes erlangen. Ein merkwürdiger Umſtand, der den Wilden zur höchſten Ehre gereicht, iſt, daß ſie ſich niemals gegen die gefangenen Frauen irgend eine Gewaltthat oder Grauſamkeit erlauben.

Mit Ausnahme der Kapital-Verbrechen giebt es keinerlei Strafen unter

*) Dieſe Äußerung Catlin's bezieht ſich darauf: daß in einer Verſammlung von Advokaten in London einer derſelben den Toaſt ausbrachte: „Möge die glorreiche Unbeſtimmtheit der Englichen Geſetze ewig währen!"

Digitized by Google

ihnen, weder körperliche noch entehrende, und Alle, vom Haüptling bis zu dem Ärmſten des Stammes, beſitzen gleiche Rechte, deren ſie Niemand berauben kann.

Als ich einſt am oberen Miſſouri einen Haüptling der Sioux über ihre Regierungs-Weiſe, ihre Strafen und die an den Gefangenen verübten Martern befragte und ihm den Vorwurf der Grauſamkeit machte, richtete auch er mehrere Fragen über die Gebraüche der civiliſirten Völker an mich, die ich hier mittheilen will.

„Bei den Weißen Männern nimmt keiner Deine Frau, Deine Kinder, Deine Mutter, ſchneidet die Naſe ab — — ſticht die Augen aus — verbrennt ſie lebendig?" — „Nein". — Nun, daher ſchneidet Ihr auch keine Naſen ab — ſtecht keine Augen aus — verbrennt Niemanden lebendig — ſehr gut!"

„Man hat mir erzählt, die Weißen Männer hingen ihre Verbrecher am Halſe auf und erwürgten ſie gleich Hunden, und zwar von ihrem eigenen Volke". — „Ja". — „Die Weißen Männer werden ins Gefängniß geſetzt und bleiben darin einen großen Theil ihres Lebens, weil ſie nicht bezahlen können!" — Als ich auch dies bejahte, erregte dies großes Erſtaunen und Gelächter ſelbſt unter den Frauen. — „Als ich in Eurem Fort Council Bluffs war, wurden von den vielen dort anweſenden Kriegern drei auf die Prairie hinausgeführt, an einen Pfahl gebunden und faſt todt gepeitſcht und man hat mir geſagt, dies geſchehe, um etwas Geld zu erhalten". — „Ja". — „Man hat mir erzählt, daß wenn die Weißen Frauen gebären, die Weißen Medizin-Männer dabei ſtehen — die Frauen im Lande der Indianer würden dies nimmer geſtatten, ſie würden ſich ſchämen. Ich habe geſehen, daß die Weißen ihre kleinen Kinder ſchlagen, das iſt ſehr grauſam. — Die Weißen Medizin-Männer haben mir erzählt, daß der Große Geiſt der Weißen Männer das Kind einer Weißen Frau ſei; daß die Weißen Männer ihn getödtet haben! Der Große Geiſt der Rothen Männer hatte keine Mutter — die Rothen Männer tödten ihn nicht, denn er ſtirbt nie!" — Er richtete ſodann noch eine Menge Fragen an mich über die Eingriffe der Weißen Männer in das Gebiet der Indianer, über ihre beſtändigen Verſuche, die Moralität der Indianiſchen Frauen zu untergraben, über das Aufwühlen der Gräber um ſich der Gebeine der Rothen Männer zu bemächtigen. Da ich alle dieſe Beſchuldigungen nicht in Abrede ſtellen konnte, ſo war ich froh, endlich dieſen ungeſtümen Frager los zu werden, und mich aus der Menge, die ſich um uns verſammelt hatte, entfernen zu können.

Ueber die Kriegführung der Indianer könnte ich viel ſagen, muß mich aber hier auf einige Bemerkungen beſchränken. Alle Kriege, ſowohl Angriffs- als Vertheidigungs-Kriege, werden in der Verſammlung der Haüptlinge und Medizin-Männer beſchloſſen und es entſcheidet ſtets die Mehrzahl der Stimmen. Nachdem der Krieg beſchloſſen worden, ſendet der Haüptling durch ſeine Boten die roth bemalte Pfeife in dem Stamme herum und ein Jeder, der an dem Kampfe Theil nehmen will, raucht aus dieſer Pfeife; er iſt dann, gleich allen anderen Kriegern, ein Freiwilliger, der durch keinen Zwang zurückgehalten wird, außer durch den Stolz und die Furcht vor der Verachtung des Stammes, wenn er den Haüptling verläßt. Hat die Pfeife die Runde durch den ganzen Stamm

Digitized by Google

gemacht, ſo beginnt der Kriegs-Tanz, wobei jeder Krieger in voller Rüſtung und mit den Waffen in der Hand einzeln tanzt, den roth bemalten Pfahl berührt und ſich dadurch feierlich verpflichtet, ſeine Partei nicht zu verlaſſen.

Der Haüptling legt ſeinen beſten Schmuck an, um ſich dem Feinde ſo bemerklich wie möglich zu machen, während die übrigen Krieger faſt ganz nackt ſind und ſich das Geſicht und den Körper ſo mit rother Farbe und zuweilen auch noch mit Kohlen und Fett bemalen, daß ſie oft von ihren beſten Freünden nicht erkannt werden.

Sind die Feindſeligkeiten beendigt, ſo kommeu beide Parteien oft mit der Waffenſtillſtands-Flagge zuſammen, um Frieden zu ſchließen, der durch das Rauchen aus der Friedens-Pfeife (Kalumet) feierlich beſiegelt wird. Iſt dies geſchehen, ſo tanzen ſie, mit der Friedens-Pfeife in der linken und der Kriegs-Keüle in der rechten Hand, den Friedens-Tanz. .

In ihrem Betragen gegen einander ſind die Indianer ſtets gütig und ehrenwerth und ich habe bei ihnen dieſelbe Aeltern-, Kindes- und Gatten-Liebe gefunden, wie bei den civiliſirten Völkern. Sie ſind ſehr moraliſch und religiös und ſehr eifrig in der Verehrung des Großen Geiſtes. Viele ehrenwerthe Männer, und ſelbſt ſolche, die das Chriſtenthum unter den Indianern predigten, haben behauptet, die Rothen Männer hätten gar keine Religion, ihre ganze Anbetung des Großen Geiſtes ſei nur thörichter Aberglaube, die Verehrung der Sonne und des Mondes, die von Einigen als der Wohnſitz des Großen Geiſtes betrachtet werden, ſei nichts als abgeſchmackter Götzendienſt. Auf dergleichen Äußerungen habe ich niemals eine Antwort gegeben und diejenigen, von denen ſie ausgingen, von Herzen bemitleidet.

Ich behaupte dreiſt und ohne Furcht vor Widerlegung, daß der Nordamerikaniſche Indianer überall im Naturzuſtande ein höchſt moraliſches und religiöſes Weſen iſt, an das Daſein eines Schöpfers der Menſchen und der Welt glaubt, ſich ſcheüet, denſelben zu beleidigen und in einem zukünftigen Leben Belohnung oder Beſtrafung erwartet, je nachdem er hier gelebt hat. Ich behaupte, daß der Indianer Moralität und Tugend nicht erſt von den civiliſirten Völkern zu lernen braucht und ich berufe mich deshalb auf die intereſſante Beſchreibung der Reiſe des Herrn Parker unter den Stämmen im Felſen-Gebirge und jenſeit deſſelben, des Kapitain Bonneville, der dieſelben Gegenden bereiſte, und auf die Berichte der Geiſtlichen Spalding und Lee, welche das Gebirge überſtiegen und ihre kleine Kolonie unter den Indianern gründeten, ſo wie endlich auf den Bericht des Herrn Beaver, welcher die Stämme am Columbia-Fluſſe und am Großen Ocean beſuchte.

Mit gleicher Zuverſicht kann ich auch von der außerordentlichen Weiſe und Aufrichtigkeit ihres Gottesdienſtes ſprechen, und wenn ich ſie auch wegen ihrer Unwiſſenheit bemitleiden muß, ſo bin ich doch genöthigt, zu ſagen, daß ich niemals ein anderes Volk von irgend einer Farbe geſehen habe, welches ſo viel Zeit auf die Verehrung des Großen Geiſtes verwendete und das man doch ſo wenig der Heüchelei beſchuldigen könnte.

Daß die Bekehrungs-Verſuche bis jetzt ſo geringen Erfolg gehabt, hat nicht

Digitized by Google

in der Unfähigkeit der Wilden oder dem Mangel an Eifer von Seiten der Miſſionäre, ſondern lediglich darin ſeinen Grund, daß die Verſuche am unrechten Orte, nämlich an der Gränze angeſtellt wurden, wo die Indianer, obgleich ebenſo der chriſtlichen Lehre und des chriſtlichen Beiſpiels am meiſten bedürftig, doch am wenigſten fähig waren, dieſelbe zu empfangen und zu ihrem Vortheil zu benutzen; wo ſeit zwanzig, dreißig oder funfzig Jahren der Branntwein-Genuß bei ihnen eingeführt worden; wo die geldgierigen Weißen Männer ſich jede Art von Betrug und Ungerechtigkeit gegen die Wilden erlauben, und eben die, aus dem Gefühl der gegen ſie verübten Ungerechtigkeiten entſpringenden, unauslöſchlichen Vorurtheile ſind es nach meiner Anſicht allein, die der Einführung des Chriſtenthums, des Ackerbaues und anderer Wohlthaten der Civiliſation bisher im Wege ſtanden. Die Indianer argwöhnen bei allen Verſuchen dieſer Art von Seiten der Weißen Männer irgend einen neüen Kunſtgriff, wobei dieſe nur ihren eigenen Vortheil, keineswegs aber das Beſte der Rothen Männer im Auge hätten.

Der fromme Miſſionär hat dort mit Laſtern und roher Unwiſſenheit zu kämpfen, die ihn zuletzt entmuthigen; denn haüfig geſchieht es, daß der Indianer, welcher die Lehren des Chriſtenthums als ein Myſterium aufnimmt, von den Pelzhändlern mittelſt der Branntwein-Flaſche verführt, wieder zu ſeiner früheren laſterhaften Lebensweiſe zurückkehrt und nun für die Unterweiſung der Miſſionäre verloren iſt. Aber trotz der Hinderniſſe kommen doch an der Gränze noch immer Fälle vor, in denen der von dieſen frommen Männern ausgeſtreüte Samen auf guten Boden fällt und ich habe in den vorhergehenden Kapiteln ſelbſt einige dieſer Fälle angeführt.

Ich bin ſtets ein Vertheidiger der Bemühungen der Miſſionäre geweſen und werde es auch ſtets ſein, aber ich habe niemals großes Vertrauen zu dem Erfolge derſelben gehabt, wenn nicht jene frommen Männer ſich zu den noch im Natur-Zuſtand lebenden Stämmen begeben und dieſelben, unter dem Schutze der Regierung, zugleich im Ackerbau und den nützlichen Künſten des civiliſirten Lebens unterrichten; dann, aber auch nur dann, ließe ſich der moraliſche und phyſiſche Zuſtand dieſes intereſſanten und reichbegabten Volkes verbeſſern. Der Geiſt des Indianers iſt ein ſchönes weißes Blatt, worauf ſich Alles ſchreiben läßt, wenn man nur die richtige Weiſe dabei anwendet.

Hätte man den Indianer von Anfang an mit dem aufgeklärten und tugendhaften Theile der Bevölkerung des Oſtens in Verbindung bringen, ihm Verbeſſerungen und Gewohnheiten, die der Nachahmung würdig ſind, vor Augen ſtellen und die ſtörende Einwirkung der ihn jetzt umgebenden Laſter von ihm fernhalten können, ſo würden die Lehren der Religion auch bei ihm Wurzel gefaßt haben und die Nachwelt würde dann, wenn dereinſt die ganze Raſſe von der Erde verſchwunden iſt, nicht behaupten können, daß der Indianer nicht fähig geweſen ſei, bekehrt und civiliſirt zu werden.

Aber ſeit dem erſten Augenblicke der Bekanntſchaft der Weißen mit den Rothen Männern haben dieſe ſtets an denen, welche zu ihnen kamen, nur ſo abſcheüliche Laſter wahrgenommen und ſie haben ſo große Ungerechtigkeiten von

Digitized by Google

ihnen erduldet, daß ſie jetzt auch an die redlichen Abſichten derjenigen nicht glauben, die es gut mit ihnen meinen.

Die Indianer ſind von Natur ſittſam, beſcheiden und harmlos, und ſoweit die Geſchichte geht, wurden die Weißen bei der erſten Ankunft in ihren Dörfern überall freündlich und gaſtlich aufgenommen. Ich ſelbſt unterſchreibe gern und mit Stolz die Worte, welche ſich in dem Briefe befinden, den Columbus von dem Punkte, wo er zuerſt den Kontinent betrat, an den König und die Königin von Spanien richtete: „Ich ſchwöre Ew. Majeſtäten, daß es in der Welt kein beſſeres Volk giebt als dieſe, keines das wohlwollender, freündlicher und ſanfter wäre. Sie lieben ihren Nächſten wie ſich ſelbſt und ſprechen ſtets lächelnd“. —

Sie ſind ſinnreich und talentvoll, wie viele ihrer Erzeügniſſe beweiſen. In den mechaniſchen Künſten haben ſie nur geringe Fortſchritte gemacht, wahrſcheinlich weil ſie derſelben nur wenig bedurften und auch Niemand ſie darin unterrichtet hat. Ihre Leiſtungen in den ſchönen Künſten ſind noch roher und unbedeütender; ihre ganze Naturkunſt beſchränkt ſich auf die Büffel-Haüte, von denen bereits oben die Rede war und über die ich noch einige Worte ſagen will.

Von einem Syſtem einer Hieroglyphen-Schrift habe ich nirgend etwas bemerkt, obwohl ihre Bilderſchrift auf den Felſen und den Büffelhaüten ſich dem einigermaßen nähert. Die erſtere habe ich auf meinen Reiſen in großer Menge geſehen und mich überzeügt, daß ſie nur die Totems oder ſymboliſchen Namen derjenigen enthalten, welche jene Orte beſuchten; unter dieſen Namen, die von vierfüßigen Thieren, Vögeln oder Reptilien entlehnt ſind, iſt jede Familie oder jeder Einzelne allgemein bekannt. Viele dieſer Zeichen hat man den Normannen zugeſchrieben und ich war auch dieſer Meinung, bis ich in dem Steinbruche des rothen Pfeifenſteins und an mehreren anderen Orten ſelbſt ſah, wie die Indianer ihre Totems in die Felſen eingruben, wodurch ich mich überzeügte, daß hierbei an keine eigentlich ſogenannte Hieroglyphen-Schrift zu denken iſt.

Die Zeichnungen auf den Büffel-Haüten ſind zuweilen äußerſt merkwürdig und ſtellen gewöhnlich ihre Kriegsthaten dar, worauf ſie ungemein ſtolz ſind.

Eine dieſer Büffel-Haüte, die ich von einem Pahnih-Indianer kaufte, ſtellt eine Prozeſſion von Doctoren oder Medizin-Männern dar, von denen der Vorderſte ſeinem Lieblings-Roſſe die Freiheit giebt. Es iſt dies ein ſehr ſonderbarer Gebrauch, den ich faſt bei allen Stämmen gefunden habe. Hat ein Medizin-Mann dieſen Entſchluß gefaßt, ſo zeigt er allen ſeinen Kollegen an, daß er an einem beſtimmten Tage ſeinem treüen Roſſe, welches ihm am längſten gedient hat, die Freiheit geben wolle und er hoffe, daß Alle dabei zugegen ſein würden. Sie erſcheinen dann Alle zu Pferde, bewaffnet und höchſt phantaſtiſch bemalt und aufgeputzt, vorauf reitet der Eigenthümer des freizulaſſenden und ebenfalls bemalten und gebrannten Pferdes, welches er an einem langen Laſſo führt. Hat man den beſtimmten Ort erreicht, ſo wird das Pferd freigelaſſen und geſellt ſich ſogleich zu den wilden Pferden. Wird es ſpäter von einem Indianer mit dem Laſſo gefangen, ſo giebt er ihm ſofort die Freiheit wieder, denn es gehört nunmehr dem Großen Geiſte und Niemand darf ſich ungeſtraft daſſelbe zueignen.

Zuweilen opfern die Medizin-Männer dem Großen Geiſte oder dem Böſen

Digitized by Google

Geiſte ihre Pferde und Hunde auf andere Weiſe, indem ſie dieſelben tödten, doch muß hierbei ſtets das Beſte geopfert werden; geſchieht dies nicht, ſo zieht ſich der Opfernde nicht nur die Verachtung ſeines Stammes zu, ſondern auch den Zorn des Großen oder Böſen Geiſtes, für den das Opfer beſtimmt war. Dieſe Opfer werden unmittelbar dem Medizin-Beütel des Opfernden oder der Familien-Medizin dargebracht, denn außer der jedem Einzelnen gehörenden Medizin ſcheint jeder Haushalt noch eine beſondere Medizin zu beſitzen *).

Was die Überſiedlung der verſchiedenen Stämme in das Land weſtlich vom Miſſiſſippi betrifft, ſo ſind die Regierung und diejenigen Geiſtlichen, welche dieſen Plan vornämlich beförderten, gewiß überzeügt geweſen, daß ſie dadurch den Indianern eine Wohlthat erzeigten. Auch ich war anfangs dieſer Meinung, als ich aber jene verpflanzten Stämme beſuchte, die, nachdem ſie in ihren früheren Wohnſitzen den Gebrauch der Pflugſchar erlernt und Geſchmack an den Bequemlichkeiten des civiliſirten Lebens gewonnen hatten, plötzlich 200—300 Meilen weſtwärts in die Wildniß verſetzt wurden, wo alle ihre Bedürfniſſe ihnen von den Kaufleüten um einen acht- bis zehnfach höheren Preis, als ſie früher dafür zahlten, geliefert werden, wo der Verkauf des Branntweins ungehindert Statt findet und wo die Heerden der Büffel und anderer wilden Thiere eine beſtändige Lockung für ſie ſind, ſich dem Vergnügen der Jagd zu ergeben und die Beſchäftigung mit dem Ackerbau zu vernachläſſigen — ſeit dieſer Zeit habe ich die feſte Überzeügung gewonnen, daß jenes Syſtem der Überſiedlung nur dazu dient, die Land-Spekulanten und die Handels-Leüte zu bereichern — jene, indem ſie die von den Indianern verlaſſenen Ländereien an ſich reißen, dieſe, indem ſie die an 120,000 rothe Männer gezahlte Jahres-Rente in ihre Taſchen hinüberzuſpielen wiſſen. Das Syſtem mag allerdings dazu geeignet ſein, den Wohlſtand der civiliſirten Gränz-Bewohner zu vermehren, aber auf der anderen Seite wird es nur dazu dienen, die Verarmung und den Untergang der Rothen Männer zu beſchleünigen, die das Unglück haben, daß ihre Intereſſen ſich nie mit denen ihrer Nachbarn, der bleichen Geſichter, vereinigen laſſen.

Dies Handels-Syſtem und die Blattern ſind es geweſen, welche dies arme Volk von der atlantiſchen Küſte bis zu ſeinem jetzigen Wohnſitze vernichtet haben, und beiden wird wol nicht Einhalt gethan werden, ſo lange diesſeits und jenſeits der Rock-Mountains noch ein einziger Indianer übrig iſt. Von den erſten Anſiedlungen an der Atlantiſchen Küſte bis zu denen am Fuße des Felſen-Gebirges haben Hunderte und Tauſende von Weißen Männern ſich auf Koſten der argloſen Kinder der Wildniß zu bereichern geſucht und es iſt ihnen gewöhnlich gelungen. Die Regierungen der Vereinigten Staaten und Groß-Britanniens haben ſtets den Pelz-Handel auf jede Weiſe unterſtützt und ihn als eine Quelle des Reichthums für beide Nationen betrachtet; aber es kann ihnen wol nie in den Sinn gekommen ſein, zu glauben, daß ein ſolcher Verkehr auch vortheilhaft für die Wilden ſei.

---

*) Lewis und Clarke erzählen in ihrem Reiſeberichte, daß ein Haüptling der Mandaner ſiebenzehn Pferde geopfert habe, um den Großen Geiſt ſich geneigt zu machen.

Digitized by Google

Außer den Tauſenden, welche täglich und ſtündlich den Indianern in den Vereinigten Staaten, in Kanada, an den Gränzen von Texas und Mexico Branntwein, Rum und allerlei unnützen Tand verkaufen, giebt es kühne, bewaffnete Abenteürer in den Rocky Mountains und jenſeit derſelben, von denen tauſend im Dienſte der Pelz-Compagnieen der Vereinigten Staaten, eine gleiche Anzahl im Dienſte der Britiſchen Faktoreien, und die doppelte Zahl in den Ruſſiſchen und Mexicaniſchen Beſitzungen ſich befinden; Alle durchziehen das Gebiet der wildeſten Stämme mit der Flinte und anderen, dem einfachen Wilden unbekannten Todes-Werkzeügen, um ihn zu ſchrecken und zu vortheilhafteren Handels-Bedingungen zu zwingen, und überall maßen ſie ſich das Recht an (und ſuchen es nöthigenfalls durch die Überlegenheit ihrer Waffen zu beweiſen) auf und an den Flüſſen in dem Gebiete der Wilden zu jagen.

Dieſe Pelzhändler bringen nicht nur den Branntwein und die Blattern in jene entfernten Gegenden, ſondern bewaffnen auch einen Stamm nach dem andern mit Feüergewehren, wodurch ſie ihren Nachbaren im Kampfe überlegen werden, die ſich nun ebenfalls auf dieſe Weiſe bewaffnen und dann wieder ihre Feinde im Weſten überfallen. Auf dieſe Weiſe verliert ein Stamm nach dem anderen ſeine tapferſten Krieger und verſchwindet gänzlich, noch ehe die eigentliche Civiliſation ihn erreicht und eine genaue Kenntniß von ihm erhalten kann.

Ich will hier weder in eine detaillirte Geſchichte dieſes Syſtems, noch in eine Unterſuchung der Motive der dabei betheiligten Perſonen eingehen, ſondern nur bemerken, daß in Folge des weiten Transports der Waaren über Berge und reißende Flüſſe, die armen Indianer dieſelben ſo theüer bezahlen müſſen, daß ſie in Kurzem verarmen. Dazu kommt noch, daß ſie unglücklicherweiſe Geſchmack am Branntwein und Rum finden, deren übermäßiger Genuß den Indianer viel ſchneller tödtet, als den Weißen. Da der Branntwein ihnen von den Weißen geliefert wird, die ſie für weiſer zu halten gewohnt ſind, ſo betrachten ſie den übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke nicht als ein Laſter, und trinken, ſo lange ſie noch die Mittel dazu beſitzen. Sind dieſe erſchöpft, ſo betteln ſie um Branntwein und wenn dann der ehrenwerthe Pionier ihr Nachbar wird, ſo erhalten ſie, und zwar mit Recht, den Namen der „armen, herabgewürdigten, nackten und betrunkenen Indianer".

Ich kann keinen beſſern Kommentar zu dieſem Syſtem des Handels geben, als einige Stellen aus dem ſehr intereſſanten und beliebten Werke: „Das Felſen-Gebirge, oder Abenteüer im Fernen Weſten, von Waſhington Irving". Die darin erzählten Vorfälle ſind von dem Kapitain Bonneville, offenbar mit großer Aufrichtigkeit, mitgetheilt worden. Dieſer ausgezeichnete Offizier hielt ſich fünf Jahre in der Gegend des Felſen-Gebirges auf, wo er mit mehreren anderen Perſonen unter einigen der wildeſten Stämme jener Gegend Pelzhandel trieb.

„Der würdige Kapitain (ſagt der Verfaſſer) begab ſich in jenes Land mit 110 Mann, deren Anſehen und Ausrüſtung, halb civiliſirt und halb wild, — ein ſehr buntes Bild darſtellte. Sie durchzogen das Land bis zu den Rocky Mountains und der Kapitain ſagt von den Nez percés und den Flachköpfen, daß ſie freündlich geſinnt und in ihrem Verkehr mit den Weißen im höchſten

Digitized by Google

Grade redlich waren. Auch waren ſie ſo fromme Leüte, daß man ſie ein Volk von Heiligen nennen könne.

Von den „Wurzel-Gräbern", einer Horde der Schlangen-Indianer in der Nähe des Großen Salz-Sees, ſagt er: „Sie ſind ein einfaches, ſchüchternes, harmloſes Völkchen, das kaum andere Waffen als zur Jagd beſitzt. Eines Morgens bemerkte einer von den Träppern des Kapitains, ein wilder und roher Menſch, daß ſeine Fallen während der Nacht entwendet waren; er ſchwur daher, den erſten Indianer, der ihm begegnen würde, zu tödten, derſelbe möge ſchuldig oder unſchuldig ſein. Als er mit mehreren Anderen nach dem Lager zurückkehrte, ſah er zwei unglückliche Wurzel-Gräber, die am Fluße mit Fiſchen beſchäftigt waren, er eilte ſogleich auf ſie zu, ſchoß den einen nieder und warf den blutigen Leichnam in den Fluß.

„Als einige Zeit darauf die Träpper des Kapitains über der Ogden-Fluß ſetzen wollten, bemerkten ſie auf dem gegenüberliegenden Ufer eine große Anzahl Schoſchokis oder Wurzel-Gräber und da ſie vermutheten, daß dieſelben feindliche Geſinnungen hegten, ſo ſchoſſen ſie auf der Stelle fünfundzwanzig derſelben nieder. Die Übrigen flohen eine kurze Strecke, ſtanden dann ſtill und wandten ſich um unter ergreifenden Klagegeſchrei. Die Träpper verfolgten die Unglücklichen, die keinen Widerſtand leiſteten, ſondern voll Entſetzen flohen, nach allen Richtungen".

Nach dieſem Vorfalle wanderte die buntſcheckige Bande der Träpper nach Monterey an der Küſte von Californien und kehrte zu Pferde durch das Land der Wurzel-Gräber zurück. Der Verfaſſer entwirft von dieſem Zuge folgende Schilderung:

„Auf ihrer Reiſe durch das Land der armen Wurzel-Gräber ſcheinen ſie mit einander gewetteifert zu haben, wer die größten Schandthaten gegen die armen Wilden verüben könne. Die Träpper betrachteten dieſe noch immer als gefährliche Feinde und die Mejicaner haben ſie wahrſcheinlich als Pferdediebe geſchildert, denn auf andere Weiſe laſſen ſich die abſcheülichen Grauſamkeiten, welche die Träpper nach ihrer eigenen Erzählung dort verübten, nicht erklären — ſie jagten die armen Indianer gleich wilden Thieren und tödteten ſie ohne Gnade — ſie warfen ihnen die Schlinge des Laſſo um den Hals und ſchleiften ſie ſo lange auf der Erde hinter ſich her, bis ſie todt waren".

Man iſt es übrigens dem Kapitain Bonneville ſchuldig, zu bemerken, daß alle dieſe Abſcheülichkeiten von ſeinen Leuten verübt wurden, während er ſich mehrere hundert engliſche Meilen von ihnen entfernt an den Ufern des großen Salz-Sees befand. Sowol er als der Verfaſſer ſprechen in dem Buche ihre große Entrüſtung über dieſe Vorfälle aus.

Während dieſe Träpper ſich im Lande der Rikkarier befanden, um Biber zu fangen, wurden in der Nacht einige Pferde geſtohlen. Am Morgen ergriffen ſie zwei dieſer Wilden, die in das Lager kamen und wahrſcheinlich von dem Diebſtahl nichts wußten, banden ihnen Hände und Füße, um ſie als Geißeln zurückzuhalten, bis die Pferde zurückgegeben ſeien; geſchehe dies nicht, ſo würden die beiden Gefangenen lebendig verbrannt werden. Um dieſer Drohung mehr

Digitized by Google

Nachdruck zu geben, wurde ein Scheiterhaufen errichtet. Die Rikkarier ſandten zwei Pferde zurück, da ſie aber ſahen, daß nur die Zurückgabe aller Pferde das Leben ihrer Gefährten retten könne, ſo überließen ſie dieſelben ihrem Schickſale und zogen ab. Die beiden Unglücklichen wurden darauf im Angeſichte ihrer fortziehenden Landsleüte lebendig verbrannt *).

„Solche Grauſamkeiten verüben die weißen Männer, welche ſich dem Leben in der Wildniß ergeben, und ſolche Vorfälle ſind es, welche die furchtbaren Wiedervergeltungen von Seiten der Indianer hervorrufen. Sollte man von Grauſamkeiten der Rikkarier gegen weiße Gefangene hören, ſo möge man ſich an den erwähnten Vorfall erinnern. Einzelne Fälle dieſer Art leben in der Erinnerung ganzer Stämme und es iſt eine Ehren- und Gewiſſens-Sache, ſie zu rächen".

Der Verfaſſer bemerkt ferner, daß die in dieſem Werke mitgetheilten Thatſachen darthun würden, wie nothwendig es ſei, Militair-Poſten zu errichten und eine bewaffnete Macht zur Beſchützung der Pelz-Händler auf ihren Zügen durch die weſtliche Wildniß zu halten, um dort einigen Einfluß auszuüben und dem bisherigen Syſtem ein Ende zu machen.

Die hier mitgetheilten Grauſamkeiten bedürfen keines Kommentars und es gebührt ſowohl dem Verfaſſer, als dem Kapitain der wärmſte Dank dafür, daß ſie dieſelben ſo freimüthig veröffentlich haben. Würden *alle* Vorfälle dieſer Art in jenen Regionen zur Kenntniß der übrigen Welt gebracht, ſo würde jeder gefühlvolle Menſch ſchaudern über die Abſcheülichkeiten, welche civiliſirte Menſchen zu verüben im Stande ſind. Aber ſchon aus den oben, ſo wie in früheren Kapiteln mitgetheilten Thatſachen erklärt ſich wol hinlänglich die Abneigung der Wilden gegen die bleichen Geſichter und die große Zahl der an Weißen verübten Mordthaten, die man allgemein der muthwilligen Grauſamkeit und der Raubluſt der Wilden zuſchreibt; wollte man ſich indeß die Mühe geben, den armen Indianer nach der Urſache zu fragen, ſo würde es ihm wahrlich an Gründen nicht fehlen. Da es in jenem Lande keine Geſetze gibt, welche die gegen die Rothen Männer verübten Abſcheülichkeiten beſtrafen, ſo übernimmt der Indianer ſelbſt die Rächung derſeben und die Tödtung eines Weißen iſt in den Augen des Wilden kein Mord, ſondern eine *Hinrichtung* nach dem allgemeinen Geſetze ſeines Landes. Auch darf man nicht vergeſſen, daß alle dieſe Grauſamkeiten in dem Gebiete der Indianer ſelbſt verübt werden, daß dieſe niemals in dem Gebiete der Weißen jagen, daß ſie dieſen kein Land entreißen, daß ſie nicht die Gräber aufwühlen, welche die Gebeine ihrer Väter, ihrer Frauen, ihrer Kinder enthalten.

Ich habe oben geſagt, daß der Handel und die Blattern die Haupt-Urſachen der Vernichtung der Indianer ſind. Jeder Stamm, mit welchem die Weißen in Berührung gekommen ſind, iſt von jener Krankheit heimgeſucht worden und hat durch ſie in wenigen Monaten oft mehr als die Hälfte ſeiner Mitglieder

---

*) Es iſt dies der oben von mir erwähnte Vorfall, wegen deſſen Herr M'Kenzie mir rieth, das Dorf der Rikkarier bei Nacht zu paſſiren. Sie hatten damals einen Pelzhändler ermordet und tanzten um ſeinen Skalp, als ich in meinem Rinden-Kanoe bei ihrem Dorfe vorüber ruderte.

Digitized by Google

verloren. Es ergiebt ſich ſowol aus den Erzählungen noch lebender Perſonen, als aus den Traditionen, daß dieſe furchtbare Krankheit vor unſerer Zeit mehrmals unter den weſtlichen Stämmen bis über das Felſen-Gebirge hinüber und bis an die Geſtade des Großen Oceans gewüthet und ihre Reihen auf eine Weiſe gelichtet hat, die nur allein dem Allmächtigen bekannt iſt *).

Ich bin weit herumgereiſt und habe Alles ſorgfältig geprüft, um den Zuſtand und die Gebraüche dieſes unglücklichen Volkes getreü ſchildern zu können, und wenn man mich, indem ich von den Leſern Abſchied nehme, einer Indiskretion oder eines Irrthums beſchuldigen ſollte, ſo werde ich mich damit tröſten, daß ich wenigſtens Niemanden Unrecht gethan habe. Sollte ich in meinem Eifer, den Indianern nützlich zu werden, hinter meiner Aufgabe zurückgeblieben ſein, ſo wird man mir wenigſtens nicht den Vorwurf machen können, daß ich ungerecht gegen ſie geweſen bin. Was die oben erwähnten Urſachen des Unterganges der Indianer betrifft, ſo habe ich den zerſtörenden Einfluß derſelben längs der ganzen Gränze beobachtet und ich bin der Meinung, daß, ſo lange das bisherige Syſtem des Handels und des Branntwein-Verkaufs unter den Wilden geduldet wird, an eine Verbeſſerung ihres Zuſtandes und eine Erhaltung der Raſſe nicht zu denken iſt. Ich habe den Karakter der Indianer ſowol im Natur-Zuſtande, als in ſeiner ſekundären (oft fälſchlich civiliſirt genannten) Form längs der Gränze ſorgfältig ſtudirt. Ich habe ſie in allen Phaſen beobachtet und obgleich es ehrenwerthe Ausnahmen giebt, mit denen ich zum Theil perſönlich bekannt bin, ſo ſind doch die meiſten von denen, die an der Gränze leben, wo ſie von den Weißen gleich Hunden herumgeſtoßen und in eine Art von Civiliſation hineingezwängt werden, keineswegs ſo, wie ich ſie gern und mit Stolz zu ſehen wünſchte, civiliſirt durch das Beiſpiel guter und moraliſcher Menſchen. Ich habe in dem Anhange C. eine vergleichende Überſicht der verſchiedenen Eigenſchaften der ſogenannten civiliſirten Indianer längs der Gränze und derer, die noch im Urzuſtande leben, zuſammengeſtellt und hoffe, daß dieſe Vergleichung des verſchiedenen Karakters der Wahrheit ſo nahe als möglich kommen wird, obgleich natürlich auch hier Ausnahmen Statt finden.

Dies ſind die Reſultate, welche das gegenwärtige Civiliſirungs-Syſtem fur die Wenigen dieſes armen unglücklichen Volkes herbeiführt, die das erſte Unglück ihres Landes überleben, und in dieſem entwürdigten und bemitleidenswerthen Zuſtande endigen die meiſten ihr Leben in Armuth und Elend, ohne die Kraft ſich zu erheben, auf dem Boden, den ſie von Kindheit an bewohnt und von ihren Vätern ererbt haben, während ſie die „bleichen Geſichter" zuleich fürchten und haſſen, weil durch ihren zerſtörenden Einfluß der größere Theil der Freünde

*) Herr Parker ſagt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe über die Rocky Mountains, daß in den Jahren 1829—1836 von den Indianern unterhalb der Waſſerfälle des Columbia-Fluſſes mindeſtens ſieben Achtel, oder, wie Dr. Laughlin behauptet, neün Zehntel, durch die Blattern getödtet worden ſind. „Die Todesfälle waren ſo zahlreich und ſo plötzlich, daß die Ufer mit den unbeerdigten Leichen bedeckt waren; ganze Dörfer ſtarben aus und ganze Stämme verſchwanden. Dieſe Sterblichkeit erſtreckte ſich nicht nur von den Waſſerfällen bis an das Meeresufer, ſondern auch von der Küſte Californiens bis weit nach Norden hinauf".

und Verwandten der Rothen Männer ins Grab geſunken iſt und denen, die noch übrig ſind, nur die traurige Ausſicht bleibt, einige Jahre länger zu leben und dann ihr Land und ihr ſchönes Jagd-Gebiet ihren Feinden überlaſſen zu müſſen, welche die Gräber aufwühlen und ihre Gebeine auf den Feldern umherſtreüen oder in den Muſeen aufſtellen.

Für den Chriſten und den Menſchenfreünd in jedem Theile der Welt findet ſich in dem Karakter, dem Zuſtande und der Geſchichte dieſes unglücklichen Volkes wahrlich hinreichender Stoff, um ſein Mitgefühl zu erregen — für die Nation bietet die Geſchichte der Rothen Männer ein ungetilgtes Sünden-Regiſter dar, welches früher oder ſpäter einmal Vergeltung fordern wird — und für die Amerikaniſchen Bürger, welche überall ſtolz auf ihren wachſenden Reichthum und Luxus über den Gebeinen jener Unglücklichen einherſchreiten, die ihre Jagd-Gebiete und ihr Leben ihren Unterdrückern zum Opfer brachten, giebt es, wie ich fürchte (wenigſtens für die Denkenden unter ihnen) einen lauernden Schrecken anderer Art, wenn ſie erwägen, daß auch ihre Gebeine ſich bald mit denen ihrer rothen, beleidigten Brüder unter derſelben Scholle miſchen und daß ſie dereinſt mit dem Bewußtſein der Schuld zitternd neben den Tauſenden anklagender Geiſter ſtehen werden, die ſich am Tage der Auferſtehung auf ihrem eigenen Gebiete erheben!

Digitized by Google

Anhang A.

Ausſterben der Mandaner.

Im Herbſte des Jahres 1838 brachten die Herren Mackenzie, Mitſchell u. A. vom oberen Miſſouri die Nachricht nach Neü-York, daß im Sommer des genannten Jahres durch die Pelzhändler die Blattern unter die Mandaner eingeſchleppt worden ſeien, daß in zwei Monaten der ganze Stamm bis auf 30 oder 40 ausgeſtorben und daß der feindliche Stamm der Rikkarier, welcher etwa zwanzig Meilen weiter ſtromabwärts wohnte, nach dem Aufhören der Krankheit das verödete Dorf in Beſitz genommen und die wenigen übrig gebliebenen Mandaner zu Sklaven gemacht habe. Über das fernere Schickſal der Letzteren und das endliche Erlöſchen dieſes intereſſanten und einſt ſo zahlreichen Stammes erfuhr ich Folgendes:

Nachdem die Rikkarier bereits einige Monate in dem Dorfe der Mandaner gewohnt hatten, wurden ſie von ihren Feinden, den Sioux angegriffen und während ſie ſich tapfer vertheidigten, hatten die gefangenen Mandaner den Entſchluß gefaßt, gemeinſchaftlich den Tod zu ſuchen. Sie verließen daher die Verpalliſadirung, liefen auf die Prairie hinaus und forderten die Sioux, ſowohl Männer als Frauen, auf, ſie zu tödten; „ſie ſeien Hunde der Rikkarier, ſagten ſie, alle ihre Freünde ſeien geſtorben und ſie wollten nicht mehr leben". Sie drangen darauf voll Verzweiflung mit ihren Waffen auf die Sioux ein, um dieſe zu reizen und wurden ſämmtlich getödtet.

Die Erzählungen einiger weißen Männer, welche während der Krankheit bei den Mandanern waren, ſind im höchſten Grade ergreifend. Die Krankheit wurde durch das von St. Louis kommende Dampfboot der Pelz-Compagnie eingeſchleppt. Einige von der Mannſchaft waren von den Blattern befallen, als das Boot bei dem Dorfe der Mandaner anlegte und unvorſichtigerweiſe den Indianern geſtattete, an Bord zu kommen, die ſogleich angeſteckt wurden. Zur Ehre derjenigen, die das Dampfboot befehligten, will ich glauben, daß ſie die Natur der Krankheit nicht kannten, und es nicht anzunehmen iſt, daß ſie im entgegengeſetzten Falle den Mandanern erlaubt haben würden, an Bord zu kommen.

Es ſcheint, daß die Mandaner damals von Streif-Parteien ihrer mächtigeren Feinde, der Sioux, eingeſchloſſen waren; ſie konnten daher das Dorf nicht ver-

Digitized by Google

laſſen und ſich nicht auf der Ebene zerſtreüen, wodurch vielleicht manche gerettet worden wären, ſondern waren genöthigt, innerhalb der Verpalliſadirung desſelben zu bleiben. Die Krankheit wurde in wenigen Tagen ſo bösartig, daß in einigen Stunden der Tod erfolgte und die Hoffnungsloſigkeit war ſo groß, daß faſt die Hälfte derjenigen, welche erkrankten, ſich mit dem Meſſer, der Flinte oder durch einen Sturz von dem dreißig Fuß hohen Felſen-Abhang ſelbſt den Tod gab. Die größte Verzweiflung bemächtigte ſich Aller und Tag und Nacht riefen ſie den Großen Geiſt, ſie von dieſer Plage zu befreien. Niemand dachte mehr daran, die Todten zu beſtatten, und in den Wigwams lagen die Leichen ganzer Familien, nur mit einigen Büffel-Haüten bedeckt, wo ſie in Verweſung übergingen und von ihren eigenen Hunden verzehrt wurden.

Das Ausſterben eines ſo zahlreichen Stammes in ſo kurzer Zeit mag unerklärlich ſcheinen; allein es iſt Thatſache, daß dieſe Krankheit ſtets unter den Indianern weit furchtbarer auftritt, als unter den Weißen. Vielleicht hat dies in einer größeren Empfänglichkeit, oder, was wahrſcheinlicher iſt, in der Lebensweiſe ſeinen Grund. Man hat dieſe große Bösartigkeit der Krankheit auch dem Umſtande zugeſchrieben, daß dieſe Indianer ausſchließlich von Fleiſch-Speiſen leben; ich muß zwar die Entſcheidung dieſer Frage Anderen überlaſſen, allein ich bin überzeügt, daß eben dieſe ausſchließlich animaliſche Nahrung ſie vor einer anderen Krankheit geſchützt hat, die unter den civiliſirten Menſchen nicht minder große Verheerungen angerichtet hat. Während die Cholera in dem größten Theile des weſtlichen Landes und längs der Indianer-Gränze wüthete, durchreiſte ich jene Gegenden und habe mich theils ſelbſt überzeügt, theils von Anderen gehört, daß diejenigen Stämme, welche die Lebensweiſe der civiliſirten Völker angenommen hatten und Pflanzen-Koſt und Salz genoſſen, in vielen Fällen von jener Krankheit befallen wurden, während die nur von Fleiſch-Speiſen ohne Salz lebenden Stämme gänzlich verſchont blieben. Genaue Nachforſchungen, die ich angeſtellt, haben es beſtätigt, daß die Gränze von der Cholera nicht überſchritten wurde und daß die wenigen Erkrankungs- und Todesfälle, welche jenſeit derſelben vorgekommen, Pelzhändler betroffen haben, die natürlich nach der Weiſe der civiliſirten Völker lebten *).

Der Pelzhändler, welcher Augenzeüge des Unterganges der Mandaner war, hat mir viele Einzelheiten jenes Unglücks erzählt, die ich aber hier zu wiederholen Anſtand nehme. Nur über den edlen Mah-to-toh-pah, von dem ich bereits im 13., 16. u. 21. Kapitel geſprochen habe, muß ich noch einige Worte ſagen. Nachdem er ſelbſt von der Krankheit geneſen war, ſaß er in ſeinem Wigwam und ſah, wie ſeine Frauen und ſeine Kinder nach und nach erkrankten und ſtarben; als alle die Seinigen dem Tode zur Beüte geworden waren, ging er durch das Dorf und weinte über den Untergang ſeines Stammes; alle tapferen Krieger, von denen allein die Erhaltuug des Stammes abhing, waren nicht mehr

*) Dieſe Bemerkung Catlin's iſt von großem Intereſſe, wenn man ſich erinnert, daß in Oſtindien, dem Heerde der Cholera, die Urbewohner ſich aller Fleiſch-Speiſen enthalten und nur von Pflanzen-Koſt leben.

Digitized by Google

unter den Lebenden. Er kehrte in ſeine Hütte zurück, legte die Leichen der Seinigen auf einen Haufen, bedeckte ſie mit einigen Büffel-Haüten, hüllte ſich ebenfalls in eine Haut und ging nach einem in der Nähe befindlichen Hügel, wo er, trotz aller Bitten der Pelzhändler mehrere Tage liegen blieb und den Hungertod zu ſterben beſchloß. Am ſechsten Tage hatte er noch eben ſo viel Kraft, nach dem Dorfe zurückzukehren; er begab ſich in ſeinen Wigwam, legte ſich neben die Leichen ſeiner Familie, zog die Büffelhaut über ſich und ſtarb am neünten Tage, nachdem er das Dorf verlaſſen hatte.

Dies ſind die glaubwürdigſten Nachrichten über das Ausſterben der freündlichen und gaſtlichen Mandaner; es iſt möglich, daß noch Einzelne von ihnen leben, obwohl ich es nicht für wahrſcheinlich halte, aber ſelbſt wenn dies der Fall wäre, ſo haben ſie doch als *Nation* aufgehört zu exiſtiren.

Die furchtbare Krankheit beſchränkte ihre Verheerungen jedoch nicht auf die Mandaner; nach den Ausſagen des Majors Pilcher, gegenwärtigen Oberintendanten der Indianer-Angelegenheiten in St. Louis, ſo wie des Herrn M'Kenzie und Anderer, ſtarben von den Mönnitarriern, Kniſteneaux, Schaiennes, Schwarzfuß- und Krähen-Indianern in vier bis fünf Monaten etwa 25,000 Perſonen.

Man wird hier die Frage aufwerfen, ob denn die Regierung der Vereinigten Staaten keine Maßregeln ergriffen habe, um den Verheerungen dieſer furchtbaren Krankheit ein Ziel zu ſetzen. Hierauf diene als Antwort, daß es den Agenten der Regierung gelungen iſt, bei allen Stämmen, die jemals von der Krankheit befallen worden ſind, die Impfung einzuführen, daß dagegen die im Naturzuſtande lebenden Stämme, welche die Krankheit noch nicht heimgeſucht hat, bisher aus aberglaübiſchen Vorurtheilen ſich allen Verſuchen zur Einführung der Impfung widerſetzt haben. Sie begreifen nicht, wie ein ſo kleiner Stich in den Arm den ganzen Körper gegen eine ſo furchtbare Krankheit ſchützen könne, und da ſie ſehen, daß die Weißen ſo ernſtlich darauf dringen, ſo argwöhnen ſie dabei irgend eine neüe Liſt der bleichen Geſichter, wodurch dieſe einen neüen Vortheil über ſie zu erlangen hofften. Während meines Aufenthalts am oberen Miſſouri bemühten ſich die mit den Indianer-Agenten dorthin geſandten Aerzte vergebens, die Wilden zu impfen. Sie ſetzen unbedingtes Vertrauen in die Geſchicklichkeit ihrer eigenen Aerzte, ſobald aber die Blattern einmal unter ihnen gewüthet haben und ſie ſich nun durch den Augenſchein überzeügen, daß die geimpften Weißen von der Krankheit nicht ergriffen werden, ſind ſie bereit, ſich der Operation zu unterwerfen.

Die Wäliſche Kolonie. (10.)

Nach den Angaben zahlreicher und glaubwürdiger Schriftſteller ging zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Prinz Madoc oder Madawc von Nord-Wales mit Koloniſten in zehn Schiffen unter Segel und ſoll irgendwo an der Küſte von Nord- oder Süd-Amerika gelandet ſein. Es geht nun, wie ich glaube, aus den beſten Autoritäten ziemlich deütlich hervor, daß ſie entweder an der Küſte von Florida oder an der Mündung des Miſſiſſippi landeten und,

Digitized by Google

der Geſchichte und Poeſie ihres Vaterlandes zufolge, ſich irgendwo im Innern Nord-Amerika's niederließen, wo ſie, vermiſcht mit einigen Stämmen der Wilden, noch jetzt leben.

Ich habe Seite 146 die Vermuthung ausgeſprochen, daß die Mandaner, bei denen ich ſo viel Eigenthümliches in ihrem Ausſehen und ihren Gebraüchen fand, die mit einem Stamme der Urbewohner vermiſchten Überreſte dieſer verlorenen Kolonie ſein möchten, woraus ſich das ungewöhnliche Ausſehen dieſes Indianer-Stammes und die Veränderung des Karakters und der Gebraüche der Wäliſchen Koloniſten, vorausgeſetzt, daß jene die Ueberreſte derſelben ſind, erklären würde.

Als ich von dem Dorfe der Mandaner den Miſſouri hinab nach St. Louis fuhr, fand ich an den Ufern dieſes Stromes mehrmals Überreſte ehemaliger Wohnſitze der Mandaner (ſiehe oben Seite 185) bis in die Nähe der Mündung des Ohio, und einige Jahre ſpäter fand ich ähnliche Überreſte im Innern des Staates Ohio. Ich bin daher vollkommen überzeügt, daß ſie früher in dieſem Theile des Landes wohnten, aus irgend einer Urſache denſelben verließen und ſo allmälig weiter wanderten, bis ſie den Punkt am oberen Miſſouri erreichten, wo ſie ihren Untergang fanden.

Außer den verſchiedenen Überreſten der ehemaligen Wohnſitze der Mandaner, hab' ich auch den ſehr zahlreichen, nicht Indianiſchen Befeſtigungs-Werken am Ohio und Muskingum-Fluſſe, in deren Nähe die Mandaner, wie ich glaube, ehemals lebten, meine Aufmerkſamkeit zugewendet. Dieſe Befeſtigungs-Werke, welche zum Theil mehrere Morgen Landes einſchließen, ſind am Fluß-Ufer errichtet, mit zuweilen zwanzig bis dreißig Fuß hohen Wällen und bedeckten Wegen zum Waſſerverſehen, und verrathen eine Kenntniß der Befeſtigungs-Kunſt, welche die Annahme, daß ſie von den Indianern herrühren könnten, unmöglich machen. Sie liefern vielmehr den unwiderleglichen Beweis von dem ehemaligen Daſein eines in den Künſten der Civiliſation ſehr vorgeſchrittenen Volkes, das aus irgend einer Urſache verſchwunden iſt und dieſe unvergänglichen Beweiſe ſeines Daſeins hinterlaſſen hat.

Ich bin uun geneigt, zu glauben, daß die zehn Schiffe Madoc's, oder wenigſtens einige derſelben, den Miſſiſſippi bei Balize hinauffuhren oder irgend wo an der Küſte von Florida landeten, und daß die tapferen und beharrlichen Koloniſten in das Innere bis an den Ohio vordrangen, wo ſie ſich niederließen und in einem der ſchönſten Länder eine blühende Kolonie gründeten. Sie wurden jedoch endlich von den Wilden, die ſie vielleicht dadurch gereizt hatten, daß ſie in ihr Jagd-Gebiet eindrangen, angegriffen und ſahen ſich endlich genöthigt, zu ihrer Vertheidigung die Befeſtigungs-Werke zu errichten, worin ſie durch mehrere mit einander verbündete Stämme belagert und, nachdem ihr Schießbedarf verbraucht und ihre Lebensmittel aufgezehrt waren, ſämmtlich getödtet wurden. Nur die Wenigen, welche ſich durch Heirathen mit den Indianern verbunden hatten, wurden nebſt ihren Kindern bei der Niedermetzelung verſchont; da dieſe aber ſpäter, als Halb-Indianer, von den Wilden verachtet wurden, ſo vereinigten ſie ſich zu einem beſonderen Stamme und wanderten an dem Miſſouri

Digitized by Google

hinauf bis zu dem Punkte, wo ſie lange Zeit unter dem Namen der Mandaner gewohnt haben. Dieſer Name iſt vielleicht eine Corruption oder eine Abkürzung von Madawgwys, wie die Wäleſer die Begleiter Madawc's nannten.

Die folgenden Bemerkungen werden dieſe von mir aufgeſtellte Hypotheſe, die vielleicht Manchem überraſchend erſcheinen mag, unterſtützen, und ſollte dies auch nicht der Fall ſein, ſo mögen ſie vielleicht zu weiterer Forſchung anregen.

Wie oben geſagt, erkennt man die alten Dörfer der Mandaner an den zwei oder mehrere Fuß tiefen, und 30—40 Fuß im Durchmeſſer haltenden, kreisförmigen Ausgrabungen des Bodens für die Fundamente ihrer Wigwams, die ſich Jahrhunderte lang erhalten und ſogleich auf den erſten Blick zu erkennen ſind. Nachdem ich das Dorf der Mandaner verlaſſen hatte, fand ich die Ueberreſte ihres früheren Wohnſitzes etwa zwölf Meilen weiter ſtromabwärts, von wo ſie, ihrer eigenen Ausſage nach, vor ſechszig oder achtzig Jahren nach dem erwähnten Dorfe wanderten. Aus der Zahl der Wigwams ſcheint ſich zu ergeben, daß ſie früher dreimal ſo zahlreich waren, als während meines Aufenthaltes unter ihnen. An der Mündung des großen Shienne- (Schaienne-) Fluſſes, etwa 40 Meilen unterhalb ihres letzten Wohnſitzes, fand ich abermals Reſte ihrer Wohnungen, und von hier bis an die Mündung des Ohio noch an ſechs bis ſieben verſchiedenen Punkten.

Da dieſe Überreſte um ſo älter erſchienen, je weiter ſie von dem Dorfe, welches die Mandaner zur Zeit meiner Anweſenheit unter ihnen bewohnten, entfernt waren, ſo bin ich zu der Überzeügung gelangt, daß dies Volk, woher es auch gekommen ſein mag, allmälig an dem Miſſouri hinaufgewandert iſt, bis zu dem Punkte, wo ich es fand.

Auf dem größten Theile dieſes Weges zogen ſie durch das Land der Sioux, von denen ſie natürlich als Eindringlinge betrachtet und daher von dieſem zahlreichen Stamme fortwährend bekämpft wurden. Da die Mandaner ſich aber ſtets durch eine ſtarke Verpalliſadirung ſchützten, ſo gelang es ihnen, den Angriffen ihrer Feinde Widerſtand zu leiſten.

Man wird hier vielleicht den Einwurf machen, daß die Rikkarrier und Mönnitarier ihre Wigwams auf dieſelbe Weiſe erbauten; allein dies beweiſt nichts, denn die Mönnitarier ſind Krähen-Indianer aus dem Nordweſten, die nach ihrer eigenen Erzählung ſich unter den Schutz der Mandaner begaben, ihr Dorf in der Nähe derſelben errichteten und die Bauart ihrer neüen Freünde nachahmten.

Die Rikkarrier, ein ſehr kleiner Stamm und weit geringer an Zahl als die Mandaner, haben, nach den Ausſagen der Letzteren und den Berichten von Lewis und Clarke u. A., bis vor Kurzem in freündſchaftlichen Verhältniſſen mit den Mandanern gelebt, deren Dörfer ſie in Beſitz nahmen, ſobald jene ſie verließen, wie ſie es auch thaten, als die Mandaner ausſtarben.

Ob die von mir oben mitgetheilte Ableitung des Wortes Mandan von Madawgwys die richtige iſt, will ich nicht entſcheiden; ich gebe ſie bloß als eine Vermuthung in Ermangelung einer beſſeren, bemerke aber zugleich, daß das Wäliſche Wort Mandon eine Pflanze bezeichnet, welche zum Rothfärben gebraucht wird, und vielleicht haben die Wäleſer jenen Indianern wegen der

Digitized by Google

ſchönen rothen Farbe, die ſie den Stachelſchwein-Stacheln, womit ſie ihren Anzug ſchmückten, zu geben wußten, dieſen Namen beigelegt.

In ihrer eigenen Sprache nennen ſie ſich Sipuske-Nümanghkä (das Volk der Faſanen); es iſt dies wahrſcheinlich der Name des urſprünglichen Stammes, bevor ſich derſelbe mit anderen vemiſchte. Aus dieſer Benennung folgt zugleich, daß ſie aus einem Lande gekommen ſein müſſen, wo es Faſanen (Prairie-Henne = Tetrao phasianellus) gab; dieſe Vögel finden ſich indeß erſt in dem bewaldeten Lande am Fuße der Rocky Mountains, 100—200 Meilen weſtwärts, oder in den Wäldern der Staaten Ohio und Indiana, einige hundert Meilen ſüdwärts oder oſtwärts von dem Punkte, wo die Mandaner zuletzt wohnten.

Aus den hier mitgetheilten Thatſachen, ſo wie aus dem Umſtande, daß ſie, wie ſie mir wiederholt erzählten, den Berg des rothen Pfeifenthons oft beſucht und einſt in der Nähe deſſelben gewohnt hätten, ergiebt ſich wol zur Genüge, daß ſie früher weiter gegen Süden wohnten und ihren Wohnſitz mehrmals veränderten, bis ſie endlich den Punkt erreichten, wo ſie ihren Untergang fanden. Die Annahme, daß ſie von den Ufern des Ohio gekommen ſind und einige Gebräuche des civiliſirten Volkes, von dem die alten, oben erwähnten Befeſtigungs-Werke herſtammen, ſich angeeignet hätten, wird unter andern auch dadurch unterſtützt, daß das in den Gräbern und Grabhügeln bei jenen Befeſtigungen gefundene Töpfer-Geſchirr vollkommen demjenigen gleicht, welches die Mandaner in großer Menge im Gebrauche hatten und, wie man ſich im Sommer täglich überzeugen konnte, von den Frauen aus ſchwarzem Thon angefertigt und in den kleinen am Ufer des Fluſſes befindlichen Oefen gebrannt wurde. (Siehe die Anmerkung 8.)

Außerdem verfertigten ſie auch noch ſehr ſchöne und dauerhafte blaue Glasperlen, die ſie in großer Menge um den Hals trugen und weit höher ſchätzten als die, welche ihnen die Pelzhändler verkauften. Die Anfertigung derſelben war ein, allen anderen Indianer-Stämmen unbekanntes, Geheimniß. Sie müſſen daſſelbe nothwendig von einem civiliſirten Volke erlernt haben und Lewis und Clarke erwähnen dieſes merkwürdigen Umſtandes bereits in ihrem Reiſeberichte, alſo zu einer Zeit, als weder Pelzhändler noch andere Weiße zu den Mandanern gekommen waren, von denen ſie dieſe Kunſt hätten erlernen können.

Die Kanoes der Mandaner, welche ſich von denen aller anderen Stämme unterſcheiden, gleichen vollkommen den Coracle's der Wäleſer. Sie werden aus rohen Büffel-Haüten gemacht, die man über ein Geſtell von Weiden oder anderen Zweigen ſpannt und haben die Geſtalt einer runden Wanne. Die Frauen tragen dieſe Kanoes auf dem Kopfe an den Fluß, ſtellen ſich an den vorderen Rand und rudern nun mit großer Schnelligkeit, indem ſie das Ruder vorwärts ins Waſſer tauchen und es dann zu ſich heranziehen.

In wie weit die hier erwähnten Umſtände, ſo wie das, was ich oben über die Farbe des Geſichts, der Haare und Augen geſagt habe, den Leſer von der Richtigkeit meiner Hypotheſe über die Abſtammung der Mandaner überzeügen werden, muß ich natürlich dahin geſtellt ſein laſſen; was mich betrifft, ſo muß

Digitized by Google

ich bekennen, daß ich von dem erſten Augenblicke an, als ich mit dieſen Indianern zuſammentraf, die Überzeügung gewann, daß ſie aus einer Vermiſchung der Urbewohner mit einem civiliſirten Volke hervorgegangen ſind; daß ſie, wie die Unterſuchung der Überreſte am Miſſouri und Ohio beweiſen, von dem letzteren Fluſſe ihre Wanderungen angetreten haben und daß ſie aus der Vermiſchung mit den faſt gänzlich vertilgten Koloniſten Madawc's hervorgegangen ſind. Zur Unterſtützung dieſer Annahme theile ich hier einige Wörter der Mandaner-Sprache und ihre Vergleichung mit dem Wäliſchen mit und überlaſſe es dem Leſer zu entſcheiden, ob die auffallende Ähnlichkeit ein Werk des Zufalls ſein kann.

Deütſch.	Mandaniſch.	Wäliſch.	Ausſprache nach Engliſcher Schreibweiſe.
Ich.	Me.	Mi.	Me.
Ihr.	Ne.	Chwi.	Chwe.
Er.	E.	A.	A.
Sie.	Ea.	E.	A.
Es.	Ount.	Hwynt.	Hooynt.
Wir.	Noo.	Ni.	Ne.
Sie.	Eonah.	Hwna. (Männl.) Hona. (Weibl.)	Hoona. Hona.
Jene.	. . . .	Yrhai Hyna.	
Nein, oder es iſt nicht da.	Megosh.	Nagoes.	Nagosh.
Nein.	. . . .	Nage. Nag. Na.	
Kopf.	Pan.	Pen.	Pan.
Der Große Geiſt.	Maho peneta.	Mawr penaethir *). Ysprid mawr **).	Maoor panaether. Uspryd maoor.

*) Wie ein großer Haüptling, Oberhaupt oder Fürſt handeln.

**) Der Große Geiſt.

Digitized by Google

Anhang B.

Die in dem nachſtehenden Verzeichniſſe enthaltenen Wörter einiger Indianer-Sprachen habe ich ſo niedergeſchrieben, wie ſie mir von den Indianern vorgeſprochen wurden. Sie mögen als Beweis der gänzlichen Verſchiedenheit der meiſten Sprachen der nordamerikaniſchen Indianer dienen und ich wiederhole hier, was ich bereits oben bemerkte, daß unter den 48 Stämmen, die ich beſuchte, 30 gänzlich verſchiedene Sprachen reden, 18 dagegen Dialekte ſprechen, die ſich auf vier oder fünf beſtimmte Wurzeln zurückführen laſſen *),

Deûtſch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Ich.	Me.	Nistoa.	Nan to.	Mia.	Ee.
Ihr.	Ne.	Cristoa.	Kag hou.	Nia.	Eets.
Er.	E.	Amo.	Wite.	Dai.	Rawonroo.
Sie.	Ea.	. . .	Sapatish.	Hai chay.	Unroo.
Es.	Ount.	. . .	Tihai.	Dai chay.	Hay.
Wir.	Noo.	Ne stoa pinnan.	Aps.	On kia.	Dinwuh.
Sie.	Eonah.	Maex.	Arrish.	Ni a pe.	Kaka wen roo.
Großer Geiſt.	Ma ho peneta.	Cristecoom.	Te wa rooh teh.	Wakou shecha.	Ye wunni yoh.
Böſer Geiſt.	Maho penek-heka.	Cristecoom sah.	Ka ke wa rooh teh.	Wakon tonka.	Katickuhraxhu
Medizin (Geheimniß).	Hopeneche.	Nahtova.	Wa rooh teh.	Wakon.	Yunnu kwat.
Medizin-Mann.	Newmohk ho-peneche.	Nah tose.	So nish wa rooh teh.	We chasha wakon.	Yunnu kwat haw.
Opfer.	Wa pa shee.	Kits tah kee.	. . .	We oh pa.	Yunu wonus.
Trommel.	Bereck hah.	Ogh tum.	. . .	Chon che a ha.	Ye nuf hess.
Raſſel.	Eeh na de.	. . .	. . .	Waga moo.	Wuntits u run-tha.
Sonne.	Menahka.	Cristeque ah-tose.	Sha-koona.	Wee.	Hiday.
Mond.	Esto menahka.	Coque ahtose.	We-tah.	On wee.	Autsunychaw.
Sterne.	H'ka ka.	Ca cha tose.	Sa ca.	We chash pe.	Ojisnok.
Regen.	H'ka hoosh.	Shotta.	Tas sou.	Ma how jea.	Wara.

*) Es iſt in dem obigen Wörter-Verzeichniſſe die Schreibweiſe des Engliſchen Originals beibehalten worden, da bei einer Übertragung in die Deûtſche Ausſprache bedeûtende Fehler unvermeidlich wären. Das Vollſtändigſte, was wir über die Sprache des intereſſanten Mandaner-Volkes beſitzen, hat unſtreitig Max von Neûwied im 2. Bande ſeiner Reiſe in das innere Nord-Amerika mitgetheilt, und es iſt um ſo mehr zu beklagen, daß Krankheit ihn verhinderte, den grammatikaliſchen Verſuch über dieſe Sprache zu vollenden, da dieſer ganze Stamm bekanntlich ausgeſtorben iſt.

Digitized by Google

Deutſch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Schnee.	Cop caze.	Cane.	Tah hah.	Wah.	Wun.
Nacht.	Estogr.	Caquay.	Ee nahght.	On ha pee.	Autsunje.
Tag.	Hampah.	Cristoque.	Sha cona.	On pah.	Yor huh uh.
Dunkel.	Hsmpah eriskah.	Skaynatsee.	Te ka tistat.	Ee ohk pa zee.	Yor wets a yuh.
Hell.	Edayhush.	Cristequenats.	Sha-koona.	O jan jee.	Yoohooks.
Schwer.	T'kash.	Sacoay.	Tah tast.	Te kay.	Wau wis na.
Nicht ſchwer.	Ho kesh.	Mabts coay.	Kaka tash.	Ka po jel la.	Wau ri yos.
Ja.	K'hoo.	Ah.	Nee coo la.	How.	Unhuh.
Nein.	Megosh.	Sah.	Ka ka.	Ea.	Gwuss.
Gut.	Shusu.	Abghsee.	Toh nee.	Wash tay.	Wa gwast.
Schlecht.	K'he cush.	Pah kaps.	Kah.	Shee cha.	Wa shuh.
Sehr ſchlecht.	Keks-cusha.	Eehcooa pah kaps.	Koo nah hee.	Schee cha lahg-cha.	Array wa shuh
Wie befindet Ihr Euch?	Tush kah thah mah kah hush?	How ne tucka?	Chee na se nun?	How ke che wa?	Dati yoot hay its?
Sehr gut.	Mah shuse.	Neet ahkse.	Ah teesh te.	Tran wou au.	Array as gu nuh.
Ich bin krank.	Me au gana bush.	Estse no stum.	Na tooh te rate.	Ma koo je.	Ee wak nu wax.
Seid Ihr müde?	Eda e teache?	Cho hetta ke tesistico?	Kah ka nee now a?	Won ne tooka?	Was na rahuh?
Ich bin nicht müde.	Wah ee wah ta hish.	Nemah tesistico.	...	Wo ne tooka shee ne.	Grons a runk na rahouk.
Sieh da.	Etta hant tah.	Essummissa.	Hay nah ho too tayrick.	Wi a ka.	Tsotkathoo.
Komm her.	Rooh-hooh tah.	Pohks a pote.	Shee sha.	Ta ha na dah pe	Ka jee.
Heiß.	Dsa shosh.	Ea' christochis.	Tow war ist.	Mush ta.	Yoo nau ri hun.
Kalt.	Shinee hush.	Stuya.	Teeq se.	Sinee.	Aut hooh.
Lang.	Hash kah.	Innuya.	Tac chess.	Honska.	Ee wats
Kurz.	Sonnah ksh.	Sah kee.	Nee hootch.	Pe tah cha.	Di wats a.
Kriegs-Adler.	Mah sish.	Pehta.	Nix war roo.	Wa me day wah kee.	Akwiah.
Büffel.	Ptemday.	Eneuh.	Wa tash.	Pe tay.	Hohats.
Elk.	Omepah.	Ponakah.	Wah.	Opon.	Joowaroowa.
Hirſch.	Mahmanacoo.	Ouacasee.	A noo nach.	Teh cha.	Awgway.
Biber.	Warrahpa.	Kekstakee.	Chee tooghs.	Chspa.	Jonockuh.
Stachelſchwein.	Pahhee.	...	...	...	Onhatau.
Pferd.	Ompah meneda	Ponokah mota.	Ha wa rooh te.	Shon ka wakon	Tyanootsruhuh.
Robe.	Mah he toh.	Aihabwa.	Sa hooche.	Shee na.	Otskijstsrah.
Mokaſſins.	Woompah.	Itseekist.	Hooche.	Hong pa.	On ok qua.
Hemd.	Emashotah.	Assokss.	Kraitch.	O kan dee.	...
Beinkleider.	Hoh shec.	Ahtsaiks.	Kah hooche.	Hons ka.	Oristreh.
Bogen.	Wsrsh e noo pah.	Netsinnam.	Nache.	Eta zee pah.	Awraw.
Köcher.	Eehticka.	...	Nish kratch.	O ju ah.	Yonats ronarhoost pah.
Pfeil.	Mahha	Ohpis	Neeche.	Wonhee.	Kanah.
Schild.	Wsh kee.	...	...	Wo ha chonk	Yununay nahquaw.

Digitized by Google

Deutſch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuſkaroras.
Lanze.	Monna etorook shoka.	Sapa pistats.	Na se wa roo.	Wow oo ke za.	. . .
Wigwam.	Ote.	Moeese.	Acane.	Wah ku on.	Onassa hunwa.
Frauenzimmer.	Meha.	Ahkeea.	Sa pat.	Wee on.	Kau nuh wuh.
Frau.	Moorse.	Netohkeaman.	Ta ban.	We noh cha.	. . .
Kind.	Sook homaba.	Pohka.	Pe ra.	Chin cha.	Yetyatshoyuh.
Mädchen.	Sook meha.	Ahkeoquoin.	Soo nahtch.	Wee chin cha.	. . .
Knabe.	Soon numohk.	Sah komape.	Wee nahtch.	Okee chin cha.	Kunjookwher.
Kopf.	Pan.	Otokan.	Pahgh.	Pah.	Otahra.
Arme.	Arda.	Otschist.	Arrai.	Ees ta.	Orunjha.
Beine.	Doka.	Ahkatches.	Ahgha,	Hoo.	Orusay.
Augen.	Estume.	Owopspec.	Chee ree coo.	Usta.	Ookaray.
Naſe.	Pahoo.	Ohcrisis.	. . .	Pah soo.	Oojyasa.
Mund.	Ea.	Mah oi.	. . .	Poo tay.	Oosharunwa.
Geſicht.	Estah.	Oestocris.	. . .	Ee tay.	Ookahsa.
Ohren.	Nakoha.	Ohtokiss.	Tickokite.	Noh ghee.	Ookahnay.
Hand.	Onka.	. . .	Teho nane.	Non pay.	Ohahna.
Finger.	Onka hah.	Ohkitchis.	Pa rick.	. . .	Oosookway.
Fuß.	Shee.	Ahocatchis.	Ahgh.	See.	Oosa.
Haar.	Pah hee.	Otokan.	Pa hi.	Pay kee.	Auwayrah.
Kanoe.	Menanka.	Akeosehts.	Lah kee hoon.	Wah ta.	Oohuwah.
Fluß.	Passah ah.	Nayotohta.	Sa hon nee.	Wah ta pah.	Kinah.
Ruder.	Manuk pah sho.	. . .	Natoh-catogh.	Eeh chah boka.	Okawetsreh.
Fiſch.	Poh.	Mummea.	. . .	Oh hong.	Runjiuh.
Rothe Farbe.	Wah sah.	Ahsain.	Pa hate.	. . .	Yout kojun ya.
Maler.	Wah ka poos ka.	Ahsainahkee.	. . .	Ee cha zoo kah ga.	Ah ah.
Branntwein.	Men e pah da.	Nah heeoh kee.	Te son nan.	Me ne wah ka.	Wisky.
Pfeife.	E hndka.	Ahquayneman.	Laps.	Tchon de oopa.	Yet jy arhoot hah.
Taback.	Mannah sha.	Pistacan.	Lapscon.	Tchondee.	Jarhooh.
Flinte.	Eroopah.	Nahma.	Tnan kee.	Mon za wakon.	Au naw.
Ein Mann läuft	Numohk p'ta-hush.	Ohks kos moi nema.	Sa rish ka tar ree.	We chassa ee onka.	. . .
Er iſſet.	E roosh toosh.	Oyeet.	Te wa wa.	U tah pee.	Yusyhoory.
Ich denke.	Wa push e da hush.	Neetasta.	Nanto te wisca.	Ee me doo ke cha.	Kary.
Ich bin alt.	Wah k'hee hush.	Neetashpee.	Nanto co na-hose.	We machah cha	Auk hoor.
Sie iſt jung.	Ea sook me hom mehan.	Mahto maxim.	Tesoo nock.	Ha chee nah tum pee.	Akatsah.
Skalp.	Pon dope khee.	Otokan.	San ish pa.	Wecha sha pa.	. . .
Skalp-Tanz.	Pon dope khee nah pish.	Otokan epas-cat.	Pa te ra ka rohk.	Wah kee ta no wah.	Onaray na yun kwah.
Kriegs-Tanz.	Kerruck sah nah pish.	Soo pascat.	. . .	. . .	Ne yunk wah.
Weißer Büffel.	Woka da	Eneuh quisix sinnuum.	Tohn hah tah ka.	Ta his ka.	Owaryakuh
Rabe.	Ka ka.	Mastoa.	Tokahka.	Kong hee.	. . .
Bär.	Mahto.	Keahyn.	Koo nooghk.	Matto.	Jotakry yukuh.

Digitized by Google

Deütſch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuſkaroras.
Antilope.	Koka.	Saw kee owa kasee.	Annoo notche.	Tah to ka no	Ojiruk.
Geiſter	Mounou he ka.	Ah eene.	. . .	Wah nough hgee.	Oonowak.
Wolf.	Harratta.	Ah pace.	Steerich.	. . .	Tskwarinuh.
Hund.	Mones waroota	Ameeteh.	Hahtch.	Shonka.	Jir.
Ein Tapferer.	Numohk harica	Mahtsee.	Too ne roose.	Oeet e ka.	. . .
Ein großer Haüptling.	Numohk k'she-se k'tich.	Ahecooa nin nah.	Nay shon tee rehoo.	We chasha on ta peka.	Ye go wa nuh.
Alte Frau.	Rokah kahksee ha.	Kee pe ta kee.	Sooht sabat.	Wakon kana.	Kaskwary.
Feüer.	Wareday.	Steea.	Te ki eeht.	Pah ta.	Yoneks.
Berathungs-Feüer.	Kaherookah Wareday.	Nahto steea.	Ki eeht te wa-rooht.	Pah ta wah ka.	. . .
Verſammlungs-Haus.	Kaherookah kahar.	Nahto yeweis.	Warooht ta ko.	Te pe wah ka.	Yunt kunis ah thah.
Leb' wohl.	. . .	How.	. . .	How keche wa.	Tyowits nah na
Eins.	Mah han nah.	Jeh.	Asco.	Onje.	Unji.
Zwei.	Nompah.	Nahtohk.	Pit co.	Non pa.	Nekty.
Drei.	Namary.	No ohks kum.	Tow wit.	Hi ami ni.	Au suh.
Vier.	Tohpa.	Ne sooyim.	Tchee tish.	Tau pah.	Hun tak.
Fünf.	Kakhoo.	Ne see thee.	Tchee hoo.	Zah pe tah.	Wisk.
Sechs.	Kemah.	Nah oo.	Tcha pis.	Shah pai.	Oogak.
Sieben.	Koo pah.	E kitch ekum.	To tcha pis.	Shahco.	Jarnak.
Acht.	Ta tuck a.	Nah ne suyim.	To tcha pis won.	Shah en do hen.	Nakruh.
Neun.	Mah pa.	Paex o.	Nah e ne won.	Nen pe che onca.	Niruh.
Zehn.	Perug.	Kay pee.	Nah en.	Okacheminen	Wutsuh.
Elf.	Auga mahan-nah.	Kay pee nay tchee kopochee	Ko tchee 'te won.	Oka on je.	Unjitskahar.
Zwölf.	Auga nompah.	Kay pee nah kopochee.	Pit co nah en.	Oka nonpa.	Nektytskahar.
Dreizehn.	Auga namary.	Kay pee nay ohk kopochee.	Towit nah en.	Oka hiamini.	Ausuh tskahar.
Vierzehn.	Auga tohpa.	Kay pee nay say kopochee.	Tchee tish nah en.	Oka tau pah.	Untak tskahar.
Fünfzehn.	Ag kak hoo.	Kay pee ne see tchee kopochee	Tchee hoo nah en.	Oka za petah.	Wisk tskahar.
Sechszehn.	Ag kemah.	Kay pee nay kopochee.	Tchapis nah en.	Oka sha pai.	Ooyok tskahar.
Siebenzehn.	Ag koopah.	Kay pee eh kee chie kopochee.	To tchapis nah en.	Oka shahko.	Jarnak tskahar.
Achtzehn.	Aga tah tucka.	Kay pee nan e-sic kopochee.	To tchapis won nahen.	Oka shah en do hen.	Nakruh tska-har,
Neünzehn.	Aga mahpa.	Kay pee paex sickopochee.	Nah e ne won nahen.	Oka nen pechi onka.	Niruh tskahar.
Zwanzig.	Nompahperug.	Natchip pee.	Weetah.	Oka chiminen non pa.	Na wots huh.
Dreißig.	Namary ampe-rug.	Ne hippe.	Sah wee.	Oka chiminen hiamini.	Au su tiwots-huh.

Digitized by Google

Deütſch.	Mandaner.	Schwarzfüße.	Rikkarier.	Sioux.	Tuskaroras.
Vierzig.	Toh pa ampe-rug.	Ne sippe.	Nahen tchee tish.	Oka chiminen taapa.	Huntak tiwots-huh.
Fünfzig.	Kah hoo am-perug.	Ne see chippe.	Nahen tchee hoo.	Oka chiminen za petah.	Wisk tiwots-huh.
Sechszig.	Keemah ampe-rug.	Nah chippe.	Nahen tchee pis.	Oka chiminen shah pai.	Oojak tiwots-huh.
Siebenzig.	Koopah ampe-rug.	O kitch chippe.	Nahen to cha pis.	Oka chiminen shahco.	Jarnak tiwots-huh.
Achtzig.	Ta tuck ampe-rug.	Nahne sippe.	Nahen te cha pis won.	Oka chiminen shahen do hen.	Naknuh ti-wotshuh.
Neünzig.	Mah pa ampe-rug.	Paex sippe.	Nahen nah e ne won.	Oka chiminen nen pe chee onca.	Ninuh tiwots-huh.
Hundert.	Ee sooc mah hannah.	Kay pee pee pee.	Shoh tan.	O pounkrai.	Kau yaustry.
Tauſend.	Ee sooc perug	Kay pee pee pee pee.	Shoh tan tera hoo.	Kaut o poun krai.	Wutsu kau yaustry.

Digitized by Google

Anhang C.

Eigenſchaften der Indianer

im urſprünglichen Zuſtande	im halbciviliſirten Zuſtande	im urſprünglichen Zuſtande	im halbciviliſirten Zuſtande
Schön.	Häßlich.	Kriegeriſch.	Friedlich.
Freündlich.	Mürriſch.	Stolz.	Demüthig.
Beſcheiden.	Mißtrauiſch.	Bieder.	Bieder.
Tugendhaft.	Unzüchtig.	Ehrenwerth.	Ehrenwerth.
Mäßig.	Ausſchweifend.	Unwiſſend.	Eingebildet.
Frei.	Sklave.	Eitel.	Kleinmüthig.
Thatkräftig.	Verkümmert.	Bereit.	Bereit.
Leütſelig.	Zurückhaltend.	Unabhangig.	Abhangig.
Geſellig.	Schweigſam.	Dankbar.	Dankbar.
Wohlthätig.	Wohlthätig.	Glücklich.	Elend.
Gaſtfrei.	Gaſtfrei.	Geſund.	Kränkelnd.
Religiös.	Religiös.	Lange lebend.	Nicht lange lebend.
Ehrerbietig.	Ehrerbietig.	Roth.	Hellroth.
Leichtglaübig.	Argwöhniſch.	Nüchtern.	Trunkenbold.
Aberglaübig.	Aberglaübig.	Wild.	Wild.
Kühn.	Schüchtern.	Sich vermehrend.	Sich vermindernd.
Offen.	Verſteckt.	Treü.	Treü.
Voll Grazie.	Ohne alle Grazie.	Muthig.	Verzagt.
Reinlich.	Unreinlich.	Indolent.	Indolent.
Tapfer.	Tapfer.	Reines Blut.	Gemiſchtes Blut.
Rachſüchtig.	Rachſüchtig.	Lebend.	Sterbend.
Eiferſüchtig.	Eiferſüchtig.	Reich.	Arm.
Grauſam.	Grauſam.	Grund-Eigenthümer.	Bettler.

Anmerkungen des deütſchen Ueberſetzers.

1 a. Seite 51.

Catlin ſagt da, wo er von den ſonderbar geformten Thon-Hügeln am Miſſouri ſpricht, daß der Gipfel derſelben aus einer fünfzehn Fuß mächtigen Schicht von *rothem Bimſtein* beſtehe. Dies iſt ein Irrthum, der jedoch um ſo verzeihlicher ſein dürfte, da Catlin durchaus keine Anſprüche macht, für einen Geognoſten gelten zu wollen. Max von Neüwied bemerkt über dieſen Gegenſtand (Reiſe in Nord-Amerika, II. Bd. S. 78) Folgendes:

„Alle Hügel, deren Ketten die Prairie durchziehen und von welchen längs eines jeden der Miſſouri-Ufer eine Reihe hinzieht, um das Flußthal zu begränzen, beſtehen aus Thon mit Sand gemiſcht und aus Sandſtein mit vielen Abdrücken und Verſteinerungen von Schalthieren und den ſonderbaren Baculiten, die ſich überall am Miſſouri und ſeinen Nebenflüſſen, ſelbſt in den Betten der Bäche hier und da wiederfinden. Foſſile Knochen hat man haüfig gefunden, ja ganze Skelette von 12—14 und mehr Fuß langen, krokodilartigen Thieren weiter abwärts am Miſſouri im Kalkſtein. Metalle ſollen in dieſer Gegend nicht vorkommen, auch unmittelbar in der Umgebung von Fort Clarke kein Kalk, dagegen durchſetzen auf mehrere hundert Meilen weit die ſchwarzen bituminöſen Kohlen-Schichten die Hügel. Dieſe Kohle brennt leicht, mit ſtarkem Schwefel-Geruche, giebt aber nicht Hitze genug, um als Feüer-Material oder für Schmieden angewendet zu werden. An verſchiedenen Stellen beobachtet man unumſtößlich, daß dieſe Lager gebrannt haben; der Thon der Umgebung iſt haüfig roth gebrannt und die Scherben ſind vollkommen gefärbt, hart und klingend, wie unſere Ziegel und die Holländiſchen Klinker. Bei Fort Clarke hat mau übrigens von Erd-Bränden nie reden gehört; dagegen iſt dies am Miſſouri weiter abwärts öfter der Fall geweſen. Die rothen Thon-Hügel ſcheinen durch Feüer gehoben zu ſein. Am Ufer des Fluſſes findet man überall *leichte, porös-zellige, rothbraune Schlacken*, welche man hier mit der Benennung *Pumice-Stone (Bimſtein)* belegt, obgleich ſie ſich ſehr von demjenigen Foſſil unterſcheiden, welches man gewöhnlich ſo benennt und in großen Lagern an den Ufern des Rheines findet.

Digitized by Google

1 b. Seite 53 und 54.

Büffel-Beeren. — **Shepherdia argentea Nuttal** iſt, zufolge Hooker's **Flora boreali-americana**, ganz verſchieden von **Shepherdia Canadensis Nutt.**, und ſogleich zu erkennen an ihren mehr ausgebreiteten Zweigen und ihren ſchmaleren Blättern, die auf beiden Seiten mit ſilberähnlichen Schuppen bedeckt ſind, ſowie an ihrer durchſcheinenden Frucht, die ſo glänzend roth iſt, daß die Indianer ſie Metheu-miwa (Blut-Beere) nennen. Purſh erwähnt ihrer großen Aehnlichkeit mit **Elaeagnus argentea**, deren Blätter jedoch viel ſchmaler, weniger ſilberfarbig und ebenſo wie die Zweige gegenüberſtehend ſind; Blühten und Früchte ſind ſehr verſchieden.

Shepherdia Canadensis Nutt. (Hippophae Canadensis Willd.) kommt in ganz Kanada vor und bis zum Fort Franklin am Mackenzie-Strom, und von Neufoundland und der Hudſons-Bai bis zum Felſen-Gebirge (Richardſon; Drummond). Nach Menzies kommt ſie auch an der Nordweſt-Küſte vor.

Elaeagnus argentea, ein in Kanada einheimiſcher Strauch, findet ſich auch von den großen Stromſchnellen des Saſkatſchewan bis zum Felſen-Gebirge und bis zum 69. Breiten-Kreiſe nahe der Küſte (Richardſon; Drummond); auch an der Hudſons-Bai (Nuttal). E. argentea iſt ſehr nahe verwandt mit einigen **Elaeagnus**-Arten der Alten Welt, namentlich mit **E. parvifolia Wall.**; **E. orientalis L.**, und **E. augustifolia**. Die Blätter ſcheinen veränderlich in der Geſtalt zu ſein, doch ſind ſie, nach Hooker, bei **E. argentea** mehr herabhangend als bei den erwähnten und die Früchte kugelförmiger mit einem mehligen Überzug wie die Blätter. Nach Richardſon iſt es die von den Krihs Wah-piſſkimena genannte Pflanze. Die Rinde fällt im Winter ab, ſo wie ſie bereift. Drummond ſagt, die Blätter ſeien ſehr wohlriechend. Blätter und Zweige ſtehen abwechſelnd.

Wislizenus (Ausflug nach den Felſen-Gebirgen, Seite 97) ſpricht von Bull-Berries, auch Rabbit-Berries (Kaninchen-Beeren) genannt, und nennt ſie die Frucht der Shepherdia argentea, eines großen Strauchs, deſſen Blätter auf der unteren Seite weißglänzend ſind. Die rothen Beeren haben Aehnlichkeit im Anſehen und Geſchmack mit Johannis-Beeren.

In dieſen Nachrichten iſt nicht die Rede von den blauen Blättern, deren Catlin gedenkt *); iſt die blaue Farbe etwa abhängig von der Jahreszeit? Bei Catlin's Anweſenheit waren die Früchte reif, es war alſo entweder Spätſommer oder Herbſt.

Der Service-Berries-Strauch iſt Amelanchier sanguiena DC. (Pyrus sanguiona, Pursh). Max von Neüwied (Reiſe nach Nordamerika, Band II. S. 201) ſchreibt Cervisberry-Strauch.

2. Seite 59.

Die Mandaner (bei den Kanadiern les Mandals), — ſo werden dieſe

*) Max von Neüwied nennt jedoch das Laub „blaülich-grün". — Reiſe in Nord-Amerika. Band I, Seite 308.

Indianer jetzt allgemein genannt, obgleich dieſe Benennung eigentlich von den Dacotas gegeben iſt, — bildeten ehemals ein zahlreiches Volk, welches dreizehn und vielleicht mehr Dörfer bewohnte. Sie ſelbſt nennen ſich Nümangkake (d. h. Menſchen), und wollen ſie ihre Abſtammung näher bezeichnen, ſo wird noch die Bezeichnung des Dorfes hinzugeſetzt, aus welchem ſie urſprünglich herſtammen, da alle ihre Dörfer einen Namen tragen. Ein Theil von ihnen nennt ſich Sipuske-Nümangkä (die Leüte der Faſanen oder Prairie-Hens), nach dem Dorfe Sipüska-Mihti (Faſanen-Dorf); Andere heißen Mató-Nümangkä (die Leüte des Bären) nach dem Dorfe Mató-Mihti; wieder andere Schakiri-Nümangka (die Leüte der Kaktus oder der Pommes de requettes) nach Schakiri-Mihti (Dorf der Kaktus); noch Andere Mahtäkä-Nümangkä (Leüte des Dachſes) nach dem Dachs-Dorfe (Mahtäkä-Mihti) u. ſ. w. Ein anderer allgemeiner Name dieſes Volkes iſt Mähnd-Härrä, die Trotzenden oder Schmollenden, weil ſie ſich von einem Theile ihrer Nation trennten und den Miſſouri weiter aufwärts zogen. (Prinz von Neüwied, Reiſe in das innere Nordamerika. Bd. II, S. 103).

3. Seite 59.

Die beiden Dörfer ſind Mih-Tutta-Hangkuſch (das ſüdliche Dorf), etwa 300 Schritt oberhalb Fort Clarke, an demſelben Flußufer, und Ruhptare (die ſich umwenden) etwa drei engliſche Meilen höher am Fluſſe aufwärts ebenfalls an demſelben Ufer. Das erſtere zählte zur Zeit der Anweſenheit des Prinzen von Neuwied 65 Hütten und enthielt etwa 150 Krieger; das letztere 38 Hütten und 83 Krieger. Dem Geſagten zufolge beſaß damals dieſer Stamm nicht mehr als 233 bis 240 Krieger und etwa im Ganzen 900—1000 Seelen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 105.)

4. Seite 69.

Die Hautfarbe dieſer Indianer iſt ein ſchönes, bald röthliches, bald mehr helles oder dunkleres Braun, welches man wol zuweilen Kupferfarbe nennen könnte, bei einigen mehr graubraun, bei anderen mehr gelblich. Wenn ſie ſich gehörig reinigen, ſo giebt es einige unter ihnen, welche eine ſtark ins Weißliche ziehende Haut und ſogar Röthe auf den Backen zeigen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 107.)

5. Seite 69.

Es giebt ganze Familien unter den Mandanern, wie unter den Blackfeet (Schwarzfuß-)Indianern, wo die Haare grau, oder ſchwarz mit Weiß gemiſcht ſind, ſo daß der ganze Kopf grau erſcheint. Beiſpiele hierzu lieferten die Familie des Sih-Chidä und des Mato-Chihä. Der Letztere war in dieſer Hinſicht beſonders merkwürdig. Seine Haare waren buſchweiſe braünlich, ſchwarz, ſilbergrau, meiſt aber weißgrau, und ſeine Augenwimpern gänzlich weiß, welches bei einem übrigens wohlgebildeten Mann zwiſchen 20 und 30 Jahren einen ſonderbaren Eindruck machte. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 106.)

Digitized by Google

6. Seite 65.

Die Mandaner rauchen theils die Blätter der ſelbſt gebauten Tabacks-Pflanze (Nicotiana quadrivalvis), theils die Rinde der rothen Weide (Cornus sericea)*) mit dem Taback der Handelsleüte gemiſcht, oder den letzteren mit den Blättern des Sakakomi (Arbutus uva ursi), in ihrer Sprache Manna-Schóttä. Die Rinde der rothen Weide heißt in der Mandaner-Sprache Mánna-Sáchka. Der Taback der Weißen unvermiſcht, iſt den Indianern zu ſtark, weil ſie den Rauch in die Lungen einziehen; daher rauchten ſie auch die Cigarren nicht gerne.

Der Taback (Mannascháe oder Manasché), welchen die Mandaner, Mönnitarrier und Arrikarer kultiviren, wird dort hoch und man läßt dieſe Pflanze ohne alle Sorgfalt aus dem Samen aufwachſen. Sie wird nicht verpflanzt. Man ſchneidet die Stengel ab, wenn ſie reif ſind, trocknet ſie und pulveriſirt oder ſchneidet die Blätter mit den kleinen Zweigen in kleine Stücke. Geruch und Geſchmack ſind unangenehm für den Eüropäer und mehr chamillen- als tabacksartig. Haüfig wird dieſer Taback nicht mehr kultivirt, da er durch den ihnen angenehmeren Taback der Weißen verdrängt worden iſt; doch erhält man immer die Art. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Friedens-Unterhandlungen, raucht man noch dieſen Taback; der Samen wird daher in dem Medizin-Beütel der Nation aufbewahrt, damit die Pflanze nie verloren gehe. Wenn man dieſen Taback rauchen will, ſo wird er mit etwas Fett angerieben. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 122, 124.)

7. Seite 85.

Pemikan, dies bei den nördlichen Indianer ſo beliebte Gericht, wird, nach dem Prinzen von Neüwied, von den Mandanern wenig bereitet. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 128).

8. Seite 86.

Irdene Töpfe und Gefäße verſtehen die drei Nationen (Mandaner, Mönnitarrier und Arikkarer) von verſchiedener Geſtalt und Größe zu verfertigen. Der Thon iſt dunkel ſchieferfarbig und brennt ſich gelbroth. Man miſcht dieſen Thon mit im Feüer zu Staub gebrannten Kieſeln oder Granit. Mit einem runden dicken Steine in der Hand bildet die Arbeiterin die innere Höhlung des Gefäßes und treibt daſſelbe auf dieſe Art von innen auseinander, indem ſie es von außen mit einem Stück Pappelrinde zuſammenhält und glättet. Iſt der Topf fertig, ſo wird er inwendig mit trocknen Spänen angefüllt, von außen mit ähnlichen umgeben, alsdann gebrannt, worauf man in demſelben kochen kann. Von einer Glaſur wiſſen ſie nichts. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 127.)

---

*) Nach Say rauchen ſie, wenn ihnen die Rinde fehlt, auch die Blätter des Arrow Wood (Viburnum). — Siehe Major Long's Expedition, Bd. II, S. 58. Bradbury's Angabe, daß der Indianer-Taback, oder Kinikinik, aus der Rinde des Cornus sanguinea und Rhus glabrum beſtehe, iſt nach Max von Neüwied (Reiſe in Nord-Amerika. 1. Bd. S. 449) nicht richtig.

Digitized by Google

9. Seite 90.

Die Indianer der feſtſtehenden Dörfer haben vor den umherziehenden Jäger-Völkern den Vorzug, daß ſie nicht nur jagen, ſondern auch ihren Haupt-Unterhalt aus ihren Pflanzungen nehmen, welches ihnen immer einen gewiſſen Rückhalt in der Noth ſichert. Zwar hungern auch dieſe Indianer zuweilen, wenn die Biſon-Heerden ſich entfernt halten und ihre Feldfrüchte mißrathen; allein der Mangel kann bei den Miſſouri-Indianern doch nie ſo drückend werden, als bei den mehr nördlich wohnenden Nationen. Die Gewächſe, welche ſie bauen, ſind Mais, Bohnen (Phaseolus), Kürbiſſe, Sonnenblumen (Helianthus annuus) und die Tabacks-Pflanze (Nicotiana quadrivalvis).

Von dem Mais giebt es viele Farben-Varietäten und mehrere Abarten, welche bei ihnen verſchiedene Benennungen tragen. Der allgemeine Name für dies Gewächs in der Mandan-Sprache iſt Kóhchantä (ch guttural, an franzöſiſch auszuſprechen). Die verſchiedenen Abänderungen ſind etwa folgende: 1) Weißer Mais, Schótka; 2) Gelber Mais, Sihka; 3) Rother Mais, Sachká; 4) Gefleckter Mais, Puská; 5) Schwarzer Mais, Pſichká; 6) Süßer Mais, Chéhchipka; 7) Sehr harter, gelber Mais, Schótlka-Káhſchä; 8) Weiß oder roth geſtreifter Mais, oder ſogenanntes Erdkorn, Omahkank-Takóhchä (an franzöſiſch; 9) Sehr zarter gelber Mais, Chiika.

Die Bohnen, Ohmenik-Káhne (e halb ausgeſprochen) ſind ebenfalls von verſchiedenen Arten: 1) Kleine weiße Bohnen, Ohmenik Schóttä. 2) Schwarze Bohnen, Ohmenik-Pſih. 3) Rothe Bohnen, Ohmenik-Sähne (e halb ausgeſprochen). 4) Gefleckte Bohnen, Ohmenik-Puſähne.

Die Kürbiſſe, Kóhdä: 1) Gelbe Kürbiſſe, Kóhdä-Siidä. 2) Schwarze Kürbiſſe, Kóh-Pſi; ſie ſind ſchwärzlich von Farbe. 3) Geſtreifte Kürbiſſe, Koh-Puſſa. 4) Blaue Kürbiſſe, Koh-Tokáhne. 5) Lange Kürbiſſe, Koh-Háſchka. 6) Der Kurbiß mit der dicken Schale, Kóhachtuhn.

Die Sonnenblumen, Mapáe, ein großer Helianthus, der dem in unſeren Gärten kultivirten ganz ähnlich zu ſein ſcheint. Man pflanzt ſie reihenweiſe zwiſchen den Mais. Es giebt zwei bis drei Varietäten, mit rothem, ſchwarzem und eine andere mit kleinerem Samen. Aus den Körnern bäckt man wohlſchmeckende Kuchen.

[Über den Taback ſiehe Anmerkung 6. S. 357.]

Die Bebauung der Mais- und anderer Felder, deren jede Familie 3—4 Acres bearbeitet, geſchieht im Monat Mai. Kleine Gruben werden reihenweiſe angelegt, in welche man die Maiskörner einzeln wirft und mit Erde bedeckt. Während des Sommers werden die Maisfelder dreimal behackt und behaüfelt, damit die Feüchtigkeit beſſeren Zugang finde, und im October iſt die Aernte-Zeit, wobei Männer, Weiber und Kinder Hand anlegen. Jetzt bedienen ſich die Weiber zur Feldarbeit breiter eiſerner Hacken, mit einem krummen hölzernen Stiel, die ſie von den Kaufleüten erhalten; Charbonneau erinnerte ſich, daß ſie Schulterblätter von Biſonten dazu gebrauchten. Die Felder werden nie eingezaünt, ſondern ſind gänzlich frei und offen.

Die Benutzung der wilden Gewächſe der Prairie haben die Mandaner und

Digitized by Google

übrigen Völker des Miſſouri mit einander gemein. Außer den oben erwähnten ſind noch die Feverolles zu nennen, eine den Bohnen ähnliche Frucht, die in der Erde wachſen ſoll, die aber der Prinz von Neüwied nicht geſehen hat, ſo wie es noch mehrere Wurzeln in der Prairie giebt, die benutzt werden. Die Kürbiſſe werden friſch und getrocknet, die Bohnen gewöhnlich mehrere Arten durch einander gemiſcht gegeſſen. Der Mais wird in Waſſer abgekocht oder geröſtet, auch alsdann geſtoßen, mit Fett gemiſcht und in kleine runde Kuchen geballt, gebacken, welche an einer Seite hohl ſind und etwa ausſehen, wie die Hippen; auch bereitet man ihn auf mancherlei andere Art *). Der ſüße Mais iſt ſehr wohlſchmeckend, beſonders wenn er in der ſogenannten Milch iſt, wo er abgekocht, dann getrocknet und zum Gebrauche aufbewahrt wird. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 123).

10. Seite 90.

Der Prinz von Neüwied erwähnt noch einer Suppe, die, wie er ſagt, bei civiliſirten Nationen wohl wenig Beifall finden dürfte; ſie wird nämlich in dem Magen der Thiere gekocht, indem man, nachdem die innere Haut des Magens abgezogen worden, Waſſer hineingießt, das Ganze feſt zugebunden über dem Feüer aufhängt und hin und her bewegt, worauf das Waſſer bald darin kocht. Auf eben dieſe Weiſe bratet und kocht man in den dicken Gedärmen der Thiere Fleiſch und Blut. Das ungeborne Büffel-Kalb iſt ein großer Leckerbiſſen für die Mandaner. Auch der Biber liefert ihnen ein ſehr ſchmackhaftes Fleiſch und in ſeinem fetten Schwanze eine große Delikateſſe. Außerdem eſſen ſie noch den Bären, wenn er jung iſt, den Wolf, den Fuchs, kurz Alles, nur nicht das Pferd. Das Wieſel (Hermelin) wird nur von Wenigen gegeſſen, und unter den Vögeln ſind ihnen der Turkey-Buzzard und die Raben unangenehm, weil ſie die Todten auf den Gerüſten verzehren. (A. a. O. S. 126.)

11. Seite 92.

Nach dem Prinzen von Neüwied bedienen ſich die Mandaner des Salzes bei ihren Speiſen; ſie finden daſſelbe theils in ihren Seen, theils kaufen ſie es von den Handelsleüten. (A. a. O. S. 128.)

12. Seite 98.

Max von Neüwied ſagt, dies Spiel werde von den Mandanern Skohpe und von den Mönnitarriern Máh-Kache genannt; der Major Long erwähnt es auch bei den Pahnihs. Die franzöſiſchen Kanadier nennen es das Billard-Spiel. (A. a. O. S. 46.)

13. Seite 99.

Ein wichtiger Gegenſtand und eine vorzügliche Medizin iſt in den Augen der Mandaner und Mönnitarrier die Haut einer weißen Büffel-Kuh. Wer eine

*) Über die verſchiedene Bereitung der Maiskörner ſ. Say, Exped. Bd. I, S. 194.

Digitized by Google

ſolche nicht beſeſſen oder noch nicht beſitzt, iſt nicht angeſehen. Es ſtreiten ſich vielleicht zwei Männer um ihre Thaten: der eine ein alter, erfahrener Krieger, der viele Feinde erlegt hat, der andere ein junger unerfahrener Burſche, und der Letztere wirft dem Erſteren vor, er habe ja noch keine weiße Büffelhaut gehabt, ſo wird der Alte den Kopf ſenken und vor Scham ſein Geſicht verbergen. Gewöhnlich giebt der Beſitzer einer ſolchen Haut, die man Wohkadeh nennt, (ein weißer Büffel im Allgemeinen heißt Ptihn-Schottä), dieſelbe als Opfer (Uapáhdſhi) an den Herrn des Lebens. Er weiht ſie demſelben, oder, was gleich viel iſt, der Sonne, auch dem erſten Menſchen (Numank-Machana). Er ſammelt vielleicht noch während der Zeit eines ganzen Jahres Dinge von Werth und hängt dann Alles zuſammen in der freien Prairie, meiſt in der Nähe des Begräbniß-Platzes, oder im Dorfe vor ſeiner Hütte, an einer hohen Stange auf. Die weiße Büffelkuh-Haut ſteht unter den Auszeichnungen eines Mannes oben an. Hat man nicht ſelbſt das Glück, eine ſolche zu erlegen, welches wol meiſtens der Fall iſt, da dergleichen Thiere ſelten ſind, ſo kauft man ſie oft in weiter Ferne, und andere Nationen bringen ſie, da man den von den Mandanern dieſem Gegenſtande beigelegten Werth wohl kennt. Eine ſolche Haut muß von einer jungen, nicht über zwei Jahre alten Kuh ſein, und wird mit Hörnern, Naſe, Hufen, Afterklauen und Schwanz vollſtändig abgezogen und gegerbt. Man zahlt dafür bis zu 10 und 15 Pferden an Werth. Ein Mandaner gab 10 Pferde, eine Flinte, Keſſel und andere Dinge für ein ſolches Fell. Die weiße Haut einer alten Kuh oder eines Stiers bezahlt man lange nicht ſo theüer. Eine weiße junge Kuhhaut reicht für alle Töchter eines Mannes hin; ſie wird nicht als Robe getragen, wie bei den Mönnitarriern, oder es trägt ſie höchſtens einmal bei einer großen Feſtlichkeit eine Tochter oder Frau aus der Familie, nachher aber nicht mehr.

Bei der Einweihung des Felles haben die Nümangkake (Mandaner) beſondere Feierlichkeiten. Sobald man die Haut erhalten hat, nimmt man einen ausgezeichneten Medizin-Mann (Numank-Chópenik) an, der ſie umhängen muß. Dieſer geht alsdann in der ſcheinbaren Richtung des Ganges der Sonne um das Dorf herum und ſingt eine Art von Medizin-Geſang. Wenn der Beſitzer, nachdem er drei bis vier Jahre hindurch Dinge von Werth geſammelt hat, ſein Kleinod dem Herrn des Lebens oder dem erſten Menſchen opfern will, ſo wickelt er es zuſammen, nachdem er Wermuth (Artemisia) oder eine Maiskolbe hinzugefügt hat, und die Haut bleibt aldann an einer hohen Stange aufgehängt, bis ſie verfault iſt. Oft, wenn die Ceremonie der Einweihung vorüber iſt, ſchneidet man die Haut in ſchmale Streifen und die Familien-Glieder tragen Theile davon als ſchmale Binden quer über den Kopf oder über die Stirn befeſtigt, wenn ſie ſich putzen wollen.

Tödtet ein Mandaner eine ſolche junge weiße Büffel-Kuh, ſo zählt ihm dies mehr als einen Coup, oder als wenn er einen Feind erlegt hätte. Er zerlegt das Thier nicht ſelbſt, ſondern trägt dies einem anderen Manne auf, welchem er ein Pferd dafür ſchenkt. Er allein, der ein ſolches Thier erlegt hat, darf in den Ohren einen ſchmalen Streifen des Felles tragen. Die weiße Robe

Digitized by Google

wird nicht anderweitig verziert, denn ſie iſt über allen anderen Putz erhaben. Die Handelsleüte verkauften zuweilen den Indianern ſolche Felle und erhielten bis zu 60 andere Felle dafür.

Auch weißgefleckte Büffel-Felle haben bei den Mandanern ſchon einen höheren Werth; es giebt aber auch eine Raſſe dieſer Thiere mit ſehr weichen, ſeidenartigen Haaren von ſchönem, in der Sonne wie Biberhaar ſchillerndem Goldglanze, die man ebenfalls hoch hält und mit 10—15 Dollars bis zu dem Werthe eines Pferdes bezahlt. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 169—170.)

14. Seite 114.

Das Band an der aüßeren Nath der Beinkleider wird jetzt auch haüfig mit blauen und weißen Glasperlen geſtickt und mit langen ledernen Franzen beſetzt, welche unten am Knöchel einen dichten, auf dem Boden etwas nachſchleppenden Bündel bilden. Das Leder der Beinkleider ſelbſt iſt meiſt rothbraun oder fahl röthlich angeſtrichen, gewöhnlich mit Thon, auch öfters auf dieſe Art weiß, oft unterhalb des Knies mit ſchwarzen Querſtreifen bezeichnet.

Das von den Engländern ſogenannte Breechcloth, Nokkä, kommt bei den Mandanern wie bei allen Stämmen der Nord-Amerikaner vor. Es iſt ein meiſt ſchmales Stück ſchwarz und weiß geſtreiften, wollenen Zeüges, welches ſie zwiſchen den Schenkeln durchziehen und vorn und hinten unter dem Gürtel durchſchieben, wo es alsdann mit einer breiten Fläche herunter hangt. Daß dieſes (von Catlin nicht erwähnte) Stück der Bekleidung auch ſelbſt bei den alten Mexikanern im Gebrauche war, beweiſen die Figuren, welche man noch gegenwärtig an den alten Ruinen jenes Landes mit ſo vielem Intereſſe betrachtet. (Prinz von Neüwied a. a. O. S. 114. Antiquités mexicaines, 3. Expédition du Capt. Dupaix. — Tafel 8, 23, 24, 36 und Suppl. IV.)

15. Seite 107.

Der Prinz von Neüwied nennt die Schuhe der Mandaner Humpä.

16. Seite 108.

Obgleich alle Pfeile der Miſſouri-Nationen einander vollkommen gleichen, ſo liegt doch in ihrer Verfertigung ein großer Unterſchied. Die Mandaner ſollen unter allen Miſſouri-Stämmen die netteſten und ſolideſten Pfeile zu verfertigen wiſſen. Ihre Eiſen-Spitzen ſind dick und ſolid, länglich dreieckig und ſehr ſcharf ſchneidend; ſie verfertigen ſie ſelbſt aus altem Eiſen. Die Federn ſind gänzlich angeleimt und die Bewickelung unter der Spitze und am Feder-Ende iſt aus ſehr gleichen, höchſt feinen Thier-Sehnen gemacht. Alle tragen auf ihrer ganzen Länge hinab eine Schlangen- oder Spiral-Linie eingegraben oder mit rother Farbe darauf gemalt, welche den Blitz vorſtellen ſoll. Die Mönnitarrier machen die Eiſenſpitzen dünner und nicht ſo gut, leimen auch die Federn nicht feſt, ſondern binden ſie bloß an beiden Enden an, wie die Braſilier. Die Aſſinneboiner haben haüfig ſehr dünne, ſchlechte Blechſpitzen an ihren Pfeilen. Say (ſiehe Major Long's Exped.) erzählt, daß das Arrowwood (Viburnum) von den Indianern

Digitized by Google

des unteren Miſſouri und der benachbarten Prairien zu ihren Pfeilen benutzt werde. Der Prinz von Neüwied vermuthet, daß dieſer Strauch der Aliſien (Viburnum) des oberen Miſſouri ſei, der zuweilen zu den Bogen, aber ſelten zu den Pfeilen benutzt wird. — Vom Vergiften der Pfeile weiß man nichts. (Man vergl., was Catlin Seite 23 über die Pfeile ſagt.)

Die Mandaner und Mönnitarrier haben jetzt faſt ſämmtlich Flinten (Erúhpa in der Sprache der Erſteren), welche ſie an den meſſingenen Pfeifen der Ladeſtöcke mit rothen Tuchläppchen verzieren und an den Kolben mit gelben Nägeln beſchlagen. Außer dem an dem Gewehre befindlichen Ladeſtocke tragen ſie, wie alle Indianer, noch immer einen beſonderen langen Ladeſtock in der Hand, deſſen ſie ſich gewöhnlich bedienen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 201.)

17. Seite 116.

Der Prinz von Neüwied hält dies für ein Mißverſtändniß, da die Indianer ihm niemals etwas Aehnliches geſagt haben. (A. a. O. S. 659.)

18. Seite 116.

Catlin hat in Bezug auf den Wohnplatz des Herrn des Lebens die Mandaner wol mißverſtanden, oder er iſt falſch berichtet worden, wie dies auch Hr. Kipp, welcher der Mandaner-Sprache ganz mächtig war, bekräftigte. Den Sitz des Herrn des Lebens glauben ſie in der Sonne*) und nicht in der Hölle, weshalb ſie auch beſonders die Sonne verehren. Der Ausdruck „Hölle“ ſollte hier gar nicht gewählt werden, indem „das Land der Guten“ und „das Land der Böſen“ beſſere Beziehungen für dieſe Begriffe zu ſein ſcheinen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 660 Anm. *).

19. Seite 117.

Es iſt dies die Arche des erſten Menſchen (Mah-Mönnih-Túchä), welche Catlin „Kanoe“ nennt. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 661 Anm. **).

20. Seite 117.

Nach Catlin kennen die Mandaner nicht die Eintheilung in Tage oder Wochen; dagegen ſagt der Prinz von Neüwied:

Die Eintheilung der Zeit, beſonders die Eintheilung des Jahres in Monate (Minang-gä), iſt bei den Mandanern ziemlich natürlich. Sie rechnen die Jahre nach Wintern, und ſagen, ſo viele Winter ſind ſeit jenem Ereigniſſe verfloſſen. Die Zahl der Winter können ſie in Zahlen oder auch an den Fingern und Händen abzählen, denn ihre Zahlwörter ſind ſehr vollſtändig. Beginnt man mit dem Anfange des Jahres, ſo iſt:

1) Der erſte Monat, der Monat der ſieben kalten Tage, Aſchini-tächtaminang-gä; er entſpricht dem Januar.

---

*) Catlin ſagt übrigens ſelbſt im 19. Kapitel S. 160, wo er von Regenmachern ſpricht: „die Medizin-Männer ſandten Geſänge und Gebete zu dem Großen Geiſte empor, der in der Sonne lebt und den Wolken des Himmels gebietet.“

Digitized by Google

2) Der Monat der Begattungszeit des Wolfes, Chàratà-dùh-hàminahki-minang-gà; unſer Februar.

3) Der Monat der kranken Augen; Iſtippa-minang-gà; März.

4) Der Monat des Wildprets; Einige nennen ihn auch den Monat der wilden Gänſe, Enten u. ſ. w.; Pattohà-ku-minang-gà; April. Man nennt ihn auch öfters den Monat, welcher das Eis aufbricht, Chódà-uàppi-minang-gà.

5) Der Monat, in welchem man ſäet (den Mais), oder Monat der Blumen; Wakih-hàddà-minang-gà; Mai.

6) Der Monat der reifen Service-Beeren; Mànna-puſchàkà-ratak-minang-gà; Juni.

7) Der Monat der reifen Kirſchen (Prunus); Katàckà-ràtack-minang-gà; Juli.

8) Der Monat der reifen Pflaumen (Prunus); Wàhkta-ràtack-minang-gà; Auguſt.

9) Der Monat des reifen Mais; Makiruchah-minang-gà; September.

10) Der Monat der abfallenden Blätter; Mànna-apà-haràh-minang-gà. Oktober.

11) Der Monat, wo die Flüſſe zufrieren; Chódà-ahke-minang-gà; November.

12) Der Monat des kleinen Froſtes (la lune du petit froid); Iſchinin-takſchù-kà-minang-gà; Dezember.

Hier und da werden auch noch andere Namen für die Monate gewählt, worin etwas Willkühr herrſcht; die hier angegebenen ſind aber die gewöhnlichen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 191.)

21. Seite 119.

Eigentlich ſollten ſie Alle weiß angeſtrichen ſein, welches die Farbe der Trauer oder Demuth iſt, doch kann zufällig die weiße Erde gefehlt haben. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 662 Anm. *).

22. Seite 119.

Catlin nennt den Leiter der Ceremonie Oh-ka-pa-kah-seh-ka; dies iſt unrichtig, es muß heißen Kauch-Sächka. Es erklärt ſich dies wol dadurch, daß die Sprache der Mandaner für einen Engländer und Franzoſen ſchwer, für einen Deütſchen oder Holländer weit leichter auszuſprechen iſt, weil ſie außerordentlich viele Kehltöne, wie ach, och, uch im Deütſchen hat. Naſentöne kommen nur einzeln vor. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 662 Anm. **) und S. 207.)

23. Seite 119.

Dies iſt nicht richtig, indem der erſte Menſch am Ende des Feſtes wieder erſcheint, die acht Büffel-Stiere (Beróckì-Hàddiſch) todtſchießen läßt und ſie dem Volke preisgiebt. Wenn nämlich Alles vorüber iſt, ladet Numànk-Màchana (der erſte Menſch) die Bewohner ein, ſich zu verſammeln und Büffel-Jagd zu halten. Die Männer kommen nun zu Fuß und zu Pferde mit Bogen und Pfeilen herbei; letztere ſind an der Holzſpitze mit grünem Laube verſehen,

Digitized by Google

und indem die Stiere dem erſten Menſchen tanzend ſich genähert haben, und von ihm zurüchgeſtoßen werden, ſchießt man ſie von allen Seiten nieder. Sie fallen, wälzen ſich auf dem Boden und liegen dann als Todte ſtill. Der erſte Menſch ladet nun die Bewohner ein, ſich das Fleiſch der Büffel zu nehmen. Dieſe, welchen die Roben ſchon abgefallen waren, ſtehen nun auf und ziehen ſich in die Medizin-Hütte zurück, wo die Figuranten ſich in zwei Haufen theilen, Arme und Beine ausſtrecken, ſich auf den Magen ſchlagen und dabei ausrufen, daß ſie ſich nun ſtark fühlen, die Einen, daß ſie Feinde tödten, die Anderen, daß ſie viele Büffel erlegen würden u. ſ. w., dann entfernt man ſich, ißt, ruht, und das Feſt iſt beendigt. (Prinz von Neüwied, S. 662, Anm. ***).

24. Seite 122.

Max von Neüwied führt noch folgende Masken an, die am dritten Tage des Okippe an dem Tanze theilnehmen und von Catlin nicht erwähnt werden:

1) Zwei Männer, als Weiber verkleidet, welche in dieſem Aufzuge mittanzen, indem ſie ſich zur Seite der acht Büffel halten. Sie tragen Kleider von Bighorn-Leder, Weiber-Beinkleider (Mitaſſes), die Robe mit den Haaren nach außen, bloß die Backen roth bemalt, das Kinn tättowirt, den Kopf nach Weiberart mit Glasperlen (Raſſade) verziert.

2) Zwei andere Männer ſtellen ein Paar Schwäne vor. Sie ſind nackt, tragen einen Schwanen-Schwanz in der Hand, ſind über und über weiß angeſtrichen, bloß Naſe, Mund (Schnabel) und der untere Theil der Beine mit den Füßen ſchwarz.

3) Ein Paar Klapperſchlangen. Ihr Rücken iſt, wie bei dieſen Thieren, ſchwarz quer geſtreift, die Vorderſeite gelblich, von jedem Auge laüft über die Backen hinab ein ſchwarzer Streifen und in jeder Hand halten ſie einen Büſchel Wermuth.

4) Zwei Biber (Uárapá); ſie tragen die Büffelhaut mit dem Pelze nach außen, hinten am Gürtel ein Stück Pergament, wie einen Biberſchwanz, und ſind braun bemalt.

5) Zwei Raubvögel; ihre Schultern ſind blau, der Vordertheil gelblich und gefleckt, ſie tragen Federn auf dem Kopfe und Raubvogel-Füße in den Händen.

6) Zwei Männer ſtellen das getrocknete Fleiſch vor, welches in ſchmale Streifen geſchnitten iſt. Sie haben auf dem Kopfe eine Mütze von weißem Haſenfelle, der Leib iſt mit Zickzack-Streifen bemalt, um die Hüften haben ſie einen Gürtel von grünen Zweigen und tanzen mit, wie die übrigen.

7) Ein oder zwei Wölfe (Chāratá). Sie ſind weiß angeſtrichen, tragen eine Wolfshaut und laufen den Cabris, welche ſich vor ihnen flüchten, nach; fangen ſie eine ſolche, ſo kommen die Bären, nehmen ſie ihnen ab und freſſen ſie auf.

8) Zwei Prairie-Wölfe (Schăhäcke). Sie ſind oben auf dem Kopfe weiß, auf dem Geſichte gelbroth gemalt, tragen trockene Kraüter in den Haaren, in der Hand einen rothbraun geſtreiften Stock und laufen in der Prairie vor den anderen Thieren her, wenn dieſe das Dorf verlaſſen.

Digitized by Google

Faſt alle dieſe Thiere ſollen verſchiedene Geſänge mit Worten haben, die aber Uneingeweihte nicht verſtehen. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 175, 177, 178.)

25. Seite 124.

Die Rolle des Ochkih-Häddä oder Teüfels kann Niemanden zugetheilt werden, ſondern wer ſich dazu hergeben will, muß ſich ſelbſt melden. (Prinz von Neüwied, a. a. O. S. 176.) Einſt, ſo erzählen die Indianer, habe man dies Medizin-Feſt am Heart- (Herz-) Fluſſe gefeiert, wo die Mandaner damals noch wohnten, und den Mann, der dieſe Rolle übernommen hatte, in den Fluß geführt. Als man ihn ausgezogen hatte, um ihn zu bemalen und anzukleiden, gab er große Unruhe zu erkennen und verlangte, man ſolle ihn loslaſſen, und als dies geſchah, war er wie vom böſen Geiſte beſeſſen, rannte pfeilſchnell wie ein Pferd auf die Hügel und in der Ebene umher. Den beiden Begleitern wurde bange und ſie liefen nach dem Dorfe; allein der neüe Ochkih-Häddä kam pfeilſchnell bei ihnen vorbei, ſprang über die hohe Umzaünung des Dorfes oben in die Hütten hinein und wieder hinaus, lief alsdann nach dem Fluſſe und man ſah nach ihrer Meinung deütlich, daß er beſeſſen war. Es koſtete den Bewohnern viel Mühe, ſeiner habhaft zu werden und ihn abzuwaſchen, er aber zitterte am ganzen Leibe, verhüllte ſich in ſeine Robe und blieb ſein ganzes Leben hindurch in einem ähnlichen Zuſtande, ohne je wieder ein Wort zu ſprechen.

Wenn die Mandaner drei bis vier Tage faſten, ſo traümen ſie häufig vom Ochkih-Hädda und glauben dann, daß ſie nicht lange mehr leben werden. Ein Indianer erzählte dem Prinzen von Neüwied (a. a. O. S. 176 Anm.), er habe auch einſt bei dieſem Feſte lange gefaſtet und ſich am Rücken aufhängen laſſen. Während der Nacht traümte er vom Ochkih-Häddä und ſah denſelben weit ſchrecklicher und größer, als er je dargeſtellt werden konnte. Sein Federbuſch reichte bis in die Wolken und er lief pfeilſchnell umher. Noch mehrmals traümte er von dieſem Teüfel; er will aber jetzt, um nicht zu früh zu ſterben, nie mehr faſten. Er ſetzte noch hinzu, er habe den als Maske vorgeſtellten Ochkih-Häddä oft mit Freüde und ohne Scheü betrachtet; er ſehe jetzt dieſe Sache aus einem anderen Geſichtspunkte an, denn je mehr er an ihn gedacht habe, deſto größer und gräßlicher ſei er ihm vorgekommen und unter dieſen Umſtänden ſei ihm der Geiſt auch ſehr nahe geweſen, und wenn er ihn nur einmal berührt hätte, ſo würde er ohne Zweifel geſtorben ſein.

Banden oder Vereine bei den Mandanern.

(Max von Neüwied, Reiſe in das Innere von Nord-Amerika. Bd. II, S. 138).

Wie unter den meiſten nordamerikaniſchen Indianer-Stämmen, ſo beſtehen unter den Mandanern und allen Nationen des oberen Miſſouri gewiſſe Banden oder Vereine, Geſellſchaften, die ſich durch äußere Kennzeichen und Geſetze von den übrigen unterſcheiden und zuſammenhalten. Bei ihnen kommen drei Arten von Kriegs- oder Signal-Pfeifen (Ihkaſchka) vor, welche ſie um den Hals ge-

Digitized by Google

hängt tragen; ſie gehören mit zu den Kennzeichen der Vereine, welche letztere die Männer nach ihrem Alter in ſechs Klaſſen theilen.

1) Die erſte Bande oder den erſten Verein bilden die Meniſs-Ochka-Ochatä, die thörichten Hunde, oder die Hunde, deren Namen man nicht kennt. Sie beſtehen aus jungen Leüten von 10—15 Jahren und tragen eine Ihkoſchka aus dem Flügelknochen der wilden Gans (Outarde der Kanadier), der nur klein iſt. Wenn ſie tanzen, ſo haben drei von ihnen ein langes, breites Stück rothes Tuch vom Halſe hinten bis auf den Boden hinab hangen. Wie eine jede Klaſſe haben ſie einen beſonderen Geſang zu ihrem Tanze. Ehemals konnten auch alte Leüte in dieſer Bande ſein; dann durften ſie aber nie vor dem Feinde weichen; man hat dies ſeitdem zu der jetzt beſtehenden Regel abgeändert. Wollen Knaben in die erſte Bande eintreten, um Männer zu werden, ſo gehen ſie zu den Mitgliedern derſelben, reden ſie mit der Benennung Vater an, und ſuchen ſowol den Grad, als den Tanz, den Geſang und die damit verbundene Kriegs-Pfeife für gewiſſe Gegenſtände von Werth, als wollene Decken, Tuch, Pferde, Pulver, Blei u. dgl. anzukaufen, welche der Vater für ſie zahlt. Verkauft man ihnen die Stelle, ſo haben ſie das Recht an die Auszeichnungen dieſer Bande, und der, welcher ſie verkaufte, begiebt ſich dadurch aller Anſprüche an dieſelbe; er ſucht ſich dagegen in eine höhere Bande einzukaufen. Die Tänze der verſchiedenen Klaſſen ſind in der Hauptſache dieſelben; allein es iſt mit einem jeden ein beſonderer Geſang verbunden, auch ſelbſt zuweilen eine verſchiedene Fußbewegung. Trommel und Schiſchikué werden ebenfalls mitgekauft. Die erſtere nennen die Mandaner Mánna-Bärächä und das Schiſchikué Inähdä. Das letztere iſt bei dieſer Bande kugelförmig, mit einem Stiele oder Handgriffe, und wird von Leder gemacht. Wenn man die Art der Inſtrumente näher bezeichnen will, ſo ſetzt man zu dem Worte Ihnädä noch den Namen der Bande hinzu.

2) Die zweite Klaſſe oder Bande ſind die Hähderucha-Ochatä, die Krähen- oder Raben-Bande, junge Leüte von 20—25 Jahren. Oft ſind junge Leüte ein halbes Jahr oder länger in keiner der Banden; ſie gehen dann zu denen der Krähen-Bande und reden ſie an: „Vater, ich bin arm, wünſche aber von Dir zu kaufen". Willigt der bisherige Beſitzer ein, ſo erhalten ſie die Rabenfedern, welche die Krähenbande auf dem Kopfe trägt, eine doppelte Ihkoſchka, aus zwei neben einander befeſtigten Gänſe-Flügel-Knochen beſtehend, Trommel, Schiſchikué, Geſang und Tanz. Eine jede dieſer Banden hat einen Anführer (Headman der Amerikaner), der über den Verkauf der Rechte und Attribute derſelben verfügt. An dieſen wendet man ſich vorzüglich bei vorkommenden Gelegenheiten. Es wird ſodann in der Medizin-Hütte ein Feſt veranſtaltet, welches man 40 Nächte hinter einander fortſetzt. Man tanzt, ißt und raucht daſelbſt, die Kaüfer tragen die Unkoſten und überlaſſen noch obendrein den Verkaüfern während dieſer ganzen Zeit alle Nächte ihre Weiber, bis die ſogenannten Väter befriedigt ſind und ihre Gerechtſame den Kaüfern abtreten, wodurch die Feſtlichkeit endigt.

3) Die dritte Klaſſe oder Bande ſind die Chárak-Ochätä oder die Káua-Karakáchka, die ſogenannten Soldaten, die ausgezeichnetſten und

Digitized by Google

angeſehenſten Krieger. Sie bemalen das Geſicht bei ihrem Tanze oben roth und unten ſchwarz, ihre Kriegs-Pfeife iſt groß und aus dem Flügelknochen eines Kranichs gemacht. Die Inſignien, welche ſie bewahren, ſind zwei lange, gerade, mit Otterfell umwickelte Stangen, Mánna (das Holz) genannt, von welchen Uhu-Federn herabhangen *). Gehen ſie in den Krieg, ſo pflanzen ſie dieſe Stangen vor dem Feinde in die Erde und dürfen ſie dann nicht verlaſſen, etwa wie die Fahne bei den Eüropäiſchen Truppen. Sie haben auch eine ſolche Stange mit Raben-Federn, die, wenn ſie eingepflanzt worden iſt, ebenfalls nicht verlaſſen werden darf und die ſie Káhka-Pampi nennen. (Eine Abbildung ſiehe a. a. O. Bd. I, S. 578). Sie beſitzen Geſang und Tanz und müſſen ſich in höhere Klaſſen einkaufen. Ihr Schiſchikué oder Raſſel-Inſtrument iſt aus Blech gemacht, in der Geſtalt eines kleinen Keſſels mit einem Handgriffe oder Stiele daran; auch beſitzen ſie zwei Tabacks-Pfeifen, aus denen bei beſonderen Gelegenheiten geraucht wird. Zwei Männer verwahren und tragen dieſe Pfeifen. Alle höheren Klaſſen können zugleich in die Bande der Kaúa-Karakáchka gehören, da dieſer Verein zur Handhabung der Polizei beſtimmt iſt; es verſteht ſich aber, daß alle Mitglieder mit dem Kaufe einverſtanden ſein müſſen. Stimmt ein einziger Mann gegen den Verkauf, ſo kann aus dem Handel nichts werden. Oft geben Einzelne ihre Einwilligung nicht ſogleich, um den Kauf-Schilling höher zu treiben und ſpäter deſto höher zu verkaufen. Die ſogenannten Soldaten bilden einen Ausſchuß, der alle Haupt-Angelegenheiten leitet, beſonders allgemeine Unternehmungen, als: Veränderungen des Wohnplatzes, Büffel-Jagden, Umzug der Dorfſchaften u. dgl. Sind die Büffel-Heerden in der Nähe, ſo bewachen ſie dieſe und geſtatten nicht, daß ſie von Einzelnen beunruhigt werden, bis eine allgemeine Jagd angeſtellt werden kann.

Schießt Jemand in dieſer Zeit nach einem Wolfe oder anderen Thiere, ſo nehmen ihm die Soldaten die Flinte ab und mißhandeln und ſchlagen ihn zuweilen, was er ſich gefallen laſſen muß; ſelbſt die Haüptlinge würden in ſolchen Fällen nicht verſchont werden. Die in der Nähe lebenden Weißen (Uaſchi oder Waſchi) ſind während einer ſolchen Zeit denſelben Geſetzen unterworfen und öfters haben die Soldaten den Holzhauern des Forts die Aexte weggenommen, oder ihnen das Holzhauen unterſagt, damit ſie nicht durch ihr Getöſe die Büffel-Heerden beunruhigen.

4) Die vierte Klaſſe oder Bande, Meniſs-Ochatä, die Hunde, trägt beim Tanze eine große Mütze von buntem Tuche, auf welcher eine große Menge von Elſter-, Raben- und Uhu-Federn befeſtigt iſt, mit bunten Pferde-Haaren und Hermelin-Schnüren verziert, dabei eine große Kriegs-Pfeife aus dem Flügelknochen des Schwanes. Drei von ihnen haben alsdann dieſelben rothen Tuchſtreifen den Rücken herabhangen, deren bei der erſten Bande erwähnt wurde. Gewöhnlich iſt ihr Kopf mit einem hinten herabhangenden dichten Buſche von Uhu-, Raben- oder Elſter-Federn geziert und oft ſind dieſe

*) Dieſe Art von Stangen wird auch Ihſkepka-Schóhdáh und von den Mönnitarrien Biddá-Parachpá genannt.

drei Feder-Arten gemiſcht. Den drei vorerwähnten, mit den langen rothen Tuchſtreifen gezierten Männern, oder den eigentlichen Hunden, kann man ein Stück Fleiſch in die Aſche des Feüers oder auf den Boden werfen und dabei ſagen: „Da, Hund, friß!“ und ſie müſſen darüber herfallen und es roh verzehren wie Hunde und andere Raubthiere. Das Schiſchikué dieſer Bande beſteht in einem Stocke von 1—1½ Fuß Länge, an welchem viele Thierhufe aufgehängt ſind. (Den Anzug der drei Hunde zeigt die Abbildung des Péhriska-Ruhpa, beim Pr. v. Neüwied, a. a. O., Tabelle XXIII.)

5) Die fünfte Bande bilden die Berók-Ochatä, die Büffel-Stiere. Sie tragen beim Tanze die obere Kopfhaut und die langen Nackenhaare des Büffel-Stiers mit den Hörnern auf dem Kopfe; zwei Auserwählte unter ihnen aber, die Tapferſten unter Allen, die alsdann nie mehr vor dem Feinde fliehen dürfen, tragen einen ganzen, völlig nachgebildeten Büffelkopf mit den Hörnern, welchen ſie über ihren Kopf ſetzen (Tab. XVIII), durch deſſen künſtliche, mit einem eiſernen oder blechernen Ringe umlegte Augen ſie hindurchblicken. Dieſe Bande allein trägt unter allen übrigen eine hölzerne Thkoſchka und in ihrem Vereine befindet ſich eine Frau, welche bei dem Tanze mit einer Schüſſel voll Waſſer herumgeht, um die Tänzer zu erfriſchen; allein ſie darf dies Waſſer nur den Tapferſten bringen, welche den ganzen Büffelkopf tragen. Sie iſt bei dieſen Gelegenheiten in einem ſchönen neüen Anzuge von Bighorn-Leder gekleidet und ſtreicht ihr Geſicht mit Zinnober an. Die Männer haben hinten ein Stück rothes Tuch befeſtigt und eine Figur, die den Büffel-Schwanz vorſtellt; dabei tragen ſie die Waffen in der Hand. Die Männer mit den Büffel-Köpfen halten ſich beim Tanze immer nach der Außenſeite der Gruppe, ahmen alle Bewegungen und Stimmen dieſes Thieres nach, wie es ſchüchtern und ſcheü auf die Seite fährt, ſich nach allen Richtungen umſieht u. ſ. w. (Die Abbildung des Büffel-Tanzes ſ. beim Pr. v. Neüwied, a. a. O., Tab. XVIII.)

6) Die ſechſte Bande bilden die Schümſi-Ochatä, die ſchwarz-ſchwänzigen Hirſche. Sie beſteht aus allen alten Männern über 50 Jahren, die aber ebenfalls noch tanzen. Zwei Weiber gehören zu der Bande, welche bei dem Tanze aufwarten, kochen, zur Erfriſchung friſches Waſſer herumtragen u. ſ. w. Die Männer dieſer Bande tragen ſämmtlich einen Kranz von den Klauen des graülichen Bären (Grizzly Bear) um den Kopf, ſowie ſie alle Auszeichnungen für ihre Heldenthaten am Leibe zur Schau bringen, als Kopf-Federn, Haarzöpfe an den Armen und Beinen, Skalpe, Malerei u. ſ. w.

Alle dieſe Banden, ſo wie die nachfolgenden Tänze werden gekauft und verkauft, und bei dieſen Gelegenheiten muß, wie weiter oben geſagt wurde, der Kaüfer ſeine Frau dem Verkäufer während der Feſtzeit überlaſſen. Iſt aber ein ſolcher junger Mann noch unverheirathet, ſo wird er zuweilen weit über Land nach einem anderen Dorfe gehen, um einen Freünd oder Kameraden um ſeine Frau anzuſprechen. Dieſer geht alsdann mit ihm und giebt an den Abenden des Tanzes für ihn ſeine Weiber Preis. Oft bringt ein ſolcher Mann drei, vier und mehrere Weiber mit auf den Schauplatz und giebt ſie ſeinem ſogenannten Vater, d. h. ſobald der Tanz, das Eſſen, Tabackrauchen und das

Digitized by Google

Aufzählen der Heldenthaten vorüber iſt. Alsdann kommt eine Frau nach der anderen, ſtreicht dem Manne, welchen ſie begünſtigen will, mit der Hand über den Arm hinab und geht in den Eingang der Hütte, wo ſie wartet, bis er ihr folgt. Oft bleibt der Herausgeforderte ſitzen und ſenkt den Kopf; dann geht die Frau nach Hauſe, bringt Dinge von Werth herbei, wie Flinten, Roben, wollene Decken u. dgl., welche ſie Stück für Stück vor ihm niederlegt, bis er befriedigt iſt, aufſteht und ihr in den Wald folgt.

Es giebt auch noch andere Tänze, welche ſich kaufen und verkaufen laſſen; dahin gehört der Káua-Karakáchka, ferner der Tanz des halbgeſchorenen Kopfes, Iſchohä-Kakoſchóchatá, welchen die untere Klaſſe kaufen kann, bevor ſie noch das Alter hat, Káua-Karakáchka zu werden. Ein anderer Tanz iſt der der alten Hunde, Meniſs-Chäh-Ochatä. Die Bande der Hunde kann ihn von der Bande der Stiere kaufen, bevor ſie ſelbſt Stiere werden oder ſich in die Bande Bérock-Ochatá einkaufen darf. Bei dem Tanze der alten Hunde malt man ſich weiß, die Hände roth und ſchwarz, und trägt um den Leib eine Binde von Bärenfell (Grizzly Bear) und vom Hinterkopfe herabhängende Federn.

Der ſogenannte heiße Tanz, Wadádähſchóchatá, wird in Ruhptare und bei den Mönnitarriern getanzt, welche letztere ihn von den Arikkarern kauften. Die kleinen Hunde, deren Namen man nicht kennt, führen ihn auf. Man zündet dabei ein großes Feüer an und wirft eine Menge glühender Kohlen auf dem Boden auseinander, zwiſchen welchen die jungen Leüte völlig nackt, alſo mit bloßen Füßen, umhertanzen. Die Hände mit den Vorderarmen, ſo wie die Füße bis über die Knöchel, werden dabei roth angeſtrichen. Auf dem Feüer kocht ein Keſſel mit zerſchnittenem Fleiſche und wenn dies recht gar iſt, greifen ſie mit der Hand in die kochende Flüſſigkeit, nehmen das Fleiſch heraus und verzehren es, mit der Gefahr, ſich zu verbrennen. Die Zuletztkommenden haben dabei das übelſte Geſchäft: ſie müſſen am tiefſten in das kochende Waſſer greifen. Während des Tanzes trägt man die Waffen und das Schiſchikué in den Händen.

As-Chóh-Ochatá iſt ein anderer Tanz, der wie gewöhnlich im Kreiſe aufgeführt und mit Schiſchikué und Trommel begleitet wird. In der Hand tragen ſie dabei mit Federn und Bären-Därmen verzierte Bogen-Lanzen *).

Auf ganz ähnliche Art wie bei den Männern iſt auch das weibliche Geſchlecht bei den Mandanern dem Alter nach in vier Klaſſen getheilt.

Die jüngſte Bande führt den Namen Erúhpa-Mih-Ochatä, die Flinten-Bande. Sie tragen hinten am Kopfe ein Paar Kriegs-Adler-Daunfedern, malen ſich und haben ihren Tanz.

*) Die Bogen-Lanze (Erúhpa-Hichtá) iſt ein großer Bogen, an deſſen einem Ende das Eiſen einer Lanze befeſtigt iſt. Sie dient nur als Zier-Waffe und wird im Ernſte nie gebraucht. Sie iſt ſchön mit Adler-Federn verziert, oft auch mit rothem Tuche, und hat, vollſtändig dekorirt, einen Werth von 100—250 Gulden. Sie erbt vom Vater auf den Sohn fort und man kann ſie nicht wohlfeil erhalten, zuweilen muß man ein Pferd und mehr dafür geben.

Digitized by Google

Die nächſte Klaſſe, in welche ſie ſich einkaufen, iſt die der Fluß-Bande, Paſſan-Mih-Ochatä. Wenn dieſe tanzen, ſo tragen ſie eine Adler-Feder, vor dem Kopfe mit einem weißen Bande befeſtigt, welche nach der linken Seite hinausſteht und einen mit Gras umwickelten Kiel hat.

Die dritte Klaſſe bilden die Heü-Weiber, Chan-Mih-Ochatä, welche, wenn ſie tanzen, ihre beſten Kleider anlegen und nur den Skalp-Tanz ſingen.

Die vierte Klaſſe ſind die Weiber von der Bande der weißen Biſon-Kuh, Ptihn-Täck-Ochatä. Sie bemalen das eine Auge mit einer Farbe nach ihrem Geſchmacke, meiſt himmelblau. Am Kinne vom Munde herab ſind dieſe, größtentheils alten Weiber zum Theil mit ſchwarzen Linien tättowirt*). Um den Kopf tragen ſie ein breites Stück von weißer Biſonkuh-Haut, wie eine Huſaren-Mütze, und einen Federbuſch darauf.

Banden oder Vereine der Mönnitarrier.

Neüwied, Nord-Amerika, Bd. II, S. 217.

Die Mönnitarrier haben ähnliche Banden oder Vereine, wie die Mandaner, die ſich ebenfalls durch Geſang, Tanz und gewiſſe Zeichen unterſcheiden, nämlich:

1) Die Stein-Bande, Wiwa-Ohpage, beſteht aus Knaben von zehn bis elf Jahren, welche Federn auf dem Kopfe tragen.

2) Die Bande der großen Säbel, Wirriachiſchi. Sie ſind vierzehn bis fünfzehn Jahre alt und tragen bei ihrem Tanze Säbel in der Hand**).

3) Die Raben-Bande, Haideróhka-Ächke; junge Leüte von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren.

4) Die Bande der kleinen Prairie-Füchſe, Ehchoch-Kaïchke. Bei ihrem Aufzuge tragen ſie Felle von Ottern und Wölfen am Leibe.

5) Die Bande der kleinen Hunde, Waſkükka-Kariſchta. Auf dem Kopfe tragen ſie Federn und quer über die Schultern herab breite Binden von rothem oder blauem Tuche.

6) Die Bande der alten Hunde, Waſchükke-Ächke. Sie tragen Federn auf dem Kopfe, die vorerwähnten Tuchbinden über die Schulter, ein Wolfs-Fell um den Leib, in der Hand ein Schiſchikué, das aus einem kurzen Stocke beſteht, an welchem Hufe des Büffel-Kalbes aufgehängt ſind, und an ihrem Halſe hängt eine Kriegs-Pfeife, Ih-Akóhſchi.

7) Die Bande der Bogen-Lanzen, Sóhta-Girakſchóhge oder Súhta-Wirakſchóhke. Sie tragen Federn auf dem Kopfe und Bogenlanzen (Bidücha-Haſki) in der Hand. Dies iſt dieſelbe Bande, welche die Mandaner Iſchohä-Kakoſchóchatä nennen.

*) Ganz ähnliche Tättowirung als dieſe ſenkrechten ſchwarzen Linien am Kinne der Mandnaniſchen Weiber ſah Kapt. Beechey bei den Eskimo und den Kaliforniern. — Beechey's Reiſe Bd. I, S. 360 und Bd. II, S. 77. Die Eskimo hatten drei Linien.

**) Da Säbel eine ſeltene Erſcheinung unter den Indianern ſind und nur von den Kaufleüten bezogen werden können, ſo ſcheint dieſe Bande neüeren Urſprungs zu ſein.

Digitized by Google

8) Die Bande der Feinde, Máh-Ihâh-Ächke. Sie tragen Gewehre in der Hand und ſind daſſelbe, was die Mandaner Kaüa-Karakáchka nennen, die ſogenannten Soldaten.

9) Die Bande der Stiere, Kâdap-Ächke. Sie tragen die Kopfhaut des Büffels mit den Hörnern auf dem Kopfe, Tuchbinden um den Leib, Schellen an demſelben und an den Beinen, Lanzen, Flinten und Schilde als ihre Waffen.

10) Die Raben-Bande, Pehriskäike. Sie ſind die älteſten Männer, Ein jeder von ihnen trägt eine lange Lanze, mit rothem Tuche überzogen, Biddá-Paráchpa genannt, von welcher Raben-Federn herabhangen. Sie haben ſchön verzierte Kleidungsſtücke, Federn auf dem Kopfe, Hauben von Kriegsadler-Federn (Wah-Aſchú-Lakükárahä) und borgen ſelbſt ſchöne Kleider von anderen Banden.

11) Die Bande des heißen Waſſers, Máhſawähs. Sie iſt einerlei mit No. 1. — Sie tanzen, wie bei den Mandanern, nackt zwiſchen glühenden Kohlen umher und nehmen Fleiſch aus einem Topfe mit kochendem Waſſer. Hände, ein Theil der Vorderarme und Füße ſind roth angeſtrichen.

Vereine der Frauen:

1) Die Bande der wilden Gänſe, Bihda-Ächke. Wenn ſie tanzen, ſo tragen ſie Wermuth und eine Maiskolbe im Arme, vor dem Kopfe iſt quer eine Feder befeſtigt. Dieſe Bande beſteht aus den älteſten Frauen.

2) Die Bande der Feinde, Máh-Ihâh-Ächke. Sie tragen lange Gehänge von Muſcheln und Glasperlen wie die Männer neben der Stirn befeſtigt und eine Feder quer vor dem Kopfe.

3) Die Stinkthier-Bande, Chochkäiwi. Hinten auf dem Kopfe ſteht ein Federbuſch, das Geſicht iſt ſchwarz gemalt, mit einem weißen Streifen über die Naſe herunter wie am Stinkthiere.

Außer dieſen Banden haben die Mönnitarrier ein Paar für ſich beſtehende Tänze:

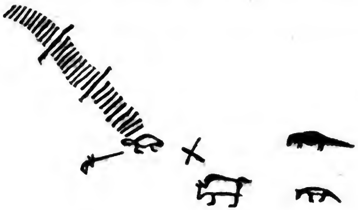
1) Táiruchpahga, der Tanz der Alten. Die Männer erſcheinen bei dieſem Tanze nackt und nicht aufgeputzt. Nur alte Leute führen ihn auf, die Alles mitgemacht haben und nicht mehr zu Felde ziehen.

2) Zühdi-Ariſchi, der Skalp-Tanz. Die Weiber tanzen ihn und tragen dabei den Skalp an Stangen. In ihren Händen haben ſie Flinten, Äxte, Streitkolben, Stangen u. dgl. Einige Männer ſchlagen die Trommel und raſſeln mit dem Schiſchikué. Die Kriegs-Partei der Männer ſteht während deſſen in einer Linie und bewegt die Füße im Takte mit.

Die Spiele der Mönnitarrier ſind dieſelben wie bei den Mandanern; denn wenn ſie auch eines oder das andere urſprünglich nicht kannten, ſo haben ſie es angenommen.

Digitized by Google

Brief eines Mandaners an einen Pelzhändler.



Das Kreüz bedeütet: „Ich will tauſchen oder handeln". Drei Thiere, ein Büffel, ein Fiſcher (Mustela canadensis) und eine Fiſchotter ſind zur Rechten des Kreüzes abgebildet. Der Schreiber will die Felle dieſer Thiere, und zwar wahrſcheinlich eines weißen Büffels, gegen die von ihm auf der linken Seite des Kreüzes abgebildeten Gegenſtände eintauſchen.

An der linken Seite hat er zuerſt einen Biber ſehr deütlich angebracht, hinter welchem eine Flinte ſteht. Zur Linken des Bibers befinden ſich 30 Striche, immer zehn durch eine längere Linie abgetheilt, Dies bedeütet: „ich will 30 Biberfelle und eine Flinte gegen die Felle der zur Rechten des Kreüzes abgebildeten drei Thiere geben.

(Max von Neüwied, Reiſe in Nordamerika. Bd. II, S. 657.)

26. Seite 134 und 136.

Die Benennung Mönnitarris oder Mennitarris iſt von den Mandanern gegeben und bedeütet „die über das Waſſer Gekommenen". Es iſt daher falſch, wenn die Amerikaner „Minetarris" ſchreiben, da in der Mandan-Sprache das Waſſer nicht „Minnih", ſondern „Mönnih" oder „Mennih" genannt wird. Die Franzoſen legten dieſen Indianern den ſonderbaren Namen Grosventres bei, deſſen Bedeütung nicht mehr auf ſie, als auf die übrigen Nationen paßt; auch die Anglo-Amerikaner bedienen ſich haüfig dieſes Namens. Die Mönnitarrier nennen ihre Nation Biddahátſi-Awatiß und nicht Bellántſiä, wie viele Amerikaner ſagen. (Prinz von Neüwied a. a. O. S. 211).

27[a]. Seite 146.

Catlin, welcher die Mandaner im Sommer beſuchte, ſcheint nicht erfahren zu haben, daß ſie beſondere Winter-Dörfer beſitzen. Max von Neüwied ſagt (Reiſe in das Innere von Nord-Amerika, 2. Bd. S. 120 und 273), daß dieſe Indianer im Winter, d. h. im Anfange oder in der Mitte des November, mit dem größten Theile ihrer Habe in die benachbarten Waldungen ziehen, wo ſie

Digitized by Google

ihre Winter-Dörfer erbaut haben, welche aus ganz ähnlichen, nur etwas kleineren Hütten beſtehen. Der Wiedereinzug in die Sommer-Dörfer fällt gewöhnlich in den letzten Theil des Februar oder in den Anfang des März, ſodaß ſie alſo etwa acht und einen halben Monat in den Sommer-Dörfern wohnen. Im Innern der Winterhütte haben die Pferde eine beſondere, von Stangen gebildete Abtheilung, in welche man ſie Abends ſtellt und mit Mais füttert, während ſie bei Tage in den Prairien geweidet und ſich in den Gebüſchen von Pappelrinde genährt haben. Man ſieht die Indianer aus ihren Winter-Dörfern häufig nach den Sommer-Dörfern zurückkehren, um mancherlei Bedürfniſſe zu holen, da ſie immer einen Theil ihrer Habſeligkeiten dort zurücklaſſen. Im Innern der Winterhütten errichtet man quer vor der Thür eine hohe Schirmwand von Weiden-Aeſten, die mit Fellen bedeckt wird, den äußeren Luftzug abhält und namentlich die Feüerſtelle vor dem Zuge ſchützt. Der Eingang beſteht aus zwei vorſpringenden, oben bedeckten Wänden und gleicht einer Röhre.

27[b]. Seite 170, Anfang des 31. Kapitels.

Max von Neüwied ſagt (Reiſe in das innere Nord-Amerika, 2. Bd. S. 22, 2.) über den Büffel: „Man hat den Amerikaniſchen Biſon für identiſch oder doch ſehr nah verwandt mit dem noch jetzt in Rußland lebenden Zubr oder Wiſent angeſehen, allein beide Thierarten bilden vollkommen verſchiedene Species. — Den Biſon hat man ſchon öfter gezähmt, doch ſoll er zur Arbeit nicht beſonders gut zu gebrauchen ſein. Man ſoll Baſtarde vom Haus-Stier und der Biſon-Kuh gezogen haben, die ſehr ſtark und tapfer waren und alle anderen Stiere abſchlugen. Ein recht großer, ſtarker Haus-Stier ſoll aber den Biſon beſiegt haben. Von den Runzeln an der Baſis des Biſon-Horns hat man geſagt, daß ſie das Alter des Thieres anzeigten; allein dies iſt eben ſo ungegründet, als man das Alter der Klapperſchlange nach ihren Schwanzklapper-Ringen beſtimmen will".

28. Seite 186.

Wenn Catlin den Platte-Fluß einen mächtigen Strom nennt, ſo iſt dies ein Irrthum (der übrigens verzeihlich iſt, da er nur die Mündung ſah), denn von allen Flüſſen dieſes weiten Gebietes iſt er der ſeichteſte und kaum für die kleinſten Boote fahrbar; ja im Sommer trocknet er ſo aus, daß er, gleich den Flüſſen Neü-Hollands und Süd-Afrika's, nur einzelne Waſſer-Anſammlungen zwiſchen großen Sandbänken enthält. Die Indianer nennen ihn „Nebraſka", d. h. „ſeichter Fluß", und Waſhington Irving ſagt ſehr paſſend von ihm, daß er der ſchönſte und unnützeſte Fluß in der Welt ſei. Es iſt dies um ſo mehr zu beklagen, da die Quellen ſeines nördlichen Armes auf dem Südpaſſe, dem bequemſten Uebergangspunkte über das Felſen-Gebirge, liegen, und ſein Lauf etwa 190 Meilen bis zu ſeiner Mündung in den Miſſouri gerade oſtwärts geht, mithin die directeſte und vortheilhafteſte Verbindung zwiſchen dem Miſſouri und dem Columbia-Strom (oder vielmehr mit dem ſüdlichen Arme deſſelben, dem Lewis-Fluſſe) im Oregon-Gebiete bilden würde.

Digitized by Google

29. Seite 190.

Die Trappers (ſprich: Träppers), welche ihren Namen davon haben, daß ſie Biber und andere Thiere in Fallen (traps) fangen, ſind ein dem weſtlichen Amerika ganz eigenthümlicher Menſchenſchlag. Sie werden entweder von Handels-Geſellſchaften für geringen Lohn ausgeſandt und mit Pferden, eiſernen Biberfallen, einer Flinte, Pulver und Blei verſehen, oder ſie treiben ihr Gewerbe auf eigene Hand und nennen ſich dann „freie Leüte" (Freemen); dieſe Letzteren ſind die zahlreichſten. In kleinen Partieen durchſtreifen ſie das Land, kein Fels iſt ihnen zu ſteil, kein Waſſer zu reißend. Dabei ſchweben ſie in beſtändiger Gefahr, von den feindlichen Indianern angegriffen zu werden, die ihnen auflauern, um ſie zu plündern und zu ſkalpiren. Aber eben dieſe immerwährende Gefahr ſcheint für ſie einen eigenen Reiz zu haben; nur ſelten und ungern entſchließt ſich ein Trapper, ſein gefährliches Handwerk aufzugeben, und mitten unter den Genüſſen und Bequemlichkeiten der Civiliſation befällt ihn eine Art Heimweh, eine Sehnſucht nach dem beſchwerlichen Leben in der Wildniß.

In Sitten und Gebraüchen haben die Trappers Manches von den Indianern angenommen und Viele verheirathen ſich mit Indianiſchen Frauen. Ihre Kleidung iſt aus Leder gemacht und ihr Kopfhaar laſſen ſie lang wachſen. Die Stelle des Geldes vertreten Biber-Felle, für die ſie in den Forts ihre Bedürfniſſe eintauſchen. Ein Pfund Biber-Felle wird gewöhnlich mit vier Dollars in Waaren bezahlt, dieſe ſelbſt aber werden ihnen zu ſehr hohen Preiſen, ſogenannten Gebirgs-Preiſen, angerechnet. So koſtet z. B. eine Pinte (½ Quart Preüß.) Mehl ½—1 Dollar, eine Pinte Kaffee-Bohnen, Kakao-Bohnen oder Zucker 2 Dollars, eine Pinte verdünnter Alkohol (das einzige geiſtige Getränk im Gebirge) 4 Dollars, ein Stück Kautaback, der gewöhnlich nach Indianiſcher Weiſe mit Kraütern vermiſcht geraucht wird, 1—2 Dollars; Gewehre, Munition, Biberfallen, wollene Decken, Tücher und bunter Putz für die Squaws (Squahs-Frauen) ſind ebenfalls ſehr theüer.

Einmal in jedem Jahre finden an gewiſſen Plätzen, die jedoch öfters wechſeln, Zuſammenkünfte von Agenten der Handels-Geſellſchaften, Trappers und Indianern ſtatt, um auf dieſer „Meſſe der Wildniß" zu kaufen, zu verkaufen, alte Kontrakte zu erneüern oder neüe zu ſchließen, Verabredungen zu treffen, alte Bekannte wieder zu ſehen, die erlebten Abenteüer zu erzählen und eine Woche hindurch — ſo lange währt gewöhnlich die Zuſammenkunft — ſich gütlich zu thun und alle überſtandenen Beſchwerden zu vergeſſen.

Die Glanzperiode der Trappers iſt jedoch vorüber, denn durch die beſtändige Jagd haben die Biber ſich bereits ſo ſehr vermindert, daß, wenn man in der bisherigen Weiſe mit ihrer Vertilgung fortfährt, ſie in nicht ſehr ferner Zeit gänzlich verſchwinden werden und mit ihnen das originelle Geſchlecht der Trappers, und die Erzählungen von dem Leben dieſer Söhne der Wildniß, von den Gefahren, die ſie beſtanden, von den Beſchwerden und Entbehrungen, denen ſie ſich unterzogen, werden dereinſt wie Mährchen klingen.

Digitized by Google

30. Seite 193.

Uber den gemeinſamen Urſprung der Oto's, Aiowäs und Miſſouris theilte ein alter Haüptling dem Indianer-Agenten, Major Bean, folgende Sage mit:

Es war vor der Ankunft der Weißen in Amerika, als ein großer Haufen Indianer, wir nennen ſie Fiſcheſſer (Hoton-ga) und ſie wohnen an den Seen, unzufrieden war und beſchloß, nach Südweſten zu wandern, um Büffel zu jagen, und ſie thaten alſo. Am Puant-See theilten ſie ſich und die, welche zurückblieben, behielten ihren urſprünglichen Indianiſchen Namen, aber die Weißen nannten ſie aus irgend einer Urſache Winnebagos. Die Übrigen, welche unternehmender waren, ſetzten ihre Reiſe fort, bis ſie den Miſſiſſippi und die Mündung des Aiowä-Fluſſes erreichten; dort lagerten ſie ſich auf dem ſandigen Ufer und theilten ſich abermals; ein Theil beſchloß, nicht weiter zu gehen, und diejenigen, welche weiter zogen, nannten die auf dem Sandufer Zurückbleibenden Pa-hö-dſchi oder Staub-Naſen; aber die Weißen, welche ſie zuerſt am Aiowä-Fluſſe auffanden, nannten ſie Aiowäs. Die Übrigen ſetzten ihre Wanderung fort und erreichten den Miſſouri bei der Mündung des Grand River. Es waren nur zwei Haüptlinge unter ihnen und ſie gaben ſich hier den Namen Ni-iu-ta-dſche, d. h. „die, welche an der Mündung ankommen", wurden aber von den Weißen die Miſſouris genannt. Der eine Haüptling hatte einen einzigen Sohn, der andere eine ſchöne Tochter, und da Beide edles Blut hatten, ſo hielten ſie es nicht für Unrecht, ſich eine oder zwei Nächte zu entfernen. Dies reizte jedoch den Vater des unglücklichen Mädchens zu ſolchem Zorn, daß er ſeine Krieger zum Kampfe rüſtete. Es kam indeß nicht zum Kämpfen; doch trennte ſich der Vater des unglücklichen Sohnes von den Übrigen und zog den Miſſouri weiter aufwärts, worauf ſie ſich Wach-toch-ta-the nannten; woher ſie den Namen Otos erhalten haben, weiß ich nicht. Die Fiſcheſſer oder Winebagos, wie wir ſie nennen, blieben noch öſtlich vom Miſſiſſipi im Staate Illinois.

Nachdem die Aiowäs alles Land, auf dem ſie ſich zuerſt angeſiedelt, an die Vereinigten Staaten abgetreten hatten, wanderten ſie weſtlich vom Staate Miſſouri zwiſchen die Waſſer des Miſſouri und des kleinen Platte-Fluſſes. Da die Miſſouris im Kampfe mit den Oſagen unglücklich waren, ſo trennten ſie ſich hier wieder, und ein Theil lebt jetzt mit den Aiowäs, ein anderer mit den Otos. Die Otos zogen den Miſſouri weiter aufwärts, bis ſie an den Big-Platte kamen, der in den Miſſouri mündet, überſchritten denſelben und lebten eine Zeitlang oberhalb ſeiner Mündung; aber in den letzten Jahren haben ſie am Platte-Fluſſe, etwa 80 engliſche Meilen (zu Waſſer) oberhalb des Miſſouri gewohnt". (Max von Neüwied, Reiſe in das innere Nord-Amerika. I. Bd. S. 645. Beilage D.)

31. Seite 197.

Die bedeütendſte dieſer Karawanen iſt diejenige, welche jährlich von Independence im Staate Miſſouri nach Santa Fe in Mejiko abgeht. Die Waaren werden auf zahlreichen Ochſen-Wagen transportirt und die große Santa Fé-

Straße iſt durch die zahlreichen Handelszüge zu einem breiten, chauſſeeähnlichen Wege geworden. Sie zieht ſich in ſüdweſtlicher Richtung durch die Prairie und überſchreitet etwa auf der Hälfte des Weges den Arkanſas-Fluß, der hier ſeicht iſt und dem Übergange keine Hinderniſſe darbiet.

32. Seite 198.

Die Everglades ſind unermeßliche, herrenloſe Landſtriche, die ſich nördlich und ſüdlich vom Georgen-See bis nahe an das Süd-Ende der Halbinſel Florida ausdehnen. Sie werden bald breiter, bald ſchmaler, bis ſie unter 87° W. Grw. und 25° 30' N. ihre größte Breite erreichen. In dieſem weiten Landſtriche, der hauptſächlich aus Moraſt beſteht und wahrſcheinlich 4000—5000 Quadrat-Meilen enthält, liegt der See Mayaca und die Quelle des Charlotten-Fluſſes. Dieſe weiten und unzugänglichen Sümpfe haben den Indianern ſtets zu einem ſicheren Schlupfwinkel gedient.

33ª. Seite 200.

Die Oſagen, welche ihr Volk ſelbſt Waſaji nennen, waren ehemals ein mächtiger Stamm und immer im Kriege mit den übrigen Indianern, ſelbſt die Konſas nicht ausgenommen, welche einerlei Dialekt mit ihnen reden. Sie waren urſprünglich in die Großen und Kleinen Oſagen getheilt, aber vor etwa vierzig Jahren trennte ſich ein Theil von ihnen, der unter dem Namen der Chaneers- oder Clermonts-Bande bekannt iſt, und zog an den Arkanſas. Sie betrachten ſich als das Urvolk. (Max von Neüwied, Reiſe in das innere Nordamerika. Bd. II S. 637 Anm. — Ueber den jetzigen Wohnplatz der Oſagen ſiehe Gallatin, a Synopsis of the Indian Tribes. pg. 126. in Archaeologia Americana. Vol. II.)

33ᵇ. Seite 223.

Der Horn-Froſch (Ceratophris varius B. oder Rana cornuta Auct.) hat ſeinen Namen von den ſonderbaren tutenförmigen, etwa drei Linien langen Augenliedern oder kegelförmigen Augendecken, die dem Thiere das Anſehen geben, als ob es Hörner trage, worin die Augen ſitzen. Dieſe Augenlieder können herabgeſenkt werden, um die Augen zu bedecken.

34. Seite 233.

Der unter dem Namen Bogen-Holz (bois d'arc; Bow wood) bekannte Baum, Maclura aurantica, findet ſich an dem oberen Laufe des Waſchita-Fluſſes, in den mittleren Gegenden von Arkanſas und hier und da an der Nordgränze Louiſiana's und hat einen ſehr beſchränkten Verbreitungs-Bezirk. Seine großen und ſchönen Blätter ſtehen in Form und Anſehen zwiſchen denen der Orange und denen der Bignonia catalpa, die Frucht ähnelt einer ſehr großen Orange, ſchmeckt aber ſehr ſchlecht. Das Holz gleicht dem Gelbholze (Morus tinctoria) und giebt eine ähnliche Farbe wie dieſes; es iſt hart, ſchwer, dauerhaft und ſo elaſtiſch, daß alle ſüdweſtlichen Indianer-Stämme ſich deſſelben

Digitized by Google

zur Anfertigung ihrer Bogen bedienen, weshalb es von den Franzoſen den Namen bois d'arc erhalten hat.

36. Seite 270, 281. *)

Die Voyageurs bilden eine Art Brüderſchaft in Kanada, wie die Arrieros in Spanien und werden gleich dieſen zu langen Reiſen und Handels-Expeditionen verwendet, nur mit dem Unterſchiede, daß die Arrieros zu Lande, die Voyageurs zu Waſſer, Erſtere mit Maulthieren und Pferden, Letztere mit Booten und Kanoes reiſen. Die Voyageurs verdanken ihre Entſtehung dem Pelz-Handel, indem ſie von den erſten Franzöſiſchen Handelsleüten bei ihren Handels-Expeditionen durch das Labyrinth der Flüſſe und Seen des weitern Innern gebraucht wurden. Sie ſind gleich alt mit den Courreurs des bois oder Rangers of the Wood (Waldlaüfer — ſiehe weiter unten) und gleich dieſen verbrachten ſie die Zeit zwiſchen ihren langen und beſchwerlichen Zügen in Müßiggang und Schwelgerei in der Nähe der Handelspoſten, verſchwendeten ſorglos das, was ſie mühſam erworben und wetteiferten mit ihren Nachbaren, den Indianern, in träger Sorgloſigkeit, unbekümmert um den folgenden Tag.

Als Kanada unter Britiſche Herrſchaft kam und die alten Franzöſiſchen Handelshaüſer eingingen, waren die Voyageurs, gleich den Courreurs des bois, ganz entmuthigt und konnten ſich an die neüen Ankömmlinge, die in Sitten, Gebraüchen und Sprache von ihren früheren Herren ſo verſchieden waren, nur mit Mühe gewöhnen. Allmälig fanden ſie ſich jedoch auch hierin und endlich betrachteten ſie die Britiſchen Pelzhändler, und namentlich die Mitglieder der Nordweſt-Compagnien, als die legitimen Herren der Schöpfung.

Sie ſind halb als Wilde, halb als Civiliſirte gekleidet; ſie tragen einen Überrock von wollenem Zeüge, ein geſtreiftes baumwollenes Hemd, Beinkleider von Tuch oder Leder, Mokaſſins (Schuhe) von Hirſchleder und einen bunten wollenen Gürtel, woran das breite Meſſer, der Tabacksbeütel und andere Dinge hängen. Ihre Sprache iſt ebenſo buntſcheckig wie ihre Kleidung, denn ſie iſt ein Gemiſch von Franzöſiſchem Patois und Engliſchen und Indianiſchen Wörtern.

Die Voyageurs ſind größtentheils franzöſiſcher Abkunft und haben viel von dem fröhlichen und leichten Sinne ihrer Vorfahren beibehalten. Sie ſind unerſchöpflich im Erzählen von Anekdoten, ſtets zum Tanze bereit und ſingen gern und viel. Dabei ſind ſie aüßerſt höflich und gefällig, ſelbſt gegen ihre Kameraden, und reden ſich untereinander ſtets mit „Vetter" und „Bruder" an, auch wenn gar keine Verwandtſchaft vorhanden iſt.

Gegen ihre Führer und ihre Herren zeigen ſie ſich aüßerſt unterwürfig und Niemand iſt fähiger, Mühſeligkeiten zu ertragen, wobei ſie ihre gute Laune niemals verlieren, und nie ſind ſie glücklicher, als auf den Flüſſen und Seen. Sie ſind kräftige, gewandte Bootsleüte und rudern vom Morgen bis zum Abend ohne Murren. Oft ſingt der Steüermann ein altes franzöſiſches Lied, wobei

*) Durch ein Verſehen iſt die No. 35 der Anmerkungen übergangen worden.

Digitized by Google

die Bootsleüte nach dem Takte rudern und von Zeit zu Zeit mit einfallen. Läßt einmal ihr Eifer oder ihre Laune etwas nach, ſo iſt es nur nöthig, ein Lied dieſer Art anzuſtimmen, und Alle ſind wieder friſch auf. Dieſe Geſänge haben ſich von den früheſten Zeiten der franzöſiſchen Anſiedlung unverändert vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt.

Aber auch ihre Zeit iſt vorüber: die Dampfboote ſind ebenſo unheilvoll für ſie geworden, wie für die Bootsleüte des Miſſiſſippi. Sie ſind nicht länger die Herren der Binnen-Seen und die Schiffer der Wildniß. Sie ſind jetzt auf die entfernten und ſeichten Seen und Flüſſe beſchränkt, wohin die Dampfboote nicht dringen, und nur zuweilen ſieht man ſie noch mit ihren zerbrechlichen Fahrzeügen auf den unteren Seen. In wenigen Jahren werden auch ſie verſchwinden und gleich ihren Gefährten, den Indianern, der Vergangenheit anheimfallen.

Die **Courreurs des bois** oder **Rangers of the Wood** (Waldlaüfer) waren urſprünglich Leüte, welche die Indianer auf ihren Jagdzügen begleiteten und dadurch die entfernten Gegenden und Stämme kennen lernten; ſie wurden die Hauſirer der Wildniß. Sie verließen Montreal in ihren mit Waaren, Waffen und Schießbedarf beladenen Kanoes, befuhren das Labyrinth der Flüſſe, welche die Kanadiſchen Wälder durchſtrömen und drangen bis zu den entfernteſten Seen vor. Zuweilen lebten ſie Monate lang unter den Indianern, gewöhnten ſich mit der Leichtigkeit des Franzoſen an ihre Sitten und Lebensweiſe, kleideten ſich theilweiſe wie die Wilden und nahmen Indianerinnen zu Frauen.

Es vergingen oft zehn, zwölf bis fünfzehn Monate, ohne daß man etwas von ihnen hörte, bis ſie endlich in ihren mit Biber-Fellen beladenen Booten zurückkehrten. Manche dieſer Courreurs fanden ein ſolches Wohlgefallen an der Lebensweiſe der Indianer und der vollkommenen Freiheit der Wildniß, daß ſie allen Geſchmack an der Civiliſation verloren und ſich unter den Wilden niederließen, von denen ſie ſich nur durch größere Zügelloſigkeit unterſchieden.

37. Seite 298.

Der Prinz Max von Neüwied, welcher bekanntlich Braſilien und Nord-Amerika bereiſte, ſagt (Reiſe in Nord-Amerika, Bd. I S. 437 Anm. 1), daß die Plage der Moskitos (Tipula) in manchen Jahren am Miſſouri größer ſei, als in Braſilien. In dem Tagebuche, welches zu Fort Union geführt wurde, fand er folgende Bemerkungen: „28. Juni. Myriaden von Moskitos haben das Fort angegriffen; es iſt unmöglich, ihren Stichen auszuweichen; ſie drängen ſich durch jede Spalte ein und gebrauchen ihre Waffe mit ihrer gewöhnlichen Gewandtheit". — „29 Juni. Die Moskitos ſind zahlreicher, als ſie jemals geweſen". — Sie dauern im Juli fort, aber im Auguſt nehmen ſie ab. Ohne Moskiten-Netz kann man in jener Zeit nicht ſchlafen. Am 8. Auguſt hatte man im Fort Union Nachtfroſt, welcher die Inſekten größentheils tödtete.

38. Seite 315.

Die Sakis ſollen ſich ſelbſt Sauki oder Sauki-uck (die aus dem Lande

Digitized by Google

zogen), im Plural Saukuck nennen; in der Saki- und Fuchs-Sprache wird im Plural die Endung *uck* angehängt. Die Fuchs-Indianer nennen ſich Mus-quack oder Mus-quack-ki-uck (rothe Erde). Von den Ojibuäs (Tſchippewäern) werden die Fuchs-Indianer Utagami's oder Otagami's genannt.

39. Seite 315.

Der Schwarze Falke, Haüptling der Sakis, war der Urenkel des „Donners", eines berühmten Haüptlings der Illinois. Er führte faſt beſtändig Krieg mit den Oſagen (Waſaji), Tſchirokis und mehreren anderen Stämmen. In dem Kriege zwiſchen England und den Vereinigten Staaten ſtand er mit einem Theile ſeines Stammes auf der Seite der Erſteren, während Kiokuk mit etwa zwei Drittheilen der Nation ſich neütral verhielt. Als im Jahre 1831 die Regierung der Vereinigten Staaten die Seminolen zur Auswanderung zu bewegen ſuchte, widerſetzte ſich der Schwarze Falke dieſem Anſinnen mit gewaffneter Hand und überfiel in einem Hinterhalte eine Abtheilung Amerikaniſcher Miliz, die bis auf den letzten Mann niedergemacht wurde. Dieſer erſte Erfolg erhöhte ſeinen Muth und er ſetzte die Feindſeligkeiten fort, bis ihm endlich das Glück den Rücken wandte. Es gelang ihm zwar anfangs, den Amerikaniſchen Truppen zu entgehen, allein durch die Verrätherei zweier Winnebagos gerieth er endlich doch in Gefangenſchaft.

Man führte ihn zuerſt nach Waſhington, wo der Kriegs-Miniſter ihm vorſtellte, wie unnütz es ſei, ſich noch länger der Mehrzahl des Stammes und der Regierung der Vereinigten Staaten zu widerſetzen, die Beide den Frieden wollten. Zugleich wurde ihm verkündet, daß er auf allgemeines Verlangen des Stammes ſeiner Haüptlings-Würde entſetzt und Kihokuck zu ſeinem Nachfolger ernannt worden ſei. Er bat, man möge ihn frei laſſen, als man aber auf ſeine veränderte Stellung zu ſeinem Stamme hindeütete, erklärte er mit Stolz, daß er alt ſei und lieber ſterben, als einem Jüngeren gehorchen werde. Da man ſeinen Starrſinn kannte, ſo bewog man Kihokuck ihm den Zutritt zu den Berathungen zu geſtatten.

Bevor er zu ſeinem Stamme zurückkehrte, ließ man ihn im Lande herumreiſen, damit er ſich von der Größe der Macht überzeüge, gegen die er ſich aufgelehnt hatte. Dies hatte auch den gewünſchten Erfolg, denn bei dem Anblicke der großen Städte, der zahlreichen Bevölkerung, der Zeüghaüſer und Schiffswerfte erklärte er, er ſehe jetzt wohl ein, daß die Wigwams der Weißen zu zahlreich und zu gut vertheidigt ſeien, als daß ſie von den Rothen Männern jemals zerſtört werden könnten.

Am meiſten ſetzte ihn das Aufſteigen eines Luft-Ballons in Erſtaunen; er meinte, der Luftſchiffer müſſe ein Geiſt ſein, „aber", ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „er wird nimmer wiederkehren!"

Er verſöhnte ſich zuletzt noch mit Kihokuck und ſtarb im Jahre 1838 in einem Alter von 71 Jahren. Auf ſeinen Wunſch wurde ſeine Leiche in ſitzender Stellung mit dem Stabe in der Hand beerdigt. Er hatte nie mehr als *eine* Frau.

Digitized by Google

Der Prinz Max von Neüwied ſah den Schwarzen Falken während ſeines Aufenthalts im Fort Clarke.

40. Seite 329.

Eine wirkliche allmälige Abnahme der Urbewohner der neüen Welt findet nur da ſtatt, wo ſie als Jäger-Völker mit den bleichen Geſichtern zuſammentreffen, während bei den ackerbauenden und gewerbtreibenden Stämmen eine Zunahme ſich zeigt. Herr von Humboldt ſagt in dieſer Beziehung in einem Briefe an Herrn Profeſſor Zeune: „Ich habe keinen Zweifel, daß die rein Indianiſche Bevölkerung von ganz Amerika auf das Wenigſte bis 1843 auf ein Fünftel zugenommen. Die Abnahme zwiſchen dem Miſſiſſippi und der Südſee iſt darum ſehr unwichtig, weil ſie eine kleine Total-Summe betrifft".

41. Seite 343.

Über die angeblich Wäliſche Kolonie ſagt Alexander von Humboldt (**Relation historique, T. III, pg. 159**):

Man hat nach unbeſtimmten und wenig philoſophiſchen Wahrnehmungen von Zeit zu Zeit auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten Indianer zu entdecken geglaubt, die Irländiſch, Nieder-Bretagniſch oder das Celtiſche Schottlands ſprechen. Dieſe Fabel von Wäliſchen Indianern, welche die Wäliſche oder Celtiſche Sprache bewahrt hätten, iſt ſehr alt. Schon zur Zeit Ralegh's verbreite ſich in England ein unbeſtimmtes Gerücht, daß man an den Küſten Virginiens den Wäliſchen Gruß: Hao, hui, iach, gehört habe. Owen Chapelain erzählt, daß er ſich im Jahre 1669 durch Ausſprechen einiger Celtiſchen Worte aus den Händen einiger Tuscarora-Indianer, die ihn ſkalpiren wollten, gerettet habe! Daſſelbe ſoll angeblich Benjamin Beatty paſſirt ſein, als er ſich von Virginien nach Carolina begab. Derſelbe verſichert außerdem noch, daß er eine ganze Wäliſche Völkergeſchaft angetroffen habe, welche noch die Erinnerung an die Reiſe des Madoc-ap-Owen, der im Jahre 1170 dort ankam, bewahrt habe!

John Filſon hat in ſeiner Geſchichte von Kentucky dieſe Erzählungen der erſten Reiſenden wieder aufgefriſcht. Nach ſeinen Angaben ſah der Kapitän Abraham Chapelain in dem Handels-Poſten Kaskasky Indianer ankommen, die ſich mit einigen aus Wales gebürtigen Soldaten in Wäliſcher Sprache unterhielten. Er glaubt ſogar, daß, „ſehr weit in Weſten, an den Ufern des Miſſouri, eine Völkerſchaft lebt, die, außer der Celtiſchen Sprache, auch einige Gebraüche der chriſtlichen Religion beibehalten habe". (**History of Kentucky. pg. 122**). Ein Kapitän Iſaak Stewart behauptet, am Red River (Rother Fluß) von Natchitoches, über **100** Meilen oberhalb ſeiner Mündung in den Miſſiſſippi, an der Vereinigung mit dem Poſt-Fluſſe (?), Indianer mit weißer Haut und rothem Haar gefunden zu haben, welche Wäliſch ſprachen und die Beweiſe ihrer Abſtammung beſaßen. „Um das, was ſie über ihre Ankunft an der Oſt-Küſte ſagten, zu beweiſen, zeigten ſie Pergament-Rollen vor, die ſorgfältig in Seehunds-Fell gehüllt waren und auf denen ſich große blaue Schriftzeichen befan-

Digitized by Google

den, die weder Stewart noch ſein Gefährte Darvey, ein geborner Wäleſer, zu entziffern vermochten (Mercure de France. 5. Nov. 1785). Dies ſind unſtreitig jene Wäliſchen Bücher, von denen in Franzöſiſchen und Amerikaniſchen Journalen die Rede war. Revue encyclopédique. No. 4 pg. 162 und Artikel Homme im Dict. des Sciences nat. T. XXI. pg. 392.)

Es iſt hier zuvörderſt zu bemerken, daß alle dieſe Zeügniſſe hinſichtlich der Angaben der Orte ſehr unbeſtimmt ſind. Der letzte Brief Owen's, welcher in die Eüropäiſchen Journale übergegangen iſt, (11. Febr. 1819), verſetzt die Poſten der Wäliſchen Indianer an den Madwaga und theilt ſie in zwei Stämme, die Brydones und Chadogees. „Sie ſprechen das Wäliſche mit größerer Reinheit, als im Fürſtenthum Wales ſelbſt (!), denn es iſt frei von Anglicismen. Sie bekennen ſich zum Chriſtenthum, das aber ſehr mit Druidenthum gemiſcht iſt.

Man kann dieſe Behauptungen nicht leſen, ohne ſich zu erinnern, daß alle fabelhaften Erzählungen, welche der Einbildungskraft ſchmeicheln, periodiſch unter neüen Formen wieder auftauchen. Warden, der gelehrte und kritiſche Geograph der Vereinigten Staaten, fragt mit Recht, warum alle jene Spuren Wäliſcher Kolonieen und Celtiſcher Sprache verſchwunden ſind, ſeitdem weniger leichtglaübige Reiſende, die gewiſſermaßen einander kontrolliren, das Land zwiſchen dem Ohio und dem Felſen-Gebirge bereiſt haben. Mackenzie, Barton, Lewis und Clarke, Pike, Drake, Mitchill und die Herausgeber der neüen Archaeologia Americana haben nichts, abſolut nichts gefunden, was auf Überreſte Eüropäiſcher Kolonieen aus dem 12. Jahrhundert hindeütete. Ja, die Reiſe des Madoc ap Owen iſt bei weitem ungewiſſer, als die Fahrten der Skandinavier (der Isländer Rauda, Björn, Leif u. ſ. w.) Wenn man Spuren irgend einer Eüropäiſchen Sprache in Nordamerika finden könnte, ſo würde dies vielmehr die Teütoniſche (Skandinaviſch, Deütſch oder Gothiſch), als das Celtiſche oder Wäliſche ſein, welches von den Germaniſchen Sprachen weſentlich abweicht. Da der Bau der Amerikaniſchen Idiome den Völkern, welche die modernen occidentaliſchen Sprachen reden, äußerſt bizarr erſcheint, ſo haben die Theologen das Hebräiſche (Semitiſch oder Aramäiſch), die Spaniſchen Koloniſten das Baskiſche (oder Iberiſche), die Engliſchen und Franzöſiſchen Koloniſten Wäliſch, Iriſch oder Nieder-Bretagniſch darin zu finden geglaubt. Die Anmaßungen der Basken und der Bewohner von Wales, welche ihre Sprachen nicht nur als Urſprachen, ſondern auch als die Quellen aller anderen Sprachen betrachten, erſtrecken ſich noch über Amerika hinaus bis zu den Inſeln der Südſee. Ich traf an der Küſte von Peru einen Spaniſchen und einen Engliſchen Marine-Offizier, von denen der Eine auf Tahiti Baskiſch, der Andere auf den Sandwich-Inſeln Wäliſch gehört haben wollte.

Der Hirſch, welchen man in Nord-Amerika mit dem Namen Elk bezeichnet, iſt nicht das Elen (Cervus Alces), wie durch ein Verſehen an einigen

Digitized by Google

Stellen der Üeberſetzung ſtehen geblieben iſt), ſondern **Cervus strongyloceros** Schreb., ein großer ſtarker Hirſch, der gegenwärtig in den naturgeſchichtlichen Werken „Wapiti“ genannt wird, ein Name, der nach Max von Neüwied niemals hätte angenommen werden ſollen, da er in Amerika beinahe gar nicht bekannt iſt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

G. Catlin auf der Büffeljagd.

Digitized by Google

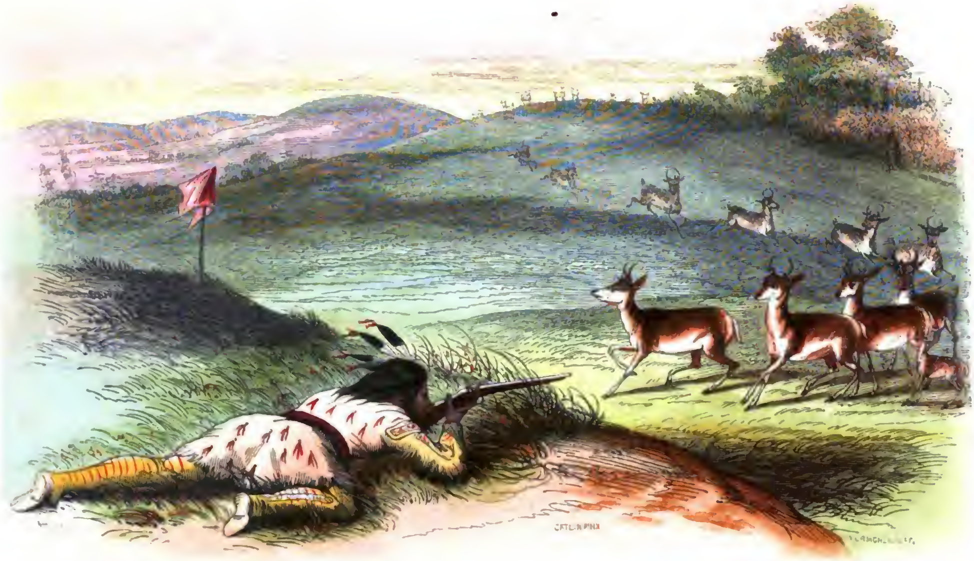
Digitized by Google

Waffen und bewaffnete Indianer.

Digitized by Google

Ein Doctor oder Krankheitbeſchwörer.

Digitized by Google



Die Antilopenjagd

Digitized by Google

Georg Catlin von einem Indianer-Häuptling bewirthet.

Digitized by Google

Der Büffeltanz.

Digitized by Google

Kühnheit und Geiſtesgegenwart der Indianer auf der Büffeljagd.

Digitized by Google

Der Bär-Tanz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Bärenjagd.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein Indianer einen Büffel verfolgend.

Digitized by Google

Die Büffeljagd auf Schneeſchuhen.

Gemalt von Catlin.

Digitized by Google

Büffeljagd unter dem weißen Wolfsfell.

Digitized by Google

Weiße Wölfe einen Büffel zerfleiſchend.

Digitized by Google

Wilde Pferde im Freien.

Digitized by Google

Das Einfangen des wilden Pferdes.

Digitized by Google

Camantſchen.

Digitized by Google

Ballſpieltanz der Indianer.

Digitized by Google

Ein Indianiſcher Ballſpieler.

Digitized by Google

Sioux-Indianerinnen mit ihren Kindern.

Digitized by Google

Der Schneeſchuh-Tanz.

Digitized by Google

Getreues Portrait des Häuptlings **Kee-o-Kuk** und ſeines Streitroſſes.

Digitized by Google

Der Indianer in Washington anlangend.

Digitized by Google

Die Rückkehr von Washington

Digitized by Google

Bei uns erſcheint in demſelben Formate und ähnlicher Ausſtattung:

Die Völker des Erdballs, nach ihrer Abſtammung und Verwandtſchaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht geſchildert von **Dr. Heinrich Berghaus**, Profeſſor in Berlin und Direktor des geographiſchen Inſtituts in Potsdam: Mit 150 naturgetreuen, ſehr ſauber mit Aquarellfarben ausgemalten Abbildungen und einem vollſtändigen alphabetiſchen Regiſter, zwei prachtvoll ausgeſtattete Bände gr. Lexik. 8°, oder in 50 Lieferungen à 10 Sgr. = 30 Kr. C. M.: Monatlich werden zwei Lieferungen ausgegeben.

Als Fortſetzung, und ſich unmittelbar den Völkern des Erdballs anſchließend, erſcheint in unſerm Verlage „von demſelben Verfaſſer bearbeitet“

Die Baudenkmäler aller Völker, in getreuen Abbildungen geſchildert, und nach ihrer Entſtehung, Beſtimmung und geſchichtlichen Bedeutung erläutert.

Zwei ſehr ſtarke, prachtvoll ausgeſtattete Bände, illuſtrirt mit vielen Holzſchnitten im Text und außerdem 150 ſehr ſauber ausgeführten Platten in Tondruck.

Die Ausgabe dieſes Werkes geſchieht in 36, alle vierzehn Tage erſcheinenden Lieferungen, zu dem ſehr billigen Subſcriptionspreis von 10 Ngr. 30 Kr. C. M. oder 36 Kr. Rh. pro Lieferung.

Beide Werke zuſammen bilden die ſchönſte und vollſtändigſte ethnographiſche Encyclopädie, welche unſere Literatur aufzuweiſen hat.

Das Buch der Ritterorden und Ehrenzeichen. Geſchichte, Beſchreibung und Abbildungen der Inſignien aller Ritterorden, Militär- und Civil-Ehrenzeichen, nebſt einer Auswahl der vorzüglichſten Koſtüme. In 24 Lieferungen, Roy. 8, jede mit 4 ſehr ſauber ausgemalten Tafeln. à 20 Ngr. oder 1 Flor. C. M.

Die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung iſt der Anſicht, daß in unſerem Zeitalter, wo ein unüberſehbares Netz von Verbindungswegen bald die ganze Erde überſpannen und die fremdartigſten Nationalitäten und Intereſſen in unmittelbare Berührung bringen wird, die möglichſt genaue Kenntniß der verſchiedenen Länder und Völker nicht nur eine der weſentlichſten Grundlagen aller modernen Kultur, ſondern in Bezug auf Kunſt, Handel und Induſtrie auch eine der ſicherſten Quellen des Erwerbs iſt.

Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend hat ſie, außer der vollſtändigen, aus den Völkern und ihren Denkmälern beſtehenden ethnographiſchen Handencyclopädie, ein Unternehmen begonnen, deſſen Zweck es iſt, nach und nach die intereſſanteſten Länder der Erde zu bereiſen; und zwar in der Art, daß den ſich dieſer Reiſe Anſchließenden, jedes Jahr ein anderes Land und Volk, in ſeinen Sitten und Gewohnheiten, in ſeiner moraliſchen, politiſchen, induſtriellen und commerziellen Ausbildung vorgeführt wird.

Das Werk erſcheint unter dem Titel: „Die Reiſe auf gemeinſchaftliche Koſten durch die intereſſanteſten Länder der Erde, unternommen von einer Geſellſchaft von Schriftſtellern und Künſtlern. Es erſcheinen jährlich 24 Lieferungen à 10 Ngr. oder 30 Kr. C. M., prachtvoll illuſtrirt mit Holzſchnitten im Text und den ſehr ſchön und getreu ausgeführten Abbildungen der vorzüglichſten Volkstrachten, Bau- und Kunſtdenkmäler. Vierundzwanzig ſolcher Lieferungen bilden die ſehr vollſtändige und genaue Darſtellung und Beſchreibung eines Landes und ſeiner Bewohner, mit Hindeutung auf ſeine geſchichtliche Entwickelung, auf die vorzüglichſten Volksſagen und Legenden, und, da der artiſtiſche Theil mit ganz beſonderer Sorgfalt behandelt iſt, ſo eignet ſich auch jede Abtheilung, zu der mit der 24ſten Lieferung immer ein beſonderer Titel und Umſchlag ausgegeben wird, als ein vollſtändiges, für ſich beſtehendes Prachtwerk, zu einem werthvollen Geſchenk.

Die erſte Abtheilung: **„Spanien und die Spanier,“** geſchildert von Emanuel von Cuendias iſt bis zur 8ten Lieferung erſchienen, und indem wir uns erlauben auf die lobenden Erwähnungen hinzudeuten, welche die geachtetſten Journale dieſem Unternehmen bereits gewidmet haben, zeigen wir hierdurch ergebenſt an, daß die zweite, im nächſten Jahre erſcheinende Abtheilung **„Das Rheinland“** darſtellen wird, und zu dieſem Zwecke bereits jetzt der Autor in Begleitung von zwei unſerer vorzüglichſten Künſtler den Rhein bereiſt.

Brüſſel und Leipzig, im Herbſt 1847.

Die Buchhandlung von **Carl Muquardt.**